

# Friedrich Wilhelm Hackländer Eugen Stillfried

## ERSTES CAPITEL.

*Der geneigte Leser sieht alte Dinge vielleicht auf eine neue Art. Er macht bei Tagesanbruch die Bekanntschaft einer würdigen Mutter und wohnt einem Zwiegespräch bei, welches dieselbe mit ihrem Sohne hält.*

Wenn man in einer großen Stadt lebt und spät in der Nacht oder, noch besser, früh gegen Morgen von einer durchschwärmten Soirée, einem lange dauernden Souper oder einem ermüdenden Balle träge und matt nach Hause schleicht, so bemerkt man, daß jetzt, wo sich fast Alles zur Ruhe begeben hat, ein eigenthümliches, sonderbar schattenhaftes Getreibe hie und da beginnt. Tiefe, schlummerverkündende Stille liegt auf den finsternen Straßen, die Gaslaternen flackern unmuthig, als wollten sie sagen, sie hätten jetzt des Leuchtens für heute Nacht genug.

In solchen sehr späten oder sehr frühen Stunden, wo der einsam nach Hause Wandelnde einem andern ebenso einsamen Wanderer gern aus dem Wege geht – denn ist Dieser ein Freund und Bekannter, so ist man zu träg, um noch mit ihm zu sprechen, ist er aber ein Fremder, so braucht er nicht

zu wissen, daß man erst bei anbrechendem Morgen heimkehrt – in solchen Stunden, wo man in den meisten Straßen nichts vernimmt, als das eintönige Lied des Nachtwächters, das Rollen eines fernen Wagens oder das Plätschern sämtlicher Röhrbrunnen der Stadt und der Fontainen auf öffentlichen Plätzen, bemerkt man auf einmal, wenn man sich zufällig gewissen Stadttheilen nähert, eine seltsame Geschäftigkeit, die hier mitten in der Nacht ihr lebhaftes Wesen treibt.

Von den Thoren heran durch die breiten Straßen, welche auf den Marktplatz führen, rollen schwerfällige Karren, mit einem oder mehreren Pferden bespannt und angefüllt mit allem dem, was die hungrige Stadt am nächsten Tage zu verschlingen gedenkt. Ungeheure Quantitäten Gemüse, Fleisch, Butter – Eier nicht zu zählen – Obst wie es gerade die Jahreszeit mit sich bringt; das alles wankt hochgeladen auf diesen ächzenden Karren durch die stille Stadt und wird in der Nähe des Marktes abgeladen, wo jetzt sogleich ein reges, bewegtes Leben anfängt. Hier sind alle Wirthshäuser und kleinen Läden geöffnet; eine geschäftige Menge unkenntlicher fast gespenstiger Wesen treibt sich umher, die ankommenden Sachen in Empfang zu nehmen, oder um beim Abladen und Verbandeln derselben zu helfen und so etwas zu gewinnen. Da sind Verkäufer und Aufkäufer, die ganze Ladungen übernehmen, um sie in kleineren Partien wieder an Andere zu verkaufen, von welchen sie erst das Publicum erhält. So vertheuert sich die Waare nach und nach, und das Ei und das Gemüse, welches so harmlos und sehr wohlfeil zum Thore hereinkam, hat schon mehreren hungrigen Speculanten dienen müssen und ist wohl auf das

Doppelte des ursprünglichen Preises gestiegen, ehe es in die rechte Küche gelangt.

Da kommen sie an in langen dunkeln Reihen, die vielen, vielen Wagen, und die Pferde schleichen langsam dahin, wohl aus Müdigkeit oder in der Absicht, die Schläfer ringsum nicht zu erwecken, zu denen ja auch der eigene Fuhrmann zu rechnen ist, der auf der Gabel sitzt und, nachdem er am Thore die Zoll-Visitation glücklich bestanden, nun wieder ruhig einnickt und sanft fortschläft, bis das Stillhalten des Karrens auf dem Marktplatze ihn abermals aufweckt.

Dazwischen wandeln Fußgänger, Männer, Weiber und Kinder, mit Tragkörben auf dem Rücken oder anderen, kleineren auf dem Kopfe und den Schultern, und bringen ebenfalls ihre Erzeugnisse zum Verkaufe in die Stadt, das, was sie im Laufe des gestrigen Tages mühsam angefertigt oder gesammelt. Sie schleppen ein ganzes Stück Wald mit herein an Blüten und Früchten – Blumen in großen, weithin duftenden Büscheln, Wald- und Erdbeeren, frischen Waldmeister und was sonst die Natur im Augenblicke Freundliches bietet. Andere bringen harziges Holz von Tannen und Föhren zum Anzünden der Feuer oder kleine Besen und Strohmatten – fast Alles ihrer Hände Arbeit.

Der Markt selbst bietet nun ein eigenthümliches Bild. Aus den Läden und Wirthshäusern rings umher dringt der Glanz der Lichter und bescheint die Menge, welche vor diesen Localen hin und her wogt. Es ist ein wildes Durcheinander von dunkeln, unkenntlichen Gestalten auf dem weiten Platze, und obgleich Jeder beim Aufstellen seiner Waare so wenig Geräusch wie möglich macht und leise lispelt und flüstert, so

machen doch alle diese Klänge und Töne zusammen ein hörbares Brausen und Murmeln aus, das man in den angrenzenden Straßen vernimmt und welches auch gewiß manchen leichten Schlummer in den anstoßenden Häusern stört.

In den Wirthsstuben geht es unterdessen lustig genug zu. Die Fuhrleute sowie die Knechte großer Bauern, die noch ein beschwerliches Tagewerk und die Heimfahrt vor sich haben, suchen schon so viel wie möglich die durchwachte Nacht mittelst ziemlicher Quantitäten Wein und Branntwein aus ihren Gliedern zu vertreiben. Die Speculanten, denen alle Mittel gelten, um die herbeigeführten Waaren billig einzuhandeln, setzen sich mit den Bauern selbst oder deren Bevollmächtigten hinter der Flasche fest, und beide Theile lassen gern etwas darauf gehen, um sich gegenseitig zu benebeln und dadurch zu niedrige oder zu hohe Preise zu erlangen. Das geringe Volk der Marktknechte, der Ablader treibt sich unterdessen draußen umher und hilft die Sachen, die herangebracht werden, von den Wagen herunter nehmen und in zierlichen, dem Auge wohlgefälligen Haufen auf dem rein gefegten Pflaster des Marktes ordnen.

Aber auch andere Gestalten winden sich durch das Gewühl und halten sich fern von dem Scheine des Lichtes oder von dem unsicheren Glanze, der von den Epauettes oder dem Säbel eines Polizei-Beamten ausgeht. Das sind Spitzbuben und Diebe durch alle möglichen Rangklassen und Grade hindurch, von armen, hungrigen Schelmen angefangen, die sich glücklich schätzen, wenn sie ein Stück Fleisch,

ein Dutzend Kartoffeln, ein Kohlhaupt oder dergleichen erbeuten können, bis zu den Vornehmeren ihres Geschlechtes, die es auf die Tasche ihres Nebenmannes abgesehen haben, oder bis zu jenen hinauf, die dem etwas angetrunkenen Bauer bereitwillig in eine Nebengasse folgen, und welchen es auf einige Faustschläge oder gar Messerstiche nicht ankommt, um sich in den Besitz einer wohlgefüllten Geldkatze zu setzen. Auch ähnliche Praktikanten des schwächeren Geschlechtes treiben hier ihr heimliches, scheues Wesen und sind gesucht und gemieden, wie es eben kommt. Ihnen ist jede Beute recht, und wenn sie keinen rechtmäßigen Erwerb finden, begnügen sie sich mit einem unrechtmäßigen, und die schlechtbekleideten, elenden hohläugigen Gestalten nehmen mit, was in ihren Bereich kommt, und schleppen es davon in ihren weiten Rocktaschen oder unter ihren nachlässig umgeworfenen, langen, schmutzigen Halstüchern.

So wogt und wimmelt Alles durch einander in der Dämmerung einer verschwindenden Sommernacht, und je wärmer und angenehmer die Luft ist, und je klarer und freundlicher der Mond oder die funkelnden Sterne herabblicken, um so unheimlicher erscheint dieses nächtliche Getreibe. Auf Augenblicke herrscht wirkliche Stille da unten, dann aber vernimmt man Menschenstimmen, die rufen, schreien, zanken; dazwischen schnauben und wiehern Pferde, Hunde bellen, Enten und Gänse in ihren Körben lassen seltsame Klageöne vernehmen, und um all' diese hunderterlei Gegenstände und Gestalten, die in großen Haufen daliegen oder eilig durch einander schlüpfen und emsig hin und her eilen, stehen die alten, ernsten Häuser mit ihren hohen, zackigen Giebeln, mit ihren zierlichen Erkern, und schauen verwundert in das wirre Treiben der Massen da unten.

Es ist wie ein anderer Hexen-Sabath, und wie ein solcher beginnt es auch aus einander zu stieben mit dem ersten Hahnenschrei. Sobald der Himmel anfängt, im Osten heller zu werden, sobald die frischere, kältere Morgenluft den herannahenden Tag verkündigt, und sobald die Sterne droben am Himmel erbleichen, erlöschen auch die Lichter in den Wirthshäusern und Läden; nach und nach und erstirbt das Leben auf dem weiten Marktplatze. Nach allen Richtungen hin verläuft sich die Menge, die hier beschäftigt war, wie ein schmutziges, rauschendes Gewässer, das den Platz vorhin bedeckte, nun allmählig verschwindet, und darauf tritt hervor das ganze Terrain, welches er bis jetzt bedeckte, mit seinen Höhen und Tiefen. Und diese Höhen stehen wohlgeordnet da und zeigen sich dem Auge als schön ausgestellte Gemüsehäufen, und die Tiefen und Gassen dazwischen hat man reinlich gekehrt, und wie es nun immer heller und heller wird, und die graue Morgendämmerung in das helle, glänzende Licht eines frischen Sommertages übergeht und deutlich zeigt die vielen glänzenden Farben der tausenderlei Gegenstände, die hier ausgestellt sind: so verschwindet ebenso schnell das Unheimliche des Nachtgemäldes, und ein anderes, schönes, freundliches, angenehmes Bild zeigt sich dem Auge des Beschauenden.

Aber es ist noch sehr früh am Tage. Nur hie und da öffnet sich langsam eine Hausthüre, und ein schläfriges Dienstmädchen tritt heraus, das Morgenwasser für die Haushaltung zu holen. Lohnkutscher und Fiaker, die früh einspannen müssen, kommen in sehr mangelhafter Toilette und ziehen ihre Pferde nach sich an den benachbarten Brunnen. In den Straßen der Stadt liegt noch ein feiner Duft, und der reine blaue Himmel, der sich oben zwischen Kirchthürmen

und Schornsteinen zeigt, sowie das feucht werdende Pflaster versprechen einen schönen warmen Tag.

Die Straßen sind still; der Lärm der Nacht, den wir vorhin beschrieben, hat sich auch in der nächsten Nähe des Marktes vollkommen gelegt; man hört einen frühzeitigen Spaziergänger auf mehrere hundert Schritte seine Hausthüre hinter sich zuschließen und vernimmt den Klang seiner Fußtritte. Die letzten Wanderer, die in der vergangenen Nacht den ersten Marktwagen begegneten, haben sich noch nicht gar lange zu Bette gelegt; sie verdunkeln ihre Fenster so viel wie möglich, um dem Tageslichte den Eintritt in ihre Schlafzimmer zu verwehren; sie werfen sich unruhig hin und her, und der leichte, unerquickliche Schlummer, der über sie dahin fährt und sie nur zuweilen und wie neckend mit seinem Finger berührt, ist ein erbarmungsloser Spiegel und zeigt ihnen die Leiden und Freuden der vergangenen Nacht, das Gewühl des Tanzes, und dabei erklingt in ihrem Ohr die gleiche Tanzmusik immer und unaufhörlich fort, oder es gaukelt vor ihrem innern Auge die Karte, auf welche sie beständig verloren, oder an ihre Seite schmiegt sich spottend und neckend das Bild eines Mädchens, von dem sie vergebens getrachtet, einen Blick der Liebe zu erhalten.

Aber auch andere Schläfer, die nicht die Nacht durchgeschwärmt, wälzen sich in der frühen Morgenstunde unruhig auf ihrem Lager – solche unglückselige Sterbliche, die sich im Allgemeinen eines schlechten Schlafes erfreuen, die den sehnlich herbeigeseufzten nicht festzuhalten vermögen, die während der Nacht jede Uhr von allen Kirchen schlagen hörten, und die nun, da das unbarmherzige Tageslicht ihr

Zimmer erfüllt, verdrießlich aufstehen, ärgerlich den Fenstervorhang aufziehen und mit einem entsetzlich nüchternen Blicke in den jungen, glänzenden Tag hinaus schauen. Ach! was ihnen fehlt, ist Anderen in so reichlichem Maße gegeben, und aus den gegenüberliegenden offenen Fenstern tönt das feste solide Schnarchen eines außerordentlich gesunden Schlafes, eines Schlafes, der nur vor dem rasselnden Wecker einer Uhr entflieht, der gleich darauf im Zimmer des Nebenhauses anfängt zu arbeiten.

Die gefangenen Nachtigallen in den Straßen sind schon lange verstummt; draußen auf dem Felde singt die Lerche und jubilirt der Sonne entgegen, die nun anfängt, mit den umliegenden Bergen und Kirchthürmen zu liebäugeln. Die Häuser öffnen jetzt nach und nach ihre Augen: zuerst die obern Stockwerke – bei den untern dauert es freilich noch eine Zeit lang – die Stadt wird lebendig und fängt an zu summen und zu rasseln. Aus sämtlichen Schornsteinen steigt der blaue Dampf kerzengerade in die Höhe; aus den Werkstätten hervor klingt lustig das Schlagen der Hämmer, das Seufzen der Säge und des Hobels.

Wir wissen nicht, ob es anderen Leuten auch so ergeht, aber uns ist der Marktplatz, so vollständig versehen mit allen Lebensbedürfnissen, namentlich in früher Morgenstunde, einer unserer liebsten Spaziergänge. Noch sind nicht viele Käufer da, nicht einmal alle Verkäufer, und man hat so Muße und Zeit, sich all' die Sachen in der Nähe zu betrachten: das frische Gemüse, das schöne Obst, die unendliche Reihe mit Körben voll hellgelber Butter, die Eierniederlagen, die frischen Küchenkräuter, die duftigen Blumen. Dann hat auch der Markt, wenn er so in den ersten Stunden des Tages in seiner ganzen Jungfräulichkeit daliegt, eine so



köstliche Atmosphäre, einen so frischen Wald- und Gartenduft. Das Pflaster ist reinlich gekehrt, Blumen und Früchte sind mit Millionen Wassertropfen bedeckt, theils wirklichen, vom beiabfallenden Thau, theils künstlichen, durch darauf gespritztes Wasser.

Auch die Nebenstraßen und kleinen Gäßchen, die auf den Marktplatz münden, haben etwas mitgetheilt erhalten von dem Duft und der Frische desselben. Mag es nun von dieser Nachbarschaft herkommen, oder von den engen Straßen und hohen Häusern, welche die Sonnenhitze abhalten, oder von den vielen Brunnen, die hier rauschen und kühlen – genug, es ist um diese Tageszeit hier in den engen Gäßchen recht behaglich und angenehm, und wenn man aus den breiteren heißen Straßen herniedersteigt, thut die Frische und Kühle hier, sowie der Anflug von Morgendämmerung, der noch nicht ganz verschwunden und namentlich in den langen, finsternen Höfen der Häuser zurückgeblieben ist, so unendlich wohl.

Dieser langen und finsternen Höfe gab es in der Stadt, von welcher wir hier sprechen, noch eine große Menge, und sie gehörten zu ebenso finsternen und engen Häusern, die aber von den Gewerbetreibenden und Geschäftsleuten sehr gesucht wurden. Diese Häuser hier stammten aus alter Zeit und waren aus solidem Mauerwerk aufgeführt, hatten meistens gewölbte Treppen und Gänge, kleine Fenster, dicke Mauern, und es war in ihnen kühl im Sommer und warm im Winter. Sie bildeten mit dem Marktplatze den Kern der Stadt und waren von alten adeligen Geschlechtern und reichen Patriziern erbaut worden. Hier hatten diese bekannten Geschlechter lange, lange Jahre gehaust, in der Nähe eines alten Castells und geschützt von diesem, sowie durch die

innere Stadtmauer, welche sie ehemals in stattlicher Höhe und Breite umgaben. Bald aber wurde es den vornehmen Geschlechtern und reichen Kaufherren zu eng und zu finstern in ihren massiven Wohnungen: sie verließen dieselben, rissen die Stadtmauer nieder und bauten sich in breiteren Straßen luftigere Häuser. Die alten aber behielten sie bei zu Waarenlagern, Stallungen, Magazinen und sonstigen Gelassen, und als sie nach und nach des Geldes benöthigter wurden, vermieteten sie diese Stammhäuser an Bürger und Handwerker, verkauften sie auch wohl, und so begann hier ein frisches, reges Leben, und die Stille dieser hohen Treppen und Gewölbe wurde vertrieben durch das Leben und Weben eines allgemeinen Verkehrs. Die steinernen Wappen über den Thüren und Thoren sahen seltsam hernieder auf die so ganz anders gewordene Zeit, und die Grafenkrone, die, aus Stein gehauen, mit ihren neun Spitzen trotzig aus dem Gemäuer eines dieser Häuser hervorragte, und die vordem reich vergoldete Sänften, prachtvoll aufgeschirrte, glänzende Rosse an der Hand in Seide gekleideter Edelknaben gesehen, würde jetzt gewiß schmerzlich zusammengezuckt sein, wenn das anders möglich gewesen wäre, bei dem Betrachten des ambulanten Obstkrames, der sich unter sie etablirt, oder bei der pöbelhaften Berührung der großen Fahrpeitsche, die der benachbarte Brauknecht so gern über die neun Zacken legte. Aber daran ließ sich nichts mehr ändern.

Das Haus, von dem wir eben sprachen, hatte neben dem riesigen Steinportal mit hochgräflichem Wappen in der That einen kleinen Obstkram, und in den weitläufigen Hintergebäuden war eine Brauerei errichtet. Durch das eben erwähnte Portal trat man in einen ziemlich breiten Hof, den

vormals Säulengänge umgeben hatten; jetzt aber waren die Bogen zugemauert worden, um Platz für ein Heumagazin, das rings herum lief, zu gewinnen. Die armen alten Säulen staken zwischen neumodischen Backsteinen, und es war kläglich anzusehen, wie nur noch hie und da eine Idee der Rundung des Capitäls sichtbar geblieben war.

Dieser Hof war das Bild einer malerischen Unordnung. Das einzige aus alten Zeiten her noch ziemlich Erhaltene war ein schöner Brunnen, ein wahres Kunstwerk, – ein aus Stein gemeißelter Drache, der sich emporbäumend das Wasser in ein großes Marmorbassin spie. Doch da das kupferne Mundstück, das er früher zwischen den Zähnen seines Rachens hielt, gewiß eines Tages entwendet und verkauft, kurz, abhanden gekommen war, so hatte man eine dicke Holzröhre zwischen seine Zähne hineingeschlagen, die dem Gesichte des Drachen ein äußerst geschwollenes Ansehen gab. Statt in die Marmorschale, wie früher, lief das Wasser in eine Vertiefung des Bodens und diente hier zum Aufenthalt einer ganzen Schaar kleiner und großer Enten und Gänse, die watschelnd und schreiend den weiten Hof zu einem harmlosen Spielplatz erwählt zu haben schienen. Daneben befand sich eine große Schaar Hühner, die sich von dem gemeinen, nassen und beschmutzten Geschlechte der eben genannten Wasservögel ziemlich fern hielt und auf einem großen Misthaufen stolz für sich allein blieb. Der Hahn mit hochrothem Kamme und goldgelbem Gefieder schien besonders darauf zu halten, daß die Hühner streng auf Rang und Stand sahen und sich mit jenen nicht gemein machten, denn er umkreiste stolz den Misthaufen, und wenn eine der jungen Enten oder Gänse sich zu nähern wagte, so streckte er sich lang empor, sträubte zornig seine Federn und ließ ein

majestätisches Krähen vernehmen. Kleine Ferkel und junge und alte Hunde, die sich ebenfalls hier herumtrieben, schienen eine vermittelnde Rolle zwischen Enten und Hühnern spielen zu wollen: denn bald schnupperten sie in der Kothlache bei den Wasservögeln umher, bald wälzten sie sich in kleinen schmutzigen Pfützen, welche den Misthaufen begrenzen.

Auf der einen Seite des Hofes stand ein großer Karren, ähnlich denjenigen, welche heute Nacht in langen Reihen und schwer beladen in die Stadt fahren. Ein blaues Tuch war darüber gespannt, und wo dasselbe hinten zurückgeschlagen war, bemerkte man, daß auf dem Wagen nur noch einige Ueberreste von Gemüse zurückgeblieben waren. Die Hauptladung dagegen hatte man sorgsam auf den Boden niedergelegt, und bestand dieselbe aus einem gewaltigen Haufen von Kohlköpfen, gelben und weißen Rüben, neben welchen sich große Körbe mit Erbsen und Bohnen befanden.

Aus diesem Hofe führte eine breite Treppe in die hinteren Wohnungen und zuerst in ein Vestibül, hoch gewölbt, welches nicht übermäßig erhellt wurde durch diesen Eingang selbst, sowie durch ein halbrundes vergittertes Fenster. Diese Vorhalle bildete eine würdige Fortsetzung des Hofes; Geflügel und andere Thiere liefen hier aus und ein, und namentlich legten die kleinen Ferkel hier eine außerordentlich lebenswürdige Ungezwungenheit an den Tag. Obgleich es, wie schon gesagt, Sommer und draußen sehr heiß war, so brannte doch in diesem Gewölbe in einem mächtigen alten Steinkamine ein hell loderndes Feuer, über welchem an einer starken rußigen Kette ein Wasserkessel hing, dessen

Inhalt dampfte und zischte. Neben diesem Kessel saß auf einem breiten hölzernen Stuhle eine Frau, die sowohl als Herrin des eben beschriebenen Hofes, wie der geneigte Leser später erfahren wird, als auch in anderer Beziehung unsere Aufmerksamkeit sehr verdient.

Diese Frau war von der Natur mit einer solch wahrhaft erschreckenden Körperfülle bedacht, daß unbefangene Personen, die sie zufällig sahen, erstaunt stehen blieben und sich gegenseitig verwundert fragten, ob hier Wahrheit oder Täuschung sei. Daß aber Letzteres nicht der Fall war, sah man auf den zweiten unbefangenen Blick, denn die Frau trug ihre Körperfülle mit einer gar zu sichtbaren Anstrengung. Da sie obendrein nicht sehr groß war, so fiel ihre riesenhafte Taille um so mehr in die Augen. Hierzu paßte der kurze, dicke Hals und das runde, vom Wetter stark gebräunte Gesicht.

Die Frau war hoch in den Vierzigen und hatte trotz ihrer gewaltigen Dicke im Aeußeren nichts Unangenehmes, das heißt in ruhigen Momenten. Sobald sie aber heftig wurde – und das kam zum Schrecken ihres Arztes zuweilen vor – so stemmte sie ihre beiden dicken Arme in die Seiten und blies die Nasenlöcher ungebührlich auf; ihr sonst bräunlicher Teint spielte alsdann in's Bläulichrothe, und ihre gewöhnlich schwerfälligen Bewegungen hatten in solchen Augenblicken etwas entsetzlich Behendes.

Diese Frau war Madame Schoppelmann, erste Obst- und Gemüsehändlerin der Residenz, das Factotum sämmtlicher Köchinnen und Köche guter Häuser, – eine Dame, die nicht bloß gemeinen Kohl und Erbsen verkaufte, sondern der

man es bei großen Dinern und anderen Festlichkeiten gestrost überlassen konnte, Fruchtpyramiden und Blumenkörbe nach eigenem Geschmack und Sinn aufzustellen. Madame Schoppelman war eine wirkliche geheime Räthin in allen adeligen Küchen und denen vornehmer Bürgerhäuser. Letztere überließen ihr nicht selten die Beschaffung einer ganzen Gasterei, d. h., was die Urstoffe aus allen Reichen der Natur anbelangte; denn sie gab sich nicht blos mit Gemüsen und Blumen ab – dies waren eigentlich nur Nebengeschäfte – sondern ihre Hauptstärke bestand in dem Auffinden der besten Quellen für Wildpret aller Art, für die feinsten Geflügel, für Fische und Krebse. Wehe dem Koch, der sich mit ihr verfeindete! Wehe dem Ehemanne, der behauptete, eine Schüssel Krebse, die sie geliefert, bestehe für die Jahreszeit aus zu kleinen Individuen! Der Name der Madame Schoppelman, die solche besorgt, machte ihn verstummen, schlug ihn vollkommen darnieder.

Das Haus und den Hof, von dem wir vorhin sprachen, hatte sie gekauft, und war hier auf ihrem Grund und Boden absolute Herrscherin. Wenn es schon an sich, wie wir vorhin bemerkten, sehr unangenehm war, mit Madame Schoppelman in einen Streit zu gerathen, so wäre es doch für jeden Sterblichen weit gefahrloser gewesen, eine Löwin in ihrer Höhle anzugreifen, als diese würdige Frau in ihrer Wohnung. Die beherztesten Straßenjungen, die es nicht unterließen, hie und da ihre schmalen Backen höhnisch aufzublasen, wenn sie bei der dicken Frau auf dem Markte vorbeigingen, schlichen muthlos bei diesem Hofe vorüber, und keiner unter ihnen hat es je gewagt, die Ferkel, die kleinen

Hunde oder das Geflügel durch einen geschickt angebrachten Steinwurf zu beunruhigen. Es ging unter der Knabenwelt die Sage von entsetzlichen und unheimlichen Kellern und Löchern im Hintergebäude dieses Hofes, und man erzählte, Frau Schoppelman habe eines Tages einem kleinen Buben, der ihr einen Apfel wegstipitzt und aufgespeist, gedroht, sie wolle es mit ihm nächstens gerade so machen. Selbst die Polizei vertiefte sich nicht gern in diese Räume; und wir glauben, des Abends, wenn das große Hofthor geschlossen war, hätte es kein Polizeibeamter gewagt, dasselbe ohne den Willen der Besitzerin öffnen zu lassen.

Und doch sah die Polizei sich häufig veranlaßt, mit dieser Frau oder vielmehr ihren Söhnen in intime Unterhandlungen zu treten. Diesen Söhnen – es waren deren zwei – sagte man überhaupt nicht viel Gutes nach. Es waren wilde, rohe Bursche, jähzornig und rauflustig, in allen Wirthshäusern bekannt, in allen gefürchtet und gemieden. Der Eine war seines Zeichens ein Fuhrmann, der Andere ein Händler, und Beide trieben sich in den benachbarten Dörfern und Städtchen umher, und was der Eine für das Geschäft der Mutter erhandelte, das führte der Andere nach Hause. Von dem Händler sagte man obendrein noch, daß die wenigsten der Hasen und Rehe, welche Madame Schoppelman feil bot, von ihm erkaufte worden wären, vielmehr hielte er es für eine sehr gesunde Bewegung, mit seiner leichten Büchse in den herrschaftlichen Wäldern umher zu spazieren und sich dabei zu einem guten Schuß und einigen Gulden zu verhelfen. Denn in solchen Fällen verkaufte er das geschossene Wild an die Mutter, und wir müssen es zur Ehre dieser Frau sagen, daß sie selten, und auch dann nur zu einem unklaren Begriff über das wilde, liederliche Treiben ihrer Söhne kam.

Dabei aber hatten diese beiden Bursche eine gewaltige Scheu vor ihrer Mutter, und wenn sie nach Hause zurückkehrten, waren sie wie umgewechselt und betrugten sich so still und manierlich wie möglich. Madame Schoppelman handhabte aber auch das Regiment in ihrem Hause mit einer eisernen Strenge und ließ ihren Söhnen in fraglichen Fällen dieselbe Behandlung wie ihren Hausthieren angedeihen, das heißt, sie schlug sie, ohne sich weiter dabei zu ereifern und ohne Ansehen der Person, mit dem Stück Holz oder Hausgeräthe, das sie gerade in der Hand hatte, derb auf die Köpfe.

Madame Schoppelman hatte aber auch eine Tochter, und Alles, was der ganzen übrigen Familie an Schönheit und Liebreiz mangelte, schien auf diese vereinigt zu sein. Es gab kein schöneres, blühenderes Bild der frischesten Gesundheit, wie dieses Mädchen. Von der Mutter hatte sie den festen, runden Körperbau, dazu etwas Schnippiges, ja Trotziges geerbt; von dem seligen Herrn Schoppelman dagegen ein weiches Gemüth, kohlschwarze, dichte Haare, blitzende Augen und einen sehr guten Humor.

Katharina, so hieß das Mädchen, war der Glanzpunkt des ganzen Marktes, und einen Strauß von ihrer Hand zu bekommen, war bei den jungen Herren der Stadt gewissermaßen zur Mode geworden. Die Mutter hatte sich schon oft darüber geärgert, daß sich die junge Männerwelt so auffallend um ihre Körbe herum trieb, und hätte den Grund hierzu, den Blumenhandel, schon längst gern aufgegeben, wenn derselbe nicht so außerordentlich viel Geld abgeworfen hätte. Auch war es bei dem allerdings angestregten Tagewerk



ihrer Tochter deren einzige Erholung, die verschiedenartigsten Blumen kunstreich zu Sträußen zu binden, und Madame Schoppelman gestand sich mit Stolz, daß kein Gärtner ein so gut zusammengesetztes Bouquet anzufertigen im Stande sei, wie ihre Katharina.

Es war also noch sehr früh am Morgen; das Holz auf dem Herde prasselte, der Wasserkessel summt, und Madame Schoppelman vervollkommnete dies zu einem Terzet, indem sie eine gewaltige Kaffeemühle handhabte und den Schwengel derselben rasselnd herumdrehte. Nahe beim Eingange saß der älteste Sohn, Fritz, der Fuhrmann; er hatte beide Arme auf den Tisch gestemmt und ließ das Haupt darauf ruhen. Er war vollständig angezogen, und seine schweren Schuhe und Leder-Gamaschen, sowie das dunkelbraune Wamms, dicht mit Staub bedeckt, zeigten deutlich an, daß er heute Nacht über Land gewesen war. Jetzt richtete er sich langsam in die Höhe, schob seine kleine Ledermütze auf das rechte Ohr und sagte: »Da ist nichts zu machen, die Andern verderben uns alle Preise. Ich hätte Euch die Artischocken gern mitgebracht und auch bessere Melonen; aber ein solches Sündengeld dafür hinlegen, das habe ich nicht über's Herz bringen können.«

»Und wer hat sie dir denn wieder vor der Nase weggekauft?« fragte barsch die Mutter.

»Nun, wer denn sonst, als unser Nachbar, der alte Sünder! Kam mir schon hohnlachend aus der Gärtnerei entgegen und unterstand sich, mir zu sagen, wenn ich Artischocken oder Melonen wolle, könne ich sie von ihm kaufen. Das Vieh! Aber der läuft mir noch einmal des Nachts in den Weg. — Wenn ich nur alles andere so genau wüßte!« — Mit diesen

Worten schlug der Fuhrmann ingrimmig auf den Tisch, und dann spie er vor sich nieder auf die Erde.

Die Mutter schien ihren Zorn über den verfehlten Melonen- und Artischockenkauf an ihren Kaffeebohnen auslassen zu wollen, denn sie drehte darauf los, daß die armen, halbzerquetschten Bohnen die verzweifeltsten Versuche machten, der Kaffeemühle zu entspringen.

»Und du hast deinen Bruder nachher nicht mehr gesehen?« fragte die Frau. »Weißt du nicht, ob er auf das Schloß Wolfsberg gegangen ist? Ich habe es ihm wenigstens so anbefohlen; man läßt dort die großen Teiche ab, und ich brauche für die nächsten Tage so viele Karpfen und Aale, als ich bekommen kann!«

»Ich glaube, er ging dorthin,« erwiderte der Fuhrmann. »Auch wollte er sich nebenbei nach Feldhühnern umsehen.« – Dabei lächelte er verschmitzt in sich hinein.

»Was das Umsehen anbelangt,« nahm die Mutter sehr ernst das Wort, »so hoffe ich nicht, daß er sich in den Feldern umsieht. Hat gewiß wieder ein Gewehr bei sich versteckt! Ich will's ihm schon sagen, wenn er nach Hause kommt. Habe wahrhaftig keine Lust, jede Woche wegen euch vor Gericht geladen zu werden! Das sag' ich dir ein für alle Mal, und du kannst dir's merken und deinem Bruder mittheilen: wenn sie euch wegen eurer Geschichten einmal ernstlich einsperren, da thue ich keinen Schritt, weder mit guten Worten, noch mit Geld, und wenn sie euch bis zum letzten Tage sitzen lassen!« – Dabei streckte die Frau ihren dicken, muskulösen Arm weit von sich, als wollte sie sagen: »Das ist abgemacht!« Der Kaffee schien auch gemahlen zu sein; denn sie zog die Schublade der Mühle heraus, und nachdem sie sich überzeugt, daß alle Bohnen gehörig zerrieben

seien, schüttete sie das Mehl in eine auf dem Herde stehende riesenhafte Kaffeekanne.

Der Sohn hatte seinen Arm wieder auf den Tisch gestützt und murmelte während dessen etwas in sich hinein von ewigen Plagereien und Schindereien, und daß das schlechte Volk es nicht unterlassen könnte, sie beständig anzugeben. »Wenn ich aber oder der Bruder,« fuhr er lauter fort, »einmal jemand erwische, der uns solche Geschichten nachsagt, da kann es ein Unglück geben – mich soll der Teufel holen, ein rechtes Unglück!«

»Halt dein Maul!« versetzte die Mutter ruhig, während sie das siedende Wasser auf den Kaffee goß, »euch beiden sagt man nicht zu Schlimmes nach; ich weiß es ganz genau, aber ich habe nur keine Constitution, um mich den ganzen Tag über eure Spitzbübereien zu ärgern. Der Doctor sagt, ich soll mich vor einem Schlaganfälle in Acht nehmen; deßhalb ärgere ich mich auch gar nicht mehr mit euch. Gewiß, ich will mich gar nicht mehr ärgern! das versichere ich dir und deinem Bruder, und ihr könnt mir's glauben: ehe ein Schlag an mich kommt, kommt noch mancher an euch. – Katharine!«

»Ja, ja, ich weiß schon!« brummte der Sohn halblaut, »wir beide müssen immer Alles gethan haben! An uns muß immer der ganze Zorn hinaus! Es ist gerade, als wenn wir vor der Thür gefunden worden wären – – aber das Mädcl . . . das kann machen, was es will!«

»Was sollen die nichtsnutzigen Reden?« entgegnete die Frau und stemmte ihre beiden Hände, die sie jetzt frei hatte, in die Seiten. »Was thut das Mädcl, was nicht vor Gott und mir zu verantworten wäre? he? du Strick!«

»Nun, was wird sie thun!« lachte der Fuhrmann; »gewöhnlich thut sie nichts, das ist's ja eben, und wenn sie einmal was thut, so wäre es auch besser, sie ließe es bleiben!«

## ZWEITES CAPITEL.

*Indem Madame Schoppelmann ihren Kaffee bereitet, erfahren wir aus fortgesetzten Gesprächen während dieses Geschäfts, daß eine schöne Tochter schwer zu hüten ist.*

Kaum hatte der Bruder diese Worte gesprochen, so flog die Thüre, die in's Nebenzimmer führte, heftiger auf, als nothwendig gewesen wäre, und das Mädchen, von dem oben die Rede, ließ sich auf der Schwelle sehen. Sie war mit ihrer Morgentoilette beschäftigt und augenscheinlich nur durch den Angriff des Bruders dazu vermocht worden, so in das Vorzimmer herauszukommen; eben im Begriffe gewesen, in einen hellfarbenen kattunen Ueberrock zu schlüpfen, schnürte sie zu diesem Zwecke eiligst ihr Mieder zusammen. Ihr dichtes schwarzes Haar war in zwei fast unförmlichen Flechten um den Kopf herumgewunden und wurde oben durch ein rothes Tuch festgehalten, das sie, gewiß ohne es zu wollen, malerisch und kokett darüber hingeschlungen. Ihr Auge blitzte, ihre etwas starken, aber frischrothen Lippen waren leicht geöffnet, und sie wiederholte hastig die Frage der Mutter. »Da hätte man viel zu sagen!« gab der Bruder achselzuckend zur Antwort; »ich weiß nichts und will nichts wissen!«

»Was willst du nicht wissen und was weißt du?« fragte hastig Katharina.

Der Bruder aber dachte, daß es besser sei, vor der Hand den beiden Frauenzimmern gegenüber an einen klugen Rückzug zu denken, und versuchte diesen zu bewerkstelligen, indem er sagte: »Nun, ich will mich gerade in nichts Genaueres einlassen; das sollte mir fehlen!«

»Sprich gerade heraus!« entgegnete das Mädchen, »sag', was du willst und was du weißt!« – Darauf riß sie eifrig an dem Schnürriemen und zog dann ihren Ueberrock zusammen, um dem Bruder auch in ihrem Aeußeren gerüsteter entgegen treten zu können.

»Laß mich in Frieden!« sagte dieser. »Nun ja, wenn man den ganzen Tag gereizt wird und es nur über uns beide hergehen soll, das kann man sich auch nicht immer gefallen lassen und das wollen wir auch nicht. Und daß dagegen die Katharine Euer Schooßkind ist, das weiß die ganze Welt, und daß sie thun und treiben kann, was sie will, das weiß wieder die ganze Welt. Aber warte nur!«

»Und worauf soll sie warten? du böses Maul!« entgegnete Madame Schoppelmann und rührte langsam in dem Kaffee, den sie vorhin aufgegossen.

Das Mädchen aber, kräftig und fest wie ein Mann und dabei geschmeidig wie ein Aal, näherte sich mit größter Lebhaftigkeit dem Tische, an dem der Bruder saß, legte ihre volle, aber feine Hand auf denselben, beugte den Oberkörper vor und sah ihm fest in die Augen. »Es ist das schon öfter vorgekommen, daß du und dein Bruder den Versuch machten, der Mutter allerlei Spinnen in den Kopf zu setzen, und immer hinter meinem Rücken. Auch heute hast du wohl gedacht, die Katharine ist noch lange nicht bei der Hand, sonst wärest du nicht mit deinen böartigen Redensarten losgegangen, darauf könnte man schwören. Aber jetzt rathe ich

dir im Guten, Fritz, sage gerade heraus und unumwunden, worauf du vorhin angespielt; denn ich bin doch wahrhaftig neugierig, endlich einmal zu erfahren, was ich für einen Lebenswandel führe!«

»Das möchte ich auch wissen!« setzte die Mutter hinzu. Und das sagte sie mit einer außerordentlich kräftigen und entschlossenen Stimme, und näherte sich in ihrer ganzen breiten Gestalt, beide Arme in die Seite gestemmt, ebenfalls dem Tische.

»Laß mich in Frieden!« sagte barsch der Fuhrmann; »von Lebenswandel habe ich auch gar nicht gesprochen.«

»Wovon denn?« fragte heftig Katharina und beugte den Kopf so herab, daß ihre großen, dunkeln Augen wenige Zoll von den grauen, unstäten ihres Bruders entfernt waren und ihn fest zu bannen schienen. Er fuhr zurück und lehnte sich dann in seinen Stuhl, wobei er ein außerordentlich lustiges Lachen erheuchelte, indem er hoffte, sich so aus der Affaire zu ziehen.

Doch waren die beiden Damen nicht gesonnen, ihn dieses Mal ohne gründliche Beichte entwischen zu lassen. Katharina, welche dieser beständigen Sticheleien hinter ihrem Rücken müde war, wußte ganz genau, um was es sich eigentlich handle, und war überzeugt, wenn der Bruder auch wirklich etwas vorbringen würde, daß sie doch im Stande sei, sich vor der Mutter herauszureden und damit den ewigen Neckereien ein plötzliches und rasches Ende zu machen.

Der Bruder aber brach, durch die lange Weigerung, seine Anklage vorzubringen, dieser selbst die Spitze ab, und die Mutter mußte natürlicher Weise denken, wenn er wirklich etwas wüßte, so würde er sich nicht so lange sperren,

damit heraus zu rücken. Und doch bedurfte es noch mancher außerordentlich heftigen Aufforderung von Seiten der Schwester, sowie eines nicht ganz gelinden Schlages der Mutter auf den Tisch, um den einigermaßen eingeschüchterten Fuhrmann zu bewegen, das, was er wußte, von sich zu geben. »Es ist die alte Geschichte,« sagte er achselzuckend, »die Ihr aber nie glauben wollt, Mutter, so oft man Euch auch schon davon gesprochen – der Blumenhandel von Katharine.«

»Und was geht dich mein Blumenhandel an?« versetzte verächtlich das Mädchen und richtete sich mit ihrer ansehnlichen Gestalt stolz in die Höhe. »Bekümmere dich um deine Gänse und Enten!«

»Ja freilich,« entgegnete lachend der Bruder, »geht mich dein Blumenhandel nichts an; ich bin auch, Gott sei Dank! keiner von jenen jungen Offizieren zu Fuß und zu Pferd, die das Pflaster auf dem Markt zu Schanden trampeln, mit Schleppsäbel und Federhut, und dann bin ich ja auch nicht die schöne Katharine, wie sie dich heißen. Ha! ha! Und noch viel weniger gäb ich nur einen Groschen um das beste Bouquet von dir, und wenn du ... es mir auch selbst an den Rock stecken thätest.«

»Wem stecke ich Blumen an den Rock?« sagte heftig und erhitzt das Mädchen; »wem? du Lästermaul!«

»Nun, nun,« entgegnete der Bruder, »das thust du freilich nicht Vielen, aber wenn ich auch so ein – – junger Mensch

wäre, mit dem braunen Frack, hohem Hemdkragen und darunter so ein violet seidenes Tuch, und wenn ich so ein blaßes, liederliches Gesicht hätte, wie gewisse Leute mit hinaufgewichstem blondem Schnurrbart, da käme es dir nicht darauf an, mir eine Rose in's Knopfloch zu stecken. He, Jungfer Schoppelmann? he, schöne Katharine?»

»Von wem spricht denn der Bub' eigentlich?« sagte die Mutter und stieß ihre Tochter mit dem linken Ellbogen an den Arm. »Das sind auch gewiß nur wieder von seinen dummen Phantasieen! Nicht wahr, Katharine?«

Die Sache mußte doch nicht so ganz auf der Phantasie des Bruders beruhen; denn als er so von dem braunen Frack und dem blonden Schnurrbart sprach, zuckte das Mädchen ganz leise zusammen, und die glühende Röthe ihrer Wangen wich einer augenblicklichen Blässe, die, auf der hohen Stirn anfangend, sich mit Blitzesschnelligkeit bis auf die heftig athmende Brust fortsetzte.

»Nun, Katharine,« wiederholte die Mutter, »was will er damit sagen? Leg' ihm seine bösen Reden!«

»Sie wird sie mir nicht legen!« sprach triumphirend der Bruder und trommelte mit seinem Messer auf den Tisch. »Siehst du, Kätherle, es ist besser, wenn du nicht so herausfordernd thust!«

»Und was willst du damit sagen?« rief die Mutter und stützte beide Arme auf den Tisch; »was soll das heißen?«

»Ja, das möchte ich auch wissen,« sagte Katharina, »was und wen er damit gemeint hat!«

»Was und wen?« lachte der Fuhrmann. »Was? den Blumenhandel, und wen? einen gewissen Herrn Eugen; die Jungfer Katharine kennt ihn schon.«



»Du kennst ihn schon?« sagte die Mutter und blickte die Tochter bedenklich an.

Doch Katharina lachte statt aller Antwort laut hinaus, und es gelang ihr, recht unbefangen zu lachen. »Eugen! Eugen!« sprach sie alsdann; »nun ja, das ist möglich, daß einer von den vielen Herren, die von meinen Blumen kaufen, Eugen heißt, auch daß er vielleicht oft kommt, sich Sträuße zu holen.«

»So oft,« rief der Bruder dazwischen, »daß die ganze Stadt davon spricht.

»Ei, Katharine,« bemerkte die Mutter sehr ernst, »da fällt mir auch etwas ein, was man mir neulich gesagt – ich weiß nicht mehr recht, welche von den Weibern es war – ja, ja, die sagte mir wahrhaftig etwas Aehnliches. Nimm dich in Acht, Katharine, vor dem Gerede der Leute und vor deiner Mutter! Jetzt komme ich auf einmal wieder klar auf die ganze Geschichte; ja, ja, es ist schon was Wahres daran, was der Fritz sagt.«

»Nicht wahr, Mutter?«

»Und ich werde dir den ganzen Blumenhandel noch legen,« fuhr diese fort. »Meiner einzigen Tochter was nachsagen zu lassen, das sollte mir fehlen! Ja, ja, wer hat es mir nur gesagt? Katharine, nimm dich in Acht! Ich glaube – wenn ich mich nicht ganz irre – es hieß, der nichtsnutzige Sohn der verwittweten Staatsrätin Stillfried streiche den ganzen Vormittag um deine Körbe herum.«

»So ist's, Mutter,« sagte der Fuhrmann, »der liederliche Herr Eugen, der ist's! Und daß an der Sache was Wahres ist, könnt Ihr deutlich an Eurer Jungfer Tochter abnehmen. Hat sie nicht vorhin gethan, als wenn sie mich fressen wollte, und jetzt ist sie mäuschenstill geworden?«

Das Mädchen warf den Kopf trotzig in die Höhe und ließ auf den Bruder einen Blick unbeschreiblicher Verachtung blitzen. Dann sagte sie: »Es ist freilich am besten, wenn man deine dummen Reden unbeantwortet läßt; ich will mich auch gar nicht darum kümmern. Sag', was du willst, und wenn dir die Mutter am Ende wie gewöhnlich glaubt, so kann ich auch nichts dagegen haben. Ich werde doch thun und lassen, was mir gefällt, denn ich bin kein Kind mehr und weiß schon, was ich zu thun habe.« – Damit wandte sie sich vom Tische weg und ging wieder in's Nebenzimmer, dessen Thüre sie ebenso heftig, als sie sie geöffnet, wieder hinter sich zuschlug.

»Seht Ihr, wie sie trotzig ist, obgleich sie mir nichts Rechtes zu antworten weiß!« sagte der Bruder, »ja laßt der nur allen Willen, und Ihr werdet genug Freude an ihr erleben!«

Madame Schoppelmann gab keine Antwort, sondern ging an den Herd, nahm von dort die große Kaffeekanne und setzte sie auf den Tisch; dann langte sie vom Kamingesims einige Tassen herunter, die sie daneben stellte, nahm aus einem Wandschrank einen Teller, worauf ein frisches Stück Butter in einem Kohlblatte eingewickelt lag, und stellte das nebst einem großen Stück Brod daneben. Aber obgleich sie das Gespräch von vorhin nicht laut fortsetzte, so sah man doch ihrem Mienenspiel an, daß sie diese Geschichte nicht ganz gleichgültig aufnahm, sondern vielmehr eifrig darüber nachdachte. Zuweilen schüttelte sie den Kopf, seufzte auch wohl gelinde auf, und als sie das Frühstück hergerichtet hatte, ließ sie sich mühsam auf einen breiten, schweren Stuhl an dem Tische nieder und legte, statt zuzulangen, die Hände in den Schooß.

»Hast du,« fragte sie nach einer Pause, »deine Schwester vorhin nur necken wollen, wie es unter euch Mode ist, oder sagt man wirklich in der Stadt etwas über sie und jenen Herrn Eugen?«

»Allerdings sagt man etwas!« entgegnete bestimmt der Bruder und goß sich eine Tasse Kaffee ein. »Und man sagt sogar recht viel über Herrn Eugen und Jungfer Katharine, über die schöne Katharina, wie die Leute sie nennen.«

»Ueber mein Kind!« sagte ernst die Mutter. »Aber Katharine,« fuhr sie nach einer Pause eifriger fort und schüttelte die Hand, »weiß gewiß nichts davon, sie ist ganz unschuldig. Doch dem Herrn Eugen sollte man das legen.«

»Ja, wenn ich's ihm nur legen dürfte!« meinte der Fuhrmann und schnitt sich ein ungeheures Stück Brod ab; »ich wollte es ihm so legen, daß er sich selbst mit legen müßte. Soll ich ihm vielleicht einmal in den Weg laufen und ein Wort mit ihm sprechen?«

»Nein, nein,« sagte die Mutter, »das ist keine Sache für deine Hände, Gott soll mich bewahren! Darin will ich schon meine eigenen Gänge machen. Der Katharine will ich den Kopf schon zurecht setzen, und wenn die Frau Staatsrätin eine rechtschaffene Dame ist, so wird sie mit ihrem Sohne das Gleiche thun. Laß mich nur machen.«

Der Bruder wollte noch Einiges entgegnen, doch bat ihn Madame Schoppelmann, jetzt gefälligst sein Maul zu halten, denn sie wolle ihren Kaffee in Ruhe trinken.

Nach einigen Augenblicken kam auch Katharina wieder aus dem Nebenzimmer hervor, jetzt vollständig angezogen, einfach, in einer Tracht, die zwischen denen der Dienstmädchen guter Häuser und der Bürgerstöchter die Mitte hielt. Von jenen hatte sie das schwarze nette Mieder entlehnt,

von diesen den langen Rock, und der Schnitt des ganzen Kleides paßte so gut zusammen und war in den Farben so geschmackvoll gewählt, daß Jedermann, der dieser vollen, prächtigen Gestalt mit dem frischen, blühenden Gesichte begegnete, unwillkürlich stehen bleiben und zu sich selbst sagen mußte: Das ist in der That ein schönes Mädchen!

Die Familie, durch den vorherigen Streit etwas verstimmt, wechselte während des Kaffeetrinkens nicht ein einziges Wort, und es wäre solcher Gestalt im Gewölbe sehr still gewesen, wenn nicht in diesem Augenblicke ungefähr ein Dutzend Weiber nach und nach eingetreten wären, die sich auf den Steinen am Herd und den davorstehenden Stühlen ziemlich geräuschvoll niederließen. Obgleich diese Weiber Colleginnen, wenn gleich ärmere und unbedeutendere Colleginnen der Madame Schoppelman waren, so wagte doch keine, die feierliche Kaffeestunde durch eine laute Frage an die Frau zu unterbrechen, vielmehr begnügten sich alle mit einem stummen Gruße, der von Madame Schoppelman ebenso stumm, wenn gleich etwas vornehmer, erwidert wurde. Unter sich dagegen sprachen die Weiber bald leise, bald lauter, und es herrschte eine lebhaftere Unterhaltung, welche sich natürlicher Weise nur um ihr Geschäft, den Gemüse- und Obsthandel, drehte.

Jetzt hatte Madame Schoppelman ihren Kaffee mit der bedeutenden hierzu gehörigen Menge von Brod und Butter zu sich genommen; sie rückte ihre Haube zurecht, erhob sich dann schwerfällig von ihrem Sitze, wobei sie ihre beiden Arme auf den Tisch stützte, daß er krachte. Dann trat sie mit einer gewissen Würde und Feierlichkeit an den Herd in den Kreis jener Weiber, die sich darauf ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen erhoben.

Nach einer kleinen Pause, während welcher die Weiber erwartungsvoll zu Madame Schoppelmann aufblickten, setzte diese den rechten Arm in die Seite und fragte mit einer sehr wichtigen Stimme: »Wie schaut's heute Morgen auf dem Markte aus?«

»So, so!« entgegnete eines der Weiber; »es ist im Allgemeinen nicht zu viel und nicht zu wenig da, gerade was die Stadt braucht.«

»So könnte man also,« entgegnete Madame Schoppelmann, »die Preise vom vorigen Dienstage im Allgemeinen festhalten?«

»Wahrhaftig, man könnte ein wenig anziehen,« erwiderte die Gefragte, und die Anderen nickten mit dem Kopfe und meinten auch, es wäre nicht unthunlich, die Preise etwas zu erhöhen.

»Sie wird am besten wissen, Frau Schoppelmann,« sagte eine Zweite, »daß es in dieser Woche eine Menge Geschichten in der Stadt giebt; ein paar große Hochzeiten weiß ich, einige tüchtige Kindtaufen ebenfalls.«

»Und in den beiden ersten Gasthöfen,« ergänzte Madame Schoppelmann, »sind, heute und morgen, große, extra bestellte Diners. Ja, ja, das ist schon wahr. – Wie sieht's draußen mit der Butter aus? – Es kann nicht übermäßig viel da sein.«

»Daran fehlt's wirklich,« antwortete die, welche zuerst gesprochen, »es fehlen mehrere von den gewöhnlichen Lieferanten.«

»Denen ich ihre ganze Ladung im Voraus abkaufte,« sagte stolz die dicke Frau und blickte ehrfurchtgebietend um sich. »Und da demnach der Vorrath nur gering sein kann,

so können wir mit der Butter schon um einige Kreuzer aufschlagen.«

Die Weiber lächelten vergnügt und schauten die Frau Schoppelmann mit Mienen an, welche deutlich sagen wollten: »Welch eine Frau!«

»Mit den Eiern,« fuhr diese fort, ist es gerade so; es können unmöglich zu viel auf dem Markte sein. – Sie sollen's zahlen!«

»Natürlich!« murmelten vergnügt die Weiber.

»Also Butter und Eier,« fuhr die Herrin dieser Victualienbörse in bestimmtem Tone fort, »werden um einen Kreuzer theurer gehalten, als am letzten Markttage, und danach richten sich Obst und Gemüse. Was die kleineren Früchte: Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren anbelangt, so beruft man sich auf die Hagelwetter der vergangenen Woche, sowie auf die Faulheit der Bauernkinder, die gar nichts hereinbrächten. Was die neuen Kartoffeln und die Gemüse betrifft, so vergeßt mir die Kartoffelkrankheit und die Würmer nicht. Es kann nichts schaden, wenn ihr in jeden Korb ein paar Schnecken werft, namentlich in den Salat, und sie den Köchinnen zeigt. Es seien dieses Jahr unzählige, sagt man, und sie fressen alles Grüne ab, wie es eben aus dem Boden heraus kommt. Dafür aber sucht eure Waare sorgfältig aus, und wenn man euch vorwirft, ihr wäret theurer als am vorigen Markttage und als manche Andere, die nicht zu uns gehört, so beruft euch erstens auf mich und dann auf die Güte eurer Sachen. Aber laßt mich nie erfahren, daß Jemand unter der Hand wohlfeiler verkauft und so das ganze Geschäft ruinirt! – Hat jemand die Frau Weber gesehen?«

»Oh, das ist eine verstockte Frau!« sagte eines der Weiber; »denkt nur, als ich hieher ging, rief sie mir zu: Geht nur zu

eurer Frau Schoppelmann und macht dort eure Geschichten aus, ich thue doch, was ich will, ich verkaufe nach meinen eigenen Preisen, und wenn ich auch darüber zu Grunde gehen soll! Ja, geht nur zur Schoppelmann!«

»Das kann ihr geschehen!« versetzte diese. »Hat sie nicht neulich die verrückte Idee gehabt und einige Hasen zum Verkaufe ausgelegt, kleine, miserable Dinger, und wollte sie um sechsunddreißig Kreuzer verkaufen! Die meinigen – schöne, schwere – waren zu achtundvierzig angesetzt; aber ich habe sie an dem Tage zu vierundzwanzig gegeben, und Madame Weber hat die ihrigen selbst essen können.«

»Ja, ja!« jubelten die Weiber; »so ist es ihr ergangen, und wir wollen sie schon noch kriegen!« Damit erhoben sie sich von ihren Sitzen, um an ihr Geschäft zu gehen.

»Haltet mir eure Preise fest und macht mir keine Geschichten!« Mit dieser Mahnung entließ die Oberin des Gemüsemarktes ihre Colleginnen und hob die Börse auf.

Die Weiber verließen die Halle und gingen durch den Hof auf die Straße, nicht ohne unterwegs neugierige und auch wohl neidische Blicke auf die großen Haufen Gemüse, auf die zahlreichen Hühner und Enten und auf die fetten Ferkel zu werfen.

Der Fuhrmann hatte unterdessen ebenfalls sein Frühstück beendet, stopfte sich eine Pfeife und ging in den Hof, nach seinen Pferden und seinem Geschirr zu sehen.

Katharina holte aus dem Nebenzimmer einen großen, zierlich geflochtenen Korb, den sie mit Beihülfe der Mutter mit dem feinsten und schönsten Obst anfüllte; oben hinauf legte sie ihre Blumensträuße; die Mutter gab ihr Verhaltensbefehle, ermahnte sie, die beiden Mägde draußen, die vorläufig bei den Gemüsen und Früchten waren, wohl im

Auge zu behalten und nicht weglaufen zu lassen. Dann half sie ihr den schweren Korb emporheben; Katharina nahm ihn leicht und gewandt auf ihren Kopf, und als sie so dahinschritt, das schöne Mädchen mit der schlanken Taille, mit der rechten Hand zierlich den Rand des Korbes haltend, mit der linken ihre Röcke ein klein wenig erhebend, damit sie auf dem Hofe nicht beschmutzt würden, so hätte man glauben können, sie thue das alles nur zu ihrem Vergnügen, um ihre kräftigen und doch eleganten Körperformen sehen zu lassen, oder sie sei aus einem Bilde hervorgegangen, auf welchem der Maler mit kunstreicher Hand das Ideal eines weiblichen Wesens mit den glühendsten Farben hingezaubert.

Auch die Mutter sah ihr mit einem Gefühle des Stolzes und der Befriedigung nach, und dann schüttelte sie mit dem Kopfe, wenn sie an jene Rede ihres Sohnes dachte. Auch fiel ihr jetzt klar und deutlich ein, daß man schon früher von dieser Sache gesprochen, sie gewarnt und ihr dabei gesagt, sie solle die schöne Katharina hüten, denn jener Herr Eugen, einer der lockersten Pflastertreter der Residenz, beschäftige sich in seinen immerwährenden Freistunden damit, ihrer Tochter auffallend die Cour zu machen.

»Wir wollen das schon arrangiren!« sagte die Frau für sich und begab sich daran, ihr Kaffeegeschirr zu spülen und Kannen und Tassen, Butter und Brod wieder an ihrem gehörigen Ort unterzubringen.

Doch war sie mit diesem Geschäfte noch nicht sehr weit gekommen, als ein neuer Besuch bei ihr eintrat.



## DRITTES CAPITEL.

*Madame Schoppelmann erhält einen Besuch, bei welcher Veranlassung wir eine merkwürdige Episode aus ihrem Leben zu hören bekommen. – Ein ziemlich lehrreiches Capitel.*

Dieser neue Besuch, ein Frauenzimmer in der Tracht der Bürgertöchter, war eine lange, dürre Gestalt, angethan mit einem Kattunkleid von zarter hellblauer Farbe. Auf dem Kopfe trug sie eine Haube, mit Rosabändern verziert, und in der Hand hatte sie einen Sonnenschirm von blassem, seegrünem Seidenzeuge, an den Händen aber weiße baumwollene Handschuhe. Das Gesicht dieser Gestalt paßte eigentlich durchaus nicht zu den eben genannten jugendlichen, frischen Farben, wäre vielmehr in einer Umhüllung von Grau und Schwarz weit besser an seinem Platze gewesen. Es war ein langes, mageres Gesicht, mit dünnen, wenig gerötheten Lippen und großen, fast glanzlosen Augen von einer Farbe, als hätte man Vergißmeinnicht in Milch gekocht. Dieses Frauenzimmer trat ziemlich lebhaft, ja sogar aufgeregter in das Gewölbe der Frau Schoppelmann. Es war eine jener Aufregungen, von denen man wünscht, daß sie von unsern Nebenmenschen gleich bemerkt werden, eher eine künstliche, als eine wirkliche. Die Dame in dem blauen Kleide, die offenbar mit der Gemüsehändlerin befreundet war, warf sich, wie erschöpft, in einen Stuhl und seufzte einige Mal aus tiefster Brust. Doch wurde es ihr nicht so leicht, die Aufmerksamkeit der Madame Schoppelmann, wie sie wohl gewünscht, sogleich zu erregen.

Diese würdige Frau war zu sehr mit ihrem Geschirr beschäftigt, überhaupt von einer zu großen Gemüthsruhe,

um zu bemerken, daß ihr Besuch sehnlichst gewünscht, sie möchte sogleich fragen: »Um Gottes willen, was ist Ihnen denn begegnet?« Erst nachdem sie wiederholt einige tiefe herzbrechende Seufzer gethan, dabei sehr auffallend geschauert, wandte sich die Gemüsehändlerin, die ihr gleich Anfangs einen guten Morgen geboten, von dem Herdfeuer ab, um sie zu fragen, ob sie nicht ganz wohl sei.

Statt aller Antwort schüttelte die blaue Dame ihr mageres Köpfchen, ließ es dann nach der Gegend der Brust zu sinken und sagte: »Oh lieber Gott!«

»Nun, was soll's denn, Jungfer Strebeling?« fragte verwundert die Gemüsehändlerin, welche, mit dem Abtrocknen ihrer Kaffeekanne beschäftigt, zufälliger Weise über dieselbe hinausschaute und auf diese Art das Manöver der sehr ehrenwerthen Jungfrau bemerkte. »Nun, so sprechen Sie doch! Was ist Ihnen denn so Grausames begegnet?«

»Oh lieber Gott!« entgegnete die Andere und seufzte abermals tief auf.

»Nun, so reden Sie doch gerade heraus! Hat man Ihnen was gethan, ist Ihnen was gestohlen worden, haben Sie mit Ihrer Frau Schwester Streit gehabt? – So sprechen Sie doch! Nun?«

»Oh lieber Gott!« wiederholte das geängstigte blaue Wesen; aber in dem Ton und in der Stimme, womit sie diesen Ausdruck wiederholte, lag es deutlich, daß es das nicht sei, was ihr zartes Gemüth beängstigte.

»Haben Sie Kopfschmerzen?«

»Oh lieber Gott!«

»Ist Ihnen denn überhaupt was passirt?«

»Oh lieber Gott!«

»Und wollen Sie etwas sagen?«

»Oh lieber Gott!«

»Nun, so reden Sie in's Kukuks Namen! denn ich bin wahrhaftig nicht im Stande, Ihr Gefasel zu errathen! Oder wenn Sie nichts sagen wollen, ist mir's auch recht. Ich kann das Gewinsel so nicht recht vertragen, Jungfer Strebeling, das wissen Sie; also wenn Sie mich damit verschonen wollen, ist mir's ganz recht.«

»Oh lieber Gott!« gab die alte Jungfer verschämt zur Antwort und hielt den meergrünen Sonnenschirm vor ihr gelbliches Gesicht, welches dadurch eine wunderbare Schattirung erhielt.

Die dicke Frau aber beschäftigte sich, ohne sich um ihren Besuch weiter zu bekümmern, mit dem Ausspülen ihrer Tassen, und die rappelten in dem Kübel durcheinander, und das Wasser plätscherte, oder es zischte zuweilen laut auf, wenn die Frau in ihrem Amtseifer etwas auf den heißen Herd spritzte. Sie that gerade, als sei Niemand gegenwärtig, und ihr, die sie die Jungfer Strebeling genau kannte, mochte es auch wohl einerlei sein, eine von deren lamentablen Geschichten zu vernehmen.

Die Jungfer Strebeling war nämlich bekannt dafür, daß sie das Leben stets von der Schattenseite auffasse, und daß ihr der Tag als verloren erschien, ihr ungenießbar vorkam, den sie nicht mit ihren Thränen beträufelt. Dabei wußte sie nicht immer, weßhalb sie weine; denn in Ermangelung eines wirklichen Schmerzes weinte sie über einen trüben Sommertag, über eine todte Fliege, über ein lautes Wort der Nachbarschaft und dergleichen mehr. Sie war eine ehrbare alte Jungfer, hoch in den Dreißigen; ihr Vater, ein seliger Schneidermeister, hatte ihr ein kleines Vermögen hinterlassen, von dem sie leben konnte, aber dabei so wenig Vorzüge

des Körpers, daß es noch nie einem männlichen Wesen eingefallen war, von der Jungfer Strebeling die kühne Vermuthung aufzustellen, als sei auch sie zur Liebe geschaffen. Sie hatte eine verheirathete Schwester, ein unzartes Wesen, mit der sie nicht gern verkehrte; denn diese hatte ihr eines Tages die absurde Zumuthung gemacht, sie, die Jungfer Strebeling nämlich, möchte doch die Güte haben, einen Knopf an den Hosen ihres Schwagers festzunähen. Schaudernd war sie nach Hause entwichen, und das eben Erzählte, sowie ähnliche, wenn auch minder starke Angriffe auf ihre Sittsamkeit, hatten ihre zarte Seele so in den leichten Körper hineingeschüchtert, daß sie am liebsten allein war, und daß sie sich in ihrer Einsamkeit als die größte Seligkeit ausmalte: ach, wenn ich doch katholisch geboren wäre und in ein Kloster gehen dürfte! Ihr – davon war sie fest überzeugt, könne nach jahrelanger Buße der Heiligenschein nicht entgehen, und schon jetzt kam sie sich wie ein vollkommen reiner, geschlechtsloser Engel vor. Das einzige Sündhafte oder vielmehr Irdische, was diesem geläuterten Wesen noch anklebte, war eine geringe weltliche Eitelkeit in Betreff ihrer Kleidung. Nicht als ob sie Aufwand und Luxus gemacht hätte – Gott bewahre! aber sie konnte selbst Tage lang darüber weinen, nachdem sie ein buntfarbenedes Kleid gekauft, oder glänzende Bänder für ihre Haube, und konnte durchaus nicht begreifen, woher diese sündhafte Neigung komme. – Ach, gewiß nur von den vielen bunten Lappen, die ihr Vater, der selige Schneidermeister, in die Hölle fahren ließ, und sie begriff selbst nicht, weßhalb sie ihr Aeußeres nicht vor den Blicken der Welt analog ihrem Inneren darstellte: Grau in Grau schattirt.

Jungfer Strebeling – sie hatte von ihrer gefühlvollen Mutter in der Taufe den zarten Namen *Clementine* erhalten – hatte heute Morgen wirklich etwas auf dem Herzen und mußte jetzt sich schon entschließen, damit aus freien Stücken heraus zu rücken; denn sie bemerkte wohl, wie Madame Schoppelmann nicht die geringste Anstalt machte, sie nochmals darum zu befragen.

»Ach,« sagte sie nach einer Pause, »ich war bis jetzt so gern hier in dem Hause bei Ihnen zur Miethe, werthe Madame Schoppelmann, auf meinen beiden kleinen, heimlichen Zimmern hinten heraus, wo man nichts bemerkt, als die lieben grauen Mauern des Nebenhauses, darüber ein Stückchen blauer Himmel, wenn es nicht gerade regnet, und das goldene Kreuz der Spitalkirche, freundlich darüber hinglänzend – *in hoc signo.*«

»In was?« fragte die Gemüsehändlerin.

»Oh lieber Gott, ich mein's ja nur so!« fuhr Clementine fort; »aber ich war in diesem Hause so gern, so unendlich gern, daß es mir Schmerz machen würde, es verlassen zu müssen.«

Auf diese Anrede hin, die der dicken Frau unerwartet kam, ließ sie die eine Hand mit dem Spüllappen herunter sinken, stemmte die andere in die Seite und sagte in lang gedehntem Tone: »Wa-a-s? Sie wollen unser Haus verlassen, Jungfer Strebeling, ausziehen, eine andere Wohnung nehmen?«

»Das habe ich eigentlich noch nicht gesagt,« entgegnete Clementine mit ängstlicher Stimme; »vielmehr meinte ich, es würde mir außerordentlich schwer fallen, wenn ich dieses Haus verlassen müßte.«

»Ja so!« versetzte beruhigt die Gemüsehändlerin. »Aber in's Kukuks Namen! wer will Sie denn zwingen, dieses Haus zu verlassen? Jemand, der so ruhig ist, wie Sie, und seine Miethe so pünktlich bezahlt, der wird gewiß von keinem Hausbesitzer molestirt.«

»Oh lieber Gott!« entgegnete die alte Jungfer; »aber andere Umstände zwingen mich.«

»Andere Umstände?« sagte erstaunt die Gemüsehändlerin; doch lachte sie gleich darauf so laut und gewaltsam hinaus, daß Clementine zusammenfuhr und eines der kleinen Ferkel, welches sich unter dem Kaffeetische beschäftigte, erschrocken und grunzend in den Hof hinaus fuhr.

»Nun, kommen Sie endlich zur Welt mit Ihrem dummen Zeug!« sagte nach einer Pause die gutmüthige dicke Frau. »Was hat's denn gegeben? – Na, so reden Sie einmal frei von der Leber weg!«

»Oh lieber Gott!« sprach nach einer längeren Pause schüchtern die alte Jungfer. »Neben meinem Schlafzimmer war bis jetzt ein anderes Zimmer, das längere Zeit leer stand.«

»Richtig, das grüne mit dem Alkoven.«

»Da hinein zog vor acht Tagen eine Choristin des Hof-Theaters.«

»Ganz richtig, ganz richtig! eine ledige Person.«

Statt zu antworten, schüttelte Clementine verschämt mit dem Kopfe.

»Es ist doch eine ledige Person,« fuhr Madame Schoppelman fort, »was soll denn Ihr Kopfschütteln bedeuten?«

»Sie muß doch wohl nicht ganz ledig sein,« sagte die geängstigte Jungfrau mit unsicherer Stimme, »denn ich höre zuweilen eine . . . Männerstimme sprechen.«

»Nun ja doch!« entgegnete ruhig Madame Schoppelmann; »sie ist aber doch ledig. Das wird nur ihr Liebhaber gewesen sein.«

»Madame Schoppelmann ...!« sagte Clementine empfindlich und mit gerechter Entrüstung.

»Ei freilich,« entgegnete die dicke Frau, »und davon wollen Sie so ein Aufheben machen? Das wird Sie doch wohl nicht stören?«

»Oh ja, das stört mich sehr!« sagte die alte Jungfer, nachdem sie sich Muth gefaßt, diese Worte lauter auszusprechen; »das stört mich recht sehr, das kann ich nicht ertragen!«

»Nun, nun, liebes Kind,« sprach die Gemüsehändlerin, »das ist der Lauf der Welt, und am Ende haben Sie sich doch geirrt. Man muß nicht immer das Aergste von den Leuten glauben. Ich will mit der Choristin sprechen, sie soll ihr dummes Zeug lassen; aber geben Sie Acht, Jungfer Strebeling, Sie haben sich gewiß geirrt!«

Clementine schüttelte wehmüthig ihr Köpfchen, doch war dieser Gegenstand für sie zu zart, um ihn nochmals zu berühren. Auch nahm sie es als einen süßen Trost, daß sie sich in Betreff der Männerstimme vielleicht doch geirrt haben könnte. Aber daß sie heute Morgen gesehen, mit ihren beiden Augen gesehen, wie eben jene Choristin auf der Treppe, auf der gemeinschaftlichen Treppe, die auch ihr Fuß betreten mußte, einen jungen Mann geküßt, das erzählte sie jetzt der Gemüsehändlerin, und es that ihr in innerster Seele weh, daß Madame Schoppelmann über diese schreckliche Geschichte nicht außer sich gerieth, vielmehr ruhig ihre dicken Achseln zuckte und sagte:

»Ja, mein liebes Kind, man kann in dieser Welt nicht nach allen Fliegen schlagen. Etwas Unangenehmes giebt es in jedem Hause, und bei mir ist es doch wahrhaftig sehr still, sehr behaglich! – Denken Sie sich nur, Jungfer Strebeling, wenn Sie in eine Straße zögen, wo z. B. das Militair vorbei zieht, wo die Unterofficiere herumflankiren, wo die Officiere zu Pferd bei den Fenstern vorbeireiten und in alle Häuser hinein schauen, wo Sie den ganzen Tag die wilden Trommeln und Regimentsmusiken hören müßten, wo Ihnen vielleicht gegenüber ein unternehmender Ladendiener wohnte, der Ihnen Abends neugierig in's Fenster blickte!«

Clementine schauderte.

»Oh, wenn Sie in ein Haus zögen, wo viele junge Herren zu Miethe wohnen, die Nachts um zwölf Uhr nach Hause kommen, oder die bei sich spielen und trinken und dazu allerhand lästerliche Lieder singen! Ja, das sollten Sie erst erleben! Und wo der Hausherr sich um gar nichts bekümmert, oder noch obendrein darüber lacht, wenn die jungen Leute den Nebenwohnenden allerlei Schabernak aufführen.«

»Und das kommt zuweilen vor,« fragte schüchtern die alte Jungfer, »daß solche schreckliche Leute ein ehrbares Frauenzimmer belästigen?«

»Oh, das kommt sehr oft vor,« antwortete wichtig die Gemüsehändlerin; und wissen Sie, Jungfer Strebeling, Sie sind eine zarte Person, Sie können sich nicht helfen. Aber sehen Sie einmal mich an, ich war freilich nicht immer so dick, wie jetzt, aber nehmen Sie meine Katharine. Nun, ich war vielleicht in *den* Jahren noch einmal so stark, und wer von mir eine Ohrfeige bekam, der wußte davon zu erzählen. Nun,



also denken Sie sich, mich sogar ließen sie nicht in Frieden! Ich habe damals in einem Hause in der Lederstraße gewohnt, ledig wie Sie – ehe ich nämlich den seligen Schoppelman heirathete – und da wohnten neben mir auch so ein paar Galgenstricke, und jeden Sonntag Morgen kam der selige Schoppelman, mich zum Spaziergang abzuholen, und das wußten diese Gauner. Was thun sie einmal? Sie gehen des Samstag Nachts, als ich schon lange zu Hause war, her, und einer stellt mir vor meine Kammerthür seine Stiefel neben meine Schuhe, und da mag man sagen, was man will, das sieht verdächtig aus. Und den andern Morgen warte ich auf den seligen Schoppelman, und er kommt nicht, und ich warte noch eine Stunde, und er kommt immer nicht. Und wie ich endlich zum Fenster hinausschaue, da steht er an der Straßenecke mit einem langen Gesicht, wie Butter an der Sonne, und schaut immerwährend mein Haus an. Ich winkte ihm natürlicher Weise, aber ich mußte ihm lange winken, bis er endlich kam, und dann machte er ein Gesicht – nun, das will ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen – und sagte mit ganz trotzigem Tone, als ich ihn fragte, warum er heute Morgen nicht gekommen, mich abzuholen: Margarethe, sagte er, ich war schon einmal da, aber vor deiner Thüre sah ich etwas, was mir durchaus nicht gefallen wollte – wissen Sie, Jungfer Strebeling, die Stiefel nämlich neben meinen Schuhen – und ich erwiederte ihm ganz ruhig: Schoppelman, Er ist ein Narr, versteht Er mich? und wir wollen schon sehen, wem die Stiefel gehören! Weiß Er was, fang Er einmal tüchtig an, mit mir zu schreien und zu schimpfen! Und das that denn auch der selige Schoppelman, so gut als möglich; aber darin konnte er nie etwas leisten. Und als er so eine Zeit lang fortgeschrien und endlich still wurde,

hörte ich sie im Nebenzimmer lachen, und dann machte einer langsam drinnen die Zimmerthüre auf und schlurfte in den Strümpfen auf den Gang hinaus bis vor meine Stube, um seine Stiefel wieder zu holen. Ich aber hatte meine Stubenthür ein ganz klein wenig geöffnet und streckte langsam die geöffnete Faust hinaus; und wie ich sie nun so plötzlich wieder zumache und darin etwas Lebendiges zappeln fühle, so ziehe ich es zu mir herein, und was war es, Jungfer Strebeling? – so ein kleiner miserabler Ladenschwengel! ein gebrechliches Ding, kaum vier Fuß hoch, und sah aus wie ein gespaltener Rettig, und war blaß und zitterte, wie ich es vor mich hinstellte, und die Stiefel hielt er in seiner Hand, und ich fragte ihn: Wem gehören diese Stiefel, du Ding? und er antwortete: Mir – mir – ich will Sie aber gewiß in meinem ganzen Leben nicht mehr plagen, Jungfer Margarethe! Und darauf lachte der selige Schoppelmann und sagte: Es ist abgemacht, Margarethe, sei so gut und wirf das Ding vor die Thür! – Und draußen lag er mit sammt seinen Stiefeln. – Ja, sehen Sie, Jungfer Strebeling, so was geschah mir als lediger Person in fremden Häusern, und jetzt denken Sie sich, was das wilde Volk erst mit Ihnen anfangen würde!«

Bei diesen Worten stellte sich die Gemüsehändlerin in ihrer ganzen breiten, colossalen Gestalt wie zum Vergleich vor die alte Jungfer hin und gab damit den eben gesagten Worten den vollkommensten Nachdruck. Diese beiden weiblichen Wesen verhielten sich aber auch in der That zu einander, wie ein dicker Laubfrosch mit heller, weit hinschallender Stimme zu einer dünnleibigen, ängstlich flatternden, leise sumsenden Mücke.

»Nein, mein liebes Kind,« sagte der Laubfrosch – wir wollen sagen: die Gemüsehändlerin – und legte ihre fleischige,

schwere rechte Hand vertraulich auf die Schulter der armen Mücke, daß sie fast zusammenbrach; »lassen Sie sich dergleichen gar nicht anfechten! Das mit der Choristin sind Kleinigkeiten, wissen Sie, da kann man nichts machen; aber wenn Ihnen einmal Jemand ernstlich in den Weg träte und Ihnen nur das Geringste zu Leid thun wollte, da kommen Sie zur Frau Schoppelmann, die nimmt es nicht blos mit einer Choristin auf, sondern, das kann ich Ihnen versichern, selbst mit dem ganzen Hoftheater, wenn es nothwendig wäre. Da seien Sie ganz ruhig.«

»Oh lieber Gott!« seufzte Clementine nach einer Pause, »das weiß ich ganz genau und erkenne es auch dankbar an, wie Sie mich in jeder Hinsicht beschützen. Aber hier – damit zeigte sie auf ihr Herz – thut einem doch so etwas sehr weh. Ach, ein Mädchen fühlt so zart in dem Punkt!«

»Versteht sich!« sagte gutmüthig die dicke Frau; »aber man muß Jedermann seine Freiheit lassen. Man muß an sich selbst denken; wer weiß, wer weiß, Jungfer Strebeling, es ist noch nicht aller Tage Abend, auch Sie werden schon noch einmal einen Liebhaber auf die Treppe begleiten!«

»Oh lieber Gott, Frau Schoppelmann!«

»Denken Sie an mich! – Tanzen kann ich freilich nimmer, aber tüchtig essen und trinken werde ich gewiß noch auf Ihrer Hochzeit. Na, laßt die Geschichte gut sein! Mit der Choristin werde ich übrigens auch ein ernstes Wort reden; jetzt muß ich aber auf meinen Markt und nach meinen Sachen und meinem Kinde sehen. – Brauchen Sie sonst was, Jungfer Strebeling? etwas Obst?«

»Nur einige Blumen,« sagte die zarte alte Jungfer, »und die will ich mir selbst bei der Katharine holen.«

Damit schwebte sie zur Thüre hinaus.

»Das wird sie recht freuen!« rief ihr die Gemüsehändlerin nach. Dann verschloß sie ihre Schränke, band sich eine frische weiße Schürze vor, rief ihrem Sohne, dem Fuhrmann, in den Stall hinein, er solle recht auf das Haus Acht haben, und ging alsdann auf den Markt und ihren Geschäften nach.

Wohin sie unter anderem ging und worin diese Geschäfte bestanden, wird der geneigte Leser im nächsten Capitel erfahren.

#### VIERTES CAPITEL.

*Worin neue Personen vorkommen, wie das zu Anfang einer Geschichte meistens der Fall ist, auch Unterredungen verschiedener Art, jungen Leuten auf's Beste zu empfehlen.*

In der Steinstraße derselben Residenz, von der wir in den vorigen Capiteln sprachen, stand ein altes, ehrwürdiges Haus, welches das seltene Glück oder Schicksal gehabt hatte, daß es seit unvordenklichen Zeiten, wo es entstanden, derselben Familie, deren Stammvater es erbaut, verblieben war.

Es sah aber auch außerordentlich stolz und respectabel aus, dieses Gebäude. Vorn an der Straße präsentirte es einen riesenhaften Giebel, der mit zackigen Seitenwänden und in den kühnsten Schnörkeln bis zur Spitze hinauf stieg, wo eine große, seltsam geformte Wetterfahne das Ganze krönte. Das Haus war von unten bis oben massiv aus Stein gebaut, hatte unten kleine vergitterte Fenster, die ein sehr weites Treppenhaus beleuchteten, welches nach der Straße zu von einem großen Thor verschlossen wurde. An diesem Thore

hatte die Phantasie des Baumeisters in der Mitte einen außerordentlich großen Thürklopfer angebracht, der, mit einer Reihe von Zähnen versehen, einem aufgesperrten Maule glich, und dazu hatte er oben auf beiden Flügeln zwei runde Einschnitte machen lassen, die wie Augen aussahen, was dem Thore vollkommen das Ansehen eines Riesenhauptes gab. Namentlich Abends, wenn das Treppenhaus innen beleuchtet war, glänzte das Licht so unheimlich aus diesen beiden Augenöffnungen, daß sämtliche Straßenjungen sich ordentlich davor fürchteten und nur in einem großen Bogen bei dem alten Hause vorbei gingen. Alsdann schielten aber auch die beiden feurigen Augen in der That so sonderbar den Vorüberwandelnden an und schienen ihm zu folgen, soweit er das alte Thor im Gesicht behalten konnte.

Im Innern war dieses Haus nach alten Begriffen wohnlich, ja prächtig eingerichtet. Die Treppen, welche in die oberen Stockwerke führten, waren massiv aus Eichenholz, und Geländer und Pfosten bestanden aus kunstreich geschnitzten Figuren. Die Zimmer waren hoch, einige sogar gewölbt, die Decken reich mit Stuccaturarbeiten versehen, die Wände mit alten Ledertapeten bedeckt, und Fußböden und Getäfel bestanden aus hartem, ganz dunkelbraun gewordenem Holze.

Dies alles zugleich mit der Stille, welche über dem alten Hause ruhte, gab ihm etwas Oedes, ja Unheimliches, und wenn Jemand die Treppen hinaufschritt und sich zufällig räusperte, so klang das durch das ganze Haus, und in allen Ecken und Winkeln niesten unsichtbare Nasen im hohlen Echo nach. Still war dieses Haus über alle Beschreibung,

und aus dem einzigen Grunde, weil in allen den weitläufigen Stockwerken nur eine einzige Dame wohnte, die jetzige Besitzerin, die verwittwete Staatsrätthin Stillfried. Diese – eine Dame hoch in Fünfzigen – hatte ihre Zimmer im zweiten Stock und lebte sehr ruhig und eingezogen. Ihre Dienerschaft wohnte theils unten, theils im vierten Stock, und da dies meistens alte und lang gediente ruhige Leute waren, so machten sie in dem stillen Hause ebenso wenig Spectakel wie ihre Gebieterin.

Der alte Staatsrath Stillfried war schon vor langen Jahren gestorben. Er hatte einen einzigen Sohn hinterlassen, und die Wittwe, eine sehr schöne, stattliche Frau, schien große Lust zu haben, sich wieder zu verheirathen. Die ganze Stadt bezeichnete auch schon ihren zweiten Mann, und das war ein damals junger Advocat, der schon zu Lebzeiten des seligen Staatsrathes in dessen Hause wohlgekommen war. Aber es kam zu keiner zweiten Heirath. Das Warum, so sehr es die Köpfe aller Neugierigen beschäftigte, wurde nicht bekannt, und das war mancher alten Klatschschwester um so unangenehmer und unerklärlicher, weil, trotzdem, daß die Staatsrätthin ihren Hausfreund nicht heirathete, dieser doch nach wie vor in's Haus kam, und weil selbst nach langen Jahren das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Beiden durchaus nicht abzunehmen schien. Der Doctor Werner, welcher unterdessen zum Justizrath ernannt worden war, verwaltete das Vermögen der Staatsrätthin, wie er schon zu Lebzeiten ihres Gemahls gethan, nach wie vor, speiste wöchentlich verschiedene Mal in dem Hause, fuhr mit der alten Dame spazieren, kurz, er galt sowohl bei der Dienerschaft

als auch bei den Leuten der Stadt, die sich darum bekümmerten, für das Faktotum der Staatsrätthin und für den Allgewaltigen dieses reichen Hauses.

Wenn wir vorhin von der Verwaltung des Vermögens sprachen, so verstehen wir natürlicher Weise nur das eigene Vermögen der Staatsrätthin, welches sie mit in die Ehe gebracht, das aber an sich sehr ansehnlich war. Das Erbe des Vaters war einem einzigen, nun majorenn gewordenen Sohne ausbezahlt worden und belief sich auf eine Rente von vielleicht zehntausend Gulden jährlich.

Ogleich der Justizrath Werner, wie schon gesagt, in dem Hause der Staatsrätthin unumschränkt seine Befehle ertheilte und überhaupt handelte, wie es ihm gefiel, so kann man dagegen nicht behaupten, daß ihn die Dienerschaft deßhalb hiezu berechtigt hielt oder ihm gern und willig dieses Recht zuerkannte. Wenn sie auch seinen Befehlen Folge leisten mußte, so geschah dies doch mit großem Widerwillen, den sich die Aeltesten dieser Dienerschaft, ergraute, erprobte Leute, zu verhehlen auch durchaus keine Mühe gaben.

Die Staatsrätthin hatte den zweiten Stock ihres Hauses, dessen Zimmer früher so bestanden wie die des ersten Stockes, für sich wohnlicher einrichten lassen. Die alten dunklen Tapeten hatten freundlicheren, helleren Platz gemacht, die schweren Möbel waren mit leichten, nach neuem Geschmacke vertauscht worden; kurz, die ganze Wohnung hatte man nach unseren Begriffen elegant und comfortabel hergestellt. Die großen Fenster mit ihren tiefen Nischen hatte man allerdings nicht ändern können; doch verwandelte der Geschmack der Staatsrätthin diese früher etwas finsternen Winkel in angenehme Ruheplätze, und auf einem derselben, welcher einen freien Blick über einen großen

Theil der Stadt gestattet, war ihr Lieblingssitz, wo sich denn auch die alte Dame den größten Theil des Tages aufhielt. Es war ein kühles heimliches Plätzchen, die dicken Mauern des Hauses erlaubten der Sonne nur, sich von außen auf die Scheiben zu lagern und, statt in übermäßiger Hitze einzudringen, dieses Plätzchen sanft zu erwärmen. Ein weicher violetsammtner Fauteuil stand in der Vertiefung dieses Fensters, vor demselben ein kleiner Tisch, worauf Bücher und Zeitungen lagen, mit welchen sich die Staatsrätin beschäftigte, wenn sie es müde war, auf die Straßen hinab zu schauen oder auf die Berge, die, mit Wäldern gekrönt, rings die Stadt umgaben.

Die Dienerschaft der Staatsrätin führte ein äußerst behagliches Leben; sie war nicht zahlreich und bestand nur aus einem alten Kutscher, einem Manne an die Sechzig, einem ebenso alten Bedienten, der bei dem seligen Staatsrath die Stelle eines Kammerdieners versehen, einer Köchin und einem Stubenmädchen, welches letztere zugleich die Verpflichtung hatte, der Staatsrätin vorzulesen, oder, so oft die alte Dame dies ausdrücklich verlangte, ihr Gesellschaft zu leisten.

Diese sämtliche Dienerschaft betrachtete sich wie eine Familie und führte neben einem, wie schon gesagt, behaglichen auch ein sehr einträchtiges und auf diese Art äußerst vergnügtes Leben. Die große Küche im unteren Stockwerk des Hauses war das Hauptquartier derselben, und auch an dem Tage, an welchem unsere Geschichte beginnt, finden wir sie sämmtlich dort versammelt. Sonst sind gewöhnlich die Köchinnen außerordentlich eifersüchtig und lassen durchaus keine Enttheiligung des Terrains zu, auf welchem sie ihre Kunst zu entfalten pflegen. Mit der alten Martha



des staatsrätlichen Hauses dagegen war das ganz anders, und wenn sie so ganz allein in der Küche war, so befand sie sich in übler Laune, und kein Geschäft ging ihr recht von der Hand. Wenn aber, wie heute, ihre sämtlichen Getreuen um sie her gruppirt oder beschäftigt waren, so flog das Fleischmesser oder die Spickgabel in ihrer Hand, die Kartoffeln schälten sich fast von selbst, und man hätte meinen können, das Geflügel sei in einer ganz unerklärlichen Mauer begriffen, denn die Federn stäubten nur so davon, und im Umsehen war es kahl und glatt.

Martin, der Kutscher, saß hinter der Thüre unter der alten Schwarzwälderuhr und stickte mit Beihülfe des Stubenmädchens an einer alten Pferdedecke, deren Risse und Löcher er mit allerhand buntfarbigem Zwirn auf's Kunstreichste zu vertilgen suchte. Er hatte eine Schwäche, einen Aberglauben für seine langgebrauchten Stallrequisiten, und hätte sich um Alles in der Welt nicht dazu entschließen können, seinen Pferden etwas ganz Neues aufzulegen. Ja, wenn er im Laufe der Zeiten einmal neue Geschirre bekommen hatte, so mußten wenigstens ein paar gebrauchte Riemen oder eine alte Stange mit hineingeschnallt werden, sonst wäre Martin nicht auf den Bock geklettert.

Der alte Jacob, zu Lebzeiten des Staatsrathes dessen Kammerdiener und einziger Vertrauter – denn das zwischen dem Staatsrath und dem Doctor Werner anfangs bestandene genaue Verhältniß hatte sich in späterer Zeit ziemlich gelöst – saß auf einem hölzernen Küchenstuhle und hatte die heutige Nummer der Zeitung beendet. Das Stubenmädchen aber half der Köchin Erbsen für den Mittagstisch herrichten.

»So,« sagte der Kutscher nach einem längeren Stillschweigen, während dessen man nichts vernommen, als das Krachen der Erbsenschoten und das Picken der Uhr, »jetzt hält die Geschichte wieder für ein paar Monate.«

»Es wäre doch besser,« meinte Jacob, »wenn Ihr bald einmal neue kaufen wolltet, Meister Martin. Weiß der Herr, wie lange ich nun schon die blau und schwarz gestreiften Decken kenne! Das muß ja dem Vieh gar nicht mehr recht warm geben.«

»Er hat ja ganz neue,« entgegnete das Stubenmädchen lachend, »und die schnallt er den Pferden oben auf die alten Decken hinauf.«

Diese Bemerkung wurde von Seiten des Kutschers mit einer Miene voll Geringschätzung, ja fast Verachtung beantwortet. Er zuckte die Achseln und sagte: »Na, Jungfer Nannett', Ihrer Jugend muß man schon etwas zu Gut halten.«

Das Stubenmädchen, bei Weitem die Jüngste dieser ehrwürdigen Gesellschaft, wurde in solchen streitigen Fällen immer noch wie ein unmündiges Kind behandelt. Sie war vor etwa zwanzig Jahren in einem Alter von sechzehn in das Haus gekommen und die übrige Dienerschaft konnte oder wollte nicht begreifen, daß man in zwanzig Jahren um eben so viel älter wird.

Nach einer längeren Pause sagte Jacob zum Kutscher: »Gestern habe ich zufällig unseren jungen Herrn gesehen.« – Und auf dieses Wort hin legte die Köchin ihre Arbeit aus der Hand und schaute fragend auf den alten Bedienten.

»Ja, gestern bin ich ihm begegnet,« fuhr dieser fort, »es ist doch Jammerschade um den Herrn.«

»Jammerschade?« sagte die Köchin leidenschaftlich; »oh es ist herzerreißend, wenn man von guten Bekannten hört,

was der unglückliche Mensch für Streiche treibt, und ich kann Euch versichern, man muß viel über ihn hören! Du gerechter Gott, was wäre aus dem Herrn nicht alles geworden, wenn der selige Staatsrath am Leben geblieben wäre! es gab kein folgsameres und gescheidteres Kind, als den kleinen Eugen. Und wenn man jetzt hört, was sie alles in der Stadt über ihn sagen, da muß es einem ordentlich weh thun, daß man ihn einmal gekannt.«

»Dummes Geschwätz!« brummte Jacob; »nun ja, man spricht genug über ihn, aber was kann man denn so Böses von ihm sagen? Jugend hat keine Tugend, und ein junger Mensch, der mit vierundzwanzig Jahren über zehntausend Gulden jährlich zu befehlen hat, schlägt leicht über alle Stränge. Das ist einmal nicht anders. Und was ihr Frauenzimmer einander erzählt, das ist gar nicht einmal der Rede werth. Wenn er auch hie und da einem Mädchel nachläuft, pah! darum drehe ich keine Hand um.«

»Nun, recht ist das doch gerade auch nicht,« antwortete die alte Köchin.

»Aber das Schlimmste ist,« sagte Martin, »daß er nichts thut und nichts treibt, daß er all' das Viele, was er gelernt hat, wieder vergißt, und daß er kein ordentliches Geschäft anfängt, sondern sein Geld auf eine wirklich erschreckende und leichtsinnige Art durchbringt. Zehntausend Gulden jährlich, die alle in den Wind hinaus gehen, und er hat nicht einmal Wagen und Pferde!«

»Aber dafür desto mehr gute Freunde,« versetzte bitter lachend der alte Diener, »die wie Blutegel an ihm hängen und ihn förmlich aussaugen; denn was der junge Mensch von einer Freigebigkeit ist, von einer Herzengüte und . . . «

»Von einem Leichtsinn,« ergänzte Martha und schlug gewaltig und ingrimmig auf ein großes Stück Fleisch los, »das ist gar nicht an den Himmel zu malen.«

Draußen wurde die große Hausglocke gezogen. Jacob, der sich darauf hin schon halb von seinem Stuhle erhoben hatte, ließ sich langsam wieder nieder, zog eine kleine silberne Dose aus der Tasche, nahm bedächtig eine Prise und sagte, nachdem er einen Blick auf die Schwarzwälderuhr geworfen: »Ah so! er wird es sein! Da pressirts mir gar nicht.«

»Mir auch nicht,« sagte der Kutscher und faltete ruhig seine Decke zusammen.

»Und mir erst recht nicht,« meinte lachend das Stubenmädchen.

»Er muß das Warten schon gewohnt werden,« brummte die Köchin und machte ein ungeheures Gepolter, indem sie mit dem Stücke Holz, das sie in der Hand hielt, mehr auf den Tisch als auf das Fleisch schlug.

Draußen wurde aber zum zweiten Mal und heftiger geklingelt.

»Er wird's doch nicht sein,« sagte jetzt Jacob, indem er von seinem Stuhle aufstand und sich der Küchenthüre näherte: »So heftig schellte er niemals. Das geht alles langsam und ruhig, feierlich und abgemessen.«

»Ja, es muß Jemand anders sein,« meinte die Köchin, »für ihn ist's noch zu früh. Geschwind, Nanett', mache Sie die Hausthüre auf! Bleibe Er sitzen, Jacob, das Mäd'el hat junge Beine.«

Nanette eilte gehorsam diesem Befehle zur Küche hinaus, zog draußen den schweren Thürflügel auf und begleitete die Person, welche zweimal geschellt und welche halblächelnd

meinte, man solle in einem ordentlichen Hause Niemanden zweimal schellen lassen, nach der Küche.

Diese Person aber war Niemand anders, als Madame Schoppelmann, die sich nun in der Küche in ihrer ganzen Breite aufpflanzte und mit einem lächelnden Gesicht ihre, dem Stubenmädchen so eben ertheilte Vorwürfe wiederholte. »Ei, ei!« sagte sie lachend, »da ist die ganze Familie beisammen und läßt mich zweimal schellen, und so eine arme, alte Person, wie ich bin, der das Stehen unendlich sauer wird, muß draußen vor der Hausthüre warten, bis es den gnädigen Herrschaften gefällig ist. Das ist ja ganz entsetzlich. Ja, Jacob,« fuhr sie lachend fort, »man wird alt, und da gilt man bei dem Mannsvolk nichts mehr. Ich weiß noch sehr genau die Zeit, wo der damalige junge Jacob vier Treppen auf einmal herab sprang, um der Jungfer Margarethe die Thüre aufzumachen. He! ist dem nicht so?«

»Das kann ich in der That nicht läugnen,« sagte ebenfalls lachend der alte Diener. »Aber Ihr müßt gerecht sein, Frau Schoppelmann: wie hätten wir euch um zehn Uhr erwartet? Ihr kommt nie so spät, und wenn Ihr dagegen Morgens um acht Uhr an der Hausthüre schellt, so dauert es gewiß nie eine Minute, bis man Euch herein läßt.«

»Ja, ja, Kinder, das ist schon wahr,« sprach die Gemüsehändlerin; »aber laßt mich niedersitzen. Das Stehen und Laufen wird mir, absonderlich in der Hitze, außerordentlich beschwerlich.«

»Nanett', gieb den großen Stuhl her!« befahl die Köchin; und als sich hierauf Frau Schoppelmann auf diesen großen Stuhl niederließ, krachte derselbe bedeutend und stöhnte laut auf, obgleich er aus dem dicksten, solidesten Eichenholze gemacht war.

Die Gemüsehändlerin hatte ihren Anzug von heute Morgen durch eine Haube mit dunkelbraunen Florbändern besetzt, sowie mit einem schwarzen Umschlagtuch vervollständigt, und trug in ihrer Hand ein weißes, zierlich geflochtenes Körbchen voll der größten und schönsten Erdbeeren.

»Ei, ei,« sagte lachend die Köchin und zeigte auf dieses Körbchen, »solche Erdbeeren habt Ihr uns lange nicht besorgt, und Ihr wißt doch, Frau Schoppelmann, daß unsere Herrschaft die Erdbeeren außerordentlich liebt. – Sie sind doch für uns? – Nanett', nimm der Frau die Erdbeeren ab!«

Die Gemüsehändlerin aber wehrte das Stubenmädchen mit der Hand von sich ab und erwiderte: »Diese Erdbeeren sind für Euch und nicht für Euch, wie man will, d. h. ich habe sie allerdings für die Frau Staatsrätthin bestimmt, doch will ich sie ihr zum Geschenk machen, möchte sie aber auch dafür selbst übergeben.« Die Gemüsehändlerin aber wehrte das Stubenmädchen mit der Hand von sich ab und erwiderte: »Diese Erdbeeren sind für Euch und nicht für Euch, wie man will, d. h. ich habe sie allerdings für die Frau Staatsrätthin bestimmt, doch will ich sie ihr zum Geschenk machen, möchte sie aber auch dafür selbst übergeben.«

»Ah, das ist was Anderes!« entgegnete die Köchin; »dann müßt Ihr Euch hinauf bemühen, Frau Schoppelmann, die Frau Staatsrätthin sind oben in ihren Zimmern.«

»Und will der Herr Jacob die Freundlichkeit haben, mich der Herrschaft droben anzumelden?« sagte die Gemüsehändlerin und machte den Versuch, ihren breiten Kopf auf dem dicken Halse nach dem alten Bedienten, der fast hinter ihrem Rücken saß, herum zu drehen. Doch gelang ihr dies nur unvollkommen, vielmehr befiel sie bei dieser unnatürlichen Bewegung ein heftiger Husten, den Jacob achtungsvoll

für die alte Bekannte ruhig vorübergehen ließ und in dieser Zwischenzeit aus seiner silbernen Dose abermals eine Prise nahm.

»Ah, geh' Sie nur hinauf,« meinte freundlich und sehr herablassend die Köchin, »die Frau Staatsrätin wird sich ein Vergnügen daraus machen, Sie einen Augenblick zu sehen.«

»Wer weiß?« sagte pfiffig lächelnd die dicke Frau und erhob sich mühsam von ihrem breiten Stuhle.

Jacob ging ihr voraus, und Beide stiegen die Treppen des stillen Hauses hinauf.

Drunten in der Küche hustete der alte Kutscher, pickte die Schwarzwälderuhr und klopfte die Köchin ihr Fleisch. Das hörte man noch auf der Treppe, die in den ersten Stock führte; war man aber dort oben angekommen, so vernahm man von allem dem nichts mehr, und eine tiefe Ruhe und Einsamkeit lag auf dem weitläufigen Gebäude.

Auf dem kleinen, heimlichen Ruheplatz in der Fenstervertiefung, von der wir oben sprachen, saß die alte Staatsrätin in ihrem weichen Fauteuil, und eine Zeitung, in der sie vorhin gelesen, war mit der rechten Hand, welche sie bis jetzt gehalten, in ihren Schooß gesunken und von da herab unbeachtet auf den Boden gefallen, indem die Morgenlectüre der alten Dame wahrscheinlich durch andere Sachen, die ihren Geist beschäftigten, unterbrochen worden war. Sie lehnte sich in ihren Fauteuil zurück und schaute unverwandten Blickes durch das Fenster auf die Straßen der Stadt und die im Sonnenschein funkelnde und lachende Gegend, die sich hinter dem Häusermeer vor ihren Blicken ausbreitete. Sie trug ein schwarzes, seidenes Kleid, eine leichte Mantille von demselben Stoff und derselben Farbe, um den Hals schlang

sich ein kleiner, weißer Kragen, und ihr feines, bleiches Gesicht stach kaum von dem weißen Stoffe ab. Ihr Haar war ergraut und bedeckt mit einem Netz aus dunkelblauen Seidenfäden, das unter dem Kinne zugebunden war.

Die Staatsrätin, welche früher sehr schön gewesen war, erschien heute noch als eine stattliche, gut aussehende Frau. Ihr Körper, voll und rund, sah nur fast zu kräftig aus für die bleichen, krankhaften Züge ihres Gesichts, für den leidenden, schmerzlichen Ausdruck in demselben. Doch war dieser kränkliche Ausdruck nicht Theilnahme erweckend: man fühlte sich von diesem Gesichte nicht angezogen. In den hellen, klaren Augen und um den kleinen, meistens fest verschlossenen Mund lag ein unbeschreiblicher Zug von Festigkeit, ja Härte, der aber vollkommen zu der Redeweise der alten Dame paßte. Wir haben früher schon gesagt, daß die Staatsrätin in einem Alter von stark fünfzig Jahren war. Oftmals sah sie dafür sehr gut aus, ja man hätte sie für weit jünger halten können; ein anderes Mal dagegen erschien sie wie eine vollkommen alte, stumpfe, abgelebte Frau.

Madame Schoppelmann war durch Jacob, den Bedienten, gemeldet worden und stand ehrerbietig an der Thüre des Zimmers. Eine Handbewegung der Staatsrätin lud sie ein, näher zu treten. Die Gemüsehändlerin trat darauf hin an die Fensternische und überreichte der alten Dame das Körbchen mit den schönen Erdbeeren.

»Ich danke sehr,« sagte diese, »daß Sie sich meiner erinnert; diese Erdbeeren sind in der That von einer seltenen und ausgezeichneten Schönheit.«

»Ja, es sind ausgesuchte,« entgegnete die Gemüsehändlerin; »ich habe mir gedacht, wenn ich einmal etwas selbst zu Ihnen bringe, so muß es schon was Rechtes sein.«



Die alte Dame nickte ernst aber wohlwollend mit dem Kopfe.

»Es macht mir in der That ein großes Vergnügen,« fuhr Madame Schoppelmann fort, »wenn ich der Frau Staatsrätthin mit etwas aufwarten kann, was Ihnen angenehm ist. Es ist freilich nur eine Kleinigkeit, aber ich habe sonst nichts gewußt; Blumen lieben die gnädige Frau nicht besonders, sonst hätte ich mir schon erlaubt, ein schönes Bouquet zu bringen.«

»Ich danke recht sehr!« antwortete die alte Dame und versuchte eine der Erdbeeren.

»Nun, es ist mir ganz recht,« sagte die Gemüsehändlerin, »daß ich Euer Gnaden wieder einmal sehe und in so gutem Wohlsein; mir scheint doch, die Frau Staatsrätthin befindet sich gegenwärtig recht wohl.«

»Es geht so, meine gute Frau, ich kann nicht klagen.«

»Ei, was das Klagen anbelangt,« fuhr lächelnd die dicke Frau fort, »so glaube ich das recht gern; das Klagen kommt uns zu, gnädige Frau, Leute wie ich, die den ganzen Tag fest hin stehen und arbeiten müssen, von Morgens bis in die Nacht hinein immer zu thun, immer Geschäfte haben, Angenehmes und Unangenehmes, wie es gerade fällt. Aber man thut's ja gern, so lange man weiß, wofür man arbeitet, und wenn man sieht, daß Segen dabei heraus kommt.«

»Ja, ja, es ist so,« sagte ernst die Staatsrätthin. »Das Klagen nützt nicht viel.«

»Nein, das Klagen nützt in der That nicht viel,« wiederholte Madame Schoppelmann. »Euer Gnaden haben da einen ganz richtigen Grundsatz. Ich klage auch eigentlich nie, Gott soll mich bewahren! und ich wollte auch gar nichts klagen,

nur so ein paar Worte sprechen, wenn es die Frau Staatsrätthin nicht ungnädig aufnehmen wollten.«

»Mit mir wollten Sie sprechen?« fragte ruhig die Staatsrätthin. »Wenn ich Ihnen vielleicht mit etwas dienen kann, das in meiner Macht steht, so soll es gern geschehen.«

Madame Schoppelmann war mit der festen Absicht in das Haus gekommen, etwas von sehr delicateser Natur mit der Staatsrätthin zu sprechen. Sie, die um eine ganze Legion passender oder unpassender Worte, wie es gerade kam, nicht verlegen war, hatte es sich außerordentlich leicht vorgestellt, mit der alten Staatsrätthin, der Mutter jenes Herrn Eugen, eine gewisse Sache ganz ruhig zu besprechen. Sie war in dem besten Glauben gewesen, daß die alte Dame es ihr sehr Dank wissen müsse, wenn sie ihr über jenes Verhältniß einmal mit voller Wahrheit die Augen öffne. Freilich wußte sie ganz genau, wie gespannt Mutter und Sohn zusammen standen, daß letzterer nicht im elterlichen Hause wohne, daß er vollkommen als sein eigener Herr lebe und sich vielleicht gar nicht einmal nach mütterlichen Ermahnungen sehne, noch viel weniger aber Lust haben würde, dieselben irgendwie zu befolgen. Das wußte sie, wie gesagt, ganz genau; doch seit sie diesen Morgen von Hause fortgegangen war, hatte sie auf dem Markte noch Einiges erfahren, was sie in dem Vorsatze bestärkte, mit der Staatsrätthin ein ernstliches Wort zu sprechen. Ihr Sohn, der Fuhrmann, hatte theilweise Recht gehabt mit seiner Anklage gegen die Schwester, und wenn die Mutter auch von ihrer Tochter überzeugt war, diese würde sich nie etwas Unrechtes zu Schulden kommen lassen, so sprach man doch auf dem Markte und in der Stadt davon, die schöne Katharina habe wirklich ein genaues Verhältniß mit dem Sohne der Staatsrätthin Stillfried.

Daß aber die Leute hierüber die Achseln zuckten und lachten, das wußte die Mutter nicht; denn ihre Bekannten hatten ihr gesagt: »Die Katharine weiß schon, was sie treibt; er ist ein lediger, reicher, unabhängiger Mensch, und wenn er das Mädchen absolut heirathen will, so könnt Ihr wohl nichts dagegen haben.« Dies war nun ein Grund weiter, weshalb Madame Schoppelmann es für ihre Pflicht hielt, mit der Staatsrätin ein Wort über diese Geschichte zu sprechen.

Doch stand sie lange vor der alten Dame, ohne den Anfang zu diesem Worte finden zu können. Madame Schoppelmann kam selten oder nie in Verlegenheit: hier aber befand sie sich in einer sehr großen. Sie hatte schon das Gespräch mit der Staatsrätin auf ungebührliche Weise in die Länge gezogen, hatte sich mehrere Male über das gute Aussehen derselben gefreut, hatte die allerliebsten Wachtelhunde gelobt, die knurrend und augenscheinlich mit bösen Absichten ihre dicken Beine umkreisten, hatte sogar von ihrer Tochter Katharina angefangen, ohne Sinn und Verstand und ohne weiter fortfahren zu können; denn die Staatsrätin gab auf Alles, wenn gleich keine unfreundlichen, doch ziemlich kurze Antworten.

Ihr letzter Nothanker in dieser Verlegenheit war unter vielen Miniaturbildern, die in der Fenstervertiefung hingen, das Portrait eines kleinen blondgelockten Kindes, das mit seinen klaren blauen Augen die Betrachtenden so freundlich anblickte.

»Ach,« sagte sie nach einer Pause, und nachdem sie das Bildchen längere Zeit aufmerksam angesehen, »das ist der kleine Herr Eugen; wie das vor langen Jahren ähnlich war! ich erinnere mich dessen noch ganz genau.«

Die Staatsrätlin preßte ihre Lippen fester auf einander, maß die Frau mit einem sonderbaren Blick, ohne jedoch eine Sylbe zu antworten.

»Ja, ja, das ist der Eugen,« fuhr die Gemüsehändlerin mit lauterer Stimme fort, wie um sich selbst Muth zu machen, »das kann gar nicht fehlen. Ach, ich habe ihn so gut gekannt – wie viel Aepfel hat mir der kleine Schelm hier und auf dem Markt abgelockt. Und was ist der seit jener Zeit groß und hübsch geworden! Nicht wahr, gnädige Frau?«

»Wahrscheinlich,« sagte finster die alte Dame. In zwanzig Jahren kann man was erleben!«

Diese Worte sollten Gleichgültigkeit ausdrücken, aber sie klangen wie der bitterste Hohn.

Jetzt oder nie! dachte Madame Schoppelmann: einmal muß ich doch sprechen, und wenn sie es auch nicht gern hört, was ich ganz deutlich bemerke, so muß die Sache doch heraus. – »Ja, ja, gnädige Frau,« fuhr sie fort, »über den Herrn Eugen hätte ich ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen. Nicht über den kleinen Eugen dort, sondern über den jetzigen, groß gewordenen.«

»Damit kann Sie mich verschonen!« sagte sehr ernst die Staatsrätlin.

»Ja, was das Verschonen anbelangt,« entgegnete die dicke Frau, »das wäre mir auch schon recht; ich wäre auch gern mit Manchem verschont, und muß doch als Mutter Vieles anhören, was mir gerade nicht angenehm ist.«

»Aber ich sehe nicht ein, weshalb ich Sachen anhören soll, die mir unangenehm sind!« antwortete die Staatsrätlin und sah die Gemüsehändlerin bei diesen Worten mit einem festen und ziemlich unfreundlichen Blicke an. »Lass' Sie das gut sein, Frau Schoppelmann!« fuhr sie nach einer Pause mit

minderer Strenge fort, »wenn ich Ihr, wie gesagt, sonst wo dienen kann, so bin ich für eine langjährige Bekannte gern zu Befehl; aber was den Herrn Eugen Stillfried anbelangt ...«

»Ihren Sohn, Ihren einzigen Sohn ...«

Die Staatsrätthin zuckte mit den Achseln und zog dabei den Mund in die Höhe, als wollte sie sagen: Wie zudringlich doch diese gemeinen Leute sind! Dann entgegnete sie nach einer Pause mit kalter, ganz strenger Stimme: »Sie, meine gute Frau, geht hier in diesem Hause seit so vielen Jahren aus und ein, daß ich wohl voraussetzen kann, Sie sei mit den ... eigenthümlichen Verhältnissen desselben vollkommen bekannt. Da dieses der Fall ist und ich auch nicht glauben kann, daß Sie mir absichtlich eine unangenehme Stunde bereiten will, so bitte ich recht sehr: lassen wir dieses Gespräch fallen!«

»Verzeihen Sie, gnädige Frau,« antwortete nach einer kleinen Pause der Ueberraschung die Gemüsehändlerin, »verzeihen Sie recht sehr und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es freilich sehr angenehm ist, unangenehme Dinge nicht hören zu müssen. Das geht mir in meinem Stande – verzeihen Sie, gnädige Frau – wahrhaftig gerade so. Aber das läßt sich nicht immer machen, und ich bitte um Entschuldigung, aber ich bin nun einmal hierher gekommen, um der Frau Staatsrätthin etwas mitzuthemen, der Frau Staatsrätthin als Mutter ihres Sohnes nämlich, was mir, als Mutter meiner Tochter, schwer auf dem Herzen liegt.«

Die alte Dame hatte, nachdem sie eben gesprochen, ihren Kopf gleichgültig abgewandt und blickte eifrig und, wie es schien, ganz theilnahmlos zum Fenster hinaus. Doch hätte ein sehr aufmerksamer Beobachter wohl gewahren können,

daß bei dem letzten Worte der Gemüsehändlerin ihre Augenwimpern ein ganz klein wenig zuckten.

»Ja wohl,« fuhr Madame Schoppelmann fort, nachdem sie Athem geschöpft, »als Mutter meiner Tochter, und wenn ich auch ganz genau weiß, daß die Frau Staatsrätin mit Ihrem Herrn Sohn in einem Verhältniß stehen, wie ich als eine gewöhnliche Bürgersfrau mit meinem ganz schlichten Verstand nicht gut begreifen kann, so bleibt es doch einmal Ihr Sohn, das können Sie mir nicht abstreiten, gerade so, als wie die Katharine meine Tochter bleibt.«

»Aber was geht mich Ihre Tochter an?« sagte nach einer Pause die alte Dame, wie es schien, ziemlich ärgerlich und ungeduldig. Doch las man hiervon nichts auf ihrem unbeweglichen Gesichte; nur der Ton ihrer Stimme erschien einigermaßen gereizt.

»Was meine Tochter Sie angeht?« versetzte die Gemüsehändlerin, und ihre Stimme erhob sich ein wenig; auch zuckte sie mit ihren beiden Armen, und ihre dicken Fäuste, die des Herabhängens schon lange müde sein mochten, schienen sich nach dem gewöhnlichen Stützpunkte, ihrer Hüfte, zu sehnen. Doch unterließ die Frau auf den Augenblick noch eine solche respectwidrige Haltung. »Was meine Tochter Sie angeht?« wiederholte sie: »ei, gerade so viel und so wenig, wie mich Ihr Sohn.«

»Nun, wenn Sie das einsieht, liebe Frau,« entgegnete die Staatsrätin mit erzwungenem Lächeln, »so können wir dieses Gespräch auf jeden Fall abbrechen; denn mir ist es vollkommen gleichgültig, was Ihre Mamsell Tochter macht, und ebenso wenig ist es mir interessant, etwas Näheres über den Herrn Eugen Stillfried zu vernehmen.«

Jetzt begann die Geduld und Ruhe der Gemüsehändlerin auf die Neige zu gehen. »Erlauben Sie mir,« antwortete sie, und ihre Stimme fing an laut und schneidend zu werden, »erlauben Sie mir, Frau Staatsrätthin, ich verlange wahrhaftig nicht nach der Ehre, daß Euer Gnaden sich für die Jungfer Katharine Schoppelmann interessiren sollen, aber es ist denn doch in diesem Punkte ein großer Unterschied zwischen mir und Ihnen. Sie bekümmern sich nicht um das Treiben Ihres Herrn Sohnes, weil Sie nichts davon hören und wissen wollen. Ich aber muß mich darum bekümmern, da dieses Treiben mich oder vielmehr meine Tochter etwas genauer angeht. Genug« – hier hatte ihre Stimme die gehörige Stärke erlangt, und ihr röthliches Gesicht begann einen bläulichen Schimmer anzunehmen – »genug, Ihr Sohn, der Herr Eugen Stillfried, läuft meiner Tochter Katharine auf allen Wegen und Stegen nach, was ich nicht leiden will, und ich habe es einmal für meine Schuldigkeit gehalten, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Er ist und bleibt doch einmal Ihr Herr Sohn, und Sie so wenig wie . . . andere Leute sind im Stande, dies abzuläugnen.«

»Ei, Frau Schoppelmann,« sagte die alte Dame mit der vollkommensten, wieder erlangten Ruhe, »Sie ereifert sich zu sehr.«

»Da muß man sich ereifern!« fuhr die dicke Frau fort. »Zum Teufel! gnädige Frau, nehmen Sie mir es nicht übel, aber Sie behandeln mich in einer so wichtigen Sache als sei ich eine Bettlerin und wolle einen Kreuzer geschenkt haben. Das ist aber durchaus nicht der Fall und ich bin nur gekommen, Ihre Ansicht zu vernehmen.«

»Ich glaube Ihr schon gesagt zu haben, daß ich über den Herrn Eugen Stillfried durchaus keine Ansichten mehr habe.«

»Aber über Ihren Sohn, Madame!«

»Ich habe keinen.«

»Aber über jenen jungen Herrn, der Ihren Namen trägt.«

»Man hat hier in der Stadt schon lange gelernt, die Namen von den Personen zu trennen,« sagte die Staatsrätin im Tone tiefer Verachtung.

»Also etwas Anderes,« entgegnete von dieser Hartnäckigkeit bestürzt und überrascht die Gemüsehändlerin, »haben Sie mir nicht hierüber zu sagen? So bin ich also ganz vergebens gekommen?«

»In dieser Angelegenheit ja, meine beste Frau,« sprach unbefangen und ruhig lächelnd die alte Dame. »Für diese wirklich vortrefflichen Erdbeeren sage ich Ihr nochmals meinen herzlichsten Dank; sie sind außerordentlich gut.« – Bei diesen Worten nahm sie eine aus dem Körbchen und verspeiste sie anscheinend mit großem Appetit; doch zitterte ihre Hand.

Die Gemüsehändlerin überlief ein leichtes Frösteln, und es begann ihr bei dieser Frau unheimlich zu werden. Sie zuckte ihre Achseln so sehr wie möglich, zog ihr Umschlag-tuch fest an sich und sagte: »Ich habe meine Schuldigkeit gethan, Frau Staatsrätin. Seien Sie versichert, ich werde mich um meine Tochter bekümmern, und jetzt auch in gewissen Angelegenheiten auf's Sorgfältigste um Ihren Herrn Sohn. Erscheint mir die Sache unrichtig, so werde ich gegen zudringliche junge Leute, die den Versuch machen, die Ruhe meines Hauses zu stören, schon irgendwo Schutz und Hülfe



finden. Geht aber die Sache auf anständigem und redlichem Wege zu – Sie werden mich verstehen, Frau Staatsrätthin?«

Diese Pause, welche die Gemüsehändlerin hier absichtlich machte, benutzte sie, um forschend auf die alte Dame zu blicken, die aber so aufmerksam zum Fenster hinaussah und so theilnahmlos schien, als sei außer ihr Niemand im Zimmer.

»Wenn also,« fuhr Madame Schoppelmann mit lauter Stimme fort, »Herr Stillfried solide und redliche Absichten auf meine Tochter hat, so sehe ich in diesem Falle nicht ein, weißhalb ich deren Glück im Wege stehen soll, und werde alsdann recht gern erlauben, daß der Herr Eugen Stillfried die Jungfer Katharine Schoppelmann zu seiner Frau nimmt. – Ich habe die Ehre, mich der Frau Staatsrätthin bestens zu empfehlen«

Damit ging die dicke Frau, jetzt ihres Theils außerordentlich stolz und hochmüthig, zur Thüre hinaus. Kaum aber waren ihre Tritte auf der Treppe verklungen, so sprang die Staatsrätthin heftig von ihrem Fauteuil in die Höhe, stieß ihn mit dem Fuße zurück und eilte mit gefalteten Händen im großen Zimmer auf und ab. Aus ihren Augen blitzte ein wildes Feuer, den Kopf hatte sie stolz erhoben, doch bebten ihre Lippen. Bald wurde ihr Schritt minder hastig, bald blieb sie an diesem Fenster, bald an jenem einen Augenblick stehen; das Feuer ihrer Augen erlosch unter hervorbrechenden Thränen, sie preßte die rechte Hand fest auf ihr Herz und sank endlich mit einem lauten Ach, das wie ein schneidender Wehruf klang, in ihren Fauteuil zurück. Das Körbchen mit den Erdbeeren war vom Tisch auf den Boden gerollt, die Früchte lagen hie und da auf dem Fußboden und wurden von den kleinen Wachtelhunden auf's Eifrigste verzehrt.

Eine kleine halbe Stunde mochte die Staatsrätthin, in tiefes Nachsinnen versunken, in ihrem Fauteuil geruht haben, und während dieser Zeit hatte sie vollkommen das Aussehen einer achtzigjährigen Frau; dann aber glätteten und veränderten sich ihre Züge mit einer wunderbaren Schnelligkeit, ihre Lippen preßten sich wieder fest auf einander, das Auge wurde ruhig, klar und kalt wie früher, und sie zog mit fester Hand die Klingel, welche in das Bedientenzimmer führte.

Jacob erschien unter der Thüre.

»Sagen Sie der Köchin,« befahl die Staatsrätthin mit ruhiger, sanfter Stimme, »es sei mein Wille, künftig nichts mehr von jener Frau, die eben hier war, zu kaufen. Ich will sie nicht mehr in meinem Hause wissen; man soll einen andern Lieferanten anschaffen.«

»Die Frau Schoppelmann soll nichts mehr für die Küche besorgen?« fragte der alte Bediente mit einem wahren Schrecken, worauf die Dame entgegnete:

»So ist es, Jacob, nicht das Geringste mehr – sagen Sie es der Köchin.«

Jacob eilte die Treppen hinab, sichtlich erregt von dem Befehle, den er soeben erhalten und den er drunten dem sämmtlichen Dienstpersonale wiederholte.

Die Köchin war außer sich und wollte hinauf, um Gegehvorstellungen zu machen. Doch Jacob, der das Gesicht der Staatsrätthin schon länger als dreißig Jahre studirt hatte, hielt sie von diesem fruchtlosen Versuche ab. Ihm war es nicht entgangen, daß die Dame droben, trotz der Ruhe ihres Aeußern, sich in einer großen Gemüthsbewegung befand. Er zuckte die Achseln und bat die alte Martha, ruhig zu sein – in dieser Angelegenheit sei wenigstens für heute nichts zu ändern.

Da wurde abermals die Glocke an der Hausthüre gezogen, und Jacob, der sehr ernst gestimmt war, öffnete sogleich.

#### FÜNFTES CAPITEL.

*Worin des Helden unserer Geschichte ausführlicher Erwähnung geschieht, wenn auch gerade auf keine schmeichelhafte Art.*

Es trat ein langer, magerer Herr in den Hausflur; den Hut auf dem Kopfe, begrüßte er den alten Bedienten mit einem flüchtigen Kopfnicken. Jacob dankte ihm mit einer tiefen, stummen Verbeugung.

Der lange Herr warf einen flüchtigen Blick in die halbgeöffnete Küche und stieg ohne eine Frage langsam die Treppe hinauf. Jacob blieb unten zurück.

Dem Herrn mochte es von dem Gehen draußen in dem heißen Wetter warm geworden sein; denn während er die Treppe hinauf ging, zog er ein weißes Sacktuch aus der Tasche und fächelte sich damit Kühlung zu. Auch hustete er nebenbei einige Mal ziemlich laut, und als das Echo in dem großen, weiten Hause dieses Geräusch dumpf und seltsam tönend wiederholte, blickte er wie ärgerlich um sich und beeilte seine Schritte, um in den ersten Stock zu gelangen. Hier blieb er einen Augenblick stehen, dann wandte er sich nach der Treppe zu, die in den zweiten Stock führte, zog aber den erhobenen Fuß von der ersten Stufe wieder zurück und blickte einen Augenblick forschend in den langen Corridor, in welchem die weiten, unbewohnten Gemächer des ersten Stockes lagen. Er zog die Augenbrauen finster zusammen und sah einige Secunden unverwandt nach dem

Ende dieses Corridors; dort schien eine Thüre halb offen zu stehen, während alle anderen fest verschlossen waren.

»Ich werde doch noch diesen alten nichtsnutzigen Bedienten nächstens entlassen müssen,« sagte der lange Herr. »Ich glaube, dieser Hallunke arrangirt es immer so, um mir einen unangenehmen Augenblick zu machen. Ich kann es nun einmal nicht leiden, wenn jene Thüre offen steht!« – Nach diesen Worten, die er finster und halblaut vor sich hingespochen, und sich dann umschaute, um sich zu überzeugen, daß ihn Niemand gehört, ging er mit hastigen Schritten den langen Corridor hinab bis an jene halb offen stehende Thüre, um sie zu verschließen. Doch ehe er dies that, konnte er sich, obgleich mit sichtbarem Widerwillen, nicht enthalten, für einen Augenblick in jenes Zimmer hinein zu blicken.

Es war ein großes Gemach, und da die Läden der Fenster, welche verschlossen waren, nur spärliches Licht und gar keine Wärme einströmen ließen, so war es in demselben sehr kühl und so finster, daß man die Gegenstände, welche sich darin befanden, kaum zu unterscheiden vermochte. Es drang dem Eintretenden eine kalte, kellerartige Luft entgegen. Das Zimmer, hoch und gewölbt, war mit dunkelbraunen Tapeten versehen, ein alter Teppich bedeckte den Boden, schwere Seidenvorhänge hingen von den Fenstern herab, alte Stühle und einige Tische standen an den Wänden, und zur linken Seite, neben der Thüre, bemerkte man ein großes und breites Bett, mit einem dunklen Ueberwurfe bedeckt, der auf allen vier Seiten bis auf den Boden herab hing. Wie alle lange Zeit verschlossenen Zimmer, in welchen man die Möbel altern, die Stoffe morsch werden ließ, hatte auch dieses etwas Unheimliches. Wenn man die Thüre öffnete, so drang von dem helleren Corridor plötzlich Licht und

Luft herein und kämpfte mit der Finsterniß, die sich aber aus ihrem Besitzthume nicht vollständig vertreiben ließ. In den Ecken blieben tiefe Schatten liegen, und dazu machte sich der Luftzug, der zugleich mit herein drang, an die alten Fenstervorhänge und bewegte die schweren Stoffe, daß sie langsam und wie unmuthig über diese Störung hin und her wankten. Altmodische, goldene Rahmen funkelten plötzlich aus allen Ecken, und ein trüb angelaufenes Spiegelglas, das sich neben dem Bette befand, erhellte sich auf einmal und zeigte dem langen Herrn, der die Thürklinke fest mit der Hand umschloß, sein Bild in ganzer Größe, und es war, als beuge sich jenes Spiegelbild auf das Bett herab und schaue angelegentlich auf dieses seit so langen Jahren verlassene Lager.

Dieses Gemach aber, das der lange Herr nun eilfertig, und wie erschreckt von seinem Bilde im Spiegel, hinter sich zuzog, war vor so und so vielen Jahren das Schlafzimmer des seligen Staatsrathes gewesen.

Der Herr drehte den Schlüssel zweimal im Schlosse herum, schritt eilig durch den Corridor an die Treppe und stieg den zweiten Stock hinauf. Die Wachtelhunde der Staatsräthin bellten laut auf, als sie seine schweren Schritte hörten, und erweckten dadurch ihre Herrin aus tiefem Nachsinnen, in das sie abermals in ihrem Fauteuil am Fenster versunken war.

Der Justizrath, denn er war es, der nun in das Zimmer trat, legte seinen Hut auf ein Seitentischchen und ging an die Fenstervertiefung, wo er der Dame die Hand reichte und sich dann auf einen Stuhl ihr gegenüber niederließ.

Er mochte ungefähr ein Mann an die Fünfzig sein, hatte, wie schon gesagt, eine lange etwas magere Gestalt und

ein durchaus nicht unangenehmes Gesicht; ja, es lag darin etwas Gutmüthiges und zugleich Geistvolles. Wenigstens sprach hiefür die hohe, breite Stirn. Er hatte dunkle, etwas kleine Augen, die man übrigens selten zu sehen bekam, denn seine Augenlider hingen schwer darüber hin, und dies allein gab seinem Gesichte in Augenblicken, wo er ruhig saß und nachzudenken schien, was häufig vorkam, etwas Finsteres, Abstoßendes. Dann hatte er auch die Gewohnheit, seine Unterlippe zwischen die Zähne zu klemmen und den Mund zusammen zu ziehen. Wenn er aber seine Augen aufschlug und Jemand anschaute, und namentlich, wenn er sprach, so glätteten sich diese Züge seines Gesichtes vollkommen, um seine Mundwinkel spielte ein freundliches Lächeln; er hatte alsdann etwas Zuversichtliches, Imponirendes, und es war nicht leicht, ihm zu widersprechen. So war auch seine ganze Haltung: er trat fest und sicher auf, wie Jemand, der vollkommen mit sich darüber im Reinen ist, was er will, und der sich durch keine Einreden leicht wird beirren lassen. Dieses Gefühl von Sicherheit theilte sich auch seiner Umgebung mit und war ein gewaltiger Schutz für seine Partei, entmuthigte dagegen seine Feinde und Widersacher.

Der Justizrath war sorgfältig, fast elegant gekleidet. Er trug einen braunen Morgenfrack, an den Händen Glacéhandschuhe und um den Hals eine weiße Cravatte, welche bei allen Toiletten, die er machte, die gleiche war.

Die beiden kleinen Wachtelhunde hatten sich wieder an die Erdbeeren begeben, und mit den Früchten, welche sie nicht verzehrten, spielten sie im Zimmer umher. Der Justizrath erkundigte sich nach dem Befinden seiner Freundin, und dann sagte er lächelnd, indem er auf die hin und her

jagenden Thiere wies: »Mir scheint, es ist heute der Geburtstag von Molly; denn Sie haben ihm da ein vortreffliches Frühstück vorsetzen lassen, Erdbeeren von dieser Größe und Schönheit; ich habe noch nie solche auf Ihrer Tafel gesehen. Ei, ei, theure Sophie, Sie verwöhnen Ihre Lieblinge auf eine wirklich unverantwortliche Art!«

»Da haben Sie wahrhaftig Recht,« versetzte lächelnd die alte Dame; aber sie verdanken dieses köstliche Mahl nur dem Zufall. Ich verdiene Ihre Vorwürfe nicht, mein lieber Freund; ich hatte das Körbchen neben mir stehen, durch ein Ungefähr fiel es herunter, und nur diesem verdanken die kleinen Schmarotzer die süßen Früchte.«

Der Justizrath nahm einen Sonnenschirm, der in der Ecke der Fenstervertiefung lehnte, und verjagte die kleinen Hunde neckend von dem Körbchen, welches sie mit ihren Pfoten bald hierhin, bald dorthin rollten. Dabei entfiel ihm der Schlüssel, den er im unteren Stock abgezogen. Doch hob er ihn schnell wieder in die Höhe, stand auf und legte ihn auf ein entferntes Tischchen.

Die Staatsrätthin sah ihn fragend an.

»Ich fand ihn unten an der Treppe,« sagte er nach einer kleinen Pause mit großer Unbefangenheit; »wahrscheinlich hat ihn Jacob dort liegen lassen. Mir scheint, der alte Mann wird mit jedem Tage unzuverlässiger; ich glaube, man wird bald ernstlich daran denken müssen, ihn mit einer anständigen Pension zu entfernen und in Ruhestand zu versetzen.«

»Sie haben Recht, lieber Freund,« antwortete die Dame; »aber sind wir nicht die Diener unserer Diener, wenigstens ebenso abhängig von ihnen, wie sie von uns? – Sie wissen ganz genau, wie sehr ich dieses verschlossene Wesen des alten Jacob hasse, wie fest ich davon überzeugt bin, daß hier

in diesem Hause von uns nichts gethan, ja fast nichts gesprochen wird, wovon er sich nicht wenigstens bemüht, Kenntniß zu erhalten. Aber was will ich machen? Die da drunten halten auf eine merkwürdige Art zusammen, und wenn ich Eines von ihnen aus dem Hause entlasse, so kündigen mir Alle zusammen ihre Dienste auf und gehen davon.«

»Einmal muß es am Ende doch geschehen,« sagte bestimmt der Justizrath. »Oh, Sophie, wir haben doch lange genug diese Geschichten um uns geduldet, die Ihnen, sowie mir fast unerträglich waren.«

»Das weiß Gott!« sprach die Staatsrätthin seufzend. »Aber Sie wissen so gut, wie ich, lieber Freund, daß . . . «

»Sich Manches nicht ändern läßt,« ergänzte der Justizrath achselzuckend. »Leider! – von etwas Anderem denn!«

»Ich bin in der That sehr erfreut,« sagte nach einer längeren Pause die Dame, »daß Sie gekommen sind. Ich habe soeben eine sehr, sehr unangenehme Unterredung gehabt.«

»Auch wieder mit Jemand aus Ihrer Dienerschaft?« fragte lächelnd der Justizrath.

»Oh nein!« antwortete die alte Dame; »Sie sehen diese Erdbeeren, die dort am Boden liegen. Sie wurden mir vor einer halben Stunde gebracht von jener Gemüsehändlerin, der Frau Schoppelmann, die Sie ja auch kennen.«

»Natürlich,« entgegnete der Justizrath. »Wer kennt sie nicht? – Und diese Frau hat Ihnen eine Scene gemacht?«

Die Staatsrätthin nickte mit dem Kopfe und fuhr nach einer Pause fort: »Sie soll eine Tochter haben . . . «

»Eine schöne Tochter!« entgegnete der Justizrath und blickte sein Gegenüber erwartungsvoll an. Dabei hatte er das Sonnenschirmchen in beide Hände genommen und



steckte den Knopf desselben zwischen seine Zähne. »Eine schöne Tochter!« wiederholte er, »das weiß die ganze Stadt.«

»Und ich,« sagte die Staatsrätthin mit einem heftigen Tone, »habe einen Sohn, und das weiß ebenfalls die ganze Stadt.«

»Ah so!« meinte der Justizrath.

»Dieses Weib nun dringt unter dem Vorwande, mir jene Erdbeeren zu überreichen, bei mir ein und erzählt mir eine Geschichte des Herrn Eugen, wie ich sie leider Gottes schon zu Hunderten vernommen.«

»Er macht der schönen Katharine auffallend die Cour; ja, ja, ich habe das auch schon gehört.«

»Und davon sagten Sie mir nie ein Wort!«

»Weil ich es erstens für zu unbedeutend hielt, und weil es mich zweitens schmerzt, wenn ich einmal genöthigt bin, Ihnen dergleichen mitzuthemen.«

»Und was ist denn eigentlich an dieser Geschichte?« fragte die Staatsrätthin und sah ihren Freund aufmerksam an.

Dieser zog die Schultern in die Höhe, drehte das Sonnenschirmchen zwischen seinen Händen und sagte: »So und so! Ich weiß selbst nicht recht, was ich davon halten soll. Es ist keine Frage, daß das Mädchen sehr schön ist und daß sie bis jetzt den vielen Anträgen, die man ihr gemacht, siegreich und tugendhaft widerstanden; ebenso wahr ist aber auch, daß sie sich seit einiger Zeit in ein Verhältniß mit Monsieur Eugen eingelassen. Ich glaube, in ein inniges Verhältniß!« — Dabei lächelte er vor sich hin, wie Jemand, der einer nicht unangenehmen Sache gewiß ist.

Die alte Dame wischte sich mit ihrem Taschentuche die Stirn ab und entgegnete nach einer Pause, während welcher

sie über etwas nachgedacht: »Und dieses innige Verhältniß, das wird wohl enden, wie manche frühere derartige?«

»Ich glaube nicht so,« antwortete ruhig der Justizrath. »Diese Schoppelmann's sind eine entschlossene Familie; namentlich hat das Mädchen zwei Brüder, welche zu den verwegensten Gesellen der Stadt gehören. Beide sind schon ein paar Mal hart an meinem Stuhle vorbeigestreift, und wenn ich sie einmal in meine Hände bekomme, so werde ich mich veranlaßt sehen, sie lange festzuhalten. Diese Beiden nun möchten gesonnen sein, dem Monsieur Eugen übel mitzuspielen, wenn er die Idee haben sollte, mit dem Mädchen eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte aufzuführen; und das wäre auch am Ende so übel nicht, wenn er einmal eine ganz tüchtige Lection erhielte.« Die Staatsrätthin sah ängstlich und fragend in das Gesicht ihres Freundes.

»Natürlich,« fuhr dieser fort, »dürfte ihm kein Leides geschehen; nur ist es meine Ansicht, es könnte von guten Folgen sein, wenn sich der junge Herr bei einer solchen Veranlassung ebenfalls zu unüberlegten Handlungen gegen jene beiden Kerle hinreißen ließe. So was läßt sich leicht arrangiren; er fällt dann ebenfalls in meine Hände, man nimmt ihn für eine kurze Zeit bei Seite, wir sind bei der Voruntersuchung berechtigt, unter Umständen seine Zimmer, seine Papiere zu durchsuchen, und bei dieser Gelegenheit, theuerste Sophie« – der Justizrath war hier sehr ernst geworden – »wäre es uns vielleicht möglich, etwas zu finden, was in unsere Hände zu bekommen mein sehnlichster Wunsch ist – etwas, das uns kostbarer ist, als Hunderttausende, etwas, das ich oft vor mir sehe; wachend und träumend, das mir den Schlaf raubt, indem es vor mich hingaukelt, und das

mir jedes Mal verschwindet, so oft ich die zitternde Hand darnach ausstrecke!«

Der Justizrath hatte diese Worte mit sichtbarer Aufregung gesprochen; seine Hand, die er beschwörend von sich abstreckte, zitterte wirklich, seine Augen schossen Blitze unter den herabhängenden Wimpern und sein Gesicht war von einer flammenden Röthe übergossen. Doch das dauerte nur einen Augenblick; nur eine Secunde war dieser harte, scheinbar so ruhige Character aus dem Gleichgewicht gekommen. Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht und ebnete hiedurch seine Züge wieder vollkommen; ja er lächelte sogar anmuthig und liebenswürdig, als er darauf sagte: »Wenn aber auch dies wieder fehl schlägt, so haben wir zweierlei verloren: neben jenem Etwas den guten Klang des Namens Stillfried für ewige Zeiten.«

»Ich verstehe Sie nicht ganz,« sprach die alte Dame mit dumpfer Stimme und fuhr aus einem tiefen Hinbrüten auf.

»Nichts klarer als das,« versetzte der Justizrath; »wenn er das Mädchen nun wirklich auf ehrliche Weise liebt und sie zu seiner Frau machen will, wer kann ihn daran hindern? Dann adieu Hausdurchsuchung, dann gratulire ich zur Schwiegertochter!«

»Aber das wäre empörend!« fuhr die Dame auf. »Eines so schlimm wie das Andere, und Beides zusammen . . . oh mein Gott!«

»Ich glaube nicht, daß Eines so schlimm ist wie das Andere, theure Sophie,« entgegnete der Justizrath. »Wenn wir jenes Etwas bekommen könnten, so glaube ich, wäre es sehr gleichgültig, wen, verzeihen Sie mir, jener junge Taugenichts eigentlich heirathet. – Aber dieser langersehnte Schatz rückt immer weiter hinaus. Noch weiß ich freilich,

wo er sich befindet, aber wie lange werde ich hievon Kenntniß haben? Und dann, wenn Eugen später heirathen will, wird er Sie unter den obwaltenden Verhältnissen je um Ihre Einwilligung fragen? Gewiß nicht!«

»Aber eine solche Schwiegertochter!« sagte die Staatsrätthin mit schmerzlicher Stimme und schüttelte den Kopf. »Eine solche Frau meinem einzigen Sohne? das wäre entsetzlich!«

»Beruhigen Sie sich, Sophie, so weit wird's vielleicht gar nicht kommen. Vorderhand weiß ich noch nicht einmal, welche Absichten er mit dem Mädchen hat. Will er heirathen, so muß man ihn daran hindern, man muß die Sache so zu drehen und zu wenden wissen, daß ihm jenes Mädchen zu einem kurzen Zeitvertreib dient. Dann muß man hievon die Mutter oder die Brüder in Kenntniß setzen, und dann geht die Geschichte ihren Lauf. Dies zu arrangiren, sei alles meine Sorge. Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn wir nicht einmal im Stande wären, das durchzuführen. – Es ist schon sehr wichtig, daß ich von allen seinen Schritten und Tritten die genaueste Kenntniß habe.«

»Durch Joseph, seinen Bedienten?«

»Allerdings!« entgegnete der Justizrath; »ich hätte keinen passenderen Menschen hierzu finden können, als ihn. *Den* habe ich in meiner Hand; was hätte mir jeder andere Bursche, der mir auch noch so ergeben gewesen, genützt? – Monsieur Eugen mit seiner leichtsinnigen Wirthschaft, mit seinem Geldhinauswerfen an Freunde und Bediente hätte mir ihn doch bald verdorben. Aber dieser Joseph muß mir treu bleiben, denn, das habe ich ihm auch angekündigt, bei dem geringsten Seitensprung, den er macht – fort mit ihm in's Zuchthaus!«

»Und bringt er öfters Rapporte?« fragte die Dame mit anscheinender Gleichgültigkeit.

»Oh ja,« entgegnete der Justizrath, »alle Wochen ein paar Mal.

»Und das Leben, das sie führen, ist immer das gleiche?«

»Es ändert sich nur in so fern, als wöchentlich eine neue Thorheit projectirt und ausgeführt wird.«

Und die Gesundheit meines . . . des . . . Eugen Stillfried? Wie hält er dieses wilde Leben aus?«

»Ganz vortrefflich!« entgegnete achselzuckend der Justizrath; »ich begreife das nicht. Er hat eine merkwürdige Constitution.«

»Und ist jener Andere, sein Freund, immer noch bei ihm?« forschte die alte Dame weiter, »sein lustiger Rath, wie er ihn nennt, jener mißvergnügte, kopfhängerische Schulmeister?«

»Leider, leider!« seufzte der Justizrath, »das Bündniß hat der Teufel geschlossen, und so viele Mühe ich mir auch schon und namentlich durch Joseph gegeben habe, die Beiden aus einander zu bringen, es ist rein unmöglich.«

Die Staatsräthin sah ihren Freund fragend und aufmerksam an.

»Die herrlichsten Thorheiten des Monsieur Eugen,« fuhr der Justizrath fort, »die schönsten dummen Streiche, die zu den schlimmsten ausfallen könnten, weiß der Andere in ihrem vollen Laufe aufzuhalten und ihnen durch irgend ein Manöver die Spitze abzubrechen. Man sieht nie Einen ohne den Anderen, und wenn es auch Monsieur Eugen, wie gesagt, absichtlich darauf anzulegen scheint, seinen Namen und seine Gesundheit auf ewige Zeiten zu ruiniren, so springt der Andere dazwischen und bringt Alles, so viel es

thunlich ist, wieder in's Geleise. Oh, es ist das eine heillose Wirthschaft!«

Das Auge der alten Dame glänzte sonderbar, doch wandte sie ihren Kopf dem Fenster zu. Dann sagte sie, ohne den Justizrath anzusehen: »Also könnte man ihn den Schutzgeist jenes verlorenen jungen Menschen nennen?«

»Allerdings!« entgegnete ärgerlich der Justizrath und blickte forschend auf seine Freundin; »wenn bei einer solchen Wirthschaft ein Schutzgeist überhaupt denkbar wäre.«

»Gott sei Dank!« lispelte die alte Dame, aber so leise in sich hinein, daß der Andere nichts als einen schwachen Seufzer vernahm. Er setzte das Sonnenschirmchen, mit dem er bis jetzt gespielt, in die Ecke der Fenstervertiefung, ging ein paar Mal in dem Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, dann trat er wieder an den Fauteuil der Staatsrätthin und streckte die Hand aus nach einem kleinen Kästchen von Ebenholz, das vor ihr auf dem Tische stand.

Bei dieser Bewegung aber legte die Dame mit einem schmerzlichen Lächeln die Hand auf jenes Kästchen und sah ihn dabei so sonderbar an, als wolle sie ihn bitten, dasselbe jetzt nicht zu berühren. Der Justizrath blickte sie jedoch so befremdet, ja vorwurfsvoll an, daß sie ihre Hand mit einem Seufzer zurückzog und ihn das Kästchen ergreifen ließ, das er vom Tische nahm und in die Höhe hob. Er drückte an einer Feder, der Deckel sprang auf und zeigte das Bild eines jungen Mädchens von vielleicht fünfzehn Jahren, das ihn jetzt so zufrieden, heiter und glücklich aus den klaren Augen anschaute, als sei es froh, daß man endlich einmal wieder sein schwarzes Gefängniß geöffnet.

Der Mann mit dem strengen Gesicht blickte lange und schweigend dieses Bild an, und über die harten Linien seiner Züge floß eine unendliche Weichheit. Nach einigen Augenblicken setzte er das geöffnete Kästchen vor die Staatsrätin nieder, diese aber drückte mit abgewandtem Gesicht den Deckel wieder darauf.

Der Justizrath schritt abermals, in tiefe Gedanken versunken, in dem Zimmer auf und ab. »Und dieses arme unglückliche Kind,« sagte er nach einer längeren Pause, »so gut, so unschuldig, leidet wohl unter diesen entsetzlichen Verhältnissen am meisten.«

»Und wir nicht, Ferdinand?« fragte die Dame mit weicher Stimme.

»Unsere Herzen schlagen ruhiger, Sophie. Wir haben ein langes Leben durchgekämpft in bitterer Qual, ja in tiefer Verzweiflung, und das liegt jetzt hinter uns. Wir haben nicht errungen, was wir gehofft, was wir gewünscht, wir sind nie zu einem glückseligen Ziele gelangt . . . Ist es aber nicht erschrecklich, daß uns aus all' dem, was wir in finsterner Nacht gesäet und worauf wir Tausende blutiger Thränen geweint, nicht die geringste Frucht erblüht? oh ja, was noch schlimmer ist, daß diese Frucht jene liebe Blume« – dabei deutete er auf das Kästchen – »nur uns, von allen Menschen nur uns, nicht mit ihrem süßen Lächeln erfreuen darf. Oh, es ist eine fürchterliche Strafe!«

»Aber keine ungerechte!« antwortete die alte Dame mit leiser, doch fester Stimme.

»Und ich leide doppelt, dreifach, zehnfach, tausendfach!, fuhr der Justizrath heftiger fort; »dein Herz, Sophie, ist geheilt, du magst sagen, was du willst, zwischen dieser armen Unglücklichen und jenem ungerathenen Buben; und wenn

er auch an dem Unglück dieser schuld ist, so ist und bleibt er doch dein Sohn, dein rechtmäßiger Sohn, der aller Vorrechte, alles Glückes seiner Geburt genießt, der rechtmäßige Sohn seines Vaters, an dem dein Herz immer noch mit mütterlicher Liebe hängt.«

Der Justizrath machte bei den letzten Worten eine hastige abwehrende Bewegung mit der Hand, als wollte er alle Einwendungen von Seiten der Staatsrätin abschneiden, was ihm auch gelang.

Diese war in ihren Fauteuil zurückgesunken, preßte ihr Schnupftuch vor die Augen und machte nicht den geringsten Versuch, eine Sylbe der Entgegnung hören zu lassen.

So vergingen wohl volle zehn Minuten, und im Verlauf derselben wurde der Schritt des Justizrathes ruhiger; seine Züge, die sich sonderbar verzerrt hatten, glätteten sich wieder. Auch die Staatsrätin fuhr mit dem Taschentuche mehrere Mal über die Augen, dann reichte sie ihrem Freunde, der wieder in die Nähe der Fenstervertiefung gekommen war, die Hand und sagte mit leiser Stimme: »Wozu diese selbe Scene bei jeder Veranlassung immer und ewig wiederholen? Meinst du denn, Ferdinand, ich hätte dieses Kästchen mit dem Bilde des unglücklichen Mädchens zur Lust, zum Vergnügen vor mir stehen? meinst du, es sei mir ein Trost, in diese reinen, unschuldigen Züge zu blicken? – Gewiß nicht, Ferdinand! Oh, wie ich mich damit quäle! Du kannst es mir glauben, mein Freund! Nur in solchen Stunden, wo mein Herz den schwachen Versuch macht, freudiger zu schlagen, in Augenblicken, wo ich denke, das Glück werde doch nochmals einkehren in dieses Haus, nur dann betrachte ich dieses kleine Gesicht und stürze mich dadurch absichtlich und



schonungslos von den geträumten Höhen mit seliger, süßer Aussicht wieder hinab in meine finstere Alltäglichkeit ... Ah!«

»Laß es gut sein, Sophie,« sprach der Justizrath. Er schien tief ergriffen von dem Schmerze seiner Freundin und drückte ihr warm die Hand. »Laß es gut sein! Wer weiß, ob nicht noch einmal auch für unser Leben klar und angenehm die Sonne hervorbricht, die sich solange hinter finsternen Wolken verborgen!«

»Nie, Ferdinand, nie!« sagte die Dame mit fester Stimme; »wenn sich einstens jenes Gewölbe zertheilt – um mich deiner Worte zu bedienen – und die Sonne wieder hervorbricht, so wird sie, ich weiß es und hoffe es – unsere Gräber bescheinen.«

Der Justizrath blickte nach diesen Worten lange zum Fenster hinaus; er schien gewaltsam jedes fernere Gespräch unterdrücken zu wollen. Seine Brust hob sich heftig; er nahm sanft und leise die Hand der Staatsrätthin, drückte sie an seine Lippen und verließ schweigend das Gemach.

Seine Schritte hallten auf den einsamen Treppen wider, dann hörte man, wie unten die Thüre wieder geschlossen wurde, und darauf war es ruhig, wie vorher, in dem weiten, öden Hause.

Draußen aber blitzte die Sonne mit aller Pracht auf Berg und Thal und berührte Straßen und Häuser mit ihrem warmen Hauche. Auch das Stillfried'sche Haus umschlang sie mit heißen Armen; doch war es ihr nicht möglich, dort hinein zu dringen; Fenster und Thüren blieben nach wie vor fest verschlossen, und jetzt hatte auch die Staatsrätthin oben im zweiten Stock einen grünseidenen Vorhang vor das Fenster herabgelassen, hinter welchem sie saß, einsam und allein,

über ihr vergangenes Leben nachbrütend, tiefes, gewaltiges Weh im Herzen.

In einem kleinen Hause gegenüber wohnte ein armer Schuhmacher mit seinem Weibe und vier Kindern in zwei kleinen heißen Stuben. Er besorgte Schuhe und Stiefel für die Dienerschaft drüben und kannte das große leere Haus ganz genau. Wenn er nun so von seiner Arbeit aufblickte und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, und wie er jetzt den Justizrath, den stattlichen, wohlhabenden Herrn, herausgehen sah, so mochte er wohl über sein Schicksal und über die ungleiche Vertheilung der Güter im menschlichen Leben nachdenken. Doch war er glücklicher, als Jene drüben, mit seinem ruhigen, zufriedenen Gemüthe; und hätte man ihn einen Tag dort hinein gesetzt, und auf ihn gehäuft nur den zehnten Theil des Kammers und des Schmerzes, welcher auf dem Gemüthe dieser reichen, vornehmen Leute lagerte, so wäre er mit tausend Freuden wieder nach Hause gelaufen, in seine kleinen Zimmer, zu seinem Arbeitsstuhle, zu seinem Weibe und zu seinen vier gesunden Kindern.

#### SECHSTES CAPITEL.

*Katharine Schoppelman und Clementine Strebeling theilen sich ihre kleinen Abenteuer mit. – Ein Capitel voller Liebesgeschichten.*

Unterdessen war Frau Schoppelman mit keinem geringen Zorn in die unteren Theile der Stadt, auf den Markt zurückgekehrt. Das sonst so ruhige, gleichmüthige Gesicht der dicken Frau glühte vor Hitze und Aufregung; sie schnaubte wie ein überhitztes Dampfboot, die dunklen Bänder ihrer

Haube flatterten hinter ihr drein wie Trauerwimpel, und dazu wallte ihr Umschlagtuch wie ein schwarzes Segel.

Die Frau grüßte ihre besten Bekannten nicht, und mehrere Köchinnen, die sich unterwegs an sie wandten, waren nicht im Stande, ein Wort anzubringen, und versicherten hoch und theuer, der Frau Schoppelmann müsse unfehlbar ein ganzes Obstmagazin zu Grunde gegangen sein, oder sie komme von einer Herrschaft, wo man sie beschuldigt, sie habe faule Fische abgeliefert.

So lenkte sie auf die Straßen ein, die auf den Marktplatz führten, hoffend, auf letzterem etwas zu finden, an welchem sie ihren gerechten Zorn auslassen könne. Doch die Frau hatte ein zu gutes Gemüth, um ihren Zorn lange fest zu halten. Die vielen Leute, die sich hier ab und zu drängten, die eilig nach dem Gebiete gingen, auf welchem sie fast Alleinherrscherin war, oder die von dort her zurück kamen mit vollen Körben, in welchen sie ihre Waare erkannte, alles das besänftigte nach und nach ihr Herz. Ihr Schritt wurde ruhiger, je mehr sie sich dem Gewühl des Marktplatzes näherte; und als sie nun von fern bemerkte, wie ihr großes Gemüse- und Obstlager zusammengesmolzen war, da schmolz auch ihre Aufregung vollständig, und sie war im Stande, mit dem gewohnten ruhigen und sicheren Ausdruck des Gesichtes an ihren Stand zu treten.

Glücklicher Weise war auch hier an dem Blumenkorbe ihrer Tochter keine männliche Seele zu sehen; vor Allem aber fehlte er, dem sicher heute Morgen ein unfreundliches Wort zu Theil geworden wäre. Der Blumenhandel schien, trotz dem, recht gut gegangen zu sein, denn der Korb der schönen Katharina war bis auf einige unbedeutende Ueberreste

leer, sie selbst aber schon, da das Geschäft für heute fast beendigt war, nach Hause gegangen.

Dorthin verfügte sich jetzt auch Madame Schoppelmann, und als sie in den dunkeln, feuchten Hof trat, waren hier und in dem Gewölbe so viele ihrer besten Kunden versammelt, denen sie Audienz zu ertheilen hatte, daß auch bald die geringste Spur des Unmuthes aus ihrem Gemüthe und von ihrer Stirne verschwunden war und sie sich mit ruhigem Herzen ihrem so verwickelten und schwierigen Geschäfte hingeben konnte.

Oberhalb des Gewölbes, in welchem wir heute Morgen dem Kaffeebrühestück der Familie Schoppelmann beiwohnten, befand sich ein kleines Gemach mit sehr niedriger Decke und einem einzigen großen Fenster. Dieses Fenster führte auf eine Seitengasse und war eines der wenigen des ganzen weitläufigen Hintergebäudes, an welches die Sonne mit einem Streiflichte dringen konnte.

So malerisch unordentlich, ja schmutzig es drunten in dem Hofe wie in dem Gewölbe aussah, so nett, reinlich und friedlich war es hier oben. Die Wände hatten einen hellen, freundlichen Anstrich, das Fenster war mit weißen Vorhängen versehen, die jetzt, da die Glasfenster, und zwar nach außen, geöffnet waren, hell in dem Sonnenlichte flatterten und zuweilen mit einigen Reseden und Geranien kosten, die in kleinen Blumenscherben auf der Fensterbrüstung standen. An der hinteren Wand dieses kleinen Zimmers war ein breites, altmodisches Bett zu sehen, aber das Weißzeug desselben war blendend weiß und frisch; in einer Ecke befand sich ein einfacher Kleiderkasten, und dies, sowie ein paar alte hölzerne Stühle machten das ganze Ameublement des Zimmers aus.

Der geneigte Leser wird errathen, daß wir es hiemit gewagt, einen schüchternen Blick in das Zimmer der schönen Katharina zu werfen. Ja, dies war ihre Wohnung, ihr Heiligthum! Hieher setzte selten die Mutter, nie aber einer der wilden Brüder einen Fuß; hier behauptete das Mädchen ihr Recht, hier war sie allein, und hier baute sie oftmals aus den süßen Träumen, die ihrem warmen Herzen entstiegen, die glänzendsten Luftschlösser.

Katharina hatte mehrere Stunden in der glühend heißen Luft des Marktes zugebracht, hatte ihre Geschäfte bestens besorgt, ihre Rechnung schriftlich in den Tisch der Mutter verschlossen, die ansehnliche Kasse dazu, und saß jetzt droben in ihrem kleinen Zimmer an dem geöffneten Fenster in der erfrischenden Kühle, welche beständig zwischen diesen dicken Steinmauern herrschte. Sie hatte das rothe Tuch von dem Kopfe herunter genommen, ihr enges Mieder geöffnet, und die langen, kühlen Flechten fielen auf ihre entblößten Schultern, auf ihre volle Brust herab.

Katharina war nicht allein: ihr gegenüber auf einem andern Stuhle saß die Jungfer Strebeling, und die zarte Clementine hatte nun, wie vorhin der Mutter, jetzt auch der Tochter ihr Herz ausgeschüttet in Betreff der sündhaften Chirstin. Daß Madame Schoppelmann sich nicht sehr hierüber alterirt hatte, darüber wunderte sich die alte Jungfer gerade nicht; aber daß Katharina sogar keine Miene machte, welche Schrecken und Abscheu ausdrückten, das war ihr völlig unerklärlich. Sie schauerte in sich zusammen, wie eine dreiviertels verblühte Herbstrose, welche von einem eisigen Schneewinde gefaßt wird.

»Aber das war am hellen Tage,« sagte sie, »und an der öffentlichen Treppe, und er hat sie geküßt! – Ist denn das nicht ganz entsetzlich, Jungfer Katharine?«

Diese ließ nachsinnend und lächelnd ihr Haupt sinken, so daß die schwarzen Flechten über ihr glühendes Gesicht herab fielen. Wir wissen nun nicht ganz genau, wem dieses Lächeln galt, hoffen aber nicht, daß die Erzählung Clementinens es hervorgehockt, da wir ohne weitere Beweise unmöglich annehmen wollen, als ob Katharina nur über so etwas lachen könnte. Aber die Welt ist sehr verderbt!

Das mochte auch Clementine denken, denn sie sah erstaunt ihr lächelndes Gegenüber an, und es schmetterte ihr zartes Gefühl ordentlich darnieder, ja, sie verlor allen Glauben an ihre Mitschwester, als diese nicht nur zu lächeln fortfuhr, sondern sogar nach einer kleinen Pause die schrecklichen Worte sprach: »Und Sie haben noch nie einen Mann geküßt, Clementine?«

Die alte Jungfer saß auf diese Frage starr wie eine Bildsäule. Sie hätte fliehen mögen, aber sie konnte nicht zum Aufstehen kommen. So etwas Entsetzliches hatte noch Niemand mit ihr gesprochen. Sie sah Katharinen mit einem wahren Entsetzen an, sie fürchtete sich vor ihr, es schauerte sie in ihrer Nähe, sie hatte ein Gefühl, wie wir vielleicht vor Jemanden, der zu uns sagt: er sei mit einem schrecklichen Uebel behaftet, er habe Momente, wo es ihm das größte Vergnügen mache, seinem Gegenüber an den Hals zu springen, um ihn gelinde zu erdrosseln.

Und die schöne Katharina hatte so gar keine Ahnung von den Gefühlen, die ihre unbedachte Frage in der Brust der

alten Jungfer hervorgerufen; ja sie wiederholte dieselbe sogar und im Tone des Zweifels und setzte hinzu: »Wirklich, Clementine, es hat Sie noch nie ein Mann geküßt?«

»Nein!« antwortete diese nach einer längeren Pause mit tonloser Stimme, und es lag in diesem Nein ein unendlicher Schauer, und zugleich ein Schrei des Entzückens über die unendliche Reinheit ihrer eigenen Seele. – »Nein, gewiß nicht, Katharine!« fuhr sie nach einer abermaligen Pause hastig fort; »Gott soll mich bewahren, so etwas Schreckliches ist mir, dem Himmel sei es gedankt! bis jetzt nicht widerfahren.«

Katharina blickte lächelnd auf und ließ ihre leuchtenden Augen eine kleine Weile auf dem zarten Gesicht der alten Jungfer ruhen. »Das ist eigentlich sonderbar,« sagte sie leise mehr zu sich selber als zu der Anderen, »in Ihrem langen Leben nicht ein einziges Mal geküßt?«

»Nein, in meinem langen Leben nicht ein einziges Mal,« wiederholte Clementine, und sie hätte sich über dieses »lange« Leben vielleicht beleidigt gefühlt; doch welcher Triumph für sie! ihr Herz war in diesem langen Leben rein geblieben, und das Kind ihr gegenüber, ein unreifes Ding von zwanzig Jahren, hatte vielleicht schon Erfahrungen gemacht, hatte vielleicht schon – oh schrecklich! – einen Mann geküßt!

Anfänglich dachte Clementine, es sei für ihre eigene Gemüthsruhe wahrscheinlich besser, wenn sie hierüber in Ungewißheit bliebe. Dann aber brach die weibliche Neugierde mächtig und siegreich hervor, und die Folge hievon war, daß sie schüchtern fragte: »Und Sie . . . ?«

»Was?« entgegnete Katharina, aus einem tiefen Nachdenken auffahrend.

»Ich meine: und Sie?« sagte die alte Jungfer; »ob Sie vielleicht schon . . . ?«

»Nun, was denn?«

»Nun, was Sie mich vorhin fragten, ob . . . «

»Mich schon vielleicht ein Mann geküßt?« entgegnete Katharina lachend. Clementine nickte erröthend mit dem Kopfe.

»Ja, ja,« gab Katharina zur Antwort, »er hat mich schon geküßt, nicht oft, aber innig geküßt. Oh Gott, das war eine Seligkeit!« – Sie sagte das mit sehr leiser Stimme, als fürchte sie, von jemand Anderem gehört zu werden, und dabei athmete ihre Brust schwer auf, als sei sie froh, daß sie einem anderen weiblichen Wesen dieses selige Geheimniß habe anvertrauen können.

Clementine schauderte mehr und mehr; und doch konnte sie sich nach einigen Augenblicken nicht enthalten, zu fragen: »Er? – wer ist das?« Die gute Seele hoffte und glaubte, es könne mit diesem Er vielleicht einer der Brüder Katharinens gemeint sein; doch fand sie sich durch die nächsten Worte des jungen Mädchens grausam enttäuscht.

»Ach, er war es,« sagte diese und schlug die Augen zu Boden; »er, den ich liebe, oh nein, nicht blos liebe, er, der mein Alles ausmacht, von dessen Bild ich mich durchdrungen fühle, ohne den ich nichts denken kann und mag, er, ja er, mein Leben, meine Seele!«

»Ein Mann?« fragte entsetzt Clementine.

»Der mich liebt wie ich ihn liebe, so glaube ich wenigstens, so hoffe ich. Ach, Clementine, könnte ich Ihnen einen Begriff geben von dem Gefühl, das mich durchströmt, wenn er zu mir tritt, wenn ich seine Nähe fühle oder gar wenn



mich seine Hand berührt! Oh, wie es mich da durchschauert, wie es zuerst eiskalt durch mein Blut läuft und mein Herz fast still steht, und wie es mich dann glühend heiß durchtobt und ich kaum zu athmen wage.

»Das ist ja entsetzlich,« sagte die alte Jungfer. »Das muß ja fürchterlich, wie eine Krankheit sein!«

Katharina legte ihre warme Hand auf den dünnen Arm ihrer entsetzten Zuhörerin und fuhr fort: »Clementine, Sie wissen nicht, wie glücklich ich mich fühle, daß ich mit Ihnen darüber sprechen kann. Habe ich doch Niemanden, dem ich mich anvertrauen könnte, und hier in meiner Brust war es so voll, ach, so voll Glück und Vergnügen; gewiß, ich wäre noch daran erstickt. Ja, wenn ich an alles das dachte, wie und wo ich ihn zum ersten Mal gesehen, dann schwoll es mir bis an den Hals hinauf, ich versuchte vergeblich zu athmen; aber jetzt ist mir leichter, und ich will Ihnen Alles, Alles erzählen.«

»Um Gottes willen, Katharine!« sagte die Andere und rückte ihren Stuhl etwas zurück; »was wollen Sie mir erzählen? – Oh liebe Seele, verzeihen Sie mir, aber ich habe dergleichen noch nie gehört, und wenn es zufällig etwas Schreckliches wäre, so könnte ich es nicht ertragen; ich glaube, ich würde ohnmächtig werden.«

»Es ist aber gar nichts Schreckliches!« entgegnete erstaunt Katharina. »Gewiß nicht! Es ist etwas so Schönes und Liebes! Sie wissen, Clementine, wie viele junge Herren aus der Stadt täglich von meinen Blumen kaufen; aber es war mir wahrhaftig ganz gleichgültig, wer an meinen Korb kam: ich gab Jedem bereitwillig, was er verlangte, dem Einen wie dem Anderen, und wenn mir vielleicht ein Kunde weniger

lieb war, so kam das daher, weil dieser vielleicht mehr dumme Worte an mich hinsprach, als ein anderer. Da kam er zum ersten Male auf den Markt und sagte, er habe mich schon lange um einen Strauß bitten wollen, aber ich möchte ihm einige Blumen schenken, er könne und wolle mir nichts abkaufen. Natürlich sah ich ihn erstaunt an und wollte ihn anfänglich auslachen; doch wie ich in sein Gesicht blickte, das mich so offen und ehrlich ansieht, in seine klaren Augen, die so gar nicht aussahen, als wollten sie einen Scherz mit mir treiben, da konnte ich nicht mehr lachen. Ich weiß nicht, es war mir so verwirrt zu Muth, ich mußte mich plötzlich auf meine Körbe niederbeugen, und da suchte ich lange unter den Blumen herum, und ich konnte nicht anders, ich mußte ihm den schönsten Strauß geben, den ich hatte. Es waren Vergißmeinnicht, Veilchen und eine Rose. Er nahm sie aus meiner Hand und sah mich lange fest an, dann sagte er: Gott, wie froh bin ich, daß Sie mir dieses Geschenk geben, Katharine! Ach, das Kaufen und Bezahlen ist entsetzlich langweilig! – und er sah gewiß nicht aus, als wenn ihm das Kaufen und Bezahlen Mühe gemacht hätte. Dann fragte er mich noch: Und Sie geben mir die Blumen gern? – worauf ich antwortete: Warum nicht? – Und dann ging er fort und schenkte einem Bettelweib, das ihm in den Weg lief, einen Gulden. – Ich weiß nicht, warum, aber ich hatte ihm den Strauß gern gegeben. Es hatte mich noch keiner von diesen Herren gebeten, ihm eine Blume zu schenken, und das kam mir so außerordentlich nobel und anständig vor. Andere von den jungen Leuten hatten mir oft das Doppelte, das Zehnfache meines Preises bezahlen wollen, und das fand ich so gemein, ja unartig.

»Von da an hatte ich jeden Tag etwas Besonderes in meinen Körben versteckt. Aber er kam erst nach einiger Zeit wieder und sagte, er habe meine Güte nicht mißbrauchen wollen. Doch mußte er bei dem zweiten Male wohl gemerkt haben, wie gern ich ihm einige Blumen gebe – ich war wahrhaftig nicht im Stande, dies zu verbergen – und von da an kam er jeden Markttag, und als ich einmal nicht hingehen konnte, da steckte ich eine kleine Rose neben den Henkel meines Korbes und sagte leise zu mir, als ihn die Magd fort trug: Die ist für dich! Und es war, als habe ihm die Rose das wieder gesagt, denn er kam zur Mutter und verlangte gerade nur diese Rose.«

»Das ist aber alles recht nett und schön,« sagte die alte Jungfer, die augenscheinlich erfreut war, daß ihre zarten Ohren nichts Schrecklicheres hören mußten.

Aber Katharina war mit ihrer Geschichte noch nicht zu Ende.

»Eines Abends,« fuhr sie fort – »es war in diesem Frühjahr – ging ich, als es schon dunkel wurde, von meiner Tante, die draußen vor der Stadt wohnte, allein nach Hause. In der Alleestraße, wo die großen neuen Häuser stehen, kam ich bei einem Parterre vorbei, das erleuchtet war, und wo die Fenster offen standen. Zwischen ihnen aber sah ich hölzerne Kästchen aufrecht stehen, und zwischen diese Kästchen waren Saiten gespannt.«

»Aeolsharfen,« sagte Clementine.

»Ja, ich glaube so heißt es,« fuhr das junge Mädchen fort. »Und aus diesen Dingern klang es so merkwürdig und schön, es flüsterte und sang und klagte und erzählte allerlei, daß ich unwillkürlich stehen blieb und zuhorchte. Ich hatte eine solche Musik in meinem Leben nicht gehört; es war

aber auch keine bekannte Melodie darin, sondern es war, als wenn viele Stimmen durch einander sängen und selbst nicht wüßten was, und doch ging es ganz nett zusammen. Zufällig blickte ich in die Fenster hinein, und da sah ich, daß um eines dieser Kästchen ein Kranz von verwelkten Blumen hing, und wie ich so genauer hinschaute, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß es meine Blumensträuße waren, die man zusammengebunden und dorthin gehängt hatte. Als ich das aber gesehen, blieb ich keine Secunde länger vor dem Fenster, sondern lief rasch die Straße hinab. Aber ich lief nicht allein: ich fühlte wohl, daß Jemand schnell hinter mir dreinging.«

»Ah!« rief erstaunt Clementine.

»Er war es,« fuhr das junge Mädchen mit ganz leiser Stimme fort, »und ich mochte so schnell gehen, wie ich wollte, er blieb dicht hinter mir. — Endlich sprach er mich an.«

»Auf der Straße?« fragte entsetzt Clementine.

»Natürlich auf der Straße!« entgegnete die Andere. »Ich weiß eigentlich nicht genau, was er anfänglich sagte; aber so viel verstand ich, er habe mich am Fenster gesehen und sei mir nachgeeilt. Ich war natürlich sehr verwirrt und in Verlegenheit und mußte ihm wohl entgegnet haben, ich habe meine Blumen bemerkt, denn er sagte mir ganz vergnügt: Ach ja, Katharine, das sind freilich Ihre Blumen, ich habe sie über meine Aeolsharfe gehängt, und wenn es Abends aus den Saiten hervor und in mein Zimmer hinein flüstert, so meine ich immer, Sie sprächen mit mir. — Das kam mir so rührend und schön vor, wie er das zu mir sagte, daß ich ordentlich zitterte und mir die Thränen herab liefen. Dann begleitete er mich in die untere Stadt, und als er hier vor

dem Hause – es war schon ganz dunkel – Abschied von mir nahm, da geschah das, was ich vorhin sagte.«

»Er hat Sie geküßt! – – –«

»Ja, er hat mich geküßt; ach, Clementine, und das war eine Seligkeit! ich hätte das vordem in meinem ganzen Leben nicht geglaubt. Er schlang seinen Arm um mich herum – kommen Sie, ich will Ihnen das einmal zeigen . . . «

»Ach nein, um Gotteswillen nicht!« bat Clementine, »ich könnte den Gedanken in meinem ganzen Leben nicht mehr los werden!«

»Also er schlang seinen Arm um mich, und dann fühlte ich auf einmal seine Lippen auf meinem Munde. Es war, als sei ein Blitz über mich gefahren. Ich war so erschrocken, daß ich mich nicht einmal mehr losmachen konnte, und er küßte mich einmal und sogar zweimal.«

»Sogar zweimal!« sagte Clementine; »das ist ja entsetzlich!«

»Ja, es wurde mir auch so sonderbar und ängstlich zu Muth, und darauf machte ich mich los, lief nach Hause und ging zitternd zu Bett. Ach, ich konnte die ganze Nacht fast kein Auge schließen, was mir sonst nie geschehen war, und wenn ich einmal einschlief und träumte, dann träumte ich von ihm, dann küßte er mich im Traume immer fort.«

»Sehen Sie,« sagte die alte Jungfer feierlich, »das ist Sündenschuld!«

»Aber es war mir gar nicht zu Muth, als wenn ich eine Sünde begangen hätte,« sagte Katharina ganz aufrichtig und schaute ihre Zuhörerin unbefangen an. »Aber nicht wahr, Clementine, was ich Ihnen hier erzählte, das bleibt ganz unter uns, Sie sprechen gegen Niemand davon!«

»Gott soll mich bewahren! Ich werde es nicht über meine Lippen bringen.«

Hier trat in dem Gespräche der Beiden eine kleine Pause ein; Katharina stützte ihren Arm auf das Fenstergesims, legte ihr glühendes Gesicht auf die Hand und schien über etwas Angenehmes nachzudenken. Clementine hatte unterdessen die Hände gefaltet und sah das junge Mädchen vor sich mit traurigem Blicke an, mit einem Blicke, der zu sagen schien: »Arme Unglückliche, du bist gerade so eine Verlorene, wie die Choristin des königlichen Hoftheaters!«

»Nun habe ich Ihnen Alles, Alles erzählt,« sagte Katharina nach einer kleinen Weile; »aber jetzt, liebe Clementine,« fuhr sie lächelnd fort, – »Sie waren vorhin so erstaunt, als ich Ihnen sagte, ich liebe ihn so innig, so aufrichtig, – hat Sie denn das wirklich so sehr überrascht? haben Sie denn in Ihrem Leben nie Jemanden geliebt?

»Ich?« fragte erstaunt die alte Jungfer. »Heiliger Gott! das ist mir nie eingefallen, gewiß und wahrhaftig nicht! Ich hätte keine ruhige Stunde mehr!«

»Das ist schon wahr,« sprach träumerisch lächelnd Katharina, »die Ruhe, die man früher hatte, geht dabei verloren; aber die Unruhe, die man dagegen bekommt, ist viel schöner, oh viel, viel schöner. Früher ist man freilich ruhiger, aber man hat so für gar nichts ein wirkliches Interesse, man freut sich über Alles und doch so recht über gar nichts. Aber wenn man liebt, da ändert sich das, man sieht jedes, was man sonst nicht beachtet, mit ganz anderen Augen an. Meine Blumen sprechen zu mir, der blaue Himmel eines schönen Tages, ein Sonnenstrahl, und dann erst ein Blick von ihm, ein Gruß – oh, das müssen Sie noch erfahren, Clementine!«

»Nein, nein, gewiß nicht!« entgegnete erschrocken die alte Jungfer; »ich bin nicht dazu gemacht. Wie das einem Menschen nützlich und angenehm sein könnte, davon habe ich keine rechte Vorstellung.«

»Aber Sie müssen doch schon zuweilen gedacht haben, da es auch Ihnen ganz anders sein würde, wenn Sie Jemanden hätten, der sich um Sie bekümmerte, und dem auch Sie Aufmerksamkeiten erzeigen könnten, dem Sie helfen, für den Sie leben könnten.«

»Ja, das habe ich wohl schon einmal gedacht,« sagte schüchtern Clementine und blickte nun ihrerseits zu Boden; »aber die Männer alle sind so roh, so ohne Rücksicht – sie sollen, wie man mir schon oft gesagt, so schreckliche Absichten haben.«

»Oh, das ist gar nicht wahr!«

»Ich scheue mich vor dem ganzen männlichen Geschlecht,« fuhr die zarte Jungfrau fort, »und meine Mutter, die Gott selig haben möge, hat mir immer dasselbe gesagt. – Ja,« sprach sie nach einer Pause stockend weiter, »wenn es eine – eine – Liebe gäbe, wie ich sie mir vorgestellt, das könnte mir vielleicht doch gefallen.«

»Also Sie haben sich doch schon einmal eine Liebe vorgestellt?« lachte Katharina.

»Schreien Sie doch nicht so!« bat die Andere und sah sich scheu um. »Aber Sie verstehen mich doch nicht.«

»Das wollen wir einmal sehen,« entgegnete das junge Mädchen. »Lassen Sie hören!«

»Ach,« sagte leise Clementine, »ich wollte mich wohl gern für Jemand interessiren, möchte ihn auch lieben, aber ich dürfte ihn nicht sehen, noch viel weniger sprechen.«

»Ihn nicht sehen und nicht sprechen?«

»Sehen vielleicht, ja, doch nur ein einziges Mal, damit ich mir ein Bild von ihm machen könnte. Aber sprechen dürfte er nicht mit mir – ach, die Männer sind so entsetzlich roh, und wenn sie einmal anfangen zu sprechen, so würde er mich auch – was Sie vorhin sagten –«

»Küssen wollen!« sagte das Mädchen, und aus ihren Augen blitzte es, und ihr Mund zuckte, als unterdrücke sie ein heftiges Lachen.

»Ja, – – das,« erwiderte schüchtern Clementine, »und das wäre mein Tod, mein gewisser Tod. Aber er dürfte mir schreiben, und ich würde ihm auf seine Briefe antworten, und wenn er traurig wäre, würde ich ihn trösten, und wenn er unglücklich wäre, würde ich ihm helfen.«

»Das wäre aber eine eigenthümliche Liebschaft,« meinte Katharina, jetzt laut lachend.

»Nun sehen Sie, wie Sie über mich spotten!« sagte die alte Jungfer einigermaßen empfindlich. »Sie haben es aus mir herausgedrückt und jetzt machen Sie sich über mich lustig.«

»Nein, gewiß nicht, meine liebe Clementine!« sprach gutmüthig das junge Mädchen und faßte ihre beiden Hände; »ich fühle und denke nur ganz anders als Sie. Ein gesprochenes Wort ist doch etwas ganz anderes, als ein geschriebener Brief. Freilich, so ein kleines, liebes Blättchen Papier, das hie und da dazwischen kommt, das hat man auch gern und kann es sich wohl gefallen lassen.« – Damit ließ sie die Hände der alten Jungfer los und drückte ihre Rechte fest auf die Brust, als habe sie dort einen solchen Schatz versteckt. Drunten aber vernahm man in diesem Augenblicke sehr laut und deutlich die Stimme der Madame Schoppelmann, welche nach ihrer Tochter rief.



Diese Unterredung der beiden Mädchen, welche vielleicht dem geneigten Leser unbedeutend vorkommen mag, die aber für unsere wahrhaftige Geschichte einigermaßen wichtig ist, wurde durch diesen Ruf beendigt und somit auch das vorliegende Capitel.

#### SIEBENTES CAPITEL.

*In welchem der Held der Geschichte endlich auftritt und woraus wir ersehen, welch' sorgloses Leben derselbe zu führen pflegt.*

Die hellen, klaren, so angenehm warmen Abende, welche auf die heißen, dunstigen Tage dieses Sommers folgten, lockten die Bewohner der Stadt, sobald die Dämmerung eingetreten war, in großer Anzahl auf die Promenaden, auf die Plätze und Straßen; und diese Orte, welche den Tag über in der glühenden Sonnenhitze öde und leer dalagen, füllten sich jetzt mit lachenden, plaudernden, lustigen Spaziergängern, und ein lebhaftes Gemurmel stieg aus den dichten Schaaren an den blauen Nachthimmel empor. Es war gerade, als sei die ganze Stadt von Nachtschmetterlingen bewohnt, die jetzt erst, bei einbrechender Dämmerung, sich ihres Lebens zu freuen anfangen.

So zog es aus allen Gäßchen und Gassen heraus auf die breiteren Straßen, um sich noch ein paar Stunden der kühleren Abendluft zu erfreuen. Ganze Familien schritten dort leise plaudernd auf und ab, der Vater, die Mutter und vielleicht auch die Großmutter, eine ganze Schaar von Kindern, einige alte Onkel und Tanten und sprachen von den Geschäften des Tages oder von erschrecklichen Ereignissen in der

Politik. Mitten in dem Schwarm der Begegnenden und Mitziehenden blieb so eine Familie doch immer ein Ganzes für sich, von der übrigen Masse getrennt, und ebenso war es mit allen Unteren. Dazwischen gingen junge Bürgerstochter zu fünf und sechs Arm in Arm, und diese große Zahl war es, welche sie so keck machte, ohne Begleitung ihrer Brüder und Väter, die im Wirthshause saßen, an diesem Abende zu lustwandeln, und welche sie vor allerlei Unannehmlichkeiten bewahrte und sogar vor üblen Nachreden. Andere junge Damen oft in Hut und Schleier, bald einzeln, bald zu zweien, strichen ebenfalls durch die Menge, aber ängstlich, schüchtern; jetzt wichen sie den Begegnenden rechts, jetzt links aus, blickten bald hierhin, bald dorthin, jetzt rückwärts oder vorwärts, jetzt mit eiligem Schritte, jetzt fast ganz stehen bleibend, ein fortwährend scheues Dahinflattern.

Den Bürgermädchen und jenen Damen folgten unternehmende junge Herren in den verschiedensten Absichten und mit dem verschiedensten Glücke. Hier fanden sich unter dem jungen Volk alte Bekannte, und es wurde gekichert und laut gelacht, und man fand es außerordentlich charmant, sich auch hier zu treffen, und man hätte es gewiß nicht gedacht, obgleich die Jette und die Nane, und die Mine und die Rieke schon lange geglaubt haben, sie bemerkten in dieser Straße einen guten Bekannten; und wie es so gar angenehm wäre, sich hier zu treffen, und wie man morgen gewiß wieder herkommen wolle. Und in diesem Augenblick stockt plötzlich das Gespräch allgemein und verliert sich in ein unbestimmtes Husten und Räuspern. Jede der anständigen Bürgerstochter stößt ihre Nachbarin mit dem Ellbogen an und sie blicken sich einander fragend in die Gesichter, als wollten sie sagen: Hast du es denn auch gesehen? war es in

der That Stadtraths Karoline, die dort eben bei uns vorbeiging am Arm eines jungen fremden Menschen, die es wagt, sich jetzt schon öffentlich mit ihm auf der Straße zu zeigen, bevor vierhundert alte vertrocknete Jungfern und dreißig Dutzend Kaffeeklatschgesellschaften die eben erst begonnene Brautschaft zwischen ihren alten wackeligen Zähnen zermalmt und feierlich angenommen und verkündigt hatten? Sie war von jeher etwas gemein, Stadtraths Karoline, etwas frei in ihren Aeüßerungen, und wenn man mit der christlichsten Milde und Liebe, wie es hier in der Stadt so recht Mode war, das Boshafteste über seinen Nebenmenschen verbreitete, dem man einen Augenblick vorher warm die Hand gedrückt, so wagte sie es zuweilen, nicht nur nicht mit einzustimmen, sondern sie hatte sich schon unterstanden, die Tugend einer Sängerin oder Tänzerin zu vertheidigen oder das Betragen einer Nähterin und Putzmacherin in Schutz zu nehmen. Solche lockere Grundsätze müssen bestraft werden und die echt untadelhaften Jungfrauen aus dem Bürgerstande, die mit ebenso echt untadelhaften Ladengehülfen dort im Gespräch begriffen sind, im Gespräch, vermischt mit unterschiedlichen Händedrücken und schmachtenden, begehlichen Augen, klopfen sich selbst an ihre verschiedenen Busen und sagen, wenn auch mit andern Worten: »Wir danken dir, Herr, daß wir nicht sind wie Jene . . . «

Auch Musik schallt in die Nacht hinaus; in weiter Ferne vernimmt man das Kreischen einer Violine, die es jammernd beklagt, daß Robert, Robert der Geliebte, durchaus keine Gnade üben will. In einer Nebengasse aus einem Spezereiladen tönen andere, aber ebenso wehmüthige Klänge hervor; dort flötet eine andere Nachtigall. Der eingesperrte Lehrling einer Spezereihandlung bläst die Flöte, er spielt

mit rührender Beziehung: »Ach wär' ich zu Hause geblieben!« und zerreißt jeden Tact, sowohl aus innerer Rührung, als auch um mit der Zunge die Flöte anzuweichen.

Aber dazwischen erfreuen auch bessere Klänge unser Ohr; wir vernehmen entfernte Regimentsmusik, die vielleicht in ihrem Casernenhofe spielt, oder vor dem Quartier des betreffenden Generals ein Stndchen bringt. Jetzt ist die Regimentsmusik verstummt und neben uns in einer dunklen Seitenstraße tönen auf einmal die mächtigen Accorde einer guten Straenorgel; sie spielt aus dem Nabucco:

»Und tief in dem Herzen  
Die bittersten Schmerzen.«

Und sehr viele unserer Spaziergängerinnen bleiben ebenso plötzlich stehen und lauschen dieser Musik. »Das ist er wieder!« flüsterten Einige, und Andere antworteten: »Ja, er hat etwas echt Ungarisches: einen langen Schnurrbart, melancholische Augen und einen blauen verschnrten Rock.«

»Ach, wenn ich ihn nur auch einmal sehen könnte!« meint eine Dritte, und Alle halten sich so lange in der Nähe der Nebenstraße auf, bis die Musik verstummt und ein kleiner Bube mit einem Tellerchen erscheint, der um eine kleine Gabe für seinen armen Herrn, den unglücklichen Orgelspieler, bittet.

»Siehst du, wie zart!« flüsterte eines der Mädchen ihrer Nachbarin zu: »Er läßt sich nicht selbst sehen, der ungarische Graf. – Ach, wenn ich nur Geld bei mir hätte!«

Zu all diesem unsäglichen Vergnügen auf der Straße unserer Residenz hatten die Sterne gefunktelt und der Mond geschienen, letzterer aber nur sehr unbedeutend; denn er hatte sich wahrscheinlich anderswo verspätet, und stieg nun

erst langsam über die Berge empor, nachdem schon alle Glocken der Stadt zehn Uhr geschlagen hatten. Es war dies einigermaßen unhöflich von dem Monde – denn er mußte es als langjähriger Bekannter der Stadt schon wissen, daß es wenig Leuten derselben noch nützen kann, ob er nach dieser Stunde sein weißes Licht vom Himmel herabgießt. Um diese Zeit schließen sich Fenster, Thüren und Augen, die Lichter löschen aus, die Vorhänge an den Fenstern werden zugezogen. Alles ist ruhig und still, und für wen kann der Mond alsdann noch das Vergnügen haben, zu scheinen? Für sich selbst oder für ein paar späte Nachtvögel, die um die Polizeistunde nach Hause eilen. Der Mond soll aber, so sagt man, an dieser Stille und Ruhe großes Gefallen finden. Er geht dann bei später Nacht so ungenirt seine leichtsinnigen Wege, schleicht sich in das Kellerloch, wo schlechte Gesellen bei einer schmorigen Oellampe allerlei Unheil brüten, hört dort in jenem Hause lächelnd eine gewaltige Gardinenpredigt mit an und küßt hier einem einsamen jungen Mädchen in dem Schlafzimmer die Wangen. Und das thut er so ganz ungenirt, der leichtsinnige alte Herr!

Am Anfang oder Ende der schon in einem der vorigen Capitel erwähnten Alleestraße der Stadt, von der wir zu sprechen die Ehre haben, befand sich ein großer freier Platz, auf welchem am heutigen Abend der verspätete Mondschein im hellsten Licht und voller Ueppigkeit wucherte. Ringsum herrschte eine unendliche Stille; man hörte den süßen Ton einer Nachtigall vom anderen Ende der Straße her, und so oft die Thurmuhren an den benachbarten Kirchen schlugen, vernahm man das Rasseln der Räder und das Aufheben des Werkes einige Secunden vorher, ehe die Glocke anschlug.

Auf dem Platz und in der angrenzenden Straße schien für den oberflächlichen Beschauer keine menschliche Seele zu sein. Wer aber, wie es unsere Pflicht ist, genauer hinsah, bemerkte bei näherem Betrachten zwei menschliche Wesen, die auf zwei Ecksteinen saßen, da, wo die Alleestraße auf den freien Platz mündete. Bei noch näherem Erforschen fand sich, daß diese menschlichen Wesen zwei junge, elegant gekleidete Männer waren, und daß sich da noch ein drittes lebendes Geschöpf befand, ein großer Hund nämlich, der auf den Ruf »Sultan«, welcher bald von diesem, bald von jenem Ecksteine her erschallte, gehorsam hin und hersprang. Der Hund war dunkelbraun und weiß gefleckt, von einer außerordentlichen Größe, und wenn man ihn so dahinspringen sah auf dem hellen, fast weißbeschiedenen Straßenpflaster, so machte dies eine eigenthümliche Wirkung und man war einige Augenblicke versucht, zu glauben, es sprängen wenigstens drei Hunde hin und her: ein riesenhafter, schwarzer – der langgestreckte Schatten des Neufundländers nämlich – und ein paar kleine – die dunklen Flecken auf seinem weißen Fell.

»Sultan!« hieß es jetzt auf einem Ecksteine, »da, bring dem Herrn Rath meine Cigarrendose; ich bemerke so eben, daß derselbe nicht mit Rauchmaterial versehen zu sein scheint.«

»Schon lange nicht mehr,« ertönte es von drüben her.

Der Hund nahm gehorsam die große Cigarrendose in's Maul und sprang in großen hastigen Sätzen auf die andere Seite der Straße.

»Würde Sultan wohl,« erschallte es vom diesseitigen Steine, »ein brennendes Stück Schwamm apportiren? – Was meinst du über diesen Gegenstand, Herr Rath?«

»Wenn das Stück Schwamm so groß ist, daß er sich seine Nase nicht verbrennt, so könnte der Versuch vielleicht gelingen.«

»Machen wir einmal diesen Versuch!«

»Aber wozu das?« war die Antwort. »Ist Sultan ein pflichtgetreuer Hund, so wird er den Schwamm festhalten, auch wenn er sich die Schnauze verbrennt; ist aber seine Erziehung nicht gelungen, so läßt er den Schwamm fallen, und wir ärgern uns darüber. Ueber dergleichen Dinge ist eine Ungewißheit, mit Hoffnung verziert, jedenfalls angenehmer, als eine hoffnungslose Gewißheit.«

»Sehr richtig bemerkt, Herr Rath!« gab der Erste, der gesprochen, zur Antwort; »ich halte es überhaupt in vielen Dingen sehr mit dem alten guten Sprüchwort, welches uns lehrt, daß zu vieles Wissen Kopfschmerzen verursacht!«

»Nun, da muß dir dein Kopf nie außerordentlich weh thun,« erschallte es von drüben her.

»Diese Schande, Herr Rath,« versetzte der Andere – »wenn es überhaupt eine Schande ist – fällt meinen Erziehern zur Last. Es ist wahr, ich bin greulich vernachlässigt.«

»Da ich das Glück hatte, einer jener Erzieher zu sein,« entgegnete der Herr Rath, so kann ich diese Bemerkung, welche meine Ehre verletzt, nicht auf mir sitzen lassen, d. h. insofern Sie dieses ›greulich vernachlässigt‹ in Bezug auf die Wissenschaft zu verstehen belieben.«

»Nein, im Gegentheil!« sagte lachend der Erstere; »was das anbelangt, da haben Euer Gestrengen so viel in meinen Kopf hineingepumpt, daß es mich heute noch wundert,

daß derselbe in Folge davon nicht zersprungen. Aber greulich vernachlässigt bin ich doch, und der Herr Rath ebenfalls, sonst würde es uns beiden kein Vergnügen verursachen, hier lieber im Mondschein zu sitzen auf einem kalten Steine, als zu Haus im weichen Fauteuil beim strahlenden Licht der Lampe. – Aendern wir diesen Zustand, Herr Rath!«

»Warum nicht?« entgegnete dieser. »Es war mir überhaupt nicht sehr angenehm; aber da mußte erst Hundedressur probirt werden. Doch ich versichere dich alles Ernstes, Eugen, es giebt für mich nichts Langweiligeres, als so eine dressirte Bestie.«

»Undankbarer!« sagte der Andere, »und doch hat ihm diese dressirte Bestie zu einer vortrefflichen Cigarre verholfen. Komm, Sultan! laß ihn gehen, er erkennt deine Verdienste doch nicht an.«

»Mir sind diese Dienste nur zu gegenwärtig!« lachte der Rath, »und ich erinnere mich ganz genau, wie Sultan mich einmal einen ganzen Vormittag nicht aus dem Zimmer ließ, bis du, sein Herr, nach Hause kamst und mich erlötest.«

»Ah!« meinte dieser, indem er von dem Steine aufstand, »es ist immer noch warm. – Gehen wir nach Hause; ich habe es satt hier außen in dem langweiligen Mondschein.«

»Und doch wolltest du nicht mitgehen, als ich dasselbe schon vor zwei Stunden vorschlug.«

»Ja, vor zwei Stunden, das war etwas ganz Anderes! Jetzt habe ich doch wieder vergeblich gewartet.«

»Es kommen die Wasser all',« declamirte der Rath, indem er ebenfalls von seinem Sitze aufstand,

»Sie rauschen herauf, sie rauschen hernieder.



Sie bringt keines wieder!«

»Das ist für einen Schulmeister, der selbst Verse macht, eine meisterhafte Parodie!« sagte Eugen. »Mir thun die Ohren davon weh.« – Damit faßte er seinen Hund am Halsbände, und das Thier war so groß, daß er sich bequem darauf stützen konnte. Er schlenderte mit ihm mitten in die Straße, wohin sich der Andere schon begeben hatte. Dann promenirten sie mit einander ihrer gemeinschaftlichen Wohnung zu.

»Riegel auf in stiller Nacht,  
Riegel auf, der Liebste wacht.  
Riegel zu des Morgens früh.«

recitirte der Herr Rath, während sie dahin gingen.

»Ja, ja,« bemerkte der Andere lachend, »du hast Anlage zu einem Mephistopheles, das muß wahr sein.«

»Aber du,« entgegnete der geheime Rath, »sehr wenige zu einem Faust.«

»Dies meine ich nicht,« sagte Eugen: »ich fühle einige Aehnlichkeit zwischen Faust und mir.«

»Aber Faust folgte seinem Freunde in allen Dingen, obgleich er ihm zum Schlechten rieth, und du folgst mir nicht einmal, obgleich ich dir zum Guten rathe.«

»Pah, Unsinn!« erwiederte Eugen; »wie nur ein gescheidter Mensch so etwas sprechen kann! Folge ich dir nicht in so vielen Dingen?«

»In manchen wohl, aber nicht in allen.«

»Das wäre auch höchst langweilig, wenn ich dir gar keine Opposition machte.«

»Eine vernünftige Opposition ist sehr ersprießlich, aber du opponirst mir nur insofern, als du zum Schlusse meiner

langen Reden gewöhnlich sagst: Ich habe Recht, ich thue doch, was ich will!«

»Du kannst das Schulmeistern nicht lassen,« sagte Eugen. »Da, Sultan, nimm meinen Hut und meinen Stock! – Und was ist denn in letzter Zeit wieder geschehen?« fuhr er zu seinem Gefährten gewendet fort, »als die einzige, an sich unbedeutende Geschichte . . . mit ihr?«

»Ja, freilich mit ihr,« entgegnete der Andere. »Wozu soll das führen? Ich versichere dich, Eugen, darin mußt du noch Vernunft annehmen, das führt zu keinen guten Häusern. Du machst das Mädchen unglücklich und dich ebenfalls mit. Sie scheint mir zu gut, zu lieb und schön, um blos ein Spiel mit ihr zu treiben.«

»Ei, ei!« sprach Eugen lachend, »du bist ja ein gewaltiger Lobredner geworden! Bricht endlich die Kruste um dein Schulmeisterherz, fängst du endlich einmal an, ein Weib schön zu finden, mein lustiger Rath?«

»In deinem Sinne wahrhaftig nicht!« versetzte der Andere; »ich habe, Gott sei Dank! nicht die geringste Neigung zu dem weiblichen Geschlecht. Das läßt mich alles kalt, und ich betrachte es nur wie einen glänzenden Stein, wie eine schöne Blume.«

»Aber es ist immer noch unerträglich warm!« sagte Eugen, um dieses Gespräch abubrechen. »Ich muß meinen Rock ausziehen; Sultan kann ihn tragen, er wird es außerordentlich geschickt machen.« – Er that so wie er gesagt, zog seinen Rock aus und hängte ihn dem Hunde, wie eine große Schabracke, über den Rücken.

Bald darauf hatten sie ihre Wohnung erreicht, die Parterrezimmer mit den Aeolsharfen zwischen den Fenstern, wie wir sie im vorigen Capitel bereits kennen gelernt. Der Herr

Rath zog die Glocke an der Thüre, ein Bedienter in einer eleganten Livree öffnete und leuchtete den beiden Herren in ein großes Zimmer, rechts von der Hausflur, in das ihnen auch der Hund nachfolgte.

In dem Zimmer angekommen, warf sich Eugen in einen Fauteuil, legte die Hände unter seinen Kopf und streckte die Beine weit von sich. Der Hund ließ Hut und Stock zu den Füßen seines Herrn niederfallen, schüttelte den Rock von seinem Rücken auf den Boden und legte sich in eine Ecke auf ein dickes Stück Teppich, seine gewöhnliche Lagerstatt.

#### ACHTES CAPITEL.

*Handelt von einem guten Freund und einem getreuen Diener.*

Das Zimmer, in welches wir die beiden jungen Leute eintreten sahen, war elegant, ja reich möblirt. Zwischen den Fenstern standen die bekannten Aeolsharfen mit ihrem melancholischen Geflüster; über einer derselben hing der erwähnte Blumenkranz. Lange und breite seidene Vorhänge ließen fast nicht mehr Platz, als die Kasten jener Instrumente brauchten. Das Ameublement in dem Zimmer war, wie gesagt, reich, dazu sehr mannigfaltig. Da standen Fauteuils und Sessel von allen Formen, Farben und Größen, Tische und Stühle, den verschiedensten Zeiten angehörend, in der Ecke auf einem alten holzgeschnitzten Büffet Porcellanvasen neuerer Zeit mit Blumen, oder pompejanische Krüge und Bronzen. Von letzteren war überhaupt in dem Zimmer eine große Menge zu finden, und neben prachtvollen alten und seltenen Sachen, neben den interessantesten

Thierfiguren sah man nackte Mädchengestalten in allen erdenklichen Stellungen und Lagen, theils schön, theils unbedeutend ausgeführt. An den Wänden hingen werthvolle Aquarelle neuerer Meister in schwarzen Ebenholzrahmen, das kleinste Blättchen derselben auf's Breiteste eingefaßt, mit einer wahren Verschwendung von Papier, Glas und Holz.

In dem Zimmer, in welchem wir uns eben befinden, sind zwei Thüren: die eine führt in ein kleines Vorzimmer, welches an den Hausflur stößt, die andere in ein Seitenkabinet mit Schreibtisch, einigen kleinen Fauteuils und einer Art türkischen Divans in einer alkovenartigen Nische. Auch hier Bilder an den Wänden, Vasen, Bronzen, seltene Tassen und Porcellanfiguren, auf allen Etagere, Tischen, Commoden, und wo sonst noch Platz war. Ueber dem türkischen Divan war eine Sammlung prächtiger alter Waffen aufgehängt, eine kleine Trophäe, aus nicht zu vielen Stücken bestehend, aber in ausgesuchten Exemplaren. Was von diesen Dolchen, Pistolen, Schwertern, Armbrüsten, Pulverhörnern, Streitkolben nicht durch besondere Einrichtung oder hohes Alter selten war, erschien nun kostbar und reich mit Gold, Silber und Elfenbein ausgelegt oder mit Edelsteinen verziert.

An dieses kleine Schreibkabinet stieß ein Schlafzimmer nicht minder reich und elegant eingerichtet. Hier waren einige seltene alte Oelbilder, welche auf den Bewohner dieser Gemächer von dem Vater her vererbt worden waren.

In dem Vorzimmer, dessen wir Anfangs erwähnten, stand ein Bett für den Bedienten, was deßhalb so eingerichtet worden war, daß er unten an der Hausthüre und gleich bei der Hand war, wenn sein Herr, was häufig vorkam, sehr spät in der Nacht heimkehrte.

Der Herr dieses Bedienten und dieser Zimmer war nun aber, wie der Leser bereits wissen wird, jener junge Mensch, der sich in den Fauteuil geworfen, Eugen Stillfried, der Sohn der verwittweten Staatsrätlin. Da es an sich sehr schwierig und undankbar ist, Jemanden mit der Feder und in Schriftzügen zu portraituren, sich auch der geneigte Leser, wenn er anders unserer Geschichte einige Aufmerksamkeit widmet, aus dem vorigen Capitel gewiß schon ein Bild von dem jungen Manne, der vor uns sitzt, entworfen hat, so fügen wir nur noch hinzu, daß seine Gestalt, obgleich ziemlich groß, etwas fein und schlank war, und sein Gesicht, mit sehr gewinnendem, angenehmem Ausdruck, zuweilen abgespannt, ja leidend aussah, namentlich wenn er, wie es in diesem Augenblicke der Fall war, ruhig dalag, und nachzudenken schien, die Augen auf den Boden geheftet, wodurch sie fast geschlossen erschienen.

Daß der andere junge Mann derselbe war, dessen der Justizrath vor der Staatsrätlin in seinem Sinne nicht eben schmeichelhaft erwähnte, brauchen wir ebenfalls wohl nicht erst zu bemerken. Dieser war vielleicht einen Kopf kleiner als Eugen, und was ihm an Körperlänge fehlte, hatte er in der Breite zugesetzt. Sein Kopf stak dabei so tief in den Schultern, daß es eine fade Schmeichelei gewesen wäre, wenn man von seinem Halse gesprochen hätte. Dieser Kopf, rund, sehr wohl aussehend, mit frischer Gesichtsfarbe und dicken Backen, zeigte ein starkes schwarzes Haar, das, da es obendrein sehr kurz geschnitten war, borstenartig in die Höhe stand. Seine Augen, klein, von dunkler Farbe, waren außerordentlich lebhaft, ja durchdringend und von einer merkwürdigen Beweglichkeit. Eugen behauptete, ihm, seinem Freunde nämlich, sei, wie keinem andern Sterblichen,

die Möglichkeit verliehen, um eine Ecke zu sehen oder zu bemerken, was hinter ihm vorgehe.

Dabei war dieser Freund der Geschäftsführer, der Wirthschaftsbesorger, der Rathgeber in allen Dingen des andern jungen Herrn. Man hätte ihn auch seinen Schutzgeist nennen können – doch hat ein Schutzgeist gewöhnlich die Macht, seinen Schützling von tollen Streichen abzuhalten, was Jenem bei den eifrigsten Bemühungen nicht immer gelungen war. So viel es dagegen in seinen Kräften stand, bemühte er sich, den jungen Menschen, welchen ihm damals die Mutter, als er noch ein Knabe war, anvertraut, auch jetzt noch auf's Genaueste zu beaufsichtigen, und suchte ihn so viel als möglich von einem Wege abzubringen, auf welchem er im Begriffe war, sich in jeder Hinsicht zu ruiniren.

Eugen hatte zu seinem Mentor ein unbegrenztes Vertrauen, und das mit vollem Recht. Er nannte ihn seinen lustigen Rath und folgte bei ruhiger Ueberlegung auch fast beständig dessen gutgemeinten Rathschlägen. Der eigentliche Name des Herrn Raths war aber Sidel, und er seines Zeichens Pädagog und Knabenerzieher.

Kein Mensch konnte es eigentlich begreifen, wie die Beiden zusammen so lange aushielten, vielmehr, weßhalb der Schulmeister seinem Zöglinge nicht schon längst davon gelaufen war. Sein Character schien so gar keinen Geschmack an diesem oftmals so wilden Leben zu finden, und das drückte sich auch in seinen Worten und Mienen unverhohlen aus, war aber dagegen eine Quelle unendlicher Lachlust für Eugen, für den es kein größeres Vergnügen gab, als wenn sein lustiger Rath mit dem verdrießlichsten Gesichte, mit der mürrischsten Miene von der Welt zu einem tollen Streich mithalf.

Der Dritte in dieser Junggesellenwirthschaft nun, der Bediente nämlich, war, wie jeder Bediente eines ledigen Herrn, ein sehr wichtiges Mitglied dieses Haushaltes. Er hieß Joseph, und wenn man ihn sah, die ganze schlottrige Figur, auf der die sauber gemachte Livree wie an einem Kleiderständer hing, mit einem Gesichte voll unergründlicher Dummheit, so glaubte man den harmlosesten und unschuldigsten Menschen vor sich zu haben. Er schien kaum so viel moralische Kraft zu besitzen, um seine Augen so weit zu öffnen, daß er die Stiefel desjenigen betrachten konnte, mit dem er gerade sprach. Höher hinauf als bis zum untersten Westenknopf kam er bei diesen Betrachtungen niemals, und man hätte darauf schwören können, er habe noch nie Jemand in das Gesicht geblickt. Dazu waren seine Augenbrauen auf eine lächerliche Art hoch emporgezogen, die Mundwinkel dagegen sanken tief herab, und wenn man dieses Gesicht weiß geschminkt hätte, und das an sich schon sehr große Maul noch durch einige rothe Farbe etwas vergrößert, so hätte man die wirksamste und komischste Pierrotmaske gehabt, die je auf dem Theater erschienen.

Zuweilen führten diese Drei in ihrem Hauswesen auch unbewußt solche lächerliche und merkwürdige Scenen auf, die unwillkürlich an eine vollkommen einstudirte Harlekina-  
de erinnerten. Da war denn Joseph der trefflichste Pierrot und half seinem jungen Herrn mit der größten Freude, den lustigen Rath Pantalon zu überlisten, benahm sich aber dabei so tölpelhaft und ungeschickt, daß er Alles wieder ver-  
arb und zuletzt, wie in der Komödie, immer derjenige war, der den Schaden davon hatte oder die Prügel bekam.

Monsieur Joseph-Pierrot hatte also den beiden Herren die Thüre geöffnet und zeigte dabei ein entsetzlich verschlafenes Gesicht. Er taumelte ordentlich mit dem Lichte hin und her, und als sich nun sein Herr in den Fauteuil geworfen, der Hund dagegen auf dem Boden die Garderobe versorgt wie gewöhnlich, und sich der lustige Rath an den Tisch gesetzt, um die Zeitung zu lesen, begab sich Joseph wieder in sein Vorzimmer, setzte sich dort in einen alten mit Leder überzogenen Lehnstuhl und begann nach wenigen Augenblicken gelinde zu schnarchen. Einige Minuten hörte man so in den Zimmern nichts, als das melancholische Geflüster der Aeolsharfen, das Picken der verschiedenen Uhren, das Rauschen des Papiers, wenn der Rath seine Zeitung umwandte, und das tiefe Athemholen des großen Hundes.

»Haben wir denn gar nichts zu trinken im Hause?« fragte endlich Eugen, »ich habe einen unendlichen Durst. – Geht dir's nicht auch so, Herr Rath? Die Hitze von heute hat mich ganz ausgetrocknet.«

»Ich habe dem Joseph anbefohlen, er solle etwas Gefrorenes parat halten; der Schlingel hat's wahrscheinlich wieder vergessen.«

»Das wollen wir gleich einmal untersuchen. Er schläft schon wieder und schnarcht, daß man es zwei Häuser weit hören kann. – He, Joseph!«

»Vielleicht thut er auch nur so,« sagte ruhig der Rath, ohne von seiner Zeitung aufzublicken; »es wäre, glaube ich, nicht das erste Mal.«

»Ach, was du immer für Gedanken hast! Dieser dumme, faule Kerl – zwei Eigenschaften, die mir ihn unendlich werth machen,« entgegnete Eugen lachend. Dann setzte er leise



hinzu: »Aber wart' nur einen Augenblick, Sultan soll ihn aufwecken und herbringen.«

Der große Neufundländer, der seinen Namen gehört, wedelte mit dem Schweife, und seine Augen blitzten unter den dichten Haaren seines Kopfes hervor.

Das Geschnarche im Nebenzimmer hatte sich indessen auffallend vermindert.

»Hussa, Sultan,« rief jetzt Eugen mit lauter Stimme, »Hussa, hol' den Joseph!«

Monsieur Pierrot schien vorher erwacht zu sein und keine große Lust zu haben, auf den Hund zu warten, der jetzt mit einem ungeheuren Satz in's Nebenzimmer sprang. Er beendigte seinen Schnarcher mit einer kunstgerechten Fermate und stolperte in das Wohnzimmer.

Der Herr Rath blickte lächelnd in die Höhe und fragte: »Nicht wahr, mein lieber Joseph, ich habe dir befohlen, du sollest ein paar Portionen Gefrorenes aus dem Kaffeehause holen und parat halten? Gieb es her, mein Freund; dein Herr ist durstig, wir brauchen etwas Kühllendes.«

Joseph beantwortete diese Anrede mit einem wo möglich noch dümmern Gesicht, als er gewöhnlich machte. Dazu kratzte er sich hinter dem Ohre und sagte nach einer Pause mit einem blödsinnigen Lächeln: »Ah ja, das Gefrorene!«

»Nun, so bring es her, Schnecke!« rief Eugen.

»Ja, das Gefrorene,« wiederholte der Diener und suchte verlegen auszusehen, »das Gefrorene habe ich allerdings geholt aus dem Kaffeehause, aber es ist . . . «

»Wahrscheinlich ausgelaufen, wie gestern die versiegelte Rheinweinflasche, nicht wahr, Joseph?« fragte der lustige Rath.

»Ausgelaufen nicht,« erwiderte der Bediente, »aber es ist von der großen Hitze geschmolzen.«

»Rein aufgeschmolzen?« sagte lachend der Rath.

»Ja wohl, Herr Sidel,« antwortete Joseph, »rein aufgeschmolzen.«

»Und dann,« examinirte der Andere weiter, hast du es ausgesoffen, nicht wahr, mein Freund?«

»Es kann so sein!« antwortete Monsieur Pierrot und sah seinen Herrn an, ob er wohl lachen würde.

Dieser aber entgegnete ärgerlich: »Du bist ein rechtes Kameel, Joseph! Du hättest das Eis wohl in den Keller stellen können, da wäre es gewiß nicht zerflossen.«

»Ja, das ist wahr,« sagte Joseph mit einer Miene der Ueberraschung, als gehe ihm jetzt erst über diesen Gegenstand das klarste Licht auf.

»So hole mir eine Flasche Champagner aus dem Keller!« befahl Eugen, und der lustige Rath setzte hinzu: Eine halbe, bester Joseph, der Herr trinkt doch nur ein Glas.«

Eugen nickte mit dem Kopfe, und der Bediente ging hinaus.

»Meinst du nicht,« sprach nach einer Pause Eugen zu seinem Freunde, »daß das Eis wirklich geschmolzen ist? Du lachst wieder so spöttisch und machst mir ein so zweifelhaftes Gesicht. Bei der Hitze ist das leicht möglich.«

»Ja, das ist alles möglich,« entgegnete der Rath; »aber ebenso möglich ist es auch, daß Monsieur Pierrot meinen Auftrag vergessen und gar kein Gefrorenes geholt hat.«

»Oh, dann hätte er seine Tölpelei gewiß eingestanden.«

»Aber kein Geld aufschreiben können für das Eis, das er gewiß und wahrhaftig nicht geholt hat,« sagte der Rath mit ernster Stimme.

»Oh, du denkst von diesem Esel viel zu schlecht,« antwortete Eugen.

»Und du viel zu gut,« sagte der Andere; »wir wollen schon sehen, wer Recht behält.«

In diesem Augenblicke erschien Joseph mit einer kleinen Flasche Champagner und zwei Gläsern. Er nahm den Kork herunter, schenkte ein und präsentirte ein Glas seinem Herrn, das andere dem lustigen Rath; dann zog er sich wieder in sein Vorzimmer zurück.

Eugen trank seinen Kelch aus und setzte ihn neben sich auf den Boden. Nach einer längeren Pause sagte er: »Das muß ich dir schon gestehen, ich fange wieder an, mich hier unbeschreiblich zu langweilen, und wenn die Geschichte nicht wäre mit ihr, ich hätte die Stadt schon lange wieder einmal verlassen.«

Joseph im Nebenzimmer begann wieder ganz leise zu schnarchen.

»Kommt es dir nicht auch entsetzlich langweilig vor,« fuhr Eugen fort, »dieses Leben, das wir hier führen? Jeden Tag das Gleiche, keine rechte Unterhaltung, kein Amusement; ja, wenn das Mädchen nicht wäre, ich hätte schon lange wieder einmal eine Fußreise unternommen.«

»Das könnte uns allerdings zerstreuen,« entgegnete der Rath.

»Man sollte sich eigentlich an gar nichts binden,« sagte Eugen; »Fesseln und Bande, auch wenn sie noch so angenehm sind, bleiben immer drückend.«

»So ändere diese Geschichte,« antwortete der Andere, »es wäre auf jeden Fall viel vernünftiger. Wie ich dir schon oft gesagt: was kann überhaupt dabei herauskommen? Du bildest dir nur ein, du liebst dieses Mädchen, du denkst an

sie den ganzen Tag über, du bist zu nichts Anderem aufgelegt, treibst dich stundenlang in den schmutzigen Straßen der Stadt umher, um dafür alle zwei bis drei Tage, freilich unentgeltlich, einen Blumenstrauß zu erhalten.«

»Ich bilde mir nicht bloß ein, sie zu lieben,« entgegnete Eugen, »ich liebe sie auch wirklich, ich könnte ihr jedes Opfer bringen, um – sie glücklich zu machen.«

»Weißt du aber auch,« sagte der Rath, »ob du die richtigen Begriffe über dieses Glücklichmachen hast? – Ich glaube es nicht. Du fängst da mit diesem Mädchen eine Liebesgeschichte an, du sagst ihr, wo und wie du immer kannst, schöne Worte, du hast sie auch einmal nach Hause begleitet und geküßt; aber wenn du meinst, daß du dadurch das Mädchen glücklich machst, so kann ich dich versichern, daß du sehr verkehrte Ansichten hast.«

»Du gibst allerdings Einzelheiten,« versetzte Eugen, »die an sich unbedeutend sind; aber die Hauptsache verschweigst du, daß ich sie nämlich liebe, daß ich sie außerordentlich und innig liebe.«

»Außerordentlich? – Ja, das glaube ich!« lachte der Rath; »ihr wird's aber wahrhaftig angenehmer sein, wenn du sie ordentlich lieben wolltest, d. h. mit ordentlicher und solider Absicht.«

»Und diese wäre?« fragte Eugen.

»Die Absicht, sie zu heirathen!« sagte ruhig der Rath. »Wenn du das allerdings im Sinne führst, ah! dann ist gegen eine solche rechtschaffene Absicht gar nichts zu sagen.«

»Daran habe ich wahrhaftig noch nicht gedacht,« entgegnete Eugen mit leiserer Stimme, »das ist mir noch nie eingefallen. Das ist ja auch ganz unmöglich.«

»So! das siehst du also ein und treibst doch diese Geschichte fort? Nun, ich wünsche dir viel Glück zu einer solchen Unterhaltung. Das wird aber sicher noch einmal auf eine unangenehme Art enden.«

Joseph im Nebenzimmer schnarchte bald sehr leise, bald einige Tacte mit äußerster Heftigkeit. Letzteres aber geschah merkwürdiger Weise nur dann, wenn im Gespräch, das wir eben mitgetheilt, eine kleine Pause entstand.

»Und schon lange habe ich mir vorgenommen, einmal mit Katharine ernster zu sprechen, aber ich komme nie dazu. Du selbst hast mich ja immer gewarnt, jenes Haus da unten am Marktplatze zu betreten. Nun ja, ich will ja gewiß gern ehrlich gegen das Mädchen sein, ihr sagen, was ich im Stande bin, ihr zu bieten. Aber dazu muß ich doch eine Unterredung mit ihr haben, und du hast dich ja beständig geweigert, in dieser Richtung irgend einen Schritt mit mir zu thun.«

»Das habe ich auch,« sagte der Andere, und werde auch niemals die Hand zu etwas bieten, was unter allen Umständen ein Unglück wäre.«

»Aber bei einer Unterredung könntest du doch gegenwärtig sein, nur bei einer einzigen; du könntest da deinen Senf auch dazu geben,« meinte Eugen.

»Ich werde mich hüten! Ich soll dir, wie so oft, den Elefant Führer machen und nachher kann ich meiner Wege gehen. Nein, nein, ich kenne das; ich habe mir wohl zuweilen nichts daraus gemacht, aber in dem Falle danke ich. Ich muß gestehen, wenn du dieser Liebesgeschichte wirklich ernstlich nachgehen willst, so heißt das all deinen früheren Streichen die Krone aufsetzen. Ich kenne mein Terrain: du wirst dich in die unangenehmsten Dinge verwickeln und

dann werde ich das Vergnügen haben, dich herauszuziehen. Erlaube mir nur eine einzige Frage; willst du sie mir wahr und aufrichtig beantworten?«

»Und warum nicht?« entgegnete Eugen.

»So sage mir: liebst du das Mädchen wirklich, oder ist es wieder so eine Spielerei, deren ich so manche erlebt?«

»Ich glaube, daß ich sie wahr und aufrichtig liebe,« sagte der junge Mann; »ach es ist so ein herrliches, gutes, blühendes Geschöpf!«

»Ein blühendes Geschöpf!« wiederholte der Rath, ironisch lächelnd.

»So ist's, Mephisto!« lachte Eugen, worauf der Andere erwiderte:

»Oh nein, ich bin kein Mephisto, ich habe gewiß nicht meine Freude daran. – Aber jetzt zu Bette! Dein guter Joseph da drinnen im Nebenzimmer scheint zu erwachen, natürlich weil unser Gespräch zu Ende ist. Es ist jetzt spät genug; möge uns der morgende Tag andere Gedanken, bessere Plane und Kraft zu deren Ausführung geben.«

»Amen!« sagte Eugen; »schlaf wohl, mein Prediger in der Wüste.«

Der lustige Rath zog sich in seine Zimmer zurück, die sich auf der anderen Seite des Hausganges befanden. Joseph schloß die Läden und Fenster in der ganzen Wohnung, Eugen ging ebenfalls in sein Schlafzimmer: er hatte die Gewohnheit, sich selbst zu entkleiden, und entließ deßhalb den getreuen Pierrot, sobald ihm dieser die Lichter auf seinem Nachttische angezündet.

Bevor aber Eugen diese auslöschte und sich zur Ruhe begab, schloß er ein geheimes Fach seines Pultes auf und

nahm daraus ein kleines Kästchen mit einem außerordentlich soliden und festgearbeiteten Schlosse. Dieses öffnete er ebenfalls, aber nur um einen Blick hineinzuworfen, und als er gesehen hatte, daß sich in diesem kleinen Kästchen ein Packet Papiere befand, mit rothen Bändern zusammen geknüpft und schwarz gesiegelt, verschloß er Kästchen und Schreibtisch wieder und ging zu Bette.

Der Herr Rath drüben in seinen Zimmern hatte es bereits ebenso gemacht, und das einzige Licht, welches noch in der Parterrewohnung brannte, leuchtete dem getreuen Pierrot, der an seinem Tische im Vorzimmer saß, ein Schreibbuch vor sich, in das er emsig allerlei Zeichen und Bemerkungen machte.

Eugen hatte in dieser Nacht einen unruhigen Schlaf: er träumte von Blumen, die in duftigen Gärten in unendlicher Schönheit plötzlich vor ihm aufschossen, und wenn er sich alsdann niederbückte, um eine derselben abzupflücken, so sanken diese Blumen tief vor ihm in den Boden hinab, und sein Fuß hielt sich mit Mühe am Rande eines giftigen Sumpfes fest, der ihn gewaltsam an sich zu ziehen schien. Nach solchem Traume erwachte er mit einem tiefen Athemzuge, und erst gegen Morgen schlief er fest und ruhig. —

Zum großen und beständigen Aerger des treuen Pierrot war der Herr Rath, er mochte so spät, als er nur immer wollte, zu Bette gegangen sein, mit Tagesanbruch munter, und dann war auch Joseph gezwungen, die kostbare Nachtruhe abubrechen. Eugen erhob sich einige Stunden später, und die beiden Freunde sahen sich Morgens selten bis zur Mittagstunde, wo sie gemeinschaftlich zu ihrem Diner gingen.

Der Herr Rath besorgte die sämmtliche Verrechnung des Junggesellen-Haushaltes und hierbei natürlicher Weise auch

die Ausgaben des Bedienten, was dem treuen Pierrot manche unangenehme Morgenstunde verursachte. Gewöhnlich machte er auch hierauf den Versuch, Jenen bei seinem Herrn zu verklagen und obgleich dies nie die geringste Wirkung that, so unterließ er es doch nicht, wenn er seinem Herrn den Kaffee servirte, einige Seufzer über schlechte Behandlung, die ihm durch den Herrn Rath zu Theil geworden, auszustoßen.

Auch heute Morgen erschien er mit einer wahren Jammerniene und brachte den Frühstückstisch seines Herrn in Ordnung. Er zündete seufzend die Spirituslampe unter der Kaffeemaschine an, stellte ein Wachlicht daneben, sowie eine geöffnete Cigarrendose, dann ging er in's Schlafzimmer und meldete, daß der Kaffee bereit sei; dies sagte er aber mit so kläglichem Tone der Stimme, als verkündige er das größte Unglück, machte indeß hierdurch im gegenwärtigen Augenblicke gar nicht den gewünschten Eindruck. Eugen war mit anderen Dingen beschäftigt und schien, während er in seinen Schlafrock schlüpfte, über etwas tief nachzudenken. Draußen im Salon warf er sich in einen Fauteuil. Joseph drehte einen Hahn an der Maschine auf, und Eugen trank seinen Kaffee, ohne überhaupt bemerken zu wollen, daß noch Jemand anders außer ihm im Zimmer sei. Erst als er nach der Cigarre griff und der treue Pierrot ihm den brennenden Fidibus in die Hand gab, blickte er in die Höhe und konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen über das merkwürdig klägliche Gesicht, das ihm Joseph zeigte.

»Es ist schon gut,« sagte er, als Joseph sich anschickte, diesen Blick mit einem tiefen Seufzer zu beantworten. »Laß nur dein Seufzen bleiben, ich bin das des Morgens von dir schon gewohnt! Hat man dir einmal wieder den Leviten gelesen?



Freut mich recht sehr – danke du deinem Schöpfer, daß ich wenig und des Morgens gar nicht dazu aufgelegt bin, mich überhaupt um dich zu bekümmern. Das kann ich dich versichern, theurer Joseph, wenn ich der Herr Rath wäre, ich hätte dich vielleicht schon lange zum Teufel gejagt.«

»Oh, oh!« lachte jetzt Pierrot mit erstaunlich freundlichem Gesicht; denn er hatte jetzt erreicht, was er wollte: seinen jungen Herrn nämlich vermocht, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. »Oh!« lachte er abermals; »der Herr Sidel hat ja eigentlich doch nicht zu befehlen, sondern der Herr Eugen selbst.«

»Alles hat er zu befehlen,« antwortete dieser, »das ganze Hauswesen, und er kann mit euch machen, was er will, mit sämtlichem Möbelwerk und der ganzen Einrichtung, mit Sultan und mit dir.« – Damit nahm er einen Schluck Kaffee und that einige Züge aus seiner Cigarre.

Joseph zog seine Achseln hoch empor, drückte dabei den Kopf tief nieder und schien auf solche Art pantomimisch ausdrücken zu wollen: »Ich lasse ja Alles geduldig über mich ergehen!«

Nach einer längeren Pause, während welcher Eugen mit seinem großen Hunde gespielt und ihm ein Milchbrod gereicht, blickte er wieder in die Höhe und sah seinen Diener abermals lachend an. »Du hast gewiß,« sagte er hierauf, »heute einen Extrawischer bekommen. Nun, was hat's denn eigentlich gegeben? – So sage es frisch heraus, denn wenn du es noch lange bei dir behalten mußt, so wirst du unfehlbar daran ersticken, was an sich eben kein großer Verlust wäre. – Nun, was soll's eigentlich?«

»Oh, es betrifft gar nicht mich; der Herr Rath hat mich nur über Schritte und Gänge examinirt, die ich auf Ihren besonderen Befehl mache.«

»Daran hat er recht gethan, und er hat dich bloß beaufsichtigen wollen; denn er weiß ohnehin alles, was du für mich zu besorgen hast.«

Pierrot schüttelte mit einem Lächeln, das pfißig sein sollte, seinen dicken Kopf.

»Nicht?« fragte Eugen aufmerksam; »was willst du mit deinem dummen Kopfschütteln sagen?«

»Er hat mich darüber ausgefragt, ob ich einen besonderen Befehl von Ihnen dazu hätte, an den Markttagen auf den Markt zu gehen, um . . . «

»Ja so, das hat er dich gefragt? Das hätte ich beinahe vergessen. – Und was hast du ihm geantwortet?«

»Oh, ich habe ihm geantwortet,« entgegnete Joseph, »daß ich nur deßwegen auf den Markt gehe, um mich nach den Preisen von Butter und Eiern wegen der Haushaltung zu erkundigen.«

»Und das hat er dir natürlicher Weise nicht geglaubt!« sagte Eugen laut lachend, worauf der Diener mit einem unheimlich pfißigen Blinzeln seines rechten Auges erwiderte: »Oh ja, er hat's doch geglaubt.«

Eugen legte sich in seinen Fauteuil zurück, drückte seine beiden Füße in das zottige Fell des Neufundländers und blickte eine Weile nachdenkend vor sich hin. Joseph ließ aus der Maschine eine zweite Tasse Kaffee laufen; jede Spur des Mißmuthes schien aus seinem Gesichte verschwunden, und dafür hatte sich eine gewisse Traurigkeit auf seine Züge gelagert, welche dieselben außerordentlich komisch machte.

Er wollte augenscheinlich die treue, gekränkte Seele spielen, die tiefbetrübt, der es nicht gelingen kann, das volle Vertrauen des Herrn zu gewinnen.

Dieser achtete aber nicht darauf, schien auch das Gespräch von vorhin nicht wieder anknüpfen zu wollen, und so sah sich denn Joseph genöthigt, nach einer Pause selbst fortzufahren, was er mit sehr schüchterner und leiser Stimme that. »Ich habe,« sagte er, »da unten genaue Verbindungen angeknüpft, die es mir möglich machen, alle Befehle Eurer Gnaden, wenn Sie welche für mich haben sollten, auf's Beste zu vollführen. In der Nähe des Marktes, in einer engen Gasse hinter dem Hause der Frau Schoppelman, wohnt eine Bekannte von mir, eine alte, brave Wittwe, deren Mann gestorben ist und die dort in der engen Gasse eine kleine Weinwirthschaft eröffnet hat.«

»So, so!« sagte Eugen ohne aufzublicken, und Joseph, sehr ermuthigt, daß ihm nicht befohlen worden, sein Maul zu halten, fuhr mit etwas sicherer Stimme fort: »Ich komme nicht nur in die Wirthsstube dieser braven Wittwe, sondern ich bin einer von ihren genauen Bekannten und besuche sie deßhalb auch zuweilen in ihrer Wohnung im ersten Stock. Dieser gerade gegenüber sind die Zimmer der Frau Schoppelman oder vielmehr nur ein Zimmer ihrer Wohnung, das der schönen Katharine. — Katharine kennt ebenfalls diese Wittwe, und wenn Beide gerade wollen, so können sie aus ihren Fenstern zusammen sprechen; ja, eines ist so nahe bei dem andern, daß man sich die Hand reichen könnte.«

»Und du hast Alles drüben dem Herrn Rath auch erzählt?« fragte Eugen nach einer Pause.

»Nicht eine Sylbe!« sagte der getreue Pierrot mit einem außerordentlich ernsten Gesichtsausdruck. — »Aber neulich,

wie ich zufällig aus der Wirthsstube jener Wittwe auf die Straße komme und ohne Absicht in die Höhe blicke, bemerke ich Jungfer Katharine, welche aus ihrem Fenster auf mich herab sieht.«

»Und sie bemerkte dich?« fragte Eugen.

»Allerdings,« fuhr Joseph fort; »sie schien mich sogar wieder zu erkennen und blickte mich einen Augenblick wie fragend an. Natürlich ging ich ruhig meines Weges, denn ich hatte ja keine Aufträge.«

Hier seufzte der getreue Pierrot abermals.

»Und wenn du Aufträge gehabt hättest,« sagte Eugen, mehr und mehr aufmerksam geworden durch den Bericht seines Dieners, »so hättest du ihr unbemerkt etwas sagen können?«

»Ganz unbemerkt!« antwortete Joseph sehr erfreut, »so unbemerkt, daß es keine Menschenseele geahnet hätte. Das Fenster ist von der Gasse aus, die viel höher liegt als der Hof des Hauses, wo Frau Schoppelman wohnt, fast mit der Hand zu erreichen. Man könnte ganz bequem da hinab springen, und durch diese Gasse geht fast nie Jemand, nicht einmal am hellen Mittage. Des Nachts ist sie ganz still und leer.«

»So, des Nachts ist sie ganz still und leer?« wiederholte Eugen nachdenkend, und sprach alsdann nach einer längeren Pause, während welcher er den Kopf in die Hand stützte und seinen Diener fest ansah: »Es ist gut, das bleibt unter uns.«

»Gewiß, gewiß!« entgegnete Joseph, und auf seinem Gesichte zuckte es freudig auf, so freudig, daß die harten, dummen Züge sogar angenehm erschienen.

Eugen winkte ihm mit der Hand hinweg und sagte alsdann zu sich selber: »Ich bin überzeugt, Joseph ist ein dummer, aber sehr guter und ehrlicher Kerl. Er soll mir bei dieser Geschichte helfen.«

## NEUNTES CAPITEL.

### *Enthält ein düsteres Stück Familienleben.*

Die jetzt verwitwete Staatsrätthin Stillfried war in früherer Zeit eine der schönsten und stattlichsten Frauen gewesen. In den höheren Kreisen der Beamtenwelt und des Bürgerstandes hatte sie von jeher den Ton angegeben – nach ihr richtete sich Alles, sie arrangirte Festlichkeiten und Bälle sowohl in den Gesellschaftslocalen als auch in ihrem eigenen Hause. Und hierzu war sie vollkommen berechtigt, sowohl durch ihre Schönheit, ihren Geist, als durch ihr großes Vermögen, mit dessen Einkünften der alte Staatsrath sie schalten und walten ließ, wie es ihr beliebte.

Wir sagen: der *alte* Staatsrath; denn der Herr von Stillfried war schon damals, als seine Frau noch in der Welt glänzte, ein ältlicher, zurückgezogener Mann, der es vorzog, sich zu Hause mit seinen Acten und Büchern zu beschäftigen, statt mit seiner Frau auf der Promenade oder in Gesellschaften zu erscheinen, und dem die einsame Lampe in seinem Studirzimmer lieber war als das Flimmern von Tausenden von Kerzen im Ballsaale. Er hatte von seiner Frau einen einzigen Sohn, dessen Erziehung und Bildung er sich auf's Emsigste widmete. Dem jungen Eugen wurden die trefflichsten Lehrer gehalten, die dafür zu sorgen hatten, daß er das, was ihm die Professoren in den verschiedenen Klassen des

Gymnasiums, welches er besuchte, beigebracht, nicht vergesse, vielmehr daß dasselbe, geistig auf's Beste verdaut, sich bei ihm zur Blüthe und Frucht ansetze. Die Staatsrätin dagegen bekümmerte sich nur insofern um diesen Sohn, als sie mit ihm, einem schönen Kinde, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten den Staat einer Mutter zu machen pflegte. Im Uebrigen überließ sie seine Erziehung, wie das auch recht und billig war, den Händen des Gemahls, der ihr dagegen die Freuden der Welt überließ und sich um ihr Thun und Treiben wenig bekümmerte.

Doch hatte dieses an sich traurige Verhältniß im Stillfried'schen Hause nicht gerade von jeher so bestanden; vielmehr hatte der Staatsrath die ersten Jahre mit seiner jungen Frau äußerst glücklich verlebt. Er schien sie auf's Zärtlichste zu lieben, und da er nebenbei in jener Zeit die gesellschaftlichen Vergnügungen ebenso sehr aufsuchte, wie seine junge schöne Frau, so paßten sie herrlich zu einander. Sie war sehr schön, hatte auch viel Verstand, ja war geistvoll; doch besaß sie neben diesen Vorzügen ein kaltes, ruhiges Herz, das schon nach den ersten Jahren ihren Mann, der für alles Schöne und Gute sich wahrhaft interessirte, mehr und mehr abstieß. Wie hatte er gehofft, mit seiner jungen und schönen Frau ein angenehmes Leben zu führen, in den stillen Freuden des Hauses sich gegenseitig liebend und verehrend, sich beide der Aufsicht und Erziehung ihrer zu hoffenden Kinder widmend! Darin hatte er sich aber sehr getäuscht. Sie wollte ihr Leben genießen in allen rauschenden Vergnügungen – sie war als das einzige Kind reicher Eltern so von Kindheit an gewohnt – und langweilte sich zu Hause und in der Unterhaltung ihres Gemahls, dessen Ideen sie nicht zu folgen die Lust hatte, dessen Neigungen und Wünsche sie entweder

erreichen noch begreifen, dieselben aber noch viel weniger theilen wollte und – konnte.

Herr von Stillfried sah mit tiefem Schmerze, wie sich dieses traurige Verhältniß so allmählig gestaltete; doch liebte er seine Frau immer noch um ihrer Person willen, mehr aber wohl als die Mutter seines eben erst geborenen Sohnes. Er versuchte es umsonst, sie auf einen anderen Weg zu führen – sie konnte ihr inneres Wesen nicht ändern. Wäre es ein einfacher Fehler, eine Gewohnheit gewesen, sie hätte dieselbe ihrem Manne und dem Kinde zu lieb gewiß abgelegt. Doch die Leere ihres Herzens, welche diese Beiden nicht auszufüllen vermochten, konnte nur Befriedigung finden im wilden Treiben der Welt, in rauschenden, immerwährenden Vergnügungen. Sie war nicht im Stande, sich zu ändern, obgleich sie wohl fühlte, daß die häuslichen Freuden, deren Genuß sie sich in früherer Zeit so schön ausgemalt, nicht mit ihrem jetzigen Leben vereinbar seien. Daß diese Freuden dabei nicht aufblühen konnten, und wenn sich je eine zarte Knospe angesetzt, diese verwelken und ersterben mußte im Staube des Ballsaales bei dem leeren, hohlen und nichtssagenden Geschwätz ihrer Welt, war ja so natürlich.

Oft, wenn sie spät in der Nacht nach Hause kam und sie die Uhr in dem Schlafgemache ihres Gatten die späte Nachtstunde ansagen hörte, dann durchschauerte es sie unheimlich, und sie kam sich vor wie eine Fremde, wie eine Weihe- und Ruhelose, die sich eingeschlichen in einen ihr gänzlich fremden Familienkreis. Selbst ihr Kind, ihr schönes, blühendes Kind mit jenem gesunden Schläfe der Kindheit, mit Rosen auf den Wangen und Lippen, während ein tiefer, süßer, unnennbarer Friede um die geschlossenen Augenlider spielte, selbst dieses Bild der Unschuld war nicht im Stande, in

ihr Herz die süße Ruhe zu gießen, die wir so gern fühlen beim Anblick jener schlafenden Engelsgestalten. Wohl faßte sie hie und da in solchen Augenblicken den festen Vorsatz, künftig ihr Leben zu ändern, dasselbe von jetzt an ihrem Gatten, ihrem Kinde zu weihen – aber es war zu spät!

Der Staatsrath, der bei seiner Verheirathung den süßen Glauben gehabt, es werde sich erfüllen, was er so angenehm geträumt: sie, die junge, reizende Frau, stolz auf ihn als Menschen und Geschäftsmann, stolz auf seinen Namen, der einen guten Klang hatte, werde ihn, den älteren Mann, mit inniger Liebe umschlingen, ihre frische Jugend werde auch die seinige wiederkehren heißen, oder, wenn dies unmöglich, doch mit ihm einen Herbst bilden voll der besten und süßesten Früchte, – er sah sich bald getäuscht, und nachdem er es ein paar Jahre lang versucht, im Guten und Bösen der Vergnügungslust seiner Frau Einhalt zu thun, erkaltete seine Liebe zu ihr plötzlich, er wandte sich mehr und mehr seinen Studien und Büchern zu, und das Plätzchen in seinem Herzen, welches der Actenstaub noch nicht eingenommen – es wurde freilich immer kleiner und kleiner – blieb seinem einzigen Sohne Eugen geöffnet.

Das häusliche Leben der Familie Stillfried gestaltete sich hiedurch im Aeußeren ruhiger, selbst zufriedener. Heftige Scenen, wie früher so oft, kamen nicht mehr vor; ja der Staatsrath, der in den nächsten Jahren unter seinen Büchern und Acten, wohl auch unter der Last seines Kammers, sehr gealtert hatte, konnte sich hie und da beim Frühstück von seiner Frau die Scenen des vergangenen Abends, den sie auswärts zugebracht, und die komischen Figuren ihrer Gesellschaft darstellen und selbstredend einführen lassen, zu welchem Spiele sie ein großes Talent hatte und worüber er



zuweilen, namentlich wenn es seine Collegen waren, die er so in getreuen Copien vor sich hörte, herzlich lachen konnte.

Da kam der Doctor Werner in's Haus. Er hatte den Ruf eines ausgezeichneten Advocaten und sich in kurzer Zeit hiedurch in der Residenz eine große Praxis erworben. Der Staatsrath brauchte seine Gesetzeskenntniß, seinen gediegenen Rath bei vielen verwickelten Geschäften; er gewann ihn lieb und zog ihn nach und nach fest an sich und sein Haus; doch sah er nur den Geschäftsmann in ihm.

Doctor Werner war, wie die Damen fast einstimmig sagten, kein Mann, der im Stande sei, ihnen zu gefallen. Dieser kalte, ätzende Verstand, das ironische Lächeln, welches beständig auf seinen Lippen schwebte, hatte etwas so Abstoßendes, und sein Mangel an Liebenswürdigkeit – er gab sich nämlich nie dazu her, ein Gespräch zu führen, blos um die Zeit zu tödten, oder Ansichten zu billigen, die den seinigem entgegen standen, auch wenn der schönste Mund dieselben aussprach – war den Damen so verhaßt, daß sie den Doctor Werner für den unausstehlichsten, unangenehmsten aller Männer erklärten und seine Unterhaltung und Gesellschaft zu fliehen schienen.

Eine Ausnahme hiervon hatte die Staatsrätthin von jeher gemacht: sie fühlte geistige Kraft genug in sich, um die Anreden des Doctors, die fast immer zugleich Angriffe auf diese oder jene gesellschaftliche Einrichtung waren, festen Fußes zu erwarten und oftmals siegreich abzuschlagen. Wenigstens behauptete sie mit ihm zugleich beständig das Schlachtfeld und wich vor seinen Meinungen und Ansichten nicht einen Zoll breit.

Diese Frau in ihrer frischen Jugendkraft, geistig und körperlich von der Natur mit so großen Vorzügen ausgestattet,

imponirte dem harten und strengen Advocaten. Ja, als sie eines Tages zufällig zu einer Berathung kam, die der Doctor mit dem Staatsrath hatte, und sie nach längerem Zuhorchen endlich auch ihre Ansicht in dieser Sache mit wenigen, aber kräftigen Worten aussprach, da fühlte sich der Doctor Werner von einer wahren Bewunderung für diese Frau hingerrissen und küßte ihr das erste Mal, sich für überwunden erklärend, die Hand.

Von da an lag er zu ihren Füßen, und das merkte bald die Welt und am Ende auch der Staatsrath, dem, als er diese Entdeckung machte, und als er zu der Gewißheit kam, daß auch sie den Doctor Werner nicht ungern sehe, alle Wunden seines Herzens, die längst vernarbt schienen, noch einmal aufbrachen und ihm entsetzliche Qualen verursachten. Doch nur für ganz kurze Zeit. Der Staatsrath war unendlich ruhig und ernst geworden, sein Haar hatte sich weiß gefärbt, er zuckte nach längerem Nachgrübeln traurig die Achseln, seine Augen füllten sich mit Thränen, als er innig seinen Sohn Eugen auf die Stirn küßte, der zwischen seinen Knieen stand, und als er leise vor sich hinflüsterte: »Ein verlorenes Leben – möge es dir besser ergehen, mein Kind!«

Die Staatsrätthin dagegen sah stolz und triumphirend um sich, als sie nun endlich zu der Ueberzeugung gekommen war, daß sie jenen Mann, den Schrecken aller Schwätzerinnen der Gesellschaft, ihn, den alle ihre Mitschwesterinnen fürchteten und doch bewunderten, an ihren Wagen geschmiedet sah, als er endlich willenlos zu ihren Füßen lag, ein überwundener Feind, jetzt ein Sklave, der sich glücklich fühlte, wenn sie den schönen Fuß auf seinen Nacken setzte.

Ob sie ihn wirklich geliebt, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben. Aber die Welt glaubte es, die Welt war davon überzeugt, und wir wollen uns dem Urtheile der Welt anschließen; denn hört sie nicht genau mit ihren unzähligen Ohren, sieht sie nicht fast in die Herzen der Menschen mit ihren zahllosen Augen, ruhelos spähend bei Tag und Nacht?

Es kamen damals wieder verschiedene heftige Scenen in dem Stillfried'schen Hause vor, deren Ursache und Ergebnis aber nicht in die Oeffentlichkeit drang; denn die Dienerschaft des alten Staatsrathes, die wir theilweise bereits kennen gelernt, hielt es bei ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihren Herrn für ihre Schuldigkeit, alles geheim zu halten, was die Ehre desselben compromittiren konnte. Es war aber nicht zu verschweigen, daß, wahrscheinlich in Folge jener Scenen, die Staatsrätthin eine größere und längere Reise unternahm und fast ein Jahr von ihrem Hause abwesend blieb.

Als sie endlich zurückkam, befahl den Staatsrath eine schwere Krankheit, während welcher sich manch Schauerliches und Unheimliches ergab, namentlich in einer gewissen Nacht, wo der Doctor Werner, ohne daß es der Kranke wußte, im Vorzimmer gewacht haben sollte. Es war dies eine kalte, windige Novembernacht; der Kranke befand sich auf dem Wege der Besserung, aber in jenem Stadium, wo ein Rückfall unfehlbar den Tod nach sich ziehen mußte. Dieser Rückfall trat nun auch wirklich in der bezeichneten Nacht gegen Morgen ein, und als der Arzt in der Frühe in das Haus kam, fand er, daß die Krankheit wieder mit unbezwingbarer Kraft über den alten Mann hergefallen war, daß er rettungslos verloren sei. Ein Diätfehler konnte nicht vorgefallen sein, und der alte treue Kammerdiener Jacob schwor dem Arzte

mit Thränen in den Augen hoch und theuer, der Kranke habe nichts zu sich nehmen können, als was ihm seine Hand gereicht.

In diesem Augenblicke aber zog ein scharfer, schneidender Luftzug durch das verdunkelte Krankenzimmer, und an einem Fenster, zunächst dem Bette, flogen die dunklen Vorhänge wie schwarze Trauerschleier hoch empor. Entsetzt warf sich der Arzt an das offene Fenster, um es zu schließen, und Jacob, der erschüttert und todtenbleich dastand, faßte bebend die Hand des Arztes, drückte sie krampfhaft und sagte: »Bei Gott im Himmel, Herr Doctor, so wahr ich hoffe, selig zu werden, die Fenster und Läden dieses Zimmers habe ich gestern Abend auf das Genaueste untersucht. Sehen Sie, wie sorgfältig die anderen noch befestigt sind. Bei allen Heiligen, auch an diesem war gestern Abend kein Riegel, keine Schraube los.«

Tief erschüttert wandte sich der Arzt ab, und als er durch das Vorzimmer hinaus ging und dort den Doctor Werner bemerkte, der mit Durchsuchen von Papieren beschäftigt war, konnte er sich nicht enthalten, zu dem alten Diener in leisem, aber ausdrucksvollem Tone zu sagen: »Das Unglück ist geschehen. Ich werde gegen Mittag wiederkommen; bis dahin kann der Staatsrath noch leben, aber sein Tod ist gewiß. Jenes offene Fenster hat ihn herbeigeführt, der – kalte Nachtwind hat ihn gemordet.«

Bei diesen Worten war der Doctor mit seinem Kopf auf die Papiere niedergesunken, in Schmerz und Trauer. Aber das dauerte nur einen Augenblick, dann raffte er sich auf, nahm seinen Hut und eilte mit bleichen, verstörten Blicken zum Hause hinaus.

Der Arzt hatte indessen nicht so ganz richtig prophezeit: der Staatsrath lebte noch bis zum Abend dieses Tages. Ja, nach der Mittagsstunde kehrte seine Besinnung wieder, und er sagte zu seiner Frau, die weinend vor seinem Bette auf den Knieen lag: »Gewiß, Sophie, ich bin überzeugt, dein Herz war nur leichtsinnig, aber nicht schlecht; nicht wahr, du hast mir mit Ueberlegung nichts Böses zugefügt? – Ich will es ja gern glauben und verzeihe dir all die trüben Stunden, die du mir gemacht ... Aber nimm dich vor jenem Manne in Acht, hüte dich vor ihm, hüte mein armes Kind, laßt ihn keine Macht über euch bekommen. Das verlange ich, es ist mein letzter, aber fester Wille!« – Dann hatte er gebeten, sie solle sich entfernen, und Jacob mußte zu ihm kommen. Ihm gab er mit zitternden Händen den Schlüssel zu einer kleinen Cassette, und der alte Diener mußte daraus mehrere Briefe hervorsuchen, die sämmtlich numerirt waren und welche ihm der Staatsrath bezeichnete. Einige waren von der Hand der Staatsräthin, auch ein paar mit den Schriftzügen des Doctors Werner, andere von einer fremden, dem alten Diener völlig unbekanntem Handschrift. Dann mußte dieser ein kleines Schreibpult herbeiholen, dasselbe mit Papier, Feder und Dinte auf das Bett niedersetzen und seinen Herrn unterstützen, der sich nun mühsam aus den Kissen empor hob und mit zitternder Hand zu schreiben begann. Es war, als halte der Wunsch, wichtige Gedanken, die den Sterbenden quälten, auf das Papier zu bringen, seine Lebensgeister aufrecht, ja entflamnten sie zu neuer Kraft; denn er schrieb fast volle zehn Minuten, setzte Datum und Stunde hinzu und fügte seine Unterschrift deutlich und leserlich bei. Als dies geschehen war und der Arzt, der im Vorzimmer auf die Beendigung dieses Geschäftes gewartet,

nun hereintrat, zeigte er ihm das beschriebene Blatt, doch so fern, daß Dieser nichts davon lesen konnte, und sagte darauf mit matter Stimme: »Sie sehen, Doctor, und auch du, Jacob, hast es gesehen, daß ich dieses Blatt mit eigener Hand geschrieben und unterzeichnet, und Sie werden bemerken, daß ich bei diesem wichtigen Geschäft im vollen Besitz meiner geistigen Kräfte war. Dies bitte ich mir durch Ihre Unterschrift und durch die deinige ebenfalls, Jacob, auf der anderen Seite dieses Blattes bezeugen zu wollen. – Nachdem dies geschehen, faltete der Kranke das Blatt sorgfältig zusammen, legte es zu den vorher erwähnten Briefen, Jacob mußte ein weißes Papier darum schlagen, um das weiße Packetchen, das auf diese Art entstand, ein rothes Band ziehen und es mit schwarzem Siegellack und dem darauf gedrückten Wappen des Staatsrathes verschließen. Dieses Packetchen schob der Kranke, so lange der Arzt anwesend war, unter das Kopfkissen, und als dieser fort ging, befahl er Jacob, es unter seinem Haupte liegen zu lassen, so lange, bis ein gewisser Fall eingetreten sei. Dann sollte er es auf's Sorgfältigste zu sich nehmen und damit verfahren, wie er ihm früher schon gesagt.

Gegen Abend dieses Tages trat nun der Fall ein, den der Kranke soeben bezeichnet. Er ließ im Laufe des Nachmittags seinen Sohn Eugen nochmals zu sich rufen, betrachtete ihn lange mit einem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit und legte seine Rechte auf die blonden Locken des Kindes. Dann wandte er seinen nassen Blick langsam in die Höhe, seine Augenlider deckten sich sanft darüber hin, seine Rechte sank von dem Kopfe des Kindes herab, sie wurde alsdann von dessen kleinen Händchen erfaßt und mit Küssen und

Thränen bedeckt. Doch erwiderte kein Druck diese Zärtlichkeit des nun Verlassenen. – Der Staatsrath schien noch einige Stunden sanft und ruhig zu schlummern, dann aber hörte man seine Athemzüge immer langsamer, zuletzt gar nicht mehr – er war gestorben.

In dem Stillfried'schen Hause fand nach diesem Trauerfalle nur in so fern eine Veränderung statt, als das Haus selbst eine Zeit lang verschlossen blieb, keiner der Bewohner außerhalb desselben sichtbar wurde, als nur die schwarzgekleidete Dienerschaft bei ihren nothwendigen Ausgängen. Es verging auch ein ganzes Jahr, ehe diese äußeren Zeichen der Trauer abgelegt wurden, und während all dieser Zeit ließ sich der Doctor Werner nur höchst selten im Stillfried'schen Hause sehen.

In die Welt war von jenen geheimnißvollen Vorfällen während der Krankheit des Staatsrathes nichts gedrungen, und die Welt wunderte sich deßhalb auch nicht besonders, als nach Verlauf dieses Jahres das alte Haus wieder geöffnet wurde, als Tapezierer, Schreiner, und alle möglichen Handwerker begannen, dort aus und ein zu gehen, um den zweiten Stock, welchen die Staatsrätthin von nun an bewohnen wollte, auf's Reichste und Eleganteste einzurichten. Ja die Welt erwartete Tag um Tag, von einer Verlobung im Stillfried'schen Hause zu hören, von einer neuen Verbindung, die ja schon früher voraus zu sehen war und die nur auf Beendigung des Trauerjahres gewartet zu haben schien, um öffentlich proklamirt zu werden.

Auch dieses Mal hatte die Welt, wie so oft, nicht Unrecht. Eine Verlobung im Stillen war schon gefeiert worden, und das neue Paar saß eben bei einander, um über neue Einrichtungen und ihr ferneres Leben zu sprechen. – Es war wieder

Herbst geworden und der November gekommen mit seinen trüben Tagen, mit seinem Regen und Wind – da trat Jacob, der alte Diener in das Zimmer der Staatsrätin und bat den Doctor Werner, einen Augenblick herauszukommen, es wolle ihn Jemand sprechen. Jacob trug einen Armleuchter, und der zitterte vor Aufregung in seiner Hand. Sein Gesicht war bleich, und als der Doctor aus dem Zimmer heraustrat, bat er, ihm zu folgen, und stieg langsam die Treppen hinab in den ersten Stock. Der Doctor hatte diesen seit jenem Tage nicht mehr betreten, auch folgte er diesen Abend seinem Führer mit großem Widerwillen, mit einer unerklärlichen Beklemmung. Alle Röthe war von seinen Wangen gewichen, seine Augen starrten ängstlich umher, und doch mußte er dem voranschreitenden Diener folgen. Ja, er mußte ihm auch folgen durch den langen Corridor hinab in das Schlafzimmer des verstorbenen Herrn.

Es war ein Abend wie an dessen Todestage, und ob Zufall oder Absicht, wissen wir nicht, der Wind wehte auch wie damals die dunklen Fenstervorhänge empor und sauste schneidend und kalt durch das Vorzimmer. Dieser Luftzug schien dem Doctor Werner durch Mark und Bein zu dringen: er faßte krampfhaft die Thüre des Schlafzimmers, sein Haar sträubte sich empor. Aber trotzdem war er gezwungen, dem Wink seines Führers zu folgen – er wußte selbst nicht, welche Macht ihn hierzu zwang. Ja, er mußte vollends in das Zimmer hinein treten, und die Thüre schloß sich hinter ihm zu. Was die Beiden, der alte Diener und der Doctor, dort verhandelt, sind wir nicht im Stande, anzugeben; nur so viel können wir sagen, daß Letzterer nach einer kurzen Unterredung die Thüre aufriß, aus dem Zimmer stürzte, über den Corridor und die Treppen hinabflog und das Haus verließ



ohne Hut und Mantel, in ängstlicher Hast wie von Furien gejagt.

Die Folgen dieser Unterredung waren, daß der Doctor auf lange, lange Zeit nicht mehr das Haus betrat, und daß von einer Verbindung zwischen ihm und der Staatsrätthin ferner keine Rede mehr war.

Aber die Zeit, die Alles lindernde, führte auch den Doctor Werner, der nun Justizrath geworden war, wieder in das Haus der Staatsrätthin. Zuerst kam er selten, dann häufiger, bald täglich mehrere Male. Er leitete die Geschäfte des Hauses, er gab seinen Rath zu der Erziehung des jungen Eugen. Und diese Rathschläge waren der Art, daß sie wohl im Stande waren, ihm die Zuneigung des wilden jungen Menschen zu erwerben. Eugen fand in ihm einen Vertheidiger aller seiner tollen Streiche, und wenn die großen Summen, welche ihm die Mutter, als er nun herangewachsen war, zu seinem Aufwande auf der Universität und zu seinen Reisen gab, doch nicht ausreichten, so half ihm der Doctor Werner auf das Bereitwilligste mit den gediegensten Creditbriefen.

So wurde Eugen endlich majorenn, und man mußte ihm die Verwaltung des väterlichen Vermögens überlassen. An dem Tage, wo ihm die Papiere und Abrechnungen übergeben wurden, hatte der alte Jacob eine längere Unterredung mit ihm, nach welcher er auf das Tiefste erschüttert schien, und an deren Schlusse ihm der Kammerdiener seines verstorbenen Vaters ein kleines Packet übergab, mit rothem Bande zugebunden und schwarz versiegelt.

Der Inhalt jener Unterredung mußte den Justizrath, aber auf sehr unangenehme Weise betreffen; denn Eugen faßte in Folge derselben und von diesem Augenblicke an eine solche Abneigung, ja einen solchen Haß gegen ihn, daß er sich

nicht einmal die Mühe gab, denselben vor dem Betreffenden oder der Mutter zu verbergen. Man kann sich leicht denken, daß hiedurch zwischen Mutter und Sohn die unangenehmsten Scenen vorfielen. Ja diese Scenen steigerten sich eines Tages, durch den Justizrath hervorgerufen, zu einer solchen Heftigkeit, daß Eugen erklärte, er könne und wolle ferner nicht mehr in dem elterlichen Hause wohnen. Der Justizrath, der ebenfalls auf diesen Zeitraum, wo Eugen selbstständig in's Leben trat, gewartet zu haben schien, hatte nämlich in einem längeren Gespräch mit seinem früheren Schützlinge seinen Wunsch, sich jetzt mit der Mutter desselben ehelich zu verbinden, auseinander gesetzt und auf's Beste motivirt. Eugen hatte ihm aber hierauf trocken erklärt, er als Sohn könne und wolle diese Heirath nie zugeben; da er jedoch wohl wisse, daß er gesetzlich keine Einsprache dagegen zu erheben im Stande sei, so wolle er dies hiemit privatim thun und, wie er hoffe und glaube, auf's Allerkräftigste. Und dazu hatte er dem Justizrath einige geheimnißvolle Worte gesagt und ihm etwas gezeigt, worüber dieser sich entfärbt und worauf er die Unterredung kurz und schnell abgebrochen.

Eugen verließ darauf wirklich das elterliche Haus, und die Staatsrätin, seine Mutter, die ihn für einen ungerathenen, verlorenen Sohn hielt – er wurde ihr beständig so geschildert – ließ ihn achselzuckend ziehen.

Seit jener Zeit war es das einzige Dichten und Trachten des Justizrathes gewesen, jenes Etwas in seine Hände zu bekommen, aber bisher immer vergeblich. Aufmerksam folgte er dem ganzen Leben des jungen Stillfried, und sah und hörte mit Vergnügen, wie dieser sich zu Hause und auf Reisen in den wildesten Strudel der Vergnügungen stürzte, wie er

große Summen wegwarf, wie er seine Revenuen erschöpfte, und anfang, das väterliche Capital-Vermögen anzugreifen. Wo es ihm möglich war, that er dem Leichtsinne dieses jungen Menschen allen erdenklichen Vorschub und führte ihm unsichtbar Freunde und Freundinnen zu, die ihm helfen sollten, seine Gesundheit und sein Vermögen zu ruiniren, oder, was letzteres anbetraf, ihn wenigstens in solche Verlegenheiten zu stürzen, daß er sich endlich genöthigt sähe, wie der Ertrinkende nach dem Strohalm, nach einer rettenden Hand zu greifen, die ihn aus seinen Verlegenheiten, sei's auch um jeden Preis, herausrisse.

Der Justizrath hätte um jenes Packetchen mit Freuden sein ganzes Vermögen gegeben und hätte Jeden als seinen Freund und Retter umarmt, der ihm gesagt: »Gieb mir deine ererbten, deine mühsam erworbenen und ersparten hunderttausend Gulden, sei ein Bettler, aber dafür liefere ich in deine Hand jenes Etwas, nach dem deine Seele lechzt!« – Dergleichen Wünsche waren aber bisher immer vergeblich gewesen. Eugen Stillfried war weder ein Verschwender noch hatte er Hang zu einem liederlichen Leben: er trank nur, wenn seine Kameraden mit ihm tranken, er spielte nur, wenn sie ihn dazu nöthigten, und machte große Einkäufe unnützer Dinge, wenn Jemand auf irgend eine Art ihm eine Veranlassung hiezuh gab. Er hatte für eben genannte Vergnügungen durchaus keine Leidenschaft, und wenn er sich ihnen hingab, so geschah es, weil er gerade nichts Besseres zu thun wußte. Mit seinen Neigungen zum anderen Geschlechte verhielt es sich gerade so; auch hier war er ruhig und ließ sich vom Strome seines Lebens, vom jedesmaligen Augenblicke treiben. Führte ihn dieser hie und da an reizende Ufergestade und warf ihn unter Blüthenduft zu den

Füßen eines schönen Weibes nieder, so blieb er dort, genoß, was zu genießen war, bis eine neue Welle von diesem Ufer ihn wieder in den Strom riß, und dann ließ er sich ebenfalls ohne vieles Widerstreben davon tragen. Er wandte kaum den Blick sehnsüchtig zurück; er kämpfte nicht mit der Fluth, um dorthin zurück zu kehren, wo ihm gerungene Hände nachwinkten, und thränende Augen wie geöffnete Arme schmerzlich auf seine Wiederkehr harnten.

Ein solcher Character war nun schwer zu fassen. Das sah der Justizrath mit tiefstem Grimme ein. Und hiezu kam noch, daß Eugen auf einer Reise seinen früheren Lehrer wieder fand, als dieser eben im Begriffe war, sich in einem Dorfe vor dem Hungertode zu schützen, indem er etlichen sechszig Kindern mit verschiedenen Prügeln und guten Worten das ABC und ein solides Stück Christenthum einbläute. Mit Freuden ergriff der Schulmeister die Hand seines ehemaligen Zöglings und zog mit ihm in die Residenz zurück als sein Freund, sein Gesellschafter, sein Secretair, Verwalter und lustiger Rath. Konnte er ein glücklicheres Loos finden?! Eugen's Bibliothek – die Bücher derselben erwiesen sich als sehr bestaubt – stand ihm in der freundlichen Parterre-Wohnung zu Diensten; er hatte keine Sorgen, er lebte seinen Studien in all den Stunden, wo er nicht genöthigt war, mit Eugen in den Straßen der Stadt auf Entdeckungen auszugehen, wie dieser es nannte. Diese Entdeckungsreisen waren an sich ziemlich harmloser Natur und beschränkten sich auf ein großartiges Flaniren; nur zur Meßzeit und bei großen Märkten dehnten sie sich zu einer Arbeit aus; denn alsdann konnte es Eugen nicht unterlassen, sämmtliche Buden, die dort aufgebaut waren, mochten sie nun Menagerieen enthalten oder eine Affenkomödie,

oder ein Panorama, oder Wachsfiguren, im ausgedehntesten Maßstabe mit seiner Gegenwart zu beehren. Vom Morgen an, wo der Kerl im schmierigen Tricot zum ersten Male draußen in die Trompete stieß, bis zum Abend, wo die trübe brennenden Oellampen endlich erloschen, durchstreifte Eugen die Sehenswürdigkeiten, weniger diesen selbst zu Liebe, als dem großen Interesse, das er an dem zigeunerartigen Leben der Buden-Eigenthümer selbst nahm.

Das war eine harte Zeit für den lustigen Rath; denn er mochte sich bei derartigen Veranlassungen auch nicht eine Stunde lang von seinem Freunde trennen, indem er beständig fürchtete, ihn wieder einmal einen sehr extravaganten Streich ausführen zu sehen, wie Eugen früher schon einmal gethan. Da hatte er sich nämlich, mit schlechten Kleidern angethan, zu dem Eigenthümer einer Affen-Komödie begeben und demselben seine Dienste als Secretair und Billet-Abnehmer angeboten. Da er hier seine Bedingungen außerordentlich billig gestellt, so war er mit dem Principal handelseinig geworden, hatte seinen Bedienten entlassen, seine Wohnung zugeschlossen und war mit der Affenkomödie auf und davon gezogen. Doch hatte er schon kurze Zeit darauf eine für ihn sehr unangenehme Scene mit der Principalin zu bestehen, und er verließ daher ihre Gesellschaft bald wieder, und wir glauben sogar, wie sein Vorgänger aus der heiligen Schrift, ebenfalls mit Zurücklassung seines Mantels.

Doch sprach er noch lange Zeit nachher mit großem Vergnügen von dieser Kunstreise und erzählte dem verdrießlich zuhorchenden lustigen Rath viel merkwürdige Scenen davon, und wie dieses freie ungebundene Leben so etwas überaus Köstliches, etwas Ursprüngliches darbiete, und wie dieses Dahinziehen durch Feld und Wald, heute mit Mangel

kämpfend und morgen im Ueberflusse lebend, die Nervenstärke und das Herz erfrische.

Für den Justizrath aber war die Anstellung des lustigen Rathes bei Eugen ein wahrer Dolchstoß gewesen. Er sah denselben überwacht und geleitet, er sah seine besten Plane durchkreuzt und vernichtet, seine schönsten Minen für den Ruin des jungen Menschen durch kräftige Gegenarbeiten zerstört. Er hatte alles Mögliche gethan, um jenes Bündniß zu lösen und diese Beiden aus einander zu bringen – Alles war vergebens! Und der lustige Rath hielt sich seinem Herrn gegenüber in den gehörigen Schranken. Er war offen und ehrlich, treu, ergeben, sprach seine Meinung unverhohlen aus und flößte hiedurch seinem jungen Freunde ein unbegrenztes Zutrauen ein. Eugen fühlte wohl, wie nothwendig er ein solches Gegengewicht brauche, das ihn jetzt empor hielt, wenn er im Begriffe war, sich zu tief in den Schmutz des alltäglichen Lebens zu tauchen, und das ihn jetzt nieder hielt, wenn er in hochfliegenden, excentrischen Planen Zeit und Geld wegzuwerfen im Begriffe war.

Nachdem der Justizrath gesehen, daß er nicht im Stande war, diesen guten Geist von der Seite Eugen's zu nehmen, beschloß er seinerseits, nun noch eine böse Gewalt hinzuzufügen, die jenem entgegen für seine Plane wirke und schaffe. Er hatte hierzu den Bedienten Joseph ausersehen, den getreuen Pierrot, und es war ihm nach unsäglicher Mühe gelungen, diesen, wie wir bereits wissen, in die Dienste Eugen Stillfried's zu bringen.

#### ZEHNTES CAPITEL.

*In welchem der geneigte Leser dem heiteren Zwiegespräch der Diener verschiedener*

*Häuser, sowie einem Rapporte beiwohnt, aus dem er den Character des früher erwähnten getreuen Dieners noch genauer kennen lernt.*

Der getreue Pierrot hatte an jenem Morgen nach dem Kaffee-Frühstück einige Ausgänge zu besorgen und verließ die Wohnung seines Herrn und die Alleestraße mit einem behaglichen Gefühl. Zum ersten Male schien es ihm gelungen, in einer delicatesn Angelegenheit zwischen den lustigen Rath und seinen Herrn getreten zu sein, und sich das Vertrauen des Letzteren in einem höheren Grade als sonst erworben zu haben. Die schöne Katharina saß also doch in dem Herzen Eugen's fest, das glaubte der getreue Diener mit vollem Recht annehmen zu können. Von dieser Angelegenheit wollte der lustige Rath nichts wissen, das hatte Pierrot gestern Abend trotz seines tiefen Schlafes und heftigen Schnarchens sehr wohl vernommen. Ja – in dem Spiel wollte er keine Karte anrühren. – »Außerordentlich schön!« sagte Joseph zu sich selber; »allein kann mein Herr darin nichts thun, ich habe mich ihm als sehr kundig in diesen Wegen gezeigt – er hat mich angehört, er hat mir sogar, und mit eigenen Worten, gesagt: laß den Schulmeister nichts davon wissen. – Schön! wir wollen unser Möglichstes thun!«

Während dieses heiteren Selbstgespräches schritt der treue Diener mit lustiger Miene dahin, den Hut keck auf's rechte Ohr gesetzt, beide Hände in den Hosentaschen, und im Maule eine von seines Herrn besten Cigarren. Er hielt bei seinen Ausgängen stets die Mitte der Straße und schlenderte mit ausgesuchter Faulheit dahin. Die gute Seele that dies, um ihre Collegen zu ärgern, die im Eifer des Geschäfts durch die Straßen hin und her rannten, im Schweiß ihres

Angesichts ihr Brod verdienen mußten und sich nicht wenig über den dummen und faulen Collegen ereiferten. Vor allen Läden blieb dieser stehen, schaute nach den ausgestellten Waaren und nach den Dienstmädchen in der ganzen Stadt, und obgleich Pierrot, wie schon bekannt, außerordentlich häßlich war, so sprachen doch die hübschesten Mädchen mit ihm: erstens weil er immer die Taschen voll Geld und gestohlenem Zuckerwerk hatte, zweitens und hauptsächlich aber darum, weil er die häßlichen Colleginnen nie auch nur eines Blickes würdigte. Er führte diese Taktik so pünktlich und meisterhaft durch auf der Straße, auf Promenaden, auf Bällen, indem er nur mit den Schönsten des schönen Geschlechtes sprach und tanzte, daß er immer gesucht war und sich jede, die mit ihm gesehen wurde, einbildete, nicht zu den Häßlichen zu gehören. – Die Züge seines Gesichts, die zu Hause in der Wohnung seines Herrn eine unendliche Schlaffheit und Dummheit aussprachen, veränderten sich auf eine merkwürdige Art, wenn er so allein auf der Straße dahin schritt. Da zog er sein breites Maul spitzig, wie das eines Karpfen, zusammen, seine Augenbrauen senkten sich herab aus ihrer lächerlichen Höhe und beschatteten, wie bei anderen Menschen auch, seine nun freundlichen, ja schelmischen Blicke.

Der treue Joseph pflegte auf seinen langen und häufigen Spaziergängen stets das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen.

Das Angenehme bestand in diesem Herumlungern an sich, das Nützliche dagegen zog er aus allen möglichen Spionagen, aus kleinen Einkäufen, die er auf Rechnung seines



Herrn, aber für sich selbst besorgte, namentlich aus Abzügen an Rechnungen, die er bei den Kaufleuten aus reiner Vergeßlichkeit machte.

Heute Morgen aber hatte er seinen Rapport beim Justizrath. Da die bestimmte Stunde hiezu noch nicht gekommen war, so schlenderte er zu seinem eigenen Nutzen und Frommen in den Straßen umher. Bei dem alten Stillfried'schen Hause pflegte er häufig vorüber zu gehen. Er betrachtete dieses große, stattliche Gebäude gern und lange, er kam sich selbst als der Erbe desselben vor, war aber noch nicht mit sich in's Reine darüber gekommen, ob es nützlicher sei, das Haus dereinst zu verkaufen oder selbst zu beziehen. Er neigte sich aber sehr zur letzteren Ansicht hin. Er, im jetzigen Augenblicke der einzige Bediente seines Herrn, mußte nothwendiger Weise zum ersten Kammerdiener vorrücken. Zu diesem Geschäfte gehörte eine anständige Wohnung, und einige Zimmer droben im zweiten Stock waren gar nicht zu verachten; das Haus hatte überdies so kühle, angenehme Räume und einen außerordentlich großen und wohlangefüllten Weinkeller. Bis dahin wäre der lustige Rath ebenfalls beseitigt, und Joseph, der treue Joseph, hätte alsdann alle Macht in der ganzen Wirthschaft.

Das waren seine angenehmsten und liebsten Träume und sie drängten sich seinem Geiste beständig auf, sowie er sich dem alten Stillfried'schen Hause näherte. Die bejahrten, gebrechlichen Leute, die man jetzt dort noch duldete, würden später schleunigst entfernt. Pierrot aber hatte sich fest entschlossen, ihnen keine Pension auszahlen zu lassen. Er haßte sie gründlich, wie er überhaupt alle ehrlichen Leute haßte. »Du lieber Gott« – konnte er zu sich selbst sagen

– »wie lange Jahre haben die Leute dort in ihrem Fett gegessen! Was für Capitalien müssen sie zusammen gehäuft und auf die Seite gebracht haben! Es ist in der That unverantwortlich; denn, wenn ich das Ding im rechten Licht ansehe, so bestehlen sie eigentlich nicht meinen Herrn, sondern mich, diese Gauner! mich um mein Bischen sauer erworbenes Brod – pfui Teufel!« Damit spuckte Joseph heftig auf die Seite und nahm sich vor, dieses Mal bei dem alten Stillfried'schen Hause vorüber zu gehen, ohne dem alten Jacob und Martin, dem Kutscher, die am Thore standen, einen Blick, geschweige denn ein Wort zu gönnen.

Doch sein gutes Herz siegte, wie so oft in diesem Leben, und er konnte sich nicht enthalten, seine Schritte, die einen großen Bogen um das Haus herum beschreiben wollten, gerade auf dasselbe und die beiden alten Diener hinzulenken. Er nahm dabei eine so feierliche Miene, wie nur immer möglich, an, und hielt den Kopf sehr steif und stark nach der rechten Seite hin, wodurch ihm beinahe der Hut heruntergefallen wäre. Hierdurch aber erhob sich seine Nase außerordentlich hoch, das Maul mit der Cigarre ebenfalls, und er war auf diese Art im Stande, majestätisch auf seine beiden Collegen herab zu blicken.

Die beiden alten Leute, die ihn so mit steifen Knien und weiten Schritten plötzlich auf das Haus lossteuern sahen, konnten sich eines Lächelns nicht erwehren, als Joseph nun zu ihnen trat und sich in sehr herablassendem Tone nach ihrem Befinden erkundigte. Hiebei stellte er sein rechtes Bein auf die oberste Stufe der Steintreppe vor dem Hause, zog ein gelbseidenes Sacktuch (seines Herrn) aus der Tasche und fächelte den Staub von seinen Schuhen und Gamaschen.

»Ich hatte mir nicht eingebildet,« sagte der alte Kammerdiener Jacob mit einem ruhigen Lächeln, »daß der Herr Joseph es noch der Mühe werth gefunden hätte, uns einen guten Morgen zu wünschen.«

»Oh,« fügte Martin bei, »es ist sehr schön, wenn man nicht stolz ist.«

Pierrot that ein paar große Züge aus seiner Cigarre und sagte, an ihm habe es noch nie gelegen, daß die Dienerschaft beider Häuser, die doch eigentlich zusammen gehörten, oftmals in Unfrieden gelebt.

»Die Dienerschaft beider Häuser?« fragte der Kammerdiener; »und wer ist denn eigentlich die Dienerschaft des eurigen? Habt ihr euch vermehrt, oder behilft sich der Herr Eugen immer noch so mit Euch, Monsieur Joseph?«

»Von ›Behelfen‹ kann gar keine Rede sein,« versetzte stolz der Diener des jüngeren Hauses; »glauben Sie mir, Herr Kammerdiener, wir thun unsere Pflicht auf's Genaueste, und dieser Kopf und diese beiden Hände thun gerade so viel allein, als in gewissen anderen Häusern geschieht, wo es Kammerdiener, Kutscher, Haushälterinnen, Köchinnen für eine einzige alte Dame giebt.«

»Das muß schon wahr sein,« sagte Martin, der Kutscher, lachend; »es nimmt mich eigentlich auch Wunder, wie er mit den beiden Händen und einem solchen Kopfe das ganze Geschäft allein betreibt, wenn man obendrein bedenkt, daß es keine Stunde des Tages giebt, wo man nicht eure ganze Dienerschaft im Bierhause oder auf der Straße findet.«

»Ich will Ihnen etwas sagen, Monsieur Joseph,« meinte der Kammerdiener; »unser Haus ist hier ein Haus, ein respectables Haus, wie sich's gehört, respectabel von oben bis unten, bis zu der Dienerschaft und das eurige . . . «

»Nun, was ist das unsrige?« fragte der getreue Pierrot.

»Nun, das eurige – Gott sei es geklagt! – ist ebenfalls ein Haus und ebenfalls . . .«

»Was ebenfalls?«

»Respectabel, gerade so, wie seine Dienerschaft.«

»Ich glaube,« sagte Joseph einiger Maßen gereizt, »das soll eine verdeckte Grobheit sein!«

»Sehr verdeckt ist sie gerade nicht!« lachte Martin, der Kutscher, »aber man kann Euch nicht anders begegnen; ich weiß wahrhaftig nicht, lieber Freund Joseph, Euer Gesicht hat etwas so außerordentlich Herausforderndes, es ist, was man so auf Deutsch ein Ohrfeigengesicht nennt. Nichts für ungut, lieber Joseph, Ihr wißt, Ihr habt so selbst gesagt, ich sei ein barscher, grober Kerl, und das ist bei Gott wahr; ich kann es mir nun einmal nicht abgewöhnen.«

Die Dienerschaft des jüngeren Hauses sah nach dieser allerdings keineswegs sehr schmeichelhaften Aeußerung bald den Einen, bald den Andern fragend an. Eine Grobheit wollte er gerade nicht erwidern – er hielt es unter seiner Würde – und etwas Beißendes, Piquantes, Niederschmetterndes, das er ihnen gern gesagt hätte, fiel ihm unglücklicher Weise nicht ein. Er dachte aber dafür: lacht nur, ihr alten Gauner, es wird doch einstens die Zeit kommen, wo ich in dieses Haus und zwischen euch hineinfahren werde wie ein böses Wetter, und da soll alsdann keine Schonung gelten.

Sichtlich beruhigt und innerlich erfreut durch diese collegialischen Gedanken, setzte Joseph gleichmüthig scheinend, den linken Fuß auf die Treppe und stäubte auch dessen Schuh und Gamasche mit dem gelbseidenen Sacktuche ab.

»Er schüttelt an unserer Pforte den Staub von seinen Füßen,« sagte der alte Kammerdiener, »und man kann es ihm

eigentlich nicht übel nehmen, daß er uns verwünscht und verflucht. Wir führen ein so ruhiges, behagliches Leben; unser Dienst ist unter uns viele vertheilt, und dann tragen wir nur Wasser auf einer Schulter; wir brauchen – Gott sei Dank! – nicht zweien Herren zu dienen.«

Pierrot zuckte mit den Augen, sein Herz wurde zornig und bestürzt und in Folge dessen sein Maul so breit, daß die Cigarre fast herausgefallen wäre. Doch bezwang er sich in so weit, daß er dem Kammerdiener nur einen Blick der tiefsten Verachtung zuschleuderte und sich dann achselzuckend zu Martin wandte, als wollte er sagen: »Der alte Mann wird kindisch und boshaft, lassen wir ihm diese Grille!«

Martin aber lachte dem Pierrot ob dieser Pantomime laut in's Gesicht und sagte dann zu Jacob, dem Kammerdiener: »Es mag nun sein, wie es will, und man soll unserem Freunde Joseph alles Schlechte nachsagen: Eins aber ist und bleibt wahr, er hat ein gutes und vortreffliches Gemüth.«

»Ja wohl,« antwortete der Kammerdiener, indem er ruhig und bedächtig eine Prise nahm, »er kann nicht hassen.«

»Wie jene Frau!« fuhr der Kutscher ungemein lustig fort; »Jacob, Ihr solltet unserem Freunde diese Geschichte erzählen.«

»Warum nicht?« entgegnete dieser und schob seine Dose in die Tasche, »wenn er es wünscht.«

Pierrot hatte zu allen möglichen guten Eigenschaften auch die minder vorzügliche, daß er sehr mißtrauisch und neugierig war. Diese beiden Fehler ergänzten sich und gingen Hand in Hand. Aus dem Mißtrauen entsprang die Neugierde und oft aus der befriedigten Neugierde das größte Mißtrauen. Da er aber im gegenwärtigen Augenblicke nicht

thun wollte, als sei ihm an jener Geschichte besonders gelegen, so wandte er den Kopf ab und schaute angelegentlich die Straße hinunter. Dabei strengte er aber seine Ohren auf's Aeüßerste an.

»Die Geschichte war so,« erzählte der Kammerdiener: »Eine Frau, welche man wegen Diebstahls und Spionage – auch wegen Spionage – kurz, wegen fortgesetzten schlechten Lebenswandels aufgegriffen, wurde durch die Straßen der Stadt und zum Thore hinaus gepeitscht. – Was that diese Frau nun, nachdem sie draußen auf dem freien Felde gewartet, bis es wieder dunkel geworden? Sie kam zu einem anderen Thore wieder herein, indem sie bei sich selbst sagte: Ich kann nun einmal nicht hassen!«

»So ergeht's auch unserem Freunde Joseph,« sagte unbändig lachend der Kutscher: »wenn wir ihn auch mit unseren Worten rechts die Straße hinabpeitschen und denken, er sieht unser Haus nicht mehr an, so kommt er nach ein paar Tagen links wieder herauf; er kann ebenfalls nicht hassen!«

Pierrot war auf diese Erzählung und diese Worte hin einen Augenblick unschlüssig, wie er sich zu benehmen habe. Er ballte schon seine Fäuste zusammen, um dem Kutscher durch einen kräftigen Stoß auf den Magen zu antworten. Doch besann er sich eines Besseren. Er dachte an das große, einsame Haus, vor welchem er stand, und meinte, es wäre möglich, daß jenseits des harmlosen Thores desselben ein Hinterhalt laure, der ihn dort hineinziehe und grausam behandle und vielleicht – diesen Kerlen war Alles zuzutrauen – seinem kostbaren Leben ein schleuniges Ende zu bereiten gedachte.

Deßhalb begnügte er sich damit, seinen Hut so schief auf den Kopf zu drücken, daß er fast sein ganzes rechtes Ohr

bedeckte. Dann spie er vor den Beiden verächtlich auf den Boden, steckte seine Hände stolz in die Hosentaschen und ging mit dem Ausdrücke der souverainsten Verachtung von dannen. Doch wollen wir sein zartes Gefühl nicht so weit verdächtigen, indem wir sagen, diese auffallende Scene habe den getreuen Joseph nicht bis in's Innerste seiner Seele verletzt. Er ballte seine Hände krampfhaft in den Taschen und that einen feierlichen Schwur, er wolle sich für die Behandlung, welche ihm die beiden alten Esel angethan, auf's Entsetzlichste rächen.

Im Grunde aber hatten die Beiden nicht so Unrecht gehabt, wenn sie seinen Character mit dem jener hinausgepeitschten Frau verglichen. Es war in der That der Wahrheit gemäß: Joseph konnte nicht hassen, und wie er so die Straße hinabstieg, Sonnenschein rings umher, wie ihm so viele fröhliche Gesichter begegneten, so mancher Kamerad, der ihn mit pffiffig zugekniffenem Auge grüßte, so viele hübsche Dienstmädchen, die ihm auf's Freundlichste guten Tag sagten, da öffnete er langsam sein finster verschlossenes Herz wieder und ließ durch seine Brust bessere und sanftere Gefühle ziehen. Sein Gesicht glättete sich ebenfalls und nahm einen gleichmüthigen, heiteren Character an, so ungefähr wie Pierrot auf dem Theater, wenn er jetzt endlich erfahren hat, wo sich die Schüssel mit geschmelzten Maccaroni befindet.

So gelangte er vor das Haus des Justizrathes Doctor Werner. Ehe er in die Hausthüre trat, warf er einen Blick auf die benachbarte Kirchthurmuh. Richtig! es war genau um die eilfte Stunde, die Zeit seiner gewöhnlichen Audienz. Joseph nahm schon unten im Hausgange seinen Hut herunter – wir hatten beinahe zu sagen vergessen, daß er schon hundert

Schritte vor dem Hause selbst seine Cigarre weggeworfen und sich den Mund mit dem gelbseidenen Sacktuche auf's Sauberste abgewischt – der getreue Pierrot also nahm seinen Hut in die rechte Hand und stieg die Treppen hinauf in den ersten Stock, öffnete geräuschlos eine Glasthür, die nur angelehnt schien, schaute ringsum, als in diesem Augenblicke aus einer Thüre neben der Treppe ein alter Bedienter heraustrat mit dem mürrischsten Gesichte von der Welt.

Dieser Bediente hatte ganz das Aussehen eines böartigen Hundes, dem es das größte Vergnügen macht, einem fremden Ankömmlinge in die Waden zu beißen, und der selbst den Wohlbekannten knurrend und zähnefletschend umschleicht, als sei er eben im Begriff, alle besseren Gefühle zu verläugnen und selbst über die eigene Freundschaft herzufallen. Die Frage, die der Bediente jetzt that: »So, seid Ihr's, Joseph?« erklang wie die Stimme des Oger, der zuerst die armen unschuldigen Kinder zu sich herein lockt, um sie alsdann aufzufressen. Darauf wischte er sich mit seiner großen Hand das Maul und sagte: »Spaziert nur herein, Ihr müßt einen Augenblick warten, der Herr Justizrath sind soeben beschäftigt.«

Joseph that, wie ihm geheißen, und trat in das Stübchen neben der Thüre. Er stellte sich bescheiden neben den Ofen, hielt seinen Hut in beiden Händen und schaute den anderen Bedienten mit dem dümmsten Gesichtsausdruck an, dessen er fähig war. Dieser schlich brummend im Zimmer auf und ab; bald warf er hier einen Pack Acten vom Tisch herunter, bald hob er dort ein anderes Bündel auf und legte es auf den Stuhl. Joseph schaute seinen Bewegungen aufmerksam zu, und als der mürrische Bediente ihn einen Augenblick ansah,



erlaubte er sich die Frage, wie sich der Herr College wohl eigentlich befinde.

Der also Angeredete blieb mit einem Male plötzlich still stehen, hielt wie erstaunt ein schweres Actenbündel, das er eben auf den Boden werfen wollte, in der Hand und antwortete: »Es wird wohl Niemanden in der Welt viel bekümmern, wie ich mich befinde!«

Joseph zuckte mit den Achseln und schaute anscheinend ganz gleichgültig zum Fenster hinaus, doch behielt er dabei immer den herumschleichenden Alten im Auge; denn er hatte die schreckliche Idee, daß das beständige mürrische, bösertige Wesen desselben von einem tiefgewurzelten Gemüthsübel herrühren müsse, von einem versteckten und auf einmal wiederkehrenden Wahnsinn zum Beispiel. Auch erschien es ihm gar nicht unmöglich, daß der Alte früher einmal von einem tollen Hunde gebissen worden sei, welcher schreckliche Krankheit nun in jedem Augenblicke ausbrechen könne. So viel war richtig: der alte Mann hatte eine merkwürdige Angewohnheit, welche darin bestand, jeden Augenblick den Mund ohne alle weitere Ursache zu öffnen und dann wieder zuzuklappen, so daß die Zähne mit Geräusch aufeinander fielen; er schien mit Einem Wort nach etwas Unsichtbarem zu schnappen. Und dies besonders erregte dem getreuen Pierrot einen wahren Abscheu und, wenn er längere Zeit, namentlich des Abends, auf den Justizrath warten mußte, oftmals eine unaussprechliche Angst.

Heute wurde er indessen bald erlöst. Im Nebenzimmer wurde die Klingel gezogen, der alte mürrische Bediente ging hinaus, nicht ohne vorher wenige Zoll vor der Nase Joseph's

seine Zähne heftig zusammen zu klappen. Und als er wieder zurückkam, öffnete er blos die Thüre und sagte: »Er soll hinein kommen!«

Joseph schlüpfte behende über den Corridor und hielt dabei seinen Hut auf den Rücken, um sich auf solche Art vor einem hinterlistigen Angriff oder Biß zu schützen. Er hörte deutlich, wie der Alte drüben, ehe er seine Thüre zuschloß, noch ein paar Mal heftig die Zähne zusammen schlug, als lechze er nach seinem entschwundenen Bissen.

Der Justizrath saß in seinem Zimmer an einem Schreibtische, der mit Acten und Büchern bedeckt war. Auf dem Boden lagen Zeitungen, beschriebene Papiere und Fascikel aller Art. Der Justizrath hatte die Gewohnheit, ein gelesenes Blatt, eine fertige Arbeit auf den Boden zu werfen, wo es die Schreiber nachher zusammen suchten und zur Ausarbeitung mit in ihre Zimmer nahmen.

Joseph blieb an der Thüre stehen – sein Gesicht hatte den gewöhnlichen dummen Ausdruck angenommen, doch beschattete eine gewisse Schwermuth seine breiten Züge.

Der Justizrath schaute einen Augenblick in die Höhe, dann schrieb er wieder eifrig fort, warf hier ein Blatt Papier auf den Boden und legte die andern neben sich hin. Mit einer Handbewegung befahl er dem Bedienten, näher zu treten, schloß hierauf eine kleine Schublade seines Schreibpultes auf und nahm ein Buch heraus, das er vor sich hin legte. Da es uns, die wir unsichtbar zugegen sind, erlaubt ist, einen kleinen Blick über die Schultern des Justizrathes in jenes Buch zu thun, so wollen wir dem geneigten Leser anvertrauen, daß in demselben alle Rapporte des getreuen Pierrot auf's Genaueste von der Hand des Justizrathes aufgezeichnet und von jenem eigenhändig unterschrieben

waren. Es war dies ein förmliches Protocoll, das über jeden Rapport aufgenommen wurde, und der Justizrath bezweckte damit einestheils, seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, um nach Wochen, Monaten, ersehen zu können, was an diesem oder jenem Tage im Hause des jungen Eugen vorgefallen, anderntheils aber auch, den neuen Joseph zu zwingen, sich der vollkommensten Wahrheit und Gründlichkeit zu befleißigen; denn ein geschriebenes Wort war nicht wegzuläugnen, und wenn etwas Widersprechendes vorkam, so brauchte der Justizrath nur ein Blatt aufzuschlagen, auf dem die gleiche Sache verzeichnet stand, um den Berichterstatter davon zu überzeugen.

»Nun, was giebt's Neues?« sagte der Justizrath, nachdem er jenes Buch aufgeschlagen, »was hat sich in den letzten drei Tagen bei euch ereignet?«

»Es ist fast Alles beim Alten,« sagte Joseph, und der wehmüthige Ausdruck seines Gesichtes gewann für einen Augenblick die Oberhand. »Die Beiden haben die gewöhnlichen Dinge gemacht; viel Geld ist nicht ausgegeben worden; spät nach Hause kommen sie auch nicht; auffallende Besuche sind auch keine da gewesen. Der Schulmeister paßt ärger auf als je; er hat jetzt, wie ich genau weiß, nicht blos das ganze Hauswesen, sondern auch die Verrechnung sämtlicher Capitalien und Gelder an sich gezogen. Seine Unterschrift gilt bei dem Banquier so gut wie die meines Herrn, und dabei läßt er ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht. Es gelingt mir höchst selten, ein Wort unter vier Augen anzubringen.

»Ruhig, ruhig,« versetzte lächelnd der Justizrath. »Gemach – gemach – Alles in der Ordnung! denn in einem solchen Durcheinander, wie du mir eben vorgetragen, kann ich

nicht klar sehen. Eines nach dem Anderen!« – Er nahm damit eine Feder zur Hand und legte das Buch offen vor sich hin.

»Also keine Besuche von Bedeutung da gewesen? – Niemand Fremdes, den wir noch nicht notirt?«

»Niemand!« sagte Joseph nachdrücklich.

»Und von älteren Bekannten,« fuhr der Justizrath fort, »keiner sehr häufig dagewesen oder auffallend lange geblieben?«

»Niemand, daß ich wüßte,« sagte der Bediente nach abermaligem Besinnen.

»Und die bewußte kleine Person, die wir unter der Hand so außerordentlich empfohlen – wie hieß sie doch?«

»Mamsell Pauline,« antwortete Joseph.

»Richtig, dieselbe!« sagte der Justizrath, »sie hat sich nicht mehr sehen lassen?«

»Oh ja,« antwortete seufzend der treue Diener, »sie ließ sich wohl noch einige Mal sehen, wurde aber nicht angenommen.«

»Und wer wies sie ab?« fragte der Andere weiter.

»Mehrere Mal der Schulmeister,« antwortete Joseph, »einmal der Herr selber.«

»So, Eugen selber wies sie einmal ab?« sagte der Justizrath nach einem kurzen Besinnen. – »Mit der ist also nichts mehr zu machen? Das ist unangenehm!« – Er machte nach diesen Worten eine kleine Bemerkung in seinem Buche.

»Und der Zeitpunkt, an welchem sie abgewiesen wurde,« forschte er alsdann Wetter, »fällt, wie du schon einige Mal sagtest, genau in jene Zeit, wo er das erste Bouquet vom Markte mit nach Hause brachte?«

»Ja wohl, Herr Justizrath,« antwortete Joseph.

»So erzähle mir nun,« sagte Jener und lehnte sich in seinen Schreibstuhl zurück, »was ist in dieser Angelegenheit in den letzten Tagen geschehen?«

»Ach, Herr Justizrath,« erzählte Joseph, und die Melancholie trat abermals auf seinem Gesichte auffallend zu Tage, »wenn es nur eine Möglichkeit gäbe, jenen verdammten Schulmeister aus dem Hause zu bringen! Die besten Vorsätze, die mein Herr faßt, werden von dem Andern zu Schanden gemacht. In all' den drei Tagen sind sie nicht ein einziges Mal nach zwölf Uhr nach Hause gekommen. Eingeladen wird auch Niemand mehr, Champagner wird fast gar keiner getrunken. Glauben sie mir, Herr Justizrath, der Herr ließe sich mit dem Mädchen in alle möglichen Geschichten ein – aber wenn er einmal einen guten Entschluß gefaßt, so theilt er ihn gewöhnlich dem Schulmeister mit, und der bringt ihn allzeit wieder herum.«

»Mir scheint,« antwortete der Justizrath sehr ernst, »du fängst an, die Geschichte einiger Maßen lahm zu betreiben, Monsieur Joseph. Du gibst dir keine rechte Mühe mehr! Ich glaube fast, du dienst mir nicht, wie du solltest! Denk an unseren Vertrag und vergiß nicht, was dort oben in jener Ecke der Actenfascikel mit weißer Schnur umbunden für eine Bedeutung hat. Wenn ich mich genöthigt sehe, ihn zufälliger Weise einmal wieder zu öffnen und eine Partie daraus hervorzusuchen – du kennst dieselbe, sie ist ungefähr folgender Maßen unterschrieben: Wichtige Indicien gegen Joseph Schlimmbach, in Betreff der Falschmünzer-Geschichte von A und B – so – nun verstehst du mich?«

Der Justizrath hatte diese Worte mit außerordentlicher Langsamkeit gesprochen und blätterte darauf in seinem Buche, wodurch er dem getreuen Joseph Zeit ließ, einen

schüchternen Blick nach der betreffenden Ecke zu senden. Dort lag der beschriebene Fascikel sehr bemerkbar, breit und schwer, ja ordentlich herausfordernd, und die weiße Schnur, die darum gebunden, war eigentlich mehr Strick als Schnur und machte auf die geängstigte Seele des treuen Pierrot einen sehr unangenehmen Eindruck.

Doch kehrten nach einigem Besinnen seine Blicke zuversichtlicher zum Justizrath zurück, er räusperte sich gelinde und sagte alsdann: »Der Herr Justizrath thun mir wahrhaftig Unrecht, ich thue gewiß, was in meinen Kräften steht. Heute Morgen gelang es mir denn auch, einige nicht unwichtige Worte anzubringen – versteht sich, bei dem Herrn allein – die nicht ohne gute Folgen bleiben können.«

»Also doch!« sagte der Justizrath lächelnd.

»Gestern Abend hörte ich in meinem Nebenzimmer,« fuhr Joseph fort, »wie der Schulmeister sich wie gewöhnlich bemühte, dem Herrn diese Angelegenheit aus dem Kopfe zu reden, und wie er sich hoch und theuer verschwor, zu etwas dergleichen nie seine Hand reichen zu wollen, zu einer Sache, die doch nur zum Unglück des Herrn ausschlagen könne.«

»Zu seinem Unglück!« wiederholte der Justizrath nachdenkend, und fuhr forschend fort: »Und auf welche Art zu seinem Unglück, meinte er wohl? Sprach er sich nicht darüber aus?«

»Nicht ganz genau,« entgegnete Joseph. »Ich glaube aber, er meinte wohl, daß eine Heirath mit der Tochter der Gemüsehändlerin . . . «

»Ach so!« lächelte der Justizrath, ihn unterbrechend, »da scheint mir der schlaue Schulmeister doch auf einer falschen Fährte zu sein. – Aber weiterhin deinem Bericht!«

»Ich sprach ihm also davon,« fuhr Joseph fort, »daß ich eine Bekannte habe, die einen Weinschank hält in der Nähe des Hauses der Frau Schoppelmann, und daß man von einem Fenster dieser Schenke in das Zimmer der schönen Katharine sehen könne.«

»Und dem ist so?« fragte der Justizrath aufmerksam.

»Gewiß!« antwortete Joseph, »und ich schlug ihm vor, ich wolle ihn an einem der nächsten Abende in jenes Haus führen; man könne, sagte ich ihm, ganz genau hinübersehen, man könne zusammen sprechen, ja das Fenster der schönen Katharina sei vom Boden beinahe mit der Hand zu erreichen.«

»Gut, gut,« sagte der Justizrath. »Und wie nahm er diese Nachricht auf? Mit großer Freude?«

»Ja, es schien ihn ziemlich zu interessiren, auch befahl er mir, ich solle ja dem Schulmeister hievon nichts mittheilen.«

»Das ist das Beste,« sagte der Justizrath. »Aber,« setzte er nach einem längeren Nachsinnen hinzu, »wie lange wird es dauern, daß er sich für jenes Mädchen interessirt? und wird sein Interesse so groß sein, daß er etwas dafür wagt? Und wagen muß er, sonst hilft uns auch dieser Plan wieder nichts. – Er muß zur Nachtzeit in das Zimmer des Mädchens dringen,« sprach er zu sich selber so leise, daß Joseph nichts davon verstand, »er muß dort überrascht werden, durch mich festgehalten, es muß etwas mehr dahinter stecken, als eine gewöhnliche Liebesgeschichte, ich muß mich veranlaßt sehen können, seine Wohnung untersuchen zu lassen und seine Papiere mit Beschlag zu belegen.«

»Und was das Andere betrifft,« fragte Joseph schüchtern nach einer Pause, »das, worüber ich schon einige Male berichtete, was den Herrn Justizrath sehr zu interessiren schienen, darin läßt sich also nichts thun?«

Der Justizrath gab auf diese Frage nicht sogleich Antwort, doch stand er von seinem Schreibstuhle auf, legte die Hände auf den Rücken und ging einige Minuten nachdenkend auf und nieder. Er wußte ganz genau, was sein getreuer Helfer sagen wollte, und es war ihm von der größten Wichtigkeit, denn es handelte sich um jenes Etwas, das er mit Einem Griff hätte erreichen können, und das auf Umwegen zu erlangen er die weitesten und feinst gesponnenen Netze legte: jenes Päckchen nämlich mit rothen Bändeln, schwarz versiegelt. Joseph hatte ihm schon einige Mal gesagt, daß des Nachts, wenn Eugen Stillfried allein in seinem Schlafzimmer war oder sich wenigstens allein glaubte, er alsdann zuweilen sein Schreibpult öffne, eine kleine Cassette herausnehme, diese aufschließe und ein Päckchen betrachte mit rothen Bändeln, schwarz gesiegelt.

Wie hatte der Justizrath gezittert, als er die erste Kunde hievon erhielt! Einen Auftrag an Joseph, ein paar falsche Schlüssel, die leicht anzufertigen waren – und er hatte erreicht, mit einem Male erreicht, wonach er mit ganzer Seele, wonach er so sehnsüchtig verlangte. Aber er hatte nicht den Muth, seinen Helfer wissen zu lassen, um was es sich eigentlich bei Eugen Stillfried handle, was er zu erreichen gedachte, was er bezweckte, indem er ihn, Joseph Schlimmbach, den Falschmünzer, zum Aufpasser seines Herrn gesetzt. Er zitterte schon bei dem Gedanken, daß Jener die geringste Ahnung davon haben könne, welchen unschätzbaren Werth



jenes Päckchen für ihn habe. Er traute dem ehrlich scheinenden Gauner nicht, der vor ihm stand, und wenn er ihm heute den Auftrag gegeben hätte: stiehl mir jenes Packet aus dem Schreibpulte deines Herrn! so hätte er sich einen Augenblick verzweiflungsvoll an die Stirn geschlagen, daß er einen Theil seines Geheimnisses Jenem verrathen. Nein! nein! ihm war es genug, zu wissen, wo sich jenes Päckchen wohlverwahrt befinde. Er hatte nicht Lust, es in die Hände des getreuen Pierrot fallen zu lassen, denn er wußte wohl, welche Schlauheit sich bei diesem unter der Maske der Dummheit verbarg. Konnte er nicht neugierig sein und den Inhalt jener Papiere erfahren, und konnte darauf der Falschmünzer, dessen Freiheit, ja, dessen Leben in seiner Hand lag, nicht mit jenen entsetzlichen Zeugnissen bewaffnet vor ihn hintreten und ihn, den Mann ohne Tadel, den gefürchteten Richter, zum elenden, erbärmlichen Sklaven machen?

Er schauderte jedes Mal bei diesem Gedanken, und so oft ihm Joseph von der geheimnißvollen Schublade sprach, schüttelte er, freilich gezwungen lächelnd, den Kopf und sagte: »Gott soll mich bewahren, daß ich dich einen Diebstahl begehen heiße, davor nimm dich ja in Acht! Ein solches Wegnehmen gewiß an sich unbedeutender Papiere müßte für dich zu bösen Häusern führen. Ich selbst könnte dich dann nicht mehr retten. Diebstahl an seinem Herrn! – Laß mich ja nicht weiter von dir darüber hören!«

Damit war der Rapport für heute geschlossen. Der Justizrath legte sein Buch weg und sagte alsdann: »Du hast nun vorderhand nichts Dringenderes zu thun, als deinen Herrn so bald wie möglich in jenes Haus zu führen. Geschieht dies des Abends, und kann er sie bei der Gelegenheit sprechen – du wirst mich begreifen – so ist das desto besser.«

Hierauf winkte ihm der Justizrath mit der Hand, und Joseph verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer. Er eilte so schnell er konnte über den Corridor nach der Treppe; denn er fürchtete immer, der alte Bediente komme wieder zum Vorschein und schnappe auf seine gräßliche Art nach ihm.

#### EILFTES CAPITEL.

*Die Gebrüder Schoppelmann erfreuen sich einer eigenthümlichen Jagd, und während wir dabei von anmuthigen Liedern hören, machen wir die traurige Erfahrung, mit viel Verdorbenheit im Allgemeinen unter den Menschen zu finden ist.*

Wenn man durch den Hof des Schoppelmann'schen Hauses in jenes Gewölbe oder jene Vorhalle trat, welche dem geneigten Leser aus dem ersten Capitel unserer, der Wahrheit getreuen Geschichte bereits bekannt ist, so hatte man über sich das Zimmer der schönen Katharina. Das Haus hatte auch neben diesem weiter keine Gemächer, welche von der Schoppelmann'schen Familie benutzt worden wären; doch befand sich neben dem Zimmer Katharinens eine kleine steinerne Wendeltreppe, welche in einen oberen Stock führte, dessen Appartements von der Madame Schoppelmann, wie wir ebenfalls bereits wissen, vermietet waren.

Hier wohnten unter Anderen Jungfer Clementine Strebeling und die sündhafte Choristin des königlichen Hoftheaters. Das Gewölbe unten, das Comptoir der Madame Schoppelmann, hatte außer dem Thore, das in den Hof führte, rechts und links Seitenthüren. Diese führten links in

das Schlafgemach der Wittve selber, und die Fenster dieses Schlafgemaches gingen auf den Hof, auf welche Art denn die Besitzerin fast ihr ganzes Waarenlager, Todtes und Lebendiges, das heißt Gemüse- und Kartoffelhaufen, Obst, Getreide, Geflügel, Ferkel und dergleichen, im Auge hatte. Die Thüre rechts ging aus dem Gewölbe in ein anderes Zimmer, eine Art Vorrathskammer. Hier befanden sich Fische, Wildpret, feinere Obstsorten und dergleichen Dinge an den Wänden aufgehängt oder in Kisten und Kasten aller Art und die Fische in Zubern mit frischem Wasser.

Diese Vorrathskammer bildete eine Ecke des Hauses; an sie grenzte rechts ein Pferdestall, links ein Zimmer, in welches wir uns nun begeben wollen, da wir genöthigt sind, demselben, sowie dessen Bewohnern, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist nämlich das Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer der beiden Herren Schoppelmann. Die Fenster dieses Zimmers gingen auf die benachbarte Straße, und das Gemach selbst bildete mit der Mauer, in welcher im Entresol das Schlafzimmer der schönen Katharina war, einen rechten Winkel. Die Gasse, die hinten vorbei ging, war kaum als solche zu nennen und so unbedeutend, daß man es nicht einmal der Mühe werth gefunden hatte, ihr einen Namen zu geben. Sie war an den meisten Stellen nicht fünf Fuß breit und erweiterte sich nur gerade hinter dem Schoppelmann'schen Hause durch die Ecke, welche dieses in sich bildete, einigermaßen. Nur durch diese schmale Gasse getrennt, befand sich neben der Wohnung der beiden Schoppelmann das Nachbarhaus, ein altes, melancholisches Gebäude mit schiefem Dach und engen Fenstern, die durch die vielen Flüssigkeiten aller Art, welche man dort befugter oder

unbefugter Weise herausgoß, und deren Spuren an der Mauer deutlich sichtbar waren, wie ebenso viele tiefende Augen aussahen.

Dieses alte Haus war eine Art Pensionat mit kleinen, elenden Zimmern, einer noch erbärmlicheren Küche – sowohl das Gemach selbst, als die Producte, welche aus derselben hervorgingen. In diesem Hause wohnten junge Leute, die auf eine Anstellung warteten, oder die sich auf ein Examen vorbereiteten, arme, unbekannte Künstler, die ein Portrait für fünf Gulden malten, junge Schullehrergehülfen, die es vorzogen, statt unter den Augen des Schulmonarchen und Gattin, hier ihr dürftiges Brod in Ruhe und Frieden zu genießen.

Letztere waren wohl die vornehmeren Bewohner dieses Hauses: ihrer vier hatten zwei der besten Zimmer, und die Fenster derselben gingen nach jenem kleinen Winkel des Schoppelmann'schen Hauses. In diesen zwei Zimmern befand sich ein einziges Klavier, das aber abwechselnd von einem der vier Schulgehülfen maltraitirt wurde und auf diese Art den ganzen Tag in den verschiedensten Mol-, Dur- und Mißstonarten der gesammten Nachbarschaft sein jammervolles Dasein kund gab. Glücklicherweise war aber die Nachbarschaft, welche gezwungen war, diesen Concerten zuzuhören, weder zahlreich, noch unduldsam. Die schöne Katharina, welche diese Musik aus erster Hand hatte, sog, wie auch ein Schmetterling in den giftigen Blumen Honig findet, aus diesem Klaviergeseufze angenehme Erinnerungen besserer Klänge, die sie schon gehört. Das Ohr der Frau Schoppelmann Mutter war durch das Gackern ihrer Hühner, das Grunzen ihrer Ferkel, sowie durch die harten Stimmen ihrer Colleginnen nicht verwöhnt, weßhalb ihrem Ohre

die Klagetöne von dort drüben durchaus nicht wehe thaten. Was die jungen Schoppelmänner Söhne anbelangte, so waren diese wohl die Einzigen, die an den Fingerübungen der Schulgehülfen einiges Wohlgefallen hatten. Es war doch wenigstens Musik; und wenn die drüben mit Accompagnement einer Flöte und Violine arbeiteten, so übertönten diese Instrumente die Stimmen der jungen Schoppelmänner vollkommen, und sie konnten über ihre Plane und Entwürfe alsdann ziemlich laut sprechen, ohne daß sie hätten fürchten müssen, von der Mutter gehört und verstanden zu werden. Bewegte sich aber die Musik drüben in leisen, klagenden Melodien, so ließ sich vortrefflich dabei einschlafen, – ein Geschäft, dem die beiden jungen Leute, wenn sie zu Hause waren, auf's Eifrigste obzuliegen pflegten.

Neben dem musikalischen Hause war ein anderes angebaut, welches mit diesem einen stumpfen Winkel bildete, wodurch die eine Seite desselben sich der Ecke des Schoppelmann'schen Hauses wieder näherte und die Gasse dadurch bedeutend verengte.

Das Ganze bildete nun auf diese Art einen harmlosen, aber ziemlich schmutzigen Winkel. Dieses letzte Haus war eine Weinschenke, und zwar die, welche der getreue Pierrot im vorigen Capitel erwähnt. Die Wände derselben waren auf's Mannigfaltigste und sehr trübe gefärbt, die Fenster in ihnen erblindet und auf mehreren Stellen, wo Scheiben fehlten, mit Papier verklebt. Durch zahlreiche Dachrinnen von Blech und Holz schien man das ganze Regenwasser von sämtlichen Häusern, die hier mit ihren Hintertheilen zusammenstießen, in diesen Winkel geleitet zu haben, wodurch derselbe bei nassem Wetter unsauber und schmutzig, ja für reinliche Leute fast ganz unzugänglich war.

An den Fenstern des musikalischen Hauses befanden sich morsche Blumenbeete, auf welche man neben einigen verdorrten und verwelkten Geranien und Reseden hie und da einen üppig wuchernden Kapuziner sah, der mit seinen breiten, saftig grünen Blättern und goldgelben Blumen eine angenehme Abwechslung des verschossenen Braun und trüben Grau war, welches man hier allenthalben entdeckte. Zwischen diesen Blumenresten lag verschiedenes Geschirr, Milchtöpfe, alte Kaffeetassen und dergleichen, welche die ohnehin kleinen Tische des Zimmers verengten und nun hier zugleich mit halb geleerten Weinflaschen und alten Tabakspfeifen, wie auf einer allgemeinen Etagère, ausgestellt waren.

Gemäß einer Uebereinkunft zwischen diesen Häusern, welche den Winkel bildeten, hatte man nach allen Richtungen Waschseile angebracht, und zu Zeiten, wo diese vollständig besetzt waren, sah dieser Winkel aus wie ein kleines Zelt Dach von allen möglichen Farben.

Das herabströmende Regenwasser floß auf den Boden in ein paar offene Kanäle, die nach der Nebenstraße zuliefen, um sich dort mit ihrem unsauberem Inhalte sogleich schamvoll unter dem Straßenpflaster zu verlieren. Diese Kanäle, eine nicht sehr angenehme Zugabe des Winkels, waren trotz ihrer Unsauberkeit und ihres Geruches eine Quelle großen Vergnügens für die beiden Herren Schoppelmann. Hier hielt sich nämlich zu allen Zeiten des Tages eine Unzahl Ratten auf, die so frech und zudringlich waren, daß sie sich kaum von vorübergehenden Leuten verscheuchen ließen; und diese Thiere waren von jenen beiden jungen Herren für jagdbar

erklärt worden; sie wurden von ihnen in Schlingen gefangen und geschossen, und diese Beschäftigung war ihnen ein ausgezeichnete Zeitvertreib.

Um in das Zimmer dieser Beiden zu gelangen, brauchen wir nicht den großen Umweg durch das Thor über den Hof und durch eine Vorhalle zu machen. Die Fenster dieses Gemaches, von alten Zeiten her mit kunstreichen, starken Gittern versehen, hatten jene Herren behufs des ungenirten Besuches der nachbarlichen Weinschenke auf eine sehr sinnreiche Art practicabel gemacht. Sie hatten eines der Gitter aus den Kloben gebrochen, die es in der Mauer fest hielten, und diese dahin abgeändert, daß eine kundige Hand das schwere Gitter so weit vom Fenster entfernen konnte, daß eine Person bequem durchzuschlüpfen vermochte.

Wenn wir hierauf das Gemach betreten, so merken wir vor allen Dingen, daß es mit der freundlichen, sauberen Einrichtung jenes der Schwester auf's Auffallendste contrastirte. Hier sah man nichts von reinlichen Wänden, hellen Vorhängen, frisch gewaschenem Fußboden; Alles hatte hier einen ursprünglichen Schmutzüberzug, und es wäre unmöglich gewesen, mit einiger Genauigkeit anzugeben, in welcher Farbe Decke, Wände und Fußboden einst dem Auge gelächelt. Alles hier sah aus wie eine Fortsetzung des Winkels draußen.

Das Meublement dieses Gemaches bestand aus zwei Betten mit Strohsäcken und Matratzen, die gewiß vor nicht langer Zeit sauber und ordentlich gewesen waren, doch sah jetzt Alles verwühlt und nachlässig aus. Die Decken zu diesen Betten hingen auf den Boden hinab, die Kopfkissen befanden sich auf der Fensterbank als sanfte Unterlage für die aufgestemmtten Arme desjenigen, der gerade hinaus sah. In

der Mitte befand sich ein Tisch, darauf ein paar schwere Ledergamaschen, ein runder Jägerhut, eine Fuhrmannspeitsche, ein Krug Bier mit zwei Gläsern.

Das einzige Saubere, was man im ganzen Gemache wahrnahm, waren zwei doppelte Jagdgewehre, die an der Wand hingen, nebst Hirschfänger, Kugel- und Jagdtasche, sowie ein paar große Reiterpistolen. Diese Gegenstände erblickte man, wie gesagt, auf's Beste geputzt, ja glänzend heraus strahlend aus dem allgemeinen Schmutzchaos.

Der älteste Sohn der Gemüsehändlerin, Fritz, der Fuhrmann, lag auf dem einen Bette ausgestreckt, beide Hände unter dem Kopfe, und schien auszuruhen von gehabten Anstrengungen. Doch schlief er nicht; vielmehr gab er auf's Genaueste Achtung auf die Bewegungen seines Bruders, der vor einem der Fenster kauerte und hinter den Kopfkissen, von denen wir vorhin sprachen, die er in Art einer Schutzwehr um sich aufgethürmt hatte. In der Hand hielt er ein kleines Gewehr von jener Construction, aus dem man ohne Pulver, nur durch die Kraft der messingenen Zündkapsel eine kleine Kugel mit ziemlicher Gewalt fortreibt. Er spähte sorgsam auf den Winkel hinaus und sprach nach einer kleinen Pause:

»Weiß der Teufel, was die Bälge heute treiben! Jetzt warte ich schon eine halbe Stunde, und es kommt mir keine zum Schuß. Sonst ist das Zeug frech wie Galgenholz und tritt einem fast auf den Füßen herum, heute aber wollen sie aus ihrer verfluchten Röhre gar nicht heraus, 's ist gerade, als wüßten sie, daß man hier auf sie lauert.«

»Meinst du nicht,« sagte Fritz, der Fuhrmann, »daß es ihnen heute zu still im Winkel ist? Ich glaube fast; du wirst



sehen, sobald die Schulmeister drüben anfangen zu spielen, da springen die Ratten wie wahnsinnig heraus.«

»Das kann schon sein,« murkte der Jäger am Fenster. – »Ich glaube, du hast Recht. Nur begreife ich nicht, warum die Kerle drüben nicht wieder anfangen, ihr Klavier zu prügeln. »Jetzt ist es schon eine Viertelstunde, daß man keinen Ton hört.«

»Sie thun es vielleicht absichtlich,« meinte der Fuhrmann »das sieht ihnen schon ähnlich, um uns die Jagd zu verderben.«

Den armen Schullehrergehülfen geschah mit dieser böswilligen Voraussetzung offenbares Unrecht; denn im nächsten Augenblicke begann das Concert drüben brillanter als je. Nicht nur jammerte das Klavier, sondern auch eine Violine klagte die Grausamkeit desjenigen Menschen an, der mit dem Fiedelbogen über seine Saiten strich, ohne auch nur die allergeringste Befugniß hiezu zu haben.

»Du hast die schönsten Augen –  
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?«

wehklagte es von drüben herüber.

Und der Jäger am Fenster hatte vollkommen Recht. Es war in der That, als verständen auch die Ratten diese Töne der Liebe und Sehnsucht.

»Bst! bst!« machte er hinter dem Kopfkissen, und winkte seinem Bruder, der eben sprechen wollte, mit der Hand, er möge still sein. Dann ballte er die Faust, als wollte er sagen: »es kommt mir ein dickes, rundes Wildpret zu Schuß;« und dann zählte er mit den Fingern Eins, Zwei, Drei – es seien ebenso viele Stücke.

Der Fuhrmann erhob sich leise aus seiner liegenden Stellung, und da er so im Stande war, über den Kopf des Jägers hinweg zu blicken, bemerkte er zu seiner großen Freude eine dicke Ratte, von zwei kleineren gefolgt, die aus einer der Wasserröhren herabschossen, indem sie anfangen, im Canal zu wühlen.

Jetzt hob der Jäger langsam das Gewehr in die Höhe, legte es an die rechte Backe, zielte einen Augenblick und drückte dann los.

Die kleine Flinte machte nicht viel Geräusch, es gab einen unbedeutenden Schlag; aber das Ziel war getroffen, die Wirkung der Kugel erwies sich drüben im Canal als außerordentlich mörderisch. Die dicke Ratte stürzte mit dem Kopfe vorwärts in den grünen Schlamm, in dem sie gewühlt, und blieb da regungslos liegen. Die beiden kleinen Ratten sprangen entsetzt in die Wasserröhre zurück, und droben jubilirten Klavier und Violine. Sie fluchten dem Mörder da unten und beklagten das unglückliche Schlachtopfer.

»Du hast mich zu Grunde gerichtet –  
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?«

Vorderhand aber schien der Jäger an diesem einen Opfer genug zu haben; denn er erhob sich aus seiner knieenden Stellung, putzte das Schloß des Gewehres mit einem wollenen Lappen rein ab und trug es dann langsam dem Tische zu.

»Es ist heute kein Vergnügen,« sagte er alsdann; »bei dem warmen Wetter ist gar kein Leben in den Bestien. Da stellen

sie sich faul vor den Schuß, man könnte sie mit der Schlafmütze todt werfen. Da ist mir's in der Dämmerung viel lieber, wenn sie so durch einander wuseln und lustig hin und her rennen. – Willst du einen Schuß thun?«

»Ich danke dir,« erwiderte der Fuhrmann, »ich habe nicht die geringste Lust dazu. Weißt du was – setz das Gewehr in die Ecke und komm einen Augenblick hieher. Ich habe dir etwas Wichtiges mitzuthemen.«

Der Jäger that, wie ihm der Andere geheißen. Er legte das Gewehr an die Fensterbrüstung und warf sich neben seinen Bruder auf das Bett, welches unter dieser Doppellast in allen Fugen krachte.

»Du weißt so gut wie ich,« sprach nun der Fuhrmann, »daß die Alte immer verdrießlicher, immer knauseriger wird. Es ist wahrhaftig kein Sinn und Verstand darin, daß wir mit den paar Kreuzern auskommen sollen, die sie uns in die Tasche fallen läßt. Der Nebenverdienst ist ganz schlecht geworden; ein wohlfeiler Einkauf, wofür uns etwas abfiel, ist fast gar nie mehr zu machen, und wenn was abfällt, ist es verflucht wenig.«

»Das ist schon wahr,« meinte der Jäger nachdenkend, »auch meine Taschen sind ganz leer; wenn uns drüben die Frau Schilder in ihrem Weinschank nicht einen unbegrenzten Credit gäbe, so wäre ich oftmals in Verlegenheit, wo ich einen Schoppen guten Weins her bekäme; denn das muß ich dir sagen, Fritz, den sauren Krätzer von der Alten, den kann man unmöglich saufen.«

»Unmöglich,« sagte fest und bestimmt der Andere, und fuhr nach einer Pause fort: »Ja, und das ist wahr, die Frau Schilder ist ein braves Weib.«

»Sehr anständig!« pflichtete der Jäger bei.

»Aber gerade weil sie so anständig ist,« fuhr der Fuhrmann fort, »möchte ich auf jede Art Geld zusammen bringen.«

»Für die Schilder.«

»Ja wohl, für sie,« sagte der Fuhrmann. »Daß uns die Frauen Wein borgt, das können wir ganz gut annehmen. Der Teufel! wir sind ja sicher genug! Aber sie hat mir auf einige Zeit Baarschaften vorgestreckt und die möchte ich ihr gern heimzahlen.«

»So, dir hat sie auch Geld geliehen?« lachte der Jäger.

»Dir wohl auch?« fragte rasch dagegen der Fuhrmann, und darauf nickten Beide außerordentlich heiter und vergnügt einander zu.

»Was meinst du,« nahm der Jäger nach einer Pause wieder das Wort, »wenn wir die Katharine wieder einmal anpumpten?«

»Oh, die hat nichts Kleines, und ihr großes Geld giebt sie der Alten zum Aufheben.«

»Ja, da weiß ich wahrhaftig keinen Rath; mit der Rattenjagd kann ich keinen Kreuzer verdienen.«

»Und die andere ist vorderhand verschlossen!« entgegnete lachend der Fuhrmann. »Das weiß der Teufel!« sagte seufzend der Bruder, »wenn sie mich in herrschaftlichen Revieren erwischen, und wenn ich nur ein Stück Holz bei mir hätte, das wie eine Flinte aussähe – ich bin fest überzeugt, sie jagten mir eine Kugel durch den Leib. Das ist sehr traurig! Ich weiß einen capitalen Wechselhirsch, keine Stunde von hier.« – Dabei blickte er sehnsüchtig und mit einem tiefen Seufzer zu seinen blank geputzten Gewehren empor, die so einsam und trauernd neben dem Bette hingen.

»Die Frau Schilder,« begann der Fuhrmann nach einer langen Pause, »ist eine sehr kluge und umsichtige Frau; sie hat mir neulich etwas mitgeteilt, wie man auf eine gefahrlose Art zu einem guten Stück Geld kommen könne.«

»Sollst du ihr vielleicht wieder ein paar Ferkel von der Alten verkaufen oder einige Säcke neue Kartoffeln und dann sagen, sie seien gestohlen worden?«

»Ah, das sind Kleinigkeiten!« bemerkte ernst der Fuhrmann, »das kann gelegentlich auch wieder vorkommen; aber nein, wir würden was Größeres unternehmen. Es ist eigentlich nur Scherz, aber es kann Geld einbringen, ziemliches Geld, und 's ist ganz gefahrlos.«

»Du, du, nimm dich in Acht!« antwortete der Jäger und stützte den Kopf auf die Hand, um seinem Bruder in's Gesicht sehen zu können. »Ich kenne diese Späßchen der Frau Schilder; dabei kann unter Umständen noch Schimmeres herauskommen, als wenn ich ein Bischen in den frischen grünen Wald spazieren gehe. Nimm dich in Acht!«

»Ja, wenn man nichts wagt, kann man nichts gewinnen,« brummte der Andere, »und ich versichere dich, hiebei ist so gut wie gar nichts zu riskiren.«

»Nun, so laß hören! Wenn deine Speculation wirklich einträglich ist und keine große Gefahr dabei, Mitglied einer geschlossenen Gesellschaft zu werden, so könnte ich mich wohl entschließen, ebenfalls dabei zu sein.«

»Du kennst doch da oben die alte Schachtel, die Strebeling?«

»Versteht sich, kenne ich sie; hab' es ja einmal versucht, etwas mit ihr anzufangen, war aber rein unmöglich – konnte mich nicht zwingen, zärtlich gegen sie zu sein, sonst wär's gegangen.«

»Da bist du auf dem Holzweg,« sagte der Fuhrmann. »Mit der ist unsereins nicht im Stande, etwas anzufangen, der sind wir viel zu leichtsinnige, liederliche Gesellen.«

»Na, laß gut sein! – Also was ist's mit der Strebeling?«

»Die Strebeling,« entgegnete der Fuhrmann, »ist, obgleich sie sich nur so stellt, als könne sie die Männer nicht leiden, doch im Grunde eine alte verliebte Gans; darum bin ich fest überzeugt, wenn nur Jemand hinter sie kommt, der sich recht schüchtern anstellt und zahm thut und schöne Worte an sie hinfaselt – und so Jemanden zu finden, das ist der Anfang von unserem Plan.«

»Es wird aber sehr schwer sein,« meinte der Jäger, »Jemanden zu finden, der sich dazu hergiebt, der dürren Klappermaschine da oben schön zu thun. Mir graust, wenn ich daran denke.«

»Es findet sich schon Jemand,« sagte bestimmt der Fuhrmann.

»Am Ende gar du selbst?«

»Wo denkst du hin? Ich stehe in gleich gutem Andenken, wie du. – Aber höre weiter. – Wenn also Jemand gefunden ist, der mit ihr in ein Verhältniß tritt – es muß natürlich Jemand sein, auf den wir uns ganz verlassen können, einer der Unsrigen – wenn der also gefunden ist, so muß er der alten Schachtel droben in den Weg laufen, er muß thun, als sei er verliebt, aber sie darf ihn höchstens ein bis zwei Mal sprechen, dann macht er plötzlich eine große Reise, er verläßt die Stadt, und – seine Rolle ist ausgespielt.«

»Davon sehe ich noch keinen Vortheil,« sagte der Jäger.

»Das kommt erst,« antwortete der Fuhrmann. »Sobald Jener abgereist ist – schon nach ein paar Tagen – schreibt er ihr einen lamentablen Brief, schwört ihr ewige Liebe und Treue

und sagt ihr dann, er habe ein Unglück gehabt; er habe seine Briefftasche verloren, oder er sei bestohlen worden und müsse sich jetzt durchbetteln, wenn ihn nicht eine freundliche Hand – jetzt paß auf! – aus der Verlegenheit herausreiße.«

Nach diesen Worten stieß der Fuhrmann seinen Bruder bedeutungsvoll in die Rippen und lächelte ihm fragend zu.

Der Jäger hob seine Augen gegen die Decke, schien eine Weile ernstlich nachzudenken, dann machte er ein spitzes, vergnügliches Maul, sah seinen Bruder gleichfalls lächelnd an und sagte: »Das ist nicht so übel, dabei könnte was Ordentliches herauspringen.«

»Nicht wahr?«

»Verflucht gescheidte Idee!« fuhr freundlich der Jäger fort. »Ich habe es immer, gesagt, die Schilder ist eine kluge Frau, und sei nur überzeugt, sie wird die Briefe schreiben, daß es nur so krachen muß. – Und wann soll die Geschichte vor sich gehen?«

»So bald als möglich. Die Schilder will sogar dafür besorgt sein,« sagte der Fuhrmann, »jene Person aufzufinden, die mit der Strebeling anbandelt.«

»Richtig – richtig, und das halte ich gerade für nicht so schwer,« sagte der Jäger, »und ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist, diese Person in unser Geheimniß einzuweißen. Man macht einen Spaß daraus, man sagt zu jener Person, man wollt sich nur das Vergnügen machen, die Jungfer Strebeling einmal verliebt zu sehen, und ist dann Jener einmal abgereist, das heißt, sobald er der zarten Clementine weiß gemacht, daß er abgereist sei, so ist er für uns todt und nicht mehr vorhanden; unsere ganze Geschichte geht ihn ferner nichts mehr an.«

»Du hast Recht,« entgegnete der Fuhrmann, »so ist's noch besser, und wenn du also Mitarbeiter sein willst, so sage deine Meinung.«

»Ja, was sollen denn wir eigentlich dabei thun?« fragte der Jäger.

»Narr! die Briefe schreiben, das heißt nur abschreiben; denn wir bekommen sie von der Schilder vorgeschrieben – die Schilder versteht das; sie ist eine verflucht gescheidte Person!«

»Briefe schreiben? seine Schrift aus der Hand geben, und in einer solchen Sache? Höre, Fritz, das will überdacht sein!«

»Bah, bah!« sagte der Fuhrmann, »was bist du auf einmal so ängstlich? Was geht's mich an, was ich schreibe, wenn ich es für Jemand anders thue. Die Schilder kommt zum Beispiel zu mir und sagt: Lieber Herr Schoppelmann, da habe ich einen Brief aufgesetzt, ich führe eine sehr schlechte Handschrift, thun Sie mir den Gefallen und schreiben Sie mir den Wisch ab. Was werde ich thun? Ich werde Ja sagen und mich den Teufel darum bekümmern, was in dem Briefe steht. Mag sie damit anfangen, was sie will, es ist mir einerlei. Ich behalte nur ihre Vorschrift, um dieselbe später zeigen zu können, wenn man mir je etwas anhaben wollte.«

»Ja, ja, da hast du nicht ganz Unrecht, so läßt sich's machen.«

»Wir brauchen mehrere Handschriften,« fuhr der Fuhrmann fort; »bald muß der Liebhaber schreiben, bald sein Bruder, vielleicht auch sein Vater; es giebt nebenbei einen Hauptspaß, und dann meint die Schilder, es könnte dabei ein außerordentliches Geld herauspringen. Die Strebeling hat Batzen genug, und wenn so eine alte Scheune einmal



anfängt zu brennen, da ist nicht so bald wieder gelöscht. — Jetzt laß uns aufstehen, wir wollen die Schilder einen Augenblick besuchen, um die Sache noch genauer abzusprechen.«

#### ZWÖLFTES CAPITEL.

*Joseph Pierrot fällt in einen Blumenkorb, erlebt eine traurige Niederlage und entdeckt mit Schrecken, daß es noch klügere Leute als er auf der Welt giebt.*

Während sich hierauf das würdige Brüderpaar erhob, um sich nach dem Schauplatze einer neuen Thätigkeit, der Weinkneipe der Frau Schilder, zu begeben, ging im gleichen Augenblick auf dem Markt ein anderer unserer Bekannten ebenfalls diesem Locale zu.

Dieses war Monsieur Joseph-Pierrot, der in seiner Lieblingshaltung, den Hut auf dem rechten Ohr, die Hände in den Hosentaschen, mit einer frischen Cigarre im Munde, daher zog.

So oft es sich thun ließ, ging dieser getreue Diener quer über den Marktplatz, so nahe wie möglich an dem Obst- und Gemüsestande der Madame Schoppelmann vorüber. Er spähte in solchen Fällen nach der schönen Katharina und pflegte, wenn sie alsdann aufblickte, mit möglichst weit abgewandtem Gesicht vorbei zu schreiten. Er wollte damit als feiner Mann ausdrücken: »Du siehst, hier bin ich, aber wenn ich mein Gesicht abwende, thue ich vor aller Welt, als fiele es mir gar nicht ein, nach dir hinüber zu schauen.« Dabei verdrehte er aber sein rechtes Auge auf eine entsetzliche Art, um trotzdem bemerken zu können, im Falle ihm die schöne

Katharina einmal winkte, um einen Auftrag oder so etwas zu erfüllen. Das war ihm aber bis jetzt noch niemals vorgekommen; denn das Mädchen, so sehr es seinen Herrn liebte, und so innig, ja so ergeben sie zu ihm aufblickte, war doch viel zu stolz, um dem Bedienten nur den vierten Theil eines freundlichen Wortes zu gönnen.

Heute war übrigens die schöne Katharina nicht mehr bei ihren Körben, und in einem solchen Falle, der häufig vorkam, pflegte der treue Pierrot sich dem Stande der Madame Schoppelman zu nähern, um mit der Frau selbst oder den Mägden während des Ankaufs einigen Obstes eine kleine Unterredung anzuknüpfen. Heute Morgen war Madame Schoppelman in höchst eigener Person auf dem Markte, und ein feinerer Menschenkenner, als Joseph, hätte unfehlbar bemerken müssen, daß die Dame sich nicht gerade in der rosenfarbensten Laune befand.

Joseph indessen schritt mit seinem dummen Gesichte, das er mit einem blödsinnigen Lächeln verziert hatte, gerade auf die Madame Schoppelman zu und pflanzte sich in seiner ganzen Schönheit vor den Körben auf. Beide standen sich fast in der gleichen Haltung gegenüber, nur daß die Frau ihre beiden Arme, statt in ihren Taschen, auf die breiten Hüften aufgestemmt hatte.

Wir glauben annehmen zu können, daß die Gemüsehändlerin den Mann, der so vor sie hintrat, genau zu kennen die Ehre hatte, daß sie wußte, er sei der Bediente seines Herrn. Keine Frage, ob ihm etwas gefällig sei, begrüßte ihn. Die Frau stand unbeweglich, wie ein Koloß, und schaute mit einem finsternen Blick in sein lächelndes Angesicht.

Der gute Pierrot, der gar nicht die Absicht hatte, besondere Einkäufe zu machen, kam etwas Weniges aus der Fassung,

als ihn die Frau so, man könnte sagen, herausfordernd, anschaute, und suchte im ersten Augenblicke vergebens nach dem passenden Anfang zu einer Rede, und als er endlich sein großes Maul öffnete und einige Worte sprach, waren eben diese Worte nicht geeignet, Madame Schoppelmann freundlicher für ihn zu stimmen.

»Ich habe,« sagte er stotternd, »einen Blumenstrauß kaufen sollen, aber . . . «

»Was aber?« fragte die Gemüsehändlerin laut.

»Aber . . . « fuhr Joseph verlegen fort, »von der schönen Katharine selbst.« – Er hoffte jetzt, wenn er die Tochter schön nenne, müsse sich die Mutter außerordentlich geschmeichelt fühlen.

Dem war aber durchaus nicht so. »Wer ist die schöne Katharine?« lief entrüstet die Gemüsehändlerin, und hob einen Augenblick ihre schweren Fäuste aus den Seiten, stemmte sie aber gleich darauf wieder so heftig ein, daß ihr ganzes Gebäude leicht erzitterte. – »Wer fragt nach der schönen Katharine?«

Pierrot nahm seine Cigarre aus dem Munde und lächelte noch dümmel und verlegener als früher.

»Gottes Wunder!« fuhr die Frau fort, »kommt ein solcher Hecht, ein solcher Livreeständer auf offenem Markte zu mir, zu mir, der Frau Schoppelmann,« sagte sie mit vielem Stolze – »und erlaubt sich, nach der schönen Katharine zu fragen. Nehme Er Sich in Acht! – Er – Er – Hanswurst! und such' Er Seinen Weg auf der andern Seite; hier ist kein Grund für Ihn – hier kann Er keinen Stab einschlagen, hier bricht Seine Angelschnur entzwei. – Soll mich Gott bewahren, was es auf der Welt für freches Volk giebt! Ich will Ihm etwas sagen, Spinnengeweb: nehm' Er sich vor der Frau Schoppelmann

in Acht! Geh' Er zum Thore hinaus nach dem Kirchhof, oder meinetwegen auch zum Schinder, da liegen mehr so Dinger, wie Er ist.« – Die Frau sprach sich offenbar in den Eifer hinein, und holte jetzt tief Athem, da sie in Folge ihrer heftigen Worte etwas zu verschwenderisch mit demselben umgegangen war.

Pierrot, dem bei dieser Strafpredigt nicht wohl zu Muthe war, und der schon bemerkt, wie die nebenan sitzenden Weiber sich umwandten und mit Fingern auf ihn wiesen, wollte den Augenblick des Stillschweigens der Frau benutzen, um sich sachte von diesem Schlachtfeld zurück zu ziehen; denn ihm ahnete eine noch vollkommeneren Niederlage.

Er hatte sich auch hierin nicht getäuscht; denn kaum versuchte er den beabsichtigten Rückschritt, so fuhr die rechte Faust der Madame Schoppelmann aus ihrer ruhenden Stellung auf, faßte ihn plötzlich in der Gegend des Halses, wo aus dem schwarzen Tuche ein paar violet gestreifte Vatermörder empowucherten, und verpflanzte ihn mit einem kräftigen Ruck vom Pflaster des Marktes unglücklicher Weise mitten in einen Korb hinein, wo er sich plötzlich in Blumen befand – eine Trauerweide zwischen zertretenen Blüten.

Es war ein außerordentlich komischer Anblick, und Joseph hatte seine Fassung vollständig verloren und zitterte an Leib und Seele.

»Da steht Er nun!« sagte triumphirend die Frau, »und ehe Er, miserabler Storch, aus dem Salate da wieder heraus spaziert, will ich Ihm noch zwei Worte sagen; Er ist mir gerade recht in den Wurf gekommen, und ich habe mir schon lange

den Augenblick herbei gewünscht, Seine nähere Bekanntschaft zu machen. Da meint so ein Tagedieb, so ein Tellerlecker und Stiefelwichser, weil er da ein paar bunte Fetzen auf dem Leibe hat, sei er was Rechtes geworden und könne sich unterstehen, zu glauben, ich sei gerade hier auf dem Markte anwesend, damit man so nichtsnutzige Fragen an mich thue, und ich, die Frau Schoppelmann, müßte einen Knix machen – so – und wieder so – und noch einmal so, und freundlich fragen, was dem gnädigen Herrn zu Befehl stände.«

Die Knixe, welche Frau Schoppelmann hiezu wirklich machte, waren gewissermaßen fürchterlich anzusehen; und wenn sie so tief hinab sank und ihre Röcke sich dabei zu einer unendlichen Weite ausdehnten, und nun sich darauf wieder erhob, so duckte sich in diesem Augenblick Pierrot etwas auf die Erde; denn er befürchtete, jetzt sei der Moment gekommen, wo sich die Strafpredigt in ein Attentat auf seine dicken Backen verwandle. Hiedurch kam es, daß er ebenfalls drei Mal knixte, gerade wie die Frau Schoppelmann.

»Aber ich will dem gnädigen Herrn nur sagen,« fuhr die Frau ironisch fort, »daß er künftig in eigenen Angelegenheiten, sowie in denen seines sauberen Herrn weit klüger thut, wenn er in einem großen Umweg um meine Körbe herum spaziert. Nehm' Er sich meine Worte zur Lehre, und lass' Er sich nie mehr in den Sinn kommen, Blumensträuße kaufen zu wollen! – – von der schönen Katharine – – Er Rettig, Er miserabler! Er Pflastersteinwetzter! – Jetzt geh Er nach Hause oder wohin Er sonst Seine nichtsnutzigen Wege zu machen hat! Merk Er sich, wo ich meine Blumen verkaufe, und merk' Er sich, daß ich Frau Schoppelmann heiße; auch

wohne ich dahinten, rechts herum, bei dem großen Thor mit dem adeligen Wappen über der Thüre; ja, ich bin auch eine vornehme Familie, schau' Er sich das Wappen recht genau an, ich kann ihm noch mehrere dazu zeigen, und jetzt zieh' Er dahin, Er trauriger Luftzug! – Spazier Er weiter, Er zerschnittener Melonenkopf, Er Zierrath vom Elend!«

Nach dem letzten Ergusse setzte sich die Frau auf einen umgekehrten Korb nieder, trotzdem, daß dieser Korb bedeutend krachte und seufzte. Dann holte sie abermals tief Athem und würdigte den also Ermahnten keines Blickes mehr.

Pierrot hatte sich in diesem Augenblick auf's Schleunigste gewendet und lief mehr, als er ging. Seine eifrige Sorge war, den Marktplatz bald hinter sich zu wissen; denn einige Straßenjungen, denen die verschiedenen Benennungen, womit Frau Schoppelman ihn beehrt, äußerst passend erschienen, verfolgten ihn lachend und schreiend, bis er in eine enge Seitengasse einbog und dann wieder in eine andere, und so seinen Verfolgern entging.

Der arme Joseph hatte heute einen unglücklichen Tag, und wenn ihn auch nicht seine Geschäfte zum Weinschänke der Frau Schilder getrieben hätten, so würde er dahin gegangen sein, um sich von der erlittenen Niederlage einigermaßen aufzurichten. Bald hatte er dieses traulich stille Asyl erreicht und trat in das Gastzimmer.

Es war dieses ein Ort, um eine gebeugte Seele, die sich nach Ruhe und Einsamkeit sehnte, zu befriedigen, ein Plätzchen, wie gemacht, um in Annehmlichkeit und Gemüthsruhe einige gute Schoppen zu leeren. Hier herein drang nie das Geräusch der Straßen, kaum die Klavierconcerte der Schullehrer, und wenn man sich, wie Joseph that, in das

Hinterzimmer zurück zog, konnte man glauben, man befände sich, von der ganzen übrigen Welt getrennt, allein auf einer wüsten Insel.

Mit einer wüsten Insel hatte dieses Haus überhaupt viel Aehnlichkeit, insofern man nämlich unter einer wüsten Insel auch eine verwüstete verstehen kann. Hier war kein Stuhl, kein Tisch gesund und fehlerfrei. Alles alte, schwache, krüppelhafte Wesen. Die Tapeten waren grünlich grau angelauten, die Fenster erblindet; und dieses Letztere konnte man als zarte Aufmerksamkeit der Frau Schilder betrachten, denn hinter diesen Fenstern befanden sich Mist- und Kehrichthaufen, alte Brandmauern und was dergleichen Dinge mehr sind, die unangenehm in die Augen fallen. – Eines aber war in diesem Hause rein und gut – der Wein nämlich. Die Frau führte nur eine einzige Sorte, einen vortrefflichen Zehner.

Pierrot ließ sich einen Schoppen davon geben, setzte sich an den Tisch, und Frau Schilder leistete ihm Gesellschaft. Es ist wohl der Mühe werth, diese Dame näher zu beschreiben. Sie ist ein mageres, schlampiges Weibsbild, von einer ansehnlichen Leibeslänge; ihr Gesicht ist hager, doch befinden sich in demselben schlaue, unternehmende Augen, und um den Mund hat sie einen verschmitzten Zug. Obgleich der Frau Schilder in den letzten zehn Jahren keine Katze gestorben war, um die sie hätte trauern können, so trug sie doch beständig die Livree des Todes – ein schwarz gefärbtes Merinokleid, dessen Nähte, Aermel, Rücken und Hintertheil sehr in's Fuchsiges spielten. Wir können hier nicht umhin, zu bemerken, daß diese Frau, sobald sie auf an sie gerichtete Fragen keine Antwort zu geben wünscht, sich taub zu stellen pflegt.

Joseph konnte nicht unterlassen, in einigen Worten seiner genaueren Bekannten, der Frau Schilder, die unangenehme Geschichte zu erzählen, die ihm so eben draußen auf dem Markte begegnet. »Das ist eine meisterlose Frau,« sagte die Wirthin mit ihrer trockenen heiseren Stimme; »weil sie ein Bischen Geld erworben hat, glaubt sie, sie könne Alles thun und treiben. Und ihre Tochter, der hochmüthige Rotzaff, ist eigentlich noch viel schlimmer. Mit der Alten ist doch noch zu leben, und wenn man nichts von ihr will, oder sie gerade keinen Zorn hat, so gönnt sie einem doch wenigstens die Tageszeit. Aber die Katharine, die hochmüthige Blumenprinceß – meint Ihr wohl, Joseph, wenn ich in der Früh' mein Fenster da oben aufmache und einen guten Morgen wünsche, daß sie nur sagte: ich danke? Gott bewahre! – da nickt sie höchstens mit ihrem Kopf, wie eine Königin aus ihrem Schloß. Aber die wird noch einmal gedemüthigt werden, daran zweifle ich nicht. – – Aber sieh doch, sieh doch,« fuhr Frau Schilder fort und verzog ihr düsteres Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, »was schwatz' ich da für dummes Zeug! Ja, ja, so geht mir's, immer unbedachtsam: Der gnädige Herr unseres Freundes Joseph da ist der heimliche Geliebte der schönen Katharine; wann wird denn eigentlich geheirathet?«

»Sprecht Sie kein so dummes Zeug!« sprach Joseph sehr würdevoll und streckte seinen Hals hoch empor. »Heirathen? heirathen? – Es heirathet sich nur so gleich!«

»Gleich!« rief die Wirthin und hielt ihre rechte Hand hinter das Ohr, als wollte sie deutlicher hören. »Ei der Tausend, es wird also gleich geheirathet?«



»Ihr seid ja wieder einmal ungeheuer taub!« rief Joseph sehr laut; »ich sage: es denkt Niemand ans Heirathen. Das wär' mir eine schöne Partie!«

»Ja, ja, es wär' freilich eine schöne Partie,« sagte Frau Schilder ernst, »und dann zieht Er da drüben in das Haus, und die Frau Schoppelmann, die Euch ohnehin so lieb hat, wird Euch schon eine frische Herberge anweisen. Mir kann es schon recht sein; Madame Stillfried, geborene Schoppelmann.«

»Wollt Ihr mich denn nicht verstehen, oder seid Ihr wirklich ganz harthörig geworden?« rief Joseph ärgerlich; »macht doch keine schlechten Witze! – Was heirathen! was heirathen! Das ist ja nur so eine Liebesgeschichte, das dauert vier Wochen, und damit hollah!«

»So ist's recht!« sagte giftig die Frau: »Vier Wochen und dann noch einige Monate – 's wäre außerordentlich lustig.«

Joseph nickte ebenfalls vergnügt mit dem Kopfe, dann rückte er der Frau so nahe, daß er mit seinem Munde fast ihr Ohr berührte und sagte nach einer Pause: »Ihr sollt uns einen Gefallen thun.«

»So?« fragte die Frau und sah ihn an; »Euch oder Eurem Herrn!«

»Meinem Herrn!«

Die Frau nickte abermals mit dem Kopfe und machte mit den Händen eine Bewegung, als zähle sie Geld, wobei sie fragte: »Wird's gut bezahlt?«

»Versteht sich!« zischelte Joseph; »gut bezahlt, und Ihr braucht nichts dafür zu thun.«

»Das ist mir lieb,« entgegnete die Frau; »was soll's denn?«

»Wir brauchen das Zimmer da vorn heraus, das gegenüber dem Schlafzimmer der Katharine, hie und da, nur für einige Stunden des Abends.«

»So, das Zimmer braucht ihr?« fragte die Wirthin nachdenkend; »nun, mir kanns schon recht sein; doch« – setzte sie achselzuckend hinzu – »wird's euch nichts nützen, das Mädchen bringen zehntausend Pferde nicht in mein Haus herüber.«

»Davon ist vorderhand keine Rede,« entgegnete Joseph ärgerlich; »er will nur zuweilen kommen und sich hier im Hause verbergen, bis es vielleicht einmal möglich ist, daß er sie von der Straße aus einen Augenblick sprechen kann. Auch soll er von Eurem Zimmer aus Abends ein paar Mal in das Schlafzimmer der schönen Katharine sehen können.«

»Er soll?« sagte die Frau aufmerksam; und ihre Taubheit schien sich sehr vermindert zu haben.

»Was – er soll – er soll nicht, er *will!*«

»So, er will?« lachte spöttisch die Frau; »oh lieber Joseph, jetzt wollt Ihr wieder einmal pffigger sein, als die arme Frau Schilder; aber dazu habt ihr kein Talent. Nehmt mir nicht übel, Ihr seid ein guter Mensch, aber etwas dumm. – Also ihr braucht ein Zimmer?«

»Ja,« sagte Joseph.

»Und Ihr wollt es mir gut bezahlen?«

»Versteht sich!«

»Nun, so will ich Euch etwas sagen. In meinem Hause muß Alles sauber und ordentlich hergehen, das heißt, ich muß wissen, was darin vorgeht,« entgegnete die Frau mit einem sonderbaren Lächeln. »Glaubt mir, lieber Joseph, eine andere Frau wie ich hätte hinter Euren Worten nichts gesucht und das Zimmer gern gegeben, und wär' mit ein

paar lumpigen Gulden zufrieden gewesen. Aber Ihr müßt eine arme Wittve nicht betrügen wollen. Sagt mir, weßhalb Ihr das Zimmer eigentlich wollt; es kann mir nicht einerlei sein, was da geschieht, man könnte ja da oben falsches Geld machen wollen.«

»Frau Schilder!« rief Joseph mit zorniger, aber gedämpfter Stimme und schlug dazu mit der Faust auf den Tisch.

»Ich will Euch sagen, wie die Sachen stehen,« fuhr die Frau anscheinend unbefangen fort, ohne sich um die wüthende Geberde des Bedienten zu bekümmern. »Ihr handelt nicht im Auftrage Eures Herrn, das heißt, Eures Herrn Stillfried; Ihr habt andere Weisungen, Befehle, die ein schönes, schweres Geld eintragen, die Ihr aber ohne meine Hülfe nicht ausführen könnt. Was wollt Ihr mich nun betrügen, indem Ihr mir ein paar lumpige Gulden hinwerft und alsdann den Gewinnst allein einsteckt? Nein, lieber Joseph, seid offen und ehrlich mit mir, heraus mit der Sprache, sagt mir, um was es sich handelt; glaubt mir, die Frau Schilder kann Euch hierin gute Dienste leisten. Sagt dem Herrn Justizrath, es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich seine Kundschaft verlieren müßte.«

»Schilderin, Schilderin, Ihr seid ein Satan!« rief entsetzt der Bediente und schob seinen Stuhl mit einem scheuen Blick auf die Wirthin einen Fuß breit zurück.

»Lassen wir dergleichen Complimente bei Seite!« antwortete diese, »schenkt mir reinen Wein ein; wir haben schon so manchmal ehrlich zusammen gehandelt, warum sollten wir es nicht auch dieses Mal thun? Und glaubt nicht,« fügte sie spöttisch lächelnd bei, »daß Ihr mir da so ungeheuer viel Neues sagt; was gilt's, ich will Euch den ganzen Handel erzählen, und wenn ein unwahres Wort daran ist, so will ich

weder für mein Zimmer, noch für meine Hülfe einen Kreuzer haben.«

Von Joseph's Gesicht war alle Pfiffigkeit verschwunden, und es war nichts übrig geblieben, als Pierrot's dumme, glotzende Züge.

»Da wär' ich wirklich begierig,« sagte er nach einer Pause, »was Ihr da über meinen Herrn ausgeheckt habt. Ich gestehe, ich wäre neugierig, das zu hören.«

»Hören?« sprach die Frau plötzlich mit einem blöden Gesichtsausdruck, und schien im Begriffe zu sein, abermals ihre frühere Taubheit zu affectiren. »Hören?« wiederholte sie und hielt ihre rechte Hand hinter das Ohr. »Nein, hier kann uns Niemand hören!« Das Gesicht aber, mit dem sie in diesem Augenblicke nach der Thüre blickte, schien diese Worte Lügen strafen zu wollen; denn sie horchte offenbar auf schwere Fußstritte, die sich auf der Straße dem Hause zu nähern schienen. Doch verhallten sie wieder, und es kam Niemand. »Laßt die Narrenpossen!« bemerkte Joseph ärgerlich; »und wenn Ihr was wißt, so geht mit der Sprache heraus. Ihr braucht Euch gar nicht zu geniren; was Ihr mir sagen könnt, wenn es wirklich etwas ist, habe ich doch schon lange gewußt.«

Die Frau drehte von übrig gebliebenem Brod kleine Kügelchen und schaute eine Zeit lang listig lächelnd vor sich hin, ehe sie dem Andringen des Bedienten nachgab. Dann sagte sie: »Nun wohl, Joseph, damit Ihr also seht, daß ich Euch hierüber durchaus nichts hinterhalte, so hört mich an. Euer Herr – der Stillfried nämlich – ist eine gute, leichtsinnige, aber in gewisser Beziehung etwas phlegmatische Haut; er hat der schönen Katharine hie und da ein paar Artigkeiten gesagt, die beiden jungen Leute haben sich etliche

Mal gesprochen, und das alles könnte ein nettes kleines Verhältniß werden, wenn es nicht so außerordentlich schwer hielte, den jungen Herrn Stillfried für die Länge der Zeit zu beschäftigen, und wenn es möglich wäre, ihn aus seiner Gleichgültigkeit ein Bischen aufzuspornen. Mit so einer kleinen Anspornung ist er Feuer und Flamme, ich kenn' das; aber ihr alle mit einander seid zu dumm, um ihm den gehörigen Sporn einzusetzen.«

Joseph zog bei diesen letzten Worten seinen Mundwinkel verächtlich in die Höhe, fuhr durch sein borstiges Haar und schien eine ungeheure Gleichgültigkeit zur Schau tragen zu wollen; er nahm eine Miene an, als horche er kaum auf die Worte der Wirthin. Und doch strengte er sein Ohr auf eine übermenschliche Art an, damit er ja keines derselben verliere.

Letzteres wußte Frau Schilder zu genau, und es kümmerte sie durchaus nicht, mit welchen Mienen ihr Gegenüber sie anschaute. Sie fuhr fort: »Dagegen ist es anderen Leuten, die ich Euch, meinem Freunde Joseph, wohl nicht zu nennen brauche, erstaunlich wichtig, daß sich dieses Verhältniß nicht wieder auflöse, wie einige frühere, sondern es soll recht innig werden; man will den jungen Menschen veranlassen, sich mit der schönen Katharine so eng wie möglich zu verbinden, und einmal da angekommen, giebt es zwei Wege, die von diesem Punkte aus weiter verfolgt werden könnten.«

Was die Frau Schilder eben gesagt, war, wie wir bereits wissen, der Auftrag, den der Justizrath dem getreuen Pierrot gegeben. Das hatte die Frau richtig errathen: aber was dann weiter geschehen könne, wenn das Verhältniß der schönen

Katharina zu Eugen ein inniges geworden sei, davon hatte er bis jetzt noch ganz unbestimmte Vorstellungen. Und die Frau wußte sogar zweierlei, was da geschehen könnte; er war außerordentlich begierig, darüber etwas Näheres zu vernehmen, und nahm sich daher vor, mit der Frau eine Komödie des Allwissenden zu spielen.

»Nun ja,« sagte er deßhalb nach einer längeren Pause, »ich will in der That gestehen, Ihr habt bis dahin Recht; es interessirt sich Jemand dafür, daß mein Herr mit der schönen Tochter der Gemüsehändlerin eine förmliche Liebschaft anfängt; ich will das zugeben. Daran ist im Grunde nicht viel gelegen; aber jetzt darf ich kein Wort mehr zugeben, auch nichts mehr eingestehen, und wenn Ihr mir bietet, was Ihr wollt, und wenn Ihr auch Euer Zimmer abschlagt, da kann ich nichts machen, da müssen wir eben eine andere Gelegenheit suchen, die uns zum Ziele führt.«

»Jetzt sprecht Ihr halb und halb die Wahrheit,« entgegnete ruhig die Frau; »Ihr werdet mir nichts mehr eingestehen, ganz richtig! und aus dem einfachen Grunde, weil Ihr nichts mehr wißt.«

»Das wäre der Teufel!« sagte lachend der Bediente; »ich wäre wirklich neugierig, was Ihr in der Sache für weitere Ideen habt.«

»Da wäret Ihr neugierig, meine Junge?« sprach höhnisch die Frau; »das glaube ich wohl, ich will Euch auch meine Ansicht sagen; aber Ihr müßt nicht glauben, mit Euren dummen Redensarten die Frau Schilder überlisten zu können. – Ich will's Euch sagen, weil es mir gerade so passend erscheint. – Man kann also dadurch zweierlei bezwecken: erstens vielleicht eine Heirath mit dem Mädchen, um ihn

so aus der reichen und mächtigen Familie unter uns ordinares Volk zu stoßen, ihn auf diese Art unschädlich zu machen, und dann läßt man ihn die Einwilligung dieser Heirath durch irgend etwas, was ich nicht weiß, theuer genug bezahlen.«

»Ah!« sagte Joseph verblüfft, glaubt Ihr wirklich, Frau Schilder?»

»Das wär' Eins,« fuhr die Frau fort, ohne die Frage weiter einer Antwort zu würdigen; »das Andere aber ist wahrscheinlicher. Man will vielleicht, er soll sich Nachts in dieses Stadtviertel verlieren, er soll sogar wohl den Versuch machen, sich drüben in jenes Haus einzuschleichen, und dort im Neste der Alten Zusammenkünfte mit der Jungen haben.«

»Das wäre noch weit anständiger,« entgegnete Joseph, »und mir viel lieber, als so eine Heirath. Pfui Teufel!«

»Tropf!« entgegnete die Frau verächtlich, »Ihr seid ein schöner Diener Eures Herrn; da ist Eins so schlimm wie das Andere. Glaubt mir, man steigt in diesem Stadtviertel nicht ohne Gefahr in das Fenster eines Bürgermädels, und da drüben in dem Hause hat's zwei paar Fäuste, denen es bei dieser Gelegenheit ganz einerlei ist, ob sie sich blutig färben oder nicht. – Doch still, ich höre Jemanden kommen; es könnten die Beiden sein, und in dem Fall dürfen die uns nicht bei einander sehen. – Ja, ja, es kommen zwei Männer durch den Hausgang, trinkt Euren Schoppen aus und geht.«

Mit diesen Worten stand die Wirthin hurtig von der Seite Joseph's auf, nahm ihren Stuhl mit sich und setzte sich an eines der erblindeten Fenster, wo sie emsig in einem schmierigen Zeitungsblatt studirte.

DREIZEHNTES CAPITEL.

*Ein kleines Capitel, aber sehr bedeutsam.  
Jungfer Clementine hat ihre schöne Stunde,  
und drei ihrer Freunde beschäftigen sich mit  
ihrem zukünftigen Wohlergehen.*

Die Thüre öffnete sich, und die Gebrüder Schoppelmann traten herein. Sie ließen sich nieder, und der Fuhrmann betrachtete ziemlich unfreundlichen Blickes den Bedienten, der sein Geld auf den Tisch legte.

»Bis ein anderes Mal!« rief ihm die Wirthin zu.

Joseph setzte seinen lackirten Hut unternehmend auf das Ohr und schritt hochmüthig neben den Brüdern vorbei zur Thür hinaus. Er schlenderte durch den langen Gang und wollte eben zum Hause hinaus treten, als er einen Mann um die Ecke der Nebenstraße kommen sah, bei dessen Anblick er sich sehr behende wieder in den Hausgang zurückzog.

Dieser Mann war aber Niemand anders, als der Schulmeister und lustige Rath, und da der getreue Diener um Alles in der Welt hier nicht gern von ihm gesehen worden wäre, so näherte er seinen Kopf so viel als möglich der Thürspalte, um bemerken zu können, was Jener in diesem abgelegenen Stadtviertel beabsichtigte.

Der lustige Rath schien aber durchaus keine Ahnung davon zu haben, daß er sich hier einem für unsere Geschichte und wohl auch für ihn selber so sehr interessanten Terrain näherte, daß ihn links aus dem Hausgang der Weinkneipe der getreue Pierrot beobachte, und daß sich rechts das Zimmerchen der Jungfer Schoppelmann befinde. Sein Besuch, den er dieser Gasse abstattete, war sehr harmloser Natur



und galt dem musikalischen Nebenhause oder vielmehr einem der Bewohner desselben, einem ehemaligen Collegen, dessen Aufenthalt in hiesiger Stadt er jetzt erst erfahren.

Die beiden Brüder im Gastzimmer, als sie vernahmen, daß Joseph wieder in den Hausflur zurücktrat, mochten wohl glauben, er halte sich da auf, um zu horchen, und schickten die Wirthin hinaus, nach ihm zu sehen. Mit zwei Worten aber verständigte der Bediente diese würdige Frau, warum er hier gezwungen sei, auf der Lauer zu stehen, und zeigte ihr den Schulmeister, der soeben hinter der Thüre des musikalischen Hauses verschwand. Sobald er auf diese Art aus seinem Gesichtskreis war, schlüpfte Joseph aus der Schenke und schlich an den Häusern hin, um nicht zufällig von dem Andern gesehen zu werden.

Frau Schilder rief in die Gaststube hinein, daß die Luft vollkommen rein sei, daß sie gleich kommen werde, und darauf blieb sie noch einen Augenblick unter ihrer Hausthüre stehen.

Wir glauben gesagt zu haben, daß diese Schenke mit dem musikalischen Hause einen stumpfen Winkel bildet, wodurch es also möglich war, die Fenster des letzteren von der Hausthüre der ersteren genau zu übersehen. Gegenüber hatte die Frau Schilder das Haus der Frau Schoppelmann, mit dem uns wohlbekannten Fenster des Zimmers der schönen Katharina, und über demselben die Wohnung der Jungfer Clementine Strebeling.

Letztere war zu Hause; sie hatte ihre beiden Fensterflügel geöffnet, wahrscheinlich um den Duft einiger Resedenstöcke einzuathmen, die auf der Brüstung standen, sowie die Klänge der schönen Lieder zu vernehmen, die von dem musikalischen Hause herüberschallten.

»Die Lotusblume ängstiget  
Sich vor der Sonne Pracht —«

klang es von dort herüber, und Jungfer Strebeling blickte aufwärts zum Himmel; denn mit dem Namen Lotusblume verband sich allerlei hochpoetische Ideen, und dieser Name zauberte phantastische goldene Bilder vor ihr zartes Gemüth.

Lotusblume! – Dabei dachte sie an Indien, das fabelhafte Land der Bajaderen und Elephanten, den Schauplatz aller schönen Märchen, die sie in ihrer Jugend gehört; an Palmenwälder, an rieselnde Blumen, an Blumenduft und zauberische Klänge.

Lotusblume! – Die stand an einem kleinen stillen See, und das Gesicht dieser Blume neigte sich über den Wasserspiegel, schwankte vor und zurück, sehnsüchtig, einmal ein anderes Bild zu schauen, als das ihre, und zurück schreckend, wenn das Wasser leise anschwell und rauschte, als fürchte sie etwas Entsetzliches, das dort erscheinen könne, ihre zarte Jungfräulichkeit rauh zu begrüßen. – Und doch sehnte sie sich unbewußt nach diesem Entsetzlichen. Gerade so ging es der armen Clementine:

»Die Lotusblume ängstiget  
Sich vor der Sonne Pracht.«

Und die unschuldige alte Jungfer ängstigte sich ebenfalls vor ihrer Pracht – und diese Sonnenpracht war ihr die Liebe – und davor fürchtete sie sich ganz gewaltig. Ach, sie fühlte sich so behaglich im Schatten kühler Denkkungsarten, und doch hätte sie aus diesem Schatten einmal so gern hinausgeschaut in das von heißer Gluth und fröhlichen Sonnenstrahlen beglänzte Leben!

»Sie duftet und weinet, sie weinet und zittert,  
Vor Liebe und Liebesweh.«

Aber es muß eigentlich etwas Süßes sein, vor Liebesweh zu duften, zu weinen und zu zittern, meinte Clementine.

»Sie blüht und glüht und leuchtet  
Und starret stumm in die Höh' —«

scholl es sehnsuchtsvoller von drüben herüber, und Clementine, die bis jetzt ängstlich die Blicke auf ihr Busentuch geheftet, starrte nun plötzlich in die Höhe, ganz wie die Lotusblume, und wäre gern von dem Fenster zurückgefahren, wenn dieses im selbigen Augenblicke nicht höchst unschicklich gewesen wäre. Denn als sie so in die Höhe starrte, stand drüben ein junger Mann an dem Fenster, der sich sittsam herüber verneigte, als er so wenige Fuß von seiner Nase plötzlich die himmelblauen Augen der Jungfer Clementine Strebeling erglänzen sah, oder schimmern sah, oder überhaupt nur sah.

In diesem Augenblicke klangen die Worte des Gesanges:

»Der Mond, der ist ihr Buhle:  
Er weckt sie mit seinem Licht,  
Und ihm entschleiert sie freundlich  
Ihr frommes Blumengesicht.«

Dieser Vers war außerordentlich passend; denn wir wissen bereits, daß das Antlitz des Herrn Sidel in seiner glänzenden Fülle etwas vom Vollmond an sich hatte. Auch konnte man, ohne gerade ausschweifend zu sein, das Gesicht der alten Jungfer für ein frommes Blumengesicht ansehen; denn es giebt allerlei Blumen, und Clementinens Antlitz hatte in der That etwas von einer gelben Malve, welche Regen und

Sturm getrotzt hat, und über deren zarte Blätter ein eisiger Novemberwind unbarmherzig gestrichen ist.

Aber dem sei wie ihm wolle; Herr Sidel grüßte herüber, Clementine hinüber – und zwar:

»Vor Lie–ie–ie–ie–besweh. –«

So sang der unsichtbare Sänger des eben genannten Liedes mit höchstem Kraftaufwand seiner Lungen und offenbarem Stimmangel.

Alles das sah Frau Schilder unter ihrer Hausthüre, nur mit ganz anderen Augen und nicht mit solch hoher Poesie. Sie bemerkte recht gut, welchen tiefen Knix die alte Jungfer machte, als jener fremde Herr hinüber grüßte, und wie ihr gelbes, dürres Gesicht von einer sanften Röthe überstrahlt wurde.

»Ei, ei, das freut mich,« sprach sie zu sich selber, »das wäre vortrefflich zu benutzen! Nur muß ich mich vor den beiden Büffeln da drinnen in Acht nehmen. Das sind ein paar tappige, liederliche Tagdiebe, denen man nicht zu viel trauen darf. – Aha, jetzt knixt die alte Jungfer abermals, und da ich den Herrn nicht mehr am Fenster sehe, so wird er sich zum Weggehen rüsten. Warten wir noch einen Augenblick!«

Die würdige Frau hatte richtig vorausgesehen. Die Thüre des musikalischen Hauses öffnete sich wieder, und heraustrat der Schulmeister und lustige Rath, dessen Besuch nun zu Ende war und der durch diesen unglückseligen Besuch das Herz der armen Clementine in einigen Aufruhr versetzt zu haben schien. – Richtig, jetzt geht er die Gasse hinab, und sie beugte sich zum Fenster heraus, um ihm nachzusehen. Ob er an der Ecke der Straße noch einmal umgeschaut, können wir nicht mit Bestimmtheit angeben, wenn

es aber geschah, so war es reiner Zufall – denn wir müssen die bündigste Erklärung abgeben, daß der gute Schulmeister an jenes zarte, blasse Wesen, das er nur aus Artigkeit begrüßt, auch nicht im Geringsten weiter dachte.

Die Gebrüder Schoppelmann waren unterdessen durch das Ausbleiben der Wirthin einigermaßen ungeduldig geworden und machten ziemlich unfreundliche Gesichter, als sie wieder hereintrat.

Die Frau bemerkte das aber durchaus nicht, oder schien es nicht bemerken zu wollen; denn sie setzte sich an ihr Fenster und nahm das schmierige Zeitungspapier wieder in die Hand.

Die Brüder tranken in ihrem Unmuth die Schoppen leer und verlangten neue. Nachdem diese gebracht waren, entstand abermals eine Pause, welche die Wirthin durchaus nicht Willens schien, durch irgend ein interessantes und lehrreiches Gespräch zu unterbrechen.

»Das muß schon wahr sein,« sagte endlich der Fuhrmann nach einer Pause, »bei Euch findet man zuweilen ganz kuriöse Gesellschaft. War das nicht der Strolch, der bei dem Stillfried Bedienter ist? – 's war gut, daß er davon ging; denn wenn ich mit ihm bekannt geworden wäre, so hätte ich ihm gleich seinen Wein sauer gemacht.«

»Was?« versetzte die Frau und schien entrüstet; »mein Wein sei sauer? Wer kann das sagen? – Und wenn er wirklich sauer wäre, wer zwingt Euch denn, ihn zu trinken? Laßt ihn nur in Gottes Namen stehen!«

»Die will heute einmal wieder taub sein!« sagte der Jäger zu seinem Bruder; »sie hat wieder ihren schlechten Tag. – He, Frau Schilder, hört ihr wieder einmal nicht gut?«

»Leider, leider!« entgegnete die Frau; »die Hitze regt mir das Blut auf und schlägt mir auf's Gehör.«

»So kann man heute kein Geschäft mit Euch besprechen?« sagte der Fuhrmann.

»Geschäft?« entgegnete die Wirthin; »ich weiß von keinem Geschäft, das wir zusammen hätten.«

»Nicht?« lachte Jener. »Sie ist heute ungeheuer vergesslich!«

»Mein Kopf ist zuweilen schwach,« meinte die Frau seufzend, »was wollt Ihr eigentlich?«

»Nun in's Teufels Namen!« rief der Fuhrmann ärgerlich und sehr laut; »von wegen der Briefe, die wir schreiben sollen; ich will Geld verdienen.«

»Ah das?« antwortete gleichgültig Frau Schilder, nachdem sie einen Blick in den Hausflur geworfen, um sich zu überzeugen, daß Niemand da sei, der unbefugter Weise die lauten Worte des Fuhrmanns vernehme.

»Natürlich das!« entgegnete dieser; »habt Ihr denn nicht von selbst von der Geschichte angefangen? – Warum stellt Ihr Euch denn jetzt so donnermäßig dumm an? He!«

»Ja, das war damals,« entgegnete die Wirthin, »aber es ist nichts mit der Angelegenheit.«

»Warum nicht?« fragten die Brüder.

»Es geht nun einmal nicht,« sagte achselzuckend Frau Schilder.

»Und warum geht es nicht?«

»Nun, ich will es Euch offenherzig sagen, aber – ich traue Euch auch nicht recht.«

»Uns?« riefen die beiden Brüder zornig aus.

»Versteht mich recht,« fuhr die Frau fort, »nur in so weit traue ich Euch nicht, als ich fürchte, Ihr könnt das Schwätzen

nicht lassen, da Ihr genau wißt, daß ich allein den Kopf in der Schlinge habe.«

»Dummes Zeug! wer wird so was glauben?« sagte der Fuhrmann.

»So was glaube ich,« meinte lächelnd die Frau; »s ist Schade um das schöne Geschäft; es war Alles so gut wie eingeleitet. Schon heute hätten wir den ersten Brief schreiben können; und ich bin überzeugt, sie wär' sogleich Feuer und Flamme gewesen, und es wäre was Tüchtiges abgefallen.«

»Nun, so thun wir's doch!« rief hitzig der Fuhrmann; »gebt mir Feder und Papier, das ist gleich abgemacht!«

»Nein, nein, ich mag nicht!« sagte die Frau.

»Noch einen Schoppen!« rief der Fuhrmann; und als die Frau aufstand, um ihn zu holen, sagte er leise zu seinem Bruder: »Gieb nur Acht, die ganze Komödie, welche die Alte spielt, dreht sich einzig darum, daß sie etwas mehr heraus schlagen will – von dem Gewinnst nämlich; wir hatten abgesprochen. Jeder von uns Dreien bekomme ein Drittel, was nicht mehr als billig ist – pass' auf, so wie wir ihr den Willen thun und ihr vom Ganzen die Hälfte lassen – sie meint, sie könne das ansprechen, weil alle Gefahr auf ihrer Seite wäre – so wird sie gleich nachgeben; im Grunde ist's ja einerlei; denn was sie mehr bekommt, das pumpen wir ihr hintendrein doch wieder ab.«

Die Frau kam mit dem Wein zurück und setzte ihn auf den Tisch.

»Wie hatten wir es doch damals verabredet?« fragte der Fuhrmann. »Wenn ich mich recht erinnere, so solltet Ihr vom Gewinn die Hälfte haben, und wir zusammen die andere Hälfte. – War es nicht so, Frau?«

Ein kaum sichtbares Lächeln flog über das Gesicht der Wirthin, doch waren gleich darauf ihre Züge wieder hart und mürrisch wie zuvor.

»Seid doch nicht eigensinnig!« fuhr der Andere fort; »so was kommt nicht sobald wieder; da mein Bruder Conrad hilft auch mit. Laßt uns an die Arbeit gehen und weiter keine Worte verlieren. Na, sagt Eure Meinung: was schreiben wir zuerst?«

Jetzt hatte die Frau den Fuhrmann so weit, wie sie ihn haben wollte; er hatte ihr die Hälfte des Gewinnstes versprochen, und obendrein war jetzt der Andere der überredende Theil. Ging die ganze Angelegenheit einmal schief, so konnte sie immer sagen: »Warum habt Ihr mich dazu genöthigt? Ihr wißt ganz wohl, daß ich nicht gewollt habe!« Und darauf konnte sie weiter sagen: »Ihr habt mich in's Unglück gebracht – in einem solchen Falle nämlich – jetzt bringt mich wieder heraus!« – Die alte Frau Schoppelmann war eine wohlhabende Frau und die beiden Söhne hatten einmal ein tüchtiges Erbe zu erwarten.

Fast eine Viertelstunde lang überlegte die Frau hin und her; bald schüttelte sie den Kopf, bald blickte sie an die Decke, bald dem Fuhrmann ernst in's Gesicht, und dann schien ihre feste Tugend ein wenig weich zu werden, und endlich sprach sie: »Nun denn, ich will Euch den Gefallen thun, es bleibt also bei den besprochenen Bedingungen?«

»Ihr bekommt die eine Hälfte vom ganzen Gewinnst, und wir Beide zusammen die andere; billiger kann man nicht sein!«

»Und der ist ein schlechter Hund,« sagte der Jäger, »den Anderen verräth; in einem solchen Falle sollen die beiden Anderen das Recht haben, ihn todt zu schlagen.«



»Das läßt sich hören!« erwiderte der Fuhrmann, »ich bin dabei.«

»Ich auch!« sagte die Wirthin; denn sie dachte bei sich: »Mit dem Todtschlagen hat's gute Weile!«

Darauf reichten sich die drei Verbündeten über dem Tische die Hand; die Wirthin holte Papier, Dinte und Feder, rückte ihren Stuhl neben den des Fuhrmanns und dictirte einen Brief, den Dieser niederschrieb.

Was in diesem Briefe stand, werden wir uns erlauben, dem geneigten Leser so bald als möglich mitzutheilen.

#### VIERZEHNTE CAPITEL.

##### *Von der Entweihung einer königlichen Infanterie-Caserne und dem Strafgericht des Majors, Freiherrn von Brander.*

Der Major der Infanterie, Freiherr von Brander, war ein angenehmer Mann und wohlgelitten in allen Kreisen der Gesellschaft.

Wir sagen: in allen Kreisen, und glauben nicht zu viel damit behauptet zu haben.

Um von unten anzufangen, hing das Volk der kleinen Gewerbe und größeren Handwerke, Schuster, Schneider seinerseits, Putzmacherinnen und Nätherinnen von Seiten der Freifrau von Brander, an ihm mit festem Glauben, da sie seine Gläubiger waren. Die Soldaten liebten ihn wie ihren Vater, und die Furcht, ihm vielleicht durch eine Kleinigkeit zu mißfallen, war so groß, daß bei seinem Anblick das ganze Bataillon, inclusive der Unterofficiere und Feldwebel, der Lieutenants und Hauptleute, ordentlich erzitterte, und ihm

jedes einzelne Glied dieser großen militairischen Familie, wenn es nur irgend möglich war, aus dem Wege ging.

Bei den Bürgersfrauen stand der Major wegen außerordentlicher Moralität in hoher Achtung. Er hegte durchaus nicht den Grundsatz manches Collegen, daß es den Soldaten erlaubt sein müsse, den Bürger zu chicaniren, indem es den Vaterlandsvertheidigern gestattet sei, das dienende weibliche Personal seinen Pflichten abwendig zu machen; noch viel weniger aber konnte er die Ansicht theilen, es seien Dienstmädchen und Köchinnen der ganzen Stadt nur zum Vergnügen und zur Unterhaltung einer rohen Soldateska angeschafft. Er war in diesem Punkt außerordentlich streng; er hatte unter Anderem den Unterofficieren und Feldwebeln seines Bataillons eingeschärft, genau darüber zu wachen, daß das Fraternisiren des Militairs in dieser Richtung mit Individuen der bürgerlichen Klasse so viel als möglich unterdrückt würde. Soldaten dagegen, die seine Befehle nicht achteten, und die sich durch ein solches Verlieren in andere Stände in allerlei unangenehme Conflictte brachten, wußte er exemplarisch zu bestrafen. Er gab ihnen bei Wasser und Brod Gelegenheit, über ihre Fehler nachzudenken, und wenn sie anders mit der deutschen Literatur bekannt waren, hatten sie Zeit genug, in Numero »Sicher« – so nennen gefühlvolle Seelen das Arrestlocal – zu jammern:

»Schönheit war die Falle meiner Tugend,  
Auf dem Richtplatz hier verfluch' ich sie!«

Höher hinauf in den Kreisen der Gesellschaft, bei seinen Stabscollegen, bei dem kleinen Adel, war dieser Mann wegen seiner festen Grundsätze anderer Art sehr wohl gelitten. Der Major war nämlich überzeugt, daß der liebe Gott

die höheren Klassen in einem Anflug von guter Laune zu seinem Privat-Vergnügen erschaffen und zu deren Anfertigung einen weit besseren Urstoff genommen, als dies bei den Creaturen weiter unten geschehen.

Auch in noch höheren Schichten, ja, dort hinauf, wo kein irdisches Auge klar und deutlich mehr steht und, vom Schimmer geblendet, zurückbebt: an den Stufen des Thrones wußte man, daß der Freiherr von Brander in der Welt sei; und ehe er den Besitz seiner Gemahlin errang, hatte er das Glück gehabt, bei großen Festlichkeiten, ja sogar bei kleinen Kammerbällen häufig als »Tanzender« eingeladen zu werden, und einmal sogar hatte ihn der Kriegsminister so hoch gewürdigt, daß er ihn speciell um seinen Rath in einer militairischen Angelegenheit befragte. Es handelte sich damals um eine Aenderung in der Bewaffnung des Heeres, und wir können mit Stolz sagen, daß in dieser wichtigen Angelegenheit der Rath des Majors, Freiherrn von Brander, das weiße Lederzeug nämlich, statt mit Kreide, mit geriebenem Thon anzustreichen, sowie ferner dem Soldaten zu erlauben, den obersten Haken seines Uniformkragens in den Freistunden zu öffnen, siegreich durchdrang.

Der Major von Brander war ein kleiner, untersetzter Herr, mit außerordentlich dicken Epauletten und einem fast zu kurzen Waffenrocke. Er hoffte durch Letzteres seine Gestalt einigermaßen größer erscheinen zu lassen, was ihm aber hiedurch nur unvollkommen gelang. Sein Gesicht war dick und rund; ein gewaltiger Schnurrbart theilte es in zwei fast gleiche Hälften, deren untere sich in einer schwarzen, ordonnanzmäßigen Halsbinde verlor, die obere dagegen, mit zwei kleinen, grauen Augen verziert, sich in ein Gebüsch

kurz geschorener, etwas struppiger Haare endigte. Die Gesichtsfarbe des Majors war gesund zu nennen; sie hatte etwas vom Camäleon an sich, denn wenn seine Züge bei gewöhnlichem Wetter sanft geröthet erschienen, so schillerten dieselben dagegen bei kühlem Wind und Frost stellenweise in's Purpurrothe und Bläuliche hinüber, und Abends in einem etwas warmen Salon beim Whistspiel, namentlich aber bei einem guten Souper, nahmen die Backen des Freiherrn von Brander eine Färbung und einen Glanz an, welche sich nur mit denen eines gut gebratenen Gänseschenkels vergleichen lassen.

Die Majorin, Freifrau von Brander, war, was äußerliche und Körper-Vorzüge anbelangt, vollkommen das Gegentheil ihres Gemahls. Ihre Gestalt, um einen vollen Kopf länger als die ihres Herrn und Gebieters, war hager und dürr; der Kopf paßte hiezu vortrefflich und war nur in seiner Verbindung mit dem Körper ein unerklärliches Räthsel für jeden aufmerksamen Beobachter; denn diese Verbindung – der Hals nämlich – war so entsetzlich dünn, daß man nicht begriff, wie es ihm gelang, selbst diesen Kopf zu tragen. Das Gesicht bildete ein förmliches Dreieck mit sehr spitzigem Kinn und außerordentlich breiter Stirne; und diese breite Stirne war der Stolz der Majorin und der ganzen Brander'schen Familie, nicht eben wegen der äußeren Form, sondern wegen ihres inneren Gehaltes.

Die Freifrau von Brander war Dichterin . . .

Nicht blos geheime Dilettantin, sondern wirklich ausübende Gedruckt-worden-seiende. Dabei war sie als Schriftstellerin eine Frau von sehr aufgeklärten Grundsätzen; denn sie hatte sich als solche ihres adeligen Namens entäußert

und nannte sich am Ende ihrer Aufsätze, sowie am Anfange ihrer Gedichte: Rosa Immergrün.

Die jungen Officiere des Regiments, welche keinen Begriff davon hatten, wie verdienstvoll es von der Majorin war, daß sie neben der Besorgung ihres Hauswesens und der Erziehung ihrer Kinder – es existirten freilich keine, aber es hätten doch welche da sein können – der Kunst und Wissenschaft diene, machten sich in allen ihren Kreisen über sie lustig und bezeichneten die Gemahlin ihres Chefs mit dem höchst unpassenden Namen: Majorin Blaustrumpf, welche Unart, als sie ihr einst zu Ohren kam, von ihr in einem vortrefflichen Gedichte belohnt wurde, das uns aber leider nicht mehr aufzufinden gelang.

Der Major von Brander war an dem Tage, an dem unser Capitel beginnt, in einer sehr nachdenklichen Stimmung nach der Caserne gegangen.

Zu Hause wurde gekocht und gebraten, Conditor-Jungen liefen treppauf, treppab, aufwärts mit heiteren Mienen und großen Schüsseln voll Backwerk, abwärts mit leeren Händen und einigermaßen niedergeschlagen, da es ihnen trotz einiger schüchternen Versuche nicht gelungen war, dem Wunsche ihres Meisters nachzukommen, nämlich die Zahlung für das Backwerk mitzubringen. Die ganze Wohnung war in offenbarer Zerstörung begriffen: Möbel wurden verrückt, Betten entfernt, die Köchin putzte Gläser und Flaschen, der Bursche schliff Messer und polirte Gabeln.

Die Majorin hatte nämlich, um einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, den Entschluß gefaßt, den Damen ihrer Bekanntschaft, sowie einigen Schöngeistern der Stadt einen ästhetischen Thee zu geben, und der Major hatte dieses Angenehme mit dem Nützlichen dadurch verbunden, daß er

für sich eine Whistpartie arrangirte und eine dringend gewordene Abfütterung jener Leute veranstaltete, bei denen er seinerseits schon einige Mal zu Gast gewesen war.

Man kann gar nicht behaupten, daß sich der Major in besonders angenehmer Stimmung befand. Der eben erwähnte Spectakel in seinem Hause war ihm zu kostbar und unangenehm, und ferner hatte seine Gemahlin für ihren ästhetischen Thee die besten Zimmer in Anspruch genommen und die Whistpartie in ein paar Hinterstuben verwiesen, damit, wie sie sagte, jenes rohe Element nicht zu geräuschvoll eintrete in die sanften Harmonieen ihres auserwählten Cirkels. Man muß deßhalb aber nicht glauben, als seien beide Gesellschaften vollkommen getrennt gewesen. Im Gegentheil. Zuerst sollte ein Vereinigungspunkt um den Theetisch stattfinden, und erst nachdem die Seelen der gebildeten Leute durch einiges aufgegossene warme Wasser weich und empfindlich geworden, und die Magen der hohen Spieler aus der gleichen Ursache so angefüllt, daß es ihnen möglich wurde, später große Quantitäten Weines und Bieres zu sich zu nehmen, sollten sich beide Parteien trennen.

Vorn sollte angenehmes Gespräch säuseln, sowie Neuschaffenes vorgelesen, hinten gespielt werden; und getrennt waren beide Gesellschaften durch die Garderobe der Majorin, ein dunkles Gemach: die finstere Grenze von der Hölle in den Himmel. — —

Der Major hatte eigentlich an diesem Nachmittage durchaus nichts in der Caserne seines Bataillons zu thun; er pflegte nie um diese Stunde hinzugehen, weßhalb er auch, wie wir gleich sehen werden, von seinen militairischen Kindern durchaus nicht erwartet wurde.

Er näherte sich dem weitläufigen Gebäude in der guten Absicht, die Leute durch seinen Anblick zu erfreuen und zugleich zu sehen, ob sich Alles in Richtigkeit und bester Ordnung befinde. Zu diesem Zwecke ging er auch nicht durch das Hauptthor der Caserne, sondern schlenderte auf einem Umwege durch mehrere Straßen zu einer kleinen Hinterthüre, durch die er ungesehen zu dem Flügel gelangen konnte, in welchem sein Bataillon lag. Ehe der Major diese Wohnungen erreicht hatte, vernahm er schon von Weitem das Ge-seufze einer Violine und das Jubeln einer Clarinette, die sich bemühten, in zarter Harmonie eine Polka hervorzubringen. Obgleich es nun in den Kriegsartikeln nicht verboten war, in der Caserne Violine und Clarinette zu spielen, und sich darunter eigentlich nichts Schlimmes vermuthen ließ, so kam es doch dem Major seltsam vor, daß er dazu ein Geräusch hörte, wie von vielen strampelnden Beinen, das taktmäßig mit der Polka ging. Der Major stieg langsam die Treppe hinauf, und je weiter er kam, desto deutlicher wurde es ihm, daß in einem Zimmer seines Bereichs eine Tanzmusik aufgespielt, und daß zu der Tanzmusik obendrein auch getanzt wurde. Er schüttelte gewaltig sein Haupt, und die Züge desselben, seines Gesichts nämlich, begannen in's Dunkelröthliche zu spielen. Es mußte dies wohl von dem starken Gehen in der Mittagshitze kommen. — Jetzt blieb er plötzlich stehen — — aber nein, das war unmöglich — — und doch — — zwischen dieser Musik hörte er auch zuweilen einen rasselnden Trommelwirbel; derselbe fing leise an, schwoll zu bedeutender Stärke und hörte pianissimo wieder auf.

Der Major blieb erstaunt stehen und horchte. Das war gewiß unmöglich und doch täuschte er sich nicht. — — Ja, er

vernahm lachende Weiberstimmen – am Ende waren es sogar Mädchen, die so laut aufschrieten – und ferner – er mochte kaum seinen Ohren trauen – Kindergeschrei – ja, die Stimmen von kleinen unschuldigen Kindern, welche obendrein die allgemeine Tanzlust nicht zu theilen schienen; denn die Kinder schluchzten und heulten und jammerten durcheinander, als wenn sie an jener Musik gar keinen Gefallen fänden und ihnen etwas absonderlich Unangenehmes geschähe.

Der Major, als kluger Feldherr, beschloß, den Feind im Rücken anzugreifen, ihn zu überraschen, und öffnete deshalb leise das Zimmer neben dem, in welchem getanzt wurde. Schrecklicher Anblick! – Hier sah es nicht im Geringsten aus wie in einer ordentlichen Caserne, sondern wie in einer Kleinkinder-Bewahranstalt. Sämmtliche Betten – und es waren deren zwölf im Zimmer – sah er besetzt von kleinen schreienden Wesen, von einem halben Jahre an bis zu vier Jahren; eine ganze Musterkarte von Kinderstimmen war hier vertreten – sämmtliche Rangklassen der bürgerlichen Gesellschaften in ihren Sprößlingen. Das bewiesen ihre Anzüge von Kattun, Merino, Seide und Sammt, und ihre Kopfbedeckungen, vom baumwollenen Mützchen an bis zum italienischen Strohhut mit Band und Feder.

Entsetzlicher Anblick!

Der Major, entrüstet – nein, dieses Wort ist nicht im Stande, den Zorn des Majors auszudrücken – außer sich, schritt durch dieses Kinderzimmer, nicht ohne daß einer der älteren Buben, die herumkrabbelten, den Versuch machte, in den kleinen Beinen des Majors oder seinem langen glänzenden Degen ein neues passendes Spielzeug zu erobern, welcher Beweis kindlicher Zuneigung in diesem Augenblick



jedoch nicht im Stande war, das Herz des Racheengels zu erweichen.

So gelangte er unbemerkt an die Thüre des Tanzsaales, und er mußte sich einen Augenblick an einem Pfosten desselben festhalten, um sich so weit sammeln zu können, daß es ihm möglich war, ohne seinem Ansehen zu schaden, würdevoll unter die Schuldigen zu treten.

Da befanden sich in diesem Nebenzimmer sämmtliche Kindsmädchen, welche zu den draußen abgelegten Kindern gehörten, und dabei etwa ein Dutzend seiner Unterofficiere. Ja, wir können es nicht verschweigen, es waren keine gewöhnlichen Soldaten, es waren »Avancirte«, und Jeder hatte ein Mädchen im Arme und tanzte so wahnsinnig mit ihr im Zimmer herum, daß der Staub aufwirbelte, die Röcke weit hinaufflogen und die Dielen krachten.

Die Unglücklichen waren obendrein so im Eifer des Vergnügens und durch die schöne Tanzmusik so in den Schuß gerathen, daß es ihnen nicht möglich war, plötzlich einzuhalten und eine der unglücklichen Tänzerinnen an den etwas schnell und unvorsichtig hereintretenden Major dergestalt anprallte, daß letzterer das Gleichgewicht verlor und nach zweimaligem Umdrehen auf eine Trommel niederzusetzen kam, was einen dumpfen, unheimlichen Ton verursachte. Dieser dumpfe Ton fuhr wie der Posaunenschall des jüngsten Tages auch in die Ohren dieser Schuldigen. Die zwölf Dienstmädchen kreischten laut auf und suchten das Weite.

Hiefür hatte aber der Major gesorgt, indem er die Thüre des Nebenzimmers hinter sich abgeschlossen; den Tanzsaal hatten die Unglücklichen selbst abgesperrt, indem sie einen Tisch vor die Thüre desselben gerückt, auf welchem

die Musik gestanden und aufgespielt. Wir sagen: »gestanden«; denn in dem Augenblick, wo der Major sichtbar wurde und wo jener Trommelschlag ertönte, brach die Musik mit einer schrillen Dissonanz ab, und die beiden unglücklichen Musikanten, das Aergste befürchtend, riskirten ihre Flucht durch ein ziemlich breites Oberlicht über der Thüre und entkamen auch auf diese Art, ohne von dem Vorgesetzten erkannt zu werden.

In den ersten zehn Minuten war der Major nicht im Stande, nur ein einziges Wort hervorzubringen; seine Fäuste ballten sich krampfhaft, die Augen hatte er weit aufgerissen, seine Gesichtsfarbe spielte in's Dunkelrothbraunviolette! — —

Der Freiherr von Brander konnte außerordentlich grob sein, und er war es auch bei außerordentlich vielen Gelegenheiten. Es war dies eine Schattenseite an diesem sonst so vortrefflichen Character. Heute aber kam diese Grobheit nicht zum Ausbruche; seine Aufregung war zu stark; er grollte nur in der Entfernung einige dumpfe zehntausend Donnerwetter und Kreuz-Mohren-Stern-Elemente, dann aber war es wieder still, eine schwüle Stille, eine entsetzliche Stille! Der Major schloß die Thüre hinter dem Tische ebenfalls ab, ging nach dem Nebenzimmer, setzte sich dort auf einen Stuhl und befahl mit donnernder Stimme den Verbrechern und Verbrecherinnen, Eines um das Andere hervor zu kommen.

In der ganzen Caserne war es indessen schon ruchbar geworden, daß der Major von Brander ungeladen bei der Tanzpartie erschienen war. Der Officier *du jour*, der auf seinem Zimmer mit einigen Freunden eine Partie Landsknecht spielte, faßte den Entschluß, sich vor dem erzürnten Vorgesetzten jetzt nicht mehr sehen zu lassen, und bat dagegen

seinen Kameraden, den Bataillons-Adjutanten, der ebenfalls zufällig zugegen war, hinüber zu steigen und wo möglich den Zorn des Majors abzulenken, daß er nicht auf den Gedanken ver falle, ihn, den unglücklichen Officier *du jour*, für den Spectakel verantwortlich zu machen.

Der Bataillons-Adjutant, Lieutenant von Stifeler, war ein Officier, der den Teufel nicht fürchtete, aber vor dem Major Brander gewaltigen Respect hatte; doch nahm er in diesem Punkt allen seinen Muth zusammen und ging eilen den Schrittes nach dem Zimmer Nr. 44, wo das Schreckliche geschehen. Da fand er die Thüre verschlossen und klopfte an. Der Major schrie: Herein! mit einer solch fürchterlichen Stimme, daß es den Adjutanten eiskalt über lief; er fürchtete nicht mit Unrecht, sein Erscheinen werde den Chef veranlassen, die vielleicht schon geschlossenen Schleusen seiner Beredtsamkeit noch einmal aufzuziehen, und der arme Adjutant hatte gar keine Ahnung davon, daß die ganze Grobheit des Vorgesetzten bis jetzt künstlich aufgestaut worden war, und daß sein Eintritt den mühsam erbauten Damm durchbrechen, die wilden Gewässer entfesseln würden, auf daß sie zügellos dahin strömten.

Der erste Ausdruck, der sich auf dem Gesichte des Majors beim Erscheinen seines Adjutanten malte, war der einer unaussprechlich tiefen Wehmuth; er faltete sogar die Hände über seinem ziemlich dicken Bauche zusammen und blickte an seinem Adjutanten, der über zwei Kopflängen größer war, kummervoll in die Höhe. Der Lieutenant von Stifeler faltete ebenfalls seine Hände zusammen, doch nicht über seinem Bauche, – denn er hatte keinen – dabei ließ er die Mundwinkel hängen, zog die Augenbrauen in die Höhe und

schaute noch ungleich schmerzerfüllter in die Tiefe, als sein Chef in die Höhe.

»Gräßlich!« sagte der Major nach einer Pause und zuckte die Achseln.

»Unerhört!« sprach der Adjutant, und zog seine Schultern so hoch hinauf, daß sein Kopf fast zwischen denselben verschwand.

»Nein! nein!« schrie der Major, und mit einer solchen entsetzlichen Stimme, daß die Fenster erklimrten, und dabei sprang er mit gleichen Füßen einmal im Kreise herum. »Da soll ja eine ganze Legion von Donnerwettern in einem Hagel von Sterngranaten in die Mordbande hineinfahren! Ist denn die Caserne Seiner Majestät« – bei den letzten Worten legte er die Hand salutirend an die Pickelhaube, und der Adjutant machte es gerade so – »ein Tanzboden geworden, und die ganze Welt zu einem Narrenhaufen mit zehntausend Millionen Narren? Hat man je so etwas erlebt, ohne daß die Erde entzwei gespalten wäre und diese ganze Schwefelbande mit hinunter geführt, oder der Himmel eingestürzt und mit all seinen tausend Sternen und Elementen auf ihre Köpfe hernieder und sie zusammen gewettert, daß die Fetzen davon geflogen, so weit es Luft hat zwischen Himmel und Erde? Alle Welt-Kreuz-Mohren-Tausend-Himmel-Stern- und Granaten-Sakerment! Wo fang' ich an zu strafen und wo hör' ich auf? – Doch wozu mich eigentlich ereifern?« Bei diesen Worten schlug der Major ein krampfhaftes Gelächter auf und ließ sich, tief Athem holend, auf einen Stuhl nieder.

--

»Herr Lieutenant von Stifeler,« sagte er nach einem längeren Stillschweigen, während dessen er bloß durch Blicke, aber desto deutlicher gesprochen, »nehmen Sie gefälligst Ihr

Taschenbuch zur Hand, wir wollen zu Gericht sitzen, schauerlich zu Gericht sitzen, und die nichts ahnenden Herrschaften dieser nichtsnutzigen Weibsbilder sollen erfahren, wem sie ihre Kinder anvertraut.«

Der Major, so laut er auch schrie, hatte doch Mühe, sich verständlich zu machen; denn die erschreckte Kinderschaar war – das heißt die, welche laufen konnte – aus Furcht zwischen zwei Betten zusammen gekrochen und stieß beim Anblick des kurzen Majors und des langen Adjutanten ein mörderliches Geschrei aus. Nur ein einziger Sprößling, ein Bube von vier Jahren, konnte sich von der großen Trommel, vor welcher er stand, nicht trennen, und bearbeitete das Fell derselben auf eine die Ohren zerreiße Art.

»Herr Lieutenant von Stifeler,« befahl der Major, »sagen Sie den Kindern, daß sie stille sind, es soll ihnen nichts zu Leide geschehen.«

Der Adjutant griff abermals an seine Pickelhaube; doch brachte der erste Schritt seiner langen Beine, den er auf die Kinder zu that, und das erste Wort, womit er sie haranguirte, nicht die gewünschte Wirkung hervor. Der Adjutant hatte im Allgemeinen einen sehr undeutlichen Begriff von der Behandlung kleiner Kinder, und die Art, sie im vorliegenden Falle, wo sie in der königlichen Caserne vor den Augen des Majors unbändig schrieen, ohne vorher die Erlaubniß hiezu eingeholt zu haben, zu beschwichtigen, war er nicht so glücklich aufzufinden. Er behandelte sie wie eine Schaar Recruten und sagte zu ihnen in einer tiefen Baßstimme: »Verschiedene Kinder! ich kann es euch auf Ehre! nicht verhehlen, daß ich es für ungeheuer unpassend und durchaus gegen das Casernenreglement halte, daß ihr hier so unvernünftig schreit; doch der Herr Oberstwachmeister« – dabei

faßte er abermals an seine Pickelhaube – »sowie ich haben wahrhaftig keine Idee, euch etwas zu Leide zu thun. Darum, liebe verschiedene Kinder, steht still und betraget euch so manierlich und anständig, wie man es von einem königlichen Landeskind in einer königlichen Infanteriecaserne zu erwarten berechtigt sein kann.«

Auf diese Rede hin, die an sich nicht ohne war, schrienen die Kinder noch heftiger als zuvor, und der jugendliche Trommler versuchte einen Wirbel zu schlagen.

Der Adjutant wandte sich achselzuckend zu seinem Chef und erlaubte sich die Bemerkung, es sei vielleicht besser, wenn man jeder der Verbrecherinnen gestatte, ihr Kind heraus zu suchen und selbst zum Schweigen zu bringen; man habe auf diese Art Alles bei einander, die Uebelthäterinnen mit den betreffenden Corpus delicti's.

Bevor der Major hiezu seine Einwilligung gab, versuchte er es, den jungen Trommler eigenhändig von der Trommel zu entfernen, ohne jedoch zu dem gewünschten Resultate zu kommen; denn der Junge vertheidigte seine Beute auf's Nachdrücklichste, und hatte so wenig Respect vor dem Major, daß er sogar von der Defensive in die Offensive überging und mit seinen Trommelschlegeln nach den dürren Beinen des Officiers stieß.

»Wir wollen das Verhör mit diesem Rangem anfangen,« sagte würdevoll der Major. »Wo ist die Person zu diesem Kinde?«

»Hier!« ließ sich eine schüchterne Stimme vernehmen.

»So! Sie ist also diese pflichtvergessene Person, die, anstatt mit den Kindern in Gottes freier Luft spazieren zu gehen, in die königliche Caserne schleicht, um Ihrer Tanzlust

zu fröhnen, während Sie dieses unartige Kind, das eine Aufsicht so nöthig hat, sich selbst überläßt? Bei welcher Herrschaft ist Sie? wem gehört dieser Schlingel? – Nun, wird's bald? Antwort!«

»Bei des Generals von Hammerbach Excellenz bin ich,« sagte die unglückliche Person mit niedergeschlagenem Blick.

»Gerechter Gott!« rief der Major und faßte an seine Pickelhaube; »bei Seiner Excellenz dem Herrn General von Hammerbach? Und dieses liebenswürdige Kind, das Sie so gräulich vernachlässigt, ist sein Sohn?«

»Ja,« sagte das Mädchen, und der Adjutant schauderte.

»Trommle du ruhig weiter, mein liebes Kind,« fuhr der Major fort, »du hast ganz recht, du kannst nichts dafür, daß man dich in die Caserne geschleppt. – Aber ist es nicht erstaunlich,« wandte er sich zu seinem Adjutanten, »wie dieser kleine junge Herr schon so vortrefflich trommeln kann? Es wäre anderswo eine Freude, ihm zuzuhören, aber hier ist es entsetzlich. Herr Lieutenant von Stifeler, sehen Sie einen Augenblick nach, das Kind hat die Trommelschlegel verkehrt; haben Sie doch die Güte, und geben Sie sie ihm recht in die Hand. – So! – Jetzt trommle nur zu, mein Söhnchen; man muß ein Talent immer unterstützen; das ist in der That ein kleines militairisches Genie. – Aber weiter!« –

Der beschränkte Raum dieser Blätter verbietet uns leider, das ganze Verhör des Herrn Majors von Brander in vollkommener Umständlichkeit wiederzugeben: wir können nur versichern, daß, wie schon gesagt, hier sämtliche Kreise der Gesellschaft vertreten waren. Da gab es, wie schon erwähnt, kleine Generale, ferner Regierungs-, Steuer-, Hof-

und Stadträthe, dann Kaufleute, ja Schneider und Schuster, und was die letzteren anbelangt, so hatten sie sich blos durch die äußeren Vorzüge ihrer Kindsmädchen, welche von allen die blühendsten und frischesten waren, in diese vornehme Gesellschaft eingeschlichen.

Nachdem der Adjutant sämmtliche Namen der Herrschaften, sowie sämmtliche Vor- und Zunamen der Verbrecherinnen bestens notirt, wurden dieselben nach einer langen und kräftigen Rede des Majors entlassen und ihnen die tröstliche Versicherung mit auf den Weg gegeben, daß er nicht ermangeln werde, dieser Unthat im Parolebefehl zu erwähnen, daß er aber hauptsächlich durch ein Cirkularschreiben *brevi manu sub voto remissionis* an ihre betreffenden Häuser auf ihre nachdrückliche Bestrafung hinwirken wolle.

Die Namen der Unterofficiere, sowie der Compagnieen, zu welchen sie gehörten, wurden ebenfalls aufgeschrieben, um sie den betreffenden Hauptleuten übergeben zu können; der unglückliche Tambour dagegen, der die königliche Trommel zum Kinderspiel hergegeben, wurde drei Tage in Arrest geschickt, bei Wasser und Brod, und das von Rechts wegen.

#### FÜNFZEHNTE CAPITEL.

*Der Erzähler dieser Geschichte führt den geneigten Leser zu einem ästhetischen Thee. – Viel warmes Wasser und Butterbrod.*

Finster und schweigend verließ der Major die Caserne, und der lange Adjutant ging ebenso finster und schweigend neben ihm her. Der Erstere war durch das eben Vorgefallene



auf's Tiefste erschüttert – eine solche Entheiligung der Caserne und noch obendrein eines Theiles der Caserne, in welchem sein Bataillon lag! Als er an der Straßenecke ankam, wo er rechts nach seiner Wohnung ging, verabschiedete er den Lieutenant von Stifeler, wobei er aus der Tiefe seines Herzens nur das einzige Wort: »Unerhört!« hervorbrachte.

»Unerhört!« sagte der Adjutant ebenfalls und hielt seine rechte Hand so lange an die Pickelhaube, bis der Chef um die Ecke verschwunden war; dann begab er sich nach der Caserne zurück, um den angefangenen Landsknecht zu vollenden.

Es war ein Glück, daß der Major, als er ebenfalls nach Hause kam, durch das Rumoren in demselben, welches ihn vorhin vertrieben, einigermaßen zerstreut wurde; auch warteten seiner verschiedene kleine Haushaltungsgeschäfte, welche er bei festlichen Veranlassungen, wie der heutigen, selbst zu besorgen pflegte.

Zwiebel, der Bediente, hatte seine Messer und Gabeln geputzt, auch den Salat gelesen, darauf mit seinen militärischen Händen Kartoffeln geschält und das Küchenfeuer unterhalten. Auch hatte ihn die gnädige Frau unterdessen in verschiedene Kunstläden herumgeschickt, um sich einige kostbare Bilderwerke »zur Ansicht« kommen zu lassen, die dann heute Abend gleichfalls zur Ansicht der Eingeladenen figuriren sollten. Ferner hatte Zwiebel von einem Sprachlehrer, mit dem die gnädige Frau hie und da französische Werke las, eine kleine Abhandlung in dieser Sprache holen müssen; es waren Recensionen über ein neu erschienenes Werk, das viel von sich reden machte; und der Major hatte sich schon mehrere Stunden des Tages damit beschäftigt,

die Recension sauber abzuschreiben – ebenfalls zum »gefälligen« Auffinden.

Der Major stieg indessen die Treppe hinauf, erhitzt vom schnellen Gehen, noch prustend in Folge des gehabten Aergers. Das Geklapper der Teller und das Geklirr der Gläser, dazu der süße Bratenduft, den er roch, waren kaum im Stande, seinen Unmuth zu zerstreuen. Mehr aber als durch dieses bezwang er ihn beim Anblicke Zwiebel's, der in seinem Zimmer den Schlafrock parat hielt und ein sehr bedenkliches Gesicht machte; denn der Major entnahm hieraus, daß der Diener schon lange geharrt und daß es nöthig sei, die trüben Gedanken zu verscheuchen, um sich mit Ernst den seiner harrenden Geschäften hinzugeben.

Er setzte hierauf die Pickelhaube ab, entledigte sich des Waffenrockes mit den dicken Epauletten und schlüpfte in sein bequemes Hauskleid.

Wenn wir nicht wüßten, geneigter Leser, daß es deinem Herzen wohlthun würde, einen rauhen, wilden Krieger, dessen Geschäft es ist, den Säbel zu schwingen und donnern-de Schlachten zu gewinnen, einmal in sanften, friedlichen Geschäften zu erblicken, so würden wir die nächsten Zeilen nicht niederschreiben; aber da wir glauben, daß Hercules, der den Stall des Augias mistet (der Major kam, wie wir wissen, von einem ähnlichen Geschäfte), dir vielleicht kaum interessanter sein wird, als der sanfte Hercules am Spinnrocken, so fahren wir fort und wollen berichten, was der Major nun begann, nachdem er seinen Schlafrock angezogen und sich eine kurze Tabakspfeife angezündet.

Er ging zuerst zu seiner Frau hinüber, nicht ohne vor der Thüre zu deren Zimmer die Tabakspfeife in den Schlafrock

gesteckt zu haben. Hier begann er ein gleichgültiges Gespräch, so daß man sah, daß er nicht in der Stimmung war, über gemeine Dinge – die Vorbereitungen zum Thee heute Abend – zu sprechen. Madame zerkaute die Feder, die sie in der Hand hatte, und blickte dabei schwärmerisch gen Himmel. Auch gab sie dem Major auf seine Fragen oft die verkehrtesten Antworten, so daß er sich nicht lange in dem Musentempel aufhielt, sondern ein paar Saiten tiefer griff und sich nach dem Eßzimmer begab, das neben der Küche gelegen war.

»Donnerwetter! wie sieht's hier noch aus?« sagte der Major zu seinem Zwiebel, der hoffnungslos neben einem Haufen der verschiedenartigsten Dinge stand, die alle noch für heute Abend gehörig geputzt und hergerichtet werden mußten, als da waren: Weinflaschen, Spielkarten, Stearinlichter, silberne Löffel und Gabeln in Packeten zu einem halben Dutzend, sorgfältig versiegelt, mit der Adresse des Majors Freiherrn von Brander darauf, verschiedene Käse in Papier, ein Korb voll feinen Theebackwerks, ein anderer voll gewöhnlichen Brodes und mehr dergleichen Sachen noch, die zu einem ästhetischen Thee und einer unästhetischen Whistpartie nöthig und erforderlich sind.

Nachdem der Major seine Pfeife wieder in Brand gesetzt, vorher aber die Fenster geöffnet und das Nebenzimmer geschlossen, schlug er die Aermel seines Schlafrocks in die Höhe und begann mit großem Gepolter das vor ihm liegende Chaos zu ordnen.

»Was meinst du, Zwiebel,« sprach der Gastgeber, »wenn wir zuerst bei den alten Weinflaschen anfangen? Ich glaube, es wäre am besten, wenn wir dieses zerbrechliche Zeug in

Reih' und Glied brächten und unter einem Winkel aufmarschiren ließen.«

»Zu Befehl, Herr Major!« entgegnete der Bediente; »ich glaube, der Herr Major thäten ganz wohl daran.«

Dieser ließ sich nun nach dieser Zustimmung eine Serviette geben und auch die Flaschen Stück für Stück herüber reichen. Er hielt sie vor das Licht, wischte mit dem Tuche den Staub ab, öffnete mit dem Pfropfzieher; das alles geschah mit großer Feierlichkeit und außerordentlich behende. Die Flaschen mit weißem Wein wurden in die rechte Ecke gestellt, die mit rothem in die linke, und hiez zu dampfte die Tabakspfeife und schaute der Bediente zu mit aufgesperrem Maule.

»Siehst du, Zwiebel,« sagte der Major mit dröhnender Stimme unter diesen Geschäften, »ich halte es unbedingt für besser, die Flaschen so abgeputzt und hergerichtet auf den Tisch zu stellen; es giebt freilich Leute, die sie ihren Gästen mit dem Kellerstaub vorsetzen, um damit das hohe Alter des Weines anzuzeigen; aber es ist die vollkommenste Renommage; Staub gehört nicht auf den Tisch. – Apropos, da ich einmal bei dem Staube bin, der mit dem Schmutze große Aehnlichkeit hat, so möchte ich auch da in der Küche dir ein paar Worte in's Gewissen reden« – er rief diese Worte überlaut in's Nebenzimmer hinein – »ich muß mir sehr ausbiten, daß heute Abend nicht wieder Schüsseln vorkommen, an deren Rande die schwarzen Tatzen abgemalt sind; Alles muß reinlich und nett sein, sehr reinlich, keine Malpropreté. – Mir scheint auch,« fuhr der Freiherr von Brander fort, und hob die Nase und schnüffelte in die Luft, »als rieche ich etwas Verbranntes, so einen verbrannten Kalbsbratengeruch. Paßt mir doch auf, in's Dreiteufelsnamen!«

Er eilte geschäftig in die Küche, um sich von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen, und blieb einen Augenblick mit aufgestemmen Armen vor dem Kochherde stehen.

»Riecht Sie denn gar nichts, Babette?« fragte er nach einer Pause, während welcher er seine Geruchsnerven übermäßig angestrengt, »riecht Sie in der That nichts? He, Zwiebel! merkst du nichts Verbranntes?«

Damit eilte er in's Eßzimmer zurück. »Zu Befehl, Herr Major,« sagte der Bediente, »es brandelt wirklich etwas.«

»Sieht Sie, Babette,« schrie der Major, »auch Zwiebel hat's gerochen!«

»Ja, jetzt rieche ich es auch,« erwiderte die Köchin, »aber es kommt von einem Papier her, das man in den Ofen geworfen, Papier aus der Madame ihrem Zimmer; es wird eine Schreibfeder dabei gewesen sein.«

»Donnerwetter! eine Schreibfeder?« rief der Major entrüstet, »also nicht der Kalbsbraten. Babette? Kann ich mich darauf verlassen, daß es nicht der Kalbsbraten ist? Dann ist es gut!«

»Gewiß kein Kalbsbraten!« versetzte die Köchin.

»Ja wohl, Federn,« sagte Zwiebel bestimmt, »kein verbrannter Kalbsbratengeruch.«

»Bon!« sprach der Major.

Die Köchin und Zwiebel hätten um Alles in der Welt nicht zugegeben, daß der Kalbsbraten gebrandelt hätte, und wenn dieses auch wirklich der Fall gewesen wäre. Der Major, wenn er sich einmal so mit Haushaltungsgeschäften befaßte, war außerordentlich reizbar, sobald solche Fehler vorkamen, und konnte dann über alle Maßen grob werden. Kam

dagegen nichts Unrechtes vor, so war er in solchen Momenten der leutseligste und herablassendste Herr, den man sich nur denken konnte.

Jetzt waren die Flaschen beseitigt. Zwiebel stellte ein Dutzend leere Leuchter auf den Tisch, und der Major machte sich mit eigenen Händen daran, dieselben mit frischen Stearinkerzen zu bestecken. Er that das nur in der reinen Absicht, damit keine schief aufgesteckt würde, denn solches war ihm ein Gräuel. Ja, wenn alle Leuchter montirt waren, so wurden sie in eine Linie gestellt und mit Zwiebel's Beihülfe auf's Genaueste gerichtet. Auch die Papiere unten durften nur so weit vorstehen, wie es bei den Halsbinden der Soldaten der Fall war, genau eine und eine Sechzehntelslinie. Es hätte den Major außerordentlich betrübt, wenn man am Anzuge seiner Leuchter die geringste Unregelmäßigkeit entdeckt hätte.

Dieses Geschäft ging indessen glücklich von Statten; der Major schwitzte vor Arbeit und Vergnügen und war äußerst guter Laune.

»Solltest du's wohl glauben,« sagte er nach einer längeren Pause, »daß es Leute giebt, die verbrannten Kalbsbraten essen?«

Zwiebel schauerte ein klein wenig zusammen und schüttelte den Kopf.

»Du glaubst es nicht?« sagte der Major.

Der Diener war sehr in Verlegenheit, ob er Ja oder Nein sagen sollte, da er nun nicht genau wußte, welche Ansicht in diesem Punkte sein Herr entwickeln würde; er behalf sich deßhalb mit einem außerordentlich dummen Lächeln.

»Ja, es giebt solche Leute,« fuhr feierlich der Major fort und nahm ein Trinkglas vom Tisch, das er gegen das Fenster

hielt, um zu sehen, ob es auch rein geputzt wäre; »es soll solche Leute geben,« wiederholte er, hauchte dann in das Glas hinein und wischte mit der Serviette darin herum, um einen Flecken zu vertilgen, den er entdeckt.

»Wer hat die Gläser eigentlich geputzt?« fragte er hierauf und unterbrach dadurch seinen Ideengang in Betreff des verbrannten Kalbsbratens. »Donnerwetter! ich finde darin eine Unsauberkeit – hier war ein Flecken. Zwiebel, wenn du Zeit hast, so werden alle Gläser nochmal durchgesehen; verstehst du mich? Man kann doch den Weibsbildern nicht das Geringste anvertrauen! – So – Lichter, Flaschen, es wäre Alles in Ordnung; jetzt wollen wir einmal über die Spielkarten gehen, zu jedem Tisch zwei Spiele, ein rothes und ein blaues; wir haben drei Tische. Hast du sechs Spiele, Zwiebel?«

»Zu Befehl, Herr Major!«

»Drei blaue und drei rothe?«

»Zu Befehl, Herr Major!«

»Bon!« sagte dieser. »Jetzt wollen wir einmal einen Blick in die Zimmer werfen, um nachzusehen, ob da Alles in gehöriger Ordnung ist.«

Draußen in der Küche war ein unterdrücktes Husten hörbar, und eine sanfte Stimme sprach: »Babette, Sie muß sich ein wenig eilen, es ist gleich sieben Uhr, um halb Acht kommen die Herrschaften.«

»Die Frau Majorin,« sagte Zwiebel sehr schüchtern, und fügte mit leiser Stimme hinzu: ... »Die Pfeife ... Herr Oberstwachmeister.«

»Ja so, die Pfeife!« antwortete dieser einigermaßen verwirrt, »richtig, die Pfeife; ich danke dir, braver Zwiebel! Da nimm sie und steck' sie in die Tasche. – Donnerwetter, das war ein Geschäft!«

Diese letzten Worte galten der eintretenden Majorin, welche in diesem Augenblicke einem starken Hustenanfalle fast zu erliegen schien. »Aber, lieber Ferdinand,« sagte sie, »wie kann man denn eine halbe Stunde vor einer Soirée im Gesellschaftszimmer rauchen?«

»Nicht im Gesellschaftszimmer, mein Schatz!« versetzte freundlich der Major, »Gott soll mich bewahren! – Gewiß nicht, nur hier im Eßzimmer, und es sind überdies die Fenster auf, das geht im Augenblicke wieder hinaus.«

»Da sehe ich auch Cigarren auf dem Tische liegen,« fuhr die unerbittliche Majorin fort, »ein ganzes Packet Cigarren! – Aber, Ferdinand, was fällt dir um Gotteswillen ein?!«

»Das ist ja für die Whistpartie,« sagte der Major kleinlaut und verlegen und setzte rasch hinzu, als er bemerkte, daß seine Ehehälfte die dünnen Lippen zusammenbiß: »für's Nachhausegehen, versteht sich von selbst, da nimmt jeder der Herren sich eine; das ist so der Brauch.«

»Ich will mich nicht an jenen Abend erinnern,« sprach die Majorin streng, »wo bei einer Whistpartie hier in diesem Zimmer geraucht wurde, und wo man drüben bei mir fast erstickt wäre. Ach, der Tabaksdampf greift meine Nerven entsetzlich an! Es liegt schon etwas Rohes in dem Begriff des Rauchens; kann man sich die Cigarre oder eine Tabakspfeife bei irgend einer zarten Situation des menschlichen Lebens denken? Gewiß nicht! Schon die Idee des Rauchens ist gegen alle Poesie!«

»Aber alle Poeten und Schriftsteller,« erlaubte sich der Major zu sagen, »rauchen ungeheuer; ich habe das schon oft gehört.«



»Gewiß nicht alle,« entgegnete sanft die Majorin; »es giebt deren freilich, ich will das zugeben; aber auch sie treiben alsdann diese böse Gewohnheit nur heimlich; ich wenigstens habe noch nie Jemanden gekannt, der roh genug gewesen wäre, die reine Luft eines Theezimmers dadurch zu verpesten.«

Mit diesen Worten begab sich die Dame stolz in ihren Salon, und der Major folgte ihr, um sich zu überzeugen, daß dort Alles in Ordnung sei.

Zwiebel blieb unterdessen im Eßzimmer und rauchte aus der noch brennenden Pfeife des Majors verstohlener Weise die letzten Züge, während er Flaschen, Lichter und Gläser an ihrem Orte aufstellte, sowie die Spieltische richtete und auf jeden ein rothes, sowie ein blaues Packet Karten legte.

Drüben arbeitete der Major im Schweiß seines Angesichts und legte die letzte Hand an die Einrichtung des Theezimmers. Die Stühle wurden bestens gerichtet, die Tassen auf dem Tisch ebenfalls, und mittlerweile war es halb acht Uhr geworden, die Stunde, zu welcher die Gesellschaft eingeladen war.

»Der Teufel!« sagte der Major, »jetzt ist es schon halb Acht, und ich bin noch nicht einmal angezogen. Da werde ich nun ungeheuer eilen müssen!«

»So geht es dir beständig,« erwiderte die Majorin sanft und ruhig, »du wirst nie zu rechter Zeit fertig.« – Sie hatte sich malerisch auf einen Fauteuil niedergelassen, stützte das Gesicht mit etwas melancholischem Ausdruck auf die Lehne desselben und schien in tiefes Nachdenken versunken.

Diese Dame hatte freilich mehr Zeit zu ihrer Toilette gehabt, als der gute Major; sie, die Hausfrau, hatte weder Lichter aufgesteckt, noch Flaschen abgewischt, noch die Küche

überwacht, daß der Kalbsbraten nicht anbrenne, woher es denn auch kam, daß sie vollkommen Zeit hatte, nachdem sie die Feder weggelegt, sich auf's Beste heraus zu putzen. Sie trug ein Kleid von hellsee grünem Mousselin; auf der Stelle des Busens trug sie ein kleines Rosenbouquet, ihr Haar war mit Immergrün verziert.

Wir brauchen kaum dem fühlenden Leser zu sagen, daß Blumen und Blätter äußerst sinnig ihren Schriftstellernamen anzeigten – Rosa Immergrün!

Draußen wurde unterdessen die Glocke gezogen.

»Gerechter Gott!« schrie der Major, »jetzt kommt schon Gesellschaft, und ich bin noch im Schlafrock! Zwiebel, schau nach, wer es ist; führ' ihn in den Salon, ich werde mich in das Eßzimmer retiriren.« – Er that also, öffnete aber im nächsten Augenblicke selbst die Salonthüre, um den zuerst Angekommenen herein zu lassen.

Es war dies nur der Adjutant, Lieutenant von Stifeler, vor dem er sich nicht zu geniren brauchte.

»Freut mich ungeheuer,« sagte der Major, »daß Sie so früh kommen, lieber Stifeler! Thun Sie mir die einzige Liebe und spazieren mir durch die Zimmer, um nachzusehen, ob Alles an seinem gehörigen Platze steht und in scharfer Richtung ist, mein Freund. Um Gotteswillen, kein krummes Glied! Ich will unterdessen meine Toilette machen; seien Sie ganz rücksichtslos, ohne alle Nachsicht.«

Der Adjutant, Lieutenant von Stifeler, machte der Dame des Hauses sein Compliment und ging, das ihm Aufgetragene zu besichtigen. Der Major zog sich in sein Schlafzimmer zurück und putzte sich unter Beihülfe des getreuen Zwiebel auf's Beste heraus; er zog dann den zweiten Paradewaffenrock an, dazu die Epauletten Numero drei – es wurde bald

Abend, und da glänzten sie ja doch wie neu – er strich sein Haar unternehmend in die Höhe, der Bart wurde lange gewichst, bis er in zwei drohenden Spitzen horizontal über dem Munde stand; das Sacktuch wurde mit Rosenöl beträufelt – die Majorin Rosa litt in ihrem Hause kein anderes Parfüm – und so gerüstet trat der Hausherr in das Gesellschaftszimmer.

Der Lieutenant von Stifeler hatte nicht außerordentlich viel zu erinnern gefunden; nur einige unwichtige Sachen waren ihm aufgestoßen, die er aber alsbald reparirte; zum Beispiel ein Stuhl, der sich einen Zoll vor seinem Collegen herausgedrängt, eine Tasse, die auf der Seite lag, sowie im Eß- und Spielzimmer zwei Lichter, die sich um eine halbe Linie nach rechts neigten, – ein Fehler, den sogar das scharfe Auge des Majors übersehen.

Jetzt tönte draußen die Glocke abermals, und nun kamen die Gäste. Anfangs erschienen sie in größeren Pausen, nachher aber schneller auf einander, und Zwiebel in der neuen Livree: lederfarbenem Rock und gelber Weste, kam ebenso wenig mehr von der äußeren Thüre weg, wie der Major von der inneren, bis Alles versammelt war.

Es war eine zahlreiche Gesellschaft da, Herren und Damen, erstere aber vielleicht die Hälfte mehr als die Letzteren; und das kam daher, weil die Whistpartie natürlicher Weise aus lauter Männern bestand. Dies waren meistens alte Stabsofficiere, auch einige Hauptleute darunter, und dann einige Regierungs- und andere Rätthe, die sich bei Damengespräch und Theetassengeklirr durchaus nicht heimisch zu fühlen schienen. Diese Mitglieder der Gesellschaft waren froh, als sie der Dame des Hauses ein Compliment gemacht und es ihnen darauf gestattet war, sich in irgend

eine Ecke des Salons zu harmlosem Zwiegespräch oder zu tiefen Alleinbetrachtungen zurück zu ziehen. Es waren meistens ganz gescheidte Leute, denen es aber sehr schwer wurde, diese nothwendige nichtssagende Theeconversation anzuknüpfen, die, außerordentlich beredt in ihrem Fache und unter den Männern, es sehr schwer fanden, in Damenkreisen den Gemüthlichen und Liebenswürdigen zu spielen, und denen, wenn sie auch in solchen Augenblicken ihrem Geiste die mächtigsten Sporenstöße gaben, doch nichts einfiel, und die steif und unbeholfen neben der plappernden, hier geistreichen, sich ungeheuer amusirenden Jugend dastanden in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle.

So eine Theeconversation von Weitem zu belauschen, all' das Geräusch und all' die Worte ohne Zusammenhang aufzufassen, macht einen außerordentlich komischen Eindruck. Das hustet und räuspert durch einander, das kichert und lacht, die Tassen klirren, der Theekessel singt; die alten Damen bilden um den großen Tisch den innersten Kern und sprechen über ernste Gegenstände, die jüngeren sitzen außen herum in einzelnen Gruppen – leichte Vorposten, dem ersten Angriff des Feindes bloßgestellt. Und dieser Feind in schwarzem Frack, in weißen Glacéhandschuhen, den Hut entweder ängstlich vor den Bauch gedrückt oder denselben schüchtern auf den Rücken haltend oder kühn in die Seite gestemmt, attackirt die Vorposten und fängt auf der ganzen Linie an zu plänkeln. »Charmant! – köstlich! – deliciös!« knallt es von allen Seiten. – »Finden Sie das auch, mein Fräulein?« – »Gewiß! – Superb! – Sie sehen, wie ich lache. – Oh, das kann nicht Ihr Ernst sein! – Auf Ehre! – Auf Seele! – Sie Unausstehlicher! – Großartig, ich versichere Sie! – Bei Gott! – Reizend! – Ueberirdisch! – Himmlisch schön . . . «

Und dann lacht es wieder, und in einer Viertelstunde oder noch früher ist die äußere Vorpostenkette durchbrochen, die jungen Leute im schwarzen Frack und in Uniform schlagen sich kühn durch die Vorposten hindurch mit einer ganzen Menge von ... »Bitte um Entschuldigung! – Erlauben Sie! – Bitte recht sehr! – Mit Vergnügen!« – und greifen das Centrum an, das ruhig und gefaßt diesen Angriff erwartet.

Dazwischen durch bemerkt man Zwiebel's lederfarbene Gestalt; sein Gesicht lächelt freundlich, während ihm Angst- und Schweißstropfen auf der Stirn stehen und während die Tasse auf seinem Teller ängstlich klappert. Gott! er hat unbestimmte Ahnungen von großem Unglück, das ihm begegnen könnte, von heimtückischen Sporen, Hühneraugen und zarten Damenschuhen, die ihm statt des Teppichs unter seine breiten Füße gerathen könnten, von umstürzenden Stühlen und Tischen oder Ueberschütten verschiedener Tassen mit heißem Thee und dergleichen mehr. Bald trägt er eine Anzahl leerer Tassen zurück und stürzt darauf mit ebenso viel angefüllten wieder in das dichteste Schlachtgetümmel hinaus.

Noch ist die Theegesellschaft ein förmliches Chaos. Wasser und Land schwimmt noch durch einander, der Geist und die Materie sind noch nicht geschieden; mit anderen Worten: die rohen Elemente der Whistpartie wurden noch nicht in das Eß- und Spielzimmer verwiesen. So lange, bis dieses nicht geschehen, ist es unmöglich, daß ein angenehmes Gespräch gedeihen kann.

Die alten Herren mit ihren Pickelhauben unter dem Arm, wie sie da an der Wand und in den Ecken umher stehen, fühlen sich durchaus nicht an ihrem Platz, und ihre ernsten Gestalten lassen andernteils auch die strömenden Wasser einer poesiereichen Unterhaltung nicht zum gehörigen Durchbruch kommen.

Endlich aber giebt die Majorin mit ihren Augen dem hierauf schon ängstlich wartenden Gemahl ein kleines Zeichen. Dieser schreitet händereibend und feierlich bei den Mitgliedern der Whistpartie vorüber und sagt zu jedem ein heimliches Wort.

Es ist erstaunlich, welche Wirkung dieses hervorbringt. Mit leisem Schritt, ja kaum sichtbar, sind sie mit größter Schnelligkeit verschwunden. Das dunkle Nebenzimmer hat sie verschlungen, und der Letzte schleicht soeben scheu zur Thüre hinaus, indem er sich ängstlich umschaute, ob ihn nicht eine gesprächlustige Dame so nahe am rettenden Ausgange noch angreifen und festhalten würde.

Der Abfluß und Niederschlag dieser gröberen Stoffe hat nun die Bestandtheile der Gesellschaft etwas geklärt. Der Grund ist freilich schon lange zu Tage getreten, aber das unfruchtbare Terrain ist mit dem fruchtbaren, auf dem Palmenwälder blühen, Brunnen rauschen und Nachtigallenhaine entstehen, noch zu innig vermischt; es muß da noch eine gewaltige Absonderung stattfinden, ein neuer chemischer Proceß, worauf der Niederschlag der noch vorhandenen allzu materiellen Stoffe erfolgt, um dem geistigen Principe einen Weg zu bahnen, daß es lustig emporflattern kann, sich selbst zum Vergnügen, der wartenden Menschheit aber zu Nutz und Frommen.

Diese Absonderung geschieht, indem sich die Gastgeberin, Rosa Immergrün, Majorin von Brander, von ihrem Sitze erhebt und sich mit einem sanften Gespräche an die Thüre des Nebenzimmers hinzieht. Ihr Aufstehen ist das Signal für die Gesellschaft, es gleichfalls so zu machen, und hier taucht eine Dame auf aus der Klappermühle eines freundschaftlichen Gespräches, und dort sieht man einen jungen Herrn mit einem bangen Blick auf das Nebenzimmer ein Gespräch so schnell als möglich abbrechen.

Rosa Immergrün kann als schwärmende Königin des Bienenstocks betrachtet werden; denn wenn sie sich erhebt und anderswo niederläßt, so erhebt sich mit ihr die ganze Schaar ihrer Anhänger und läßt sich ebenfalls im Nebenzimmer nieder.

#### SECHSZEHNTE CAPITEL.

*Von des Goldkäfers letzter Brautfahrt, von den Trägern deutscher Literatur und von schlechten Dienstboten im Allgemeinen. – Ein vielseitiges Capitel.*

Dieses Nebenzimmer ist auf sinnige Art heute Abend zum Dienst der Musen eingerichtet. Da ist eine Ecke mit einem Eckdivan, vermittelt vier Geranien, eines kleinen Lorbeer- und eines kümmerlichen Citronenbaumes lieblich geschmückt. Vor dem Divan befindet sich ein runder Tisch, auf demselben Wasserflaschen mit Gläsern und vor demselben so viele Stühle, als es der Raum erlaubt.

Der Divan wird von den Damen eingenommen, die Wirthin – wir müssen gestehen, nach vielem Sträuben – nimmt

den Eckplatz ein und sitzt nun unter Lorbeeren und Citronen. Die übrigen Damen scheinen den Beweis liefern zu wollen, wie viel geduldige Schafe in einen Stall gehen, und haben sich deßhalb auf dem Divan entsetzlich zusammen gepreßt. Die Herren sitzen auch nicht viel behaglicher; denn um den Geist recht frisch und regsam zu erhalten, scheint der Körper absichtlich kasteit zu werden, und die Kasteiung hier besteht in unsäglich kleinen Stühlen, auf welchen man sich nur durch ein geschicktes Balanciren aufrecht zu erhalten vermag. Wehe dem Unglücklichen, der unter dem Vorwande, er dächte mit geschlossenen Augen über all' das Schöne hier nach, einen kleinen Schlaf riskirte! Er würde unfehlbar beim geringsten Räuspern seines Nachbars unter den Stuhl fallen.

Aber wie kann auch hier von Schlaf die Rede sein, hier, wo alles Materielle verabschiedet ist, wo nur der Geist mit glänzendem Flügelschlage dahin rauscht? —

Rosa Immergrün sieht sich mit leuchtenden Augen und triumphirend um in dem Kreise ihrer heutigen Anhänger. Was die Residenz an Talenten besitzt, an wirklichen Talenten in den verschiedensten Fächern der Kunst, das ist hier um sie versammelt. Wessen Herz beginnt nicht schneller zu schlagen, wenn es diese Namen nennen hört? Dort unser genialer Wolfssohn, der Verfasser mehrerer klassischen Romane; dort Löwenthal, unser großer Löwenthal, um so größer als Dichter und Mensch, da er bis heute von seinen Werken nur gesprochen hat und noch nichts erscheinen läßt, fürchtend, eine übereilte Arbeit zu liefern; neben ihm der unvergleichliche Smaragdstein, unser großer Lyriker; an seiner Seite der zarte Goldenstein; dort Abendstein, der Lustspieldichter; hier Morgenstein, der Componist; an



seiner Seite unser vielgenannter Silberstein, der größte Maler seiner Zeit, Deutschlands Stolz und Deutschlands Hoffnung. Leider sehen wir uns genöthigt, auch andere Namen neben diesen volltönenden und herrlich klingenden zu nennen. Wir sagen: *leider!* denn, wie kann ein einfacher Name, wie vielleicht Müller, Schmidt, Früh, Spät, Groß oder Klein, hier genannt werden, wie kann er an der Mitwelt anklingen, neben den gewaltig dahin rauschenden, wie Smaragdstein, Goldenstein, Abendstein, im Gefunkel der Edelsteine, im Klange der Metalle, im Glanze des Abendroths einer untergehenden Literatur?!—

Und doch sitzen auch jene anderen Herren (die mit den einfachen Namen) neben diesen und werden auch von ihnen geduldet. Warum sollten sie sie auch nicht dulden, jene armen Unbedeutenden, ja ihnen sogar hie und da einen belohnenden Blick, ein Wort der Ermunterung schenken? Werden sie deßhalb aufkommen oder genannt werden in weiteren Kreisen? gewiß nicht! das lassen schon die verwandten Edelsteine und Metalle nicht zu. Sie haben das ganze Bankgeschäft der Literatur und Kunst in ihrer Hand, und wenn sie ein Papier steigen lassen, so sind es Wolfssohn'sche oder Smaragdstein'sche dreieinhalbprocentige und ähnliches schlechtes Papier; aber nach etwas Gediegenem von einem anderen Christenmenschen ist auf *dieser* Papierbörse wenig Nachfrage.

Wir erschrecken über diese Gedanken, die wir soeben leichtsinniger Weise niedergeschrieben, und können uns nur damit entschuldigen, indem wir der Wahrheit gemäß sagen, daß wir sie einem der Gäste abgelauscht, einem jungen Manne mit seltenem blonden Haar und Bart, selten in diesem Cirkel, der etwas zurückgezogen aus dem Kreise dieser

großen Männer Deutschlands sich so bequem wie möglich in einem kleinen Fauteuil niedergelassen hatte.

Dieser junge Mann war aber Niemand anders, als unser Bekannter, Eugen Stillfried, der sich eigentlich hier vorkam wie Saul unter den Propheten. Wir wissen überhaupt nicht, weißhalb die Majorin ihn mit einer Einladung beehrt hatte; aber er war beehrt worden und in Folge dieser Einladung hier. So viel ist gewiß, daß Eugen Stillfried nicht als zum ästhetischen Thee gehörend betrachtet zur heutigen Gesellschaft gekommen war; wir vermuthen etwas Anderes. Die Majorin, neben dem, daß sie Gattin war, war auch Tante, Tante von zwei in bester Blüthe stehenden Jungfrauen, die nach Erlösung aus diesem Stande aufrichtig schmachteten. Und als solcher Erlöser schien nun Herr Eugen Stillfried mit seinen zehntausend Gulden Revenuen eine äußerst passende Person, und es verlohnte sich schon der Mühe, wenigstens einen Versuch zu machen.

Eugen war ganz unbewußt in jenes Nebenzimmer getreten und hatte auf diese Weise den ästhetischen Kreis um drei Mitglieder vermehrt, indem darauf auch die beiden Jungfrauen sich heute Abend gedrungen fühlten, etwas tiefer in die Literatur einzugehen.

Rosa Immergrün betrachtete mit leuchtenden Blicken die glänzende Versammlung auf den kleinen Stühlen um den runden Tisch und sagte nach einer längeren Pause: »Wie freue ich mich, daß Sie so zahlreich sind! Nur eine einzige Blüthe fehlt in diesem duftigen Kranze – unser guter Seeligstein. Lieber Wolfssohn, haben Sie Nachricht von unserem theuren Freunde?«

»Indirecte, gnädige Frau, nur durch sein köstliches Buch, das mir vor acht Tagen von dem Verleger zugeschickt wurde,« antwortete Herr Wolfssohn, ein kleiner, dicker Mann mit schwarzem Bart, kohlschwarzem Haar und einer grünen Brille. »Ein köstliches Buch!« wiederholte er; »ein großes Buch!«

Und dabei blickte er aufmerksam im Kreise umher, als wollte er erforschen, ob sich Jemand unterstehe, anderer Ansicht zu sein.

»Es ist lange nichts so geschrieben worden,« sagte Herr Silberstein, »so frisch, so lebendig, mit so piquanten Schilderungen, nichts, was sich so zur bildlichen Darstellung eignet. Der vortreffliche Seeligstein hat uns Malern einen wahren Schatz damit gegeben. Jedes Capitel ist ein großes Gemälde, jede Seite ein reizendes Bild. Ich werde eine Reihe Illustrationen daraus bearbeiten.«

»s ist ein großer Mann, dieser kleine Seeligstein!« sprach Morgenstein; »welche vortreffliche kleine Lieder er in die Erzählung verwebt hat! Ich habe schon angefangen, einige davon zu componiren.«

»Wir können uns in der That glücklich schätzen,« sagte die immergrüne Rosa, »daß er längere Zeit zu unserem Kreise gehörte.«

»Apropos, gnädige Frau,« nahm Wolfssohn das Wort, »haben Sie das neue Buch des Herrn Herder schon bekommen?« – Herder gehörte natürlicher Weise nicht zu dieser Koterie und wurde deßhalb »Herr« genannt. Bei Freunden und Bundesbrüdern begnügte man sich in der Regel mit einem einfachen Prädicat, z. B. unser trefflicher Silberstein, unser großer Wolfssohn, unser berühmter Morgenstein. – »Herr Herder schrieb dieses Buch im vergangenen Winter.«

Wir müssen uns hier erlauben, noch den geneigten Leser darauf aufmerksam zu machen, daß man bei seinen Freunden selten den Ausdruck »schreibt« anwendet; man sagt bloß bei Fremden wie eben geschehen: »Herr N. schreibt oder läßt erscheinen;« von Freunden sagt man dagegen z. B.: »Unser vortrefflicher Abendstein arbeitet in diesem Augenblicke an einem fünftägigen Lustspiele, und diese gediegene Arbeit wird bei seinem demnächst erfolgenden Erscheinen einen unerhörten Erfolg in ganz Deutschland haben; wir erlauben uns dabei zu bemerken, daß die letzte Arbeit dieses Hauptträgers der deutschen Literatur à 25000 Exemplaren verkauft wurde.«

»Ja, freilich ist das Buch im Winter geschrieben worden,« meinte Herr Silberstein; »dafür ist es aber auch sehr kalt ausgefallen.«

»Ich habe es nicht gelesen,« sagte Rosa Immergrün, »man hat nicht Zeit für alles, was gedruckt wird. Aber Sie, lieber Wolfssohn, Sie, der Sie auch dem Geringsten in der deutschen Literatur Aufmerksamkeit schenken, werden gewiß etwas Näheres über das Buch wissen.«

Wolfssohn setzte sich so fest wie möglich auf seinen kleinen Stuhl, drückte seine blaue Brille etwas näher an die Nase und sprach: »Es liegt ein Buch vor uns, dessen Verfasser man poetisches Talent nicht absprechen kann. Derselbe hat soweit die Sprache in seiner Gewalt, daß man, ohne an bedeutende Härten zu stoßen, die Seiten mit einiger Behaglichkeit zu durchfliegen im Stande ist. Was die Erfindungsgabe des jungen Autors anbelangt, so hätten wir erwartet, hie und da den Bau irgend einer Erzählung mit größerer Wahrscheinlichkeit aufgeführt zu sehen, und wir

können ihn unmöglich darum loben, daß er oftmals das gelegte Fundament so bald wieder verläßt und anstatt eines prächtigen, großartigen Gebäudes, das wir nach jenem zu erwarten berechtigt gewesen wären, ein kleines, zierliches Landhaus vor Augen führt; übrigens haben manche seiner Gestalten Fleisch und Blut, ja Lebensfähigkeit, und könnten bei veränderter Staffage als sehr gelungen betrachtet werden.«

Das Alles sprach Herr Wolfssohn so fließend und ohne Anstoß, daß es zum Erstaunen war.

»Welcher Mann!« sagte Rosa Immergrün zu einer ihrer Nichten.

»Welch gediegenes Urtheil!« rief Silberstein aus.

»Ich habe es heute schon einmal gelesen,« sagte jetzt plötzlich eine Stimme außerhalb des Kreises, die des Herrn Stillfried; »fast Wort für Wort; es ist freilich ein gediegenes Urtheil.«

Mehrere Brillen und erstaunte Herren- und Damenaugen richteten sich nach dem Sprecher, der in seiner bequemen Stellung verharrte und ruhig wiederholte: »Ja wohl, gelesen, fast Wort für Wort.«

»Und wo, wenn ich fragen darf?« fragte etwas spitzig die Majorin.

»In dem Magazin für Kunst und Literatur, gnädige Frau,« antwortete Eugen unbefangen; denn er wußte nicht, welch' schreckliches Gespenst er durch Nennung dieses Namens herauf beschwor. Das Magazin für Kunst und Literatur war nämlich vor nicht langer Zeit über ein Büchlein von Rosa

Immergrün, ein zartes Gedicht in vierundzwanzig Gesängen, betitelt: »Des Goldkäfers letzte Brautfahrt«, schonungslos hergefallen und hatte Käfer, Brautfahrt und Verfasserin auf's Unverantwortlichste gezeißelt.

»Im Magazin für Kunst und Literatur?« fragte die Majorin mit dumpfer Stimme und warf, unangenehm überrascht, dem Wolfssohn einen sonderbaren Blick zu. »Und in dieses Blatt schreiben Sie?« sagte die würdige Dame und stieß dabei einen Seufzer aus, halb des Zweifels, halb ängstlicher Erwartung.

Doch Wolfssohn lächelte außerordentlich ruhig und antwortete ohne aus der Fassung zu kommen: »Oh dieser Gedanke, gnädige Frau! Ich sollte in jenes miserable Blatt schreiben? ein Blatt von der niedrigsten Aufführung, ein Blatt, welches lügt und stiehlt? – Ja, es stiehlt,« fuhr er mit erhobener Stimme fort und schaute ruhig und groß im Kreise umher; »ich – – ich – – ließ jenen Aufsatz im Wanderboten erscheinen, und daraus muß ihn das Magazin ohne Quellenangabe nachgedruckt haben, und das ist auf jeden Fall ein Diebstahl.«

»Verzeihen Sie, Herr Doctor Wolfssohn,« versetzte Eugen, »jener Artikel im Magazin ist kein Abdruck, sondern ein Originalartikel.«

»Mein Herr!« fuhr Jener auf, mäßigte sich aber im nächsten Augenblicke und machte eine Pantomime gegen die Wirthin, als wolle er damit ausdrücken, nur ihre Gegenwart verbiete ihm, jenem Herrn, den er übrigens gar nicht kenne, zu antworten, wie es ihm gebühre – ihn augenblicklich moralisch todt zu schlagen.

Die Majorin aber sah sich durch diese Pantomime veranlaßt, die beiden Gegner mit einander bekannt zu machen,

indem sie sagte: »Herr Eugen Stillfried – Herr Doctor Wolfssohn!«

»Ah, so?« sagte der Letztere und machte eine angenehme Verneigung mit dem Kopfe.

»Sehr viel Ehre!« entgegnete Eugen, und hätte das Gespräch nicht weiter fortgesetzt, wenn nicht eine der unglückseligen Nichten, die vor Sehnsucht brannte, ein Gespräch mit Herrn Stillfried anzuknüpfen, an ihn die entsetzliche Frage gethan: »Nun, jener Artikel, Herr Stillfried?«

Doctor Wolfssohn saß wie auf Kohlen.

»Jener Artikel, mein Fräulein,« entgegnete Eugen ruhig, »ist ein Originalartikel.«

»Also doch!« rief die Majorin empört aus. »Oh mein Gott, Sie schreiben in das Magazin für Kunst und Literatur! Das hätte ich nimmer gedacht!«

»Von diesem schrecklichen Vorwurfe fühle ich mich verpflichtet, Herrn Wolfssohn zu reinigen,« sagte der unerbittliche Eugen. »Der fragliche Aufsatz, obgleich Originalartikel, ist nicht von diesem Herrn verfaßt; einer meiner besten Freunde hat ihn eingesandt.«

Jetzt hätte sich jeder andere Sterbliche unbedingt schämen müssen. Nicht so der große Wolfssohn. Auch kamen ihm die Herren Löwenthal, Smaragd-, Golden- und Abendstein schleunigst zu Hülfe, indem sie das Terrain verließen und auf das der Mitarbeiterschaft des schändlichen Magazins für Kunst und Literatur die Rede hinüber spielten. »Wie hatten Sie auch glauben können, gnädige Frau?« sagte hitzig Löwenthal.

»Wie wäre das auch möglich?« meinte eifrig Goldenstein.

»Ein solcher Gedanke!« rief empört Abendstein.

»Ich bin außerordentlich glücklich,« setzte Wolfssohn hinzu, »daß unser geistreicher, belesener junger Freund mich in Ihren Augen von einem so schrecklichen Verdachte gereinigt hat. Lasen Sie denn nie im Wanderboten, wie ich Ihren schändlichen Angreifer niederschlug?«

»Ich las es,« sagte Rosa Immergrün befriedigt.

»Jenen Verächter des guten Geschmackes, jenen – jenen Poesieläugner!«

Das war ein neues Wort, die Verachtung auf's Kräftigste aussprechend, voll concentrirten Abscheues, ungefähr so, wie Gottesläugner für jeden Gläubigen ist; und Doctor Wolfssohn war stolz auf diese Erfindung.

»Kennen Sie,« fragte er nach einer Pause und wandte sich an Eugen Stillfried, »kennen Sie dieses größte Werk unserer hochverehrten Freundin, kennen Sie des Goldkäfers letzte Brautfahrt?«

»Leider nein,« sagte lächelnd Eugen.

»Oh, gnädige Frau!« rief enthusiastisch der vortreffliche Löwenthal, »dann muß ich Sie um einen Gesang desselben bitten, nur um einen einzigen kleinen Gesang, zum Beispiel um den vierten! – Nicht wahr, Wolfssohn, es ist doch der vierte, der glaube ich, anfängt:

»Sum – sum – dum –  
Oh holde Rose mein!  
So sprach das Käferlein –  
Oh, laß mich ein!  
Ein – ein – ein!«

»Ja, ich glaube, es ist der vierte,« sagte Wolfssohn wichtig, »wenn es nicht der sechste ist. – Oh, gnädige Frau, nur diesen vierten Gesang.«



Rosa Immergrün, welche sich in diesem Augenblicke leidenschaftlich bestürmt sah, war im Begriffe, dem allgemeinen Drängen nachzugeben, denn sie griff still erröthend nach einem kleinen Buche, das auf dem Tische lag, roth eingebunden, mit Goldschnitt; und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke in dem Nebenzimmer ein halbes Dutzend Damenstimmen laut aufgeschrien hätten, dann heftig Stühle gerückt worden wären und Tassen verdächtig geklappert hätten, und wenn nicht der lederfarbene Zwiebel in diesem Augenblicke an der Thüre erschienen wäre und stotternd gemeldet hätte, daß die Spirituslampe umgefallen sei und die Theeserviette brenne.

»Wo ist der Major?« rief die erschreckte Hausfrau; »ruf ihn!« worauf Zwiebel in's Nebenzimmer zurückstürzte und der Gerufene als rettender Engel erschien. Wolfssohn hatte beide Wasserflaschen ergriffen, aber man brauchte sie nicht. Der Major, der mit einem halben Hundert Donnerwetter aus dem Whistzimmer in den Salon stürzte, löschte äußerst kunstgerecht mit einer nassen Serviette die angehende Feuersbrunst, und bald hatte sich Alles wieder beruhigt.

Mochte es nun die Aufregung des eben Stattgefundenen thun, oder war es der drohende vierte Gesang von des Goldkäfers letzter Brautfahrt – genug, der ästhetische Kreis war kleiner und – reiner geworden. Eugen Stillfried zum Beispiel hatte sich leise in den Salon geschlichen, ihm nach die beiden jungen Nichten, und der Erstere fühlte sich hier außerordentlich behaglich, als es nun im Nebenzimmer begann

und es war für ihn ein ebenso angenehmes Gefühl, als wenn er im trockenen Zimmer säße und mit anhörte, wie draußen der Regen niederschösse.

Im Salon waren die niederen Elemente versammelt, lauter unpoetische Naturen; alte, strenge Regierungs- und Canzleiräthinnen, nervöse Hauptmannsfrauen, die schüchternen Gemahlinnen junger Lieutenants, die aus den Gesprächen, welche hier geführt wurden, etwas Solides zu lernen vermeinten, oder die sich eine erlaubte Cour von einigen Kameraden ihres Mannes machen ließen.

Das Feuer war, wie schon gesagt, glücklich gelöscht; der Major hatte eigenhändig auf die Brandstelle eine frische Serviette gedeckt; aber noch saßen die erschreckten Damen schweigend und nachsinnend da. Dieses Schweigen dauerte auch noch eine Zeit lang fort – es fand sich im Augenblicke kein passender Gegenstand für solch ein Dutzend spitziger Zungen und scharfer Zähne.

Da fiel von des Altans Rand  
Ein Handschuh von schöner Hand  
Zwischen den Tiger und den Leu'n  
Mitten hinein.

Dieser Handschuh aber war nichts Anderes, als der ästhetische Kreis im Nebenzimmer, der sich in diesem Augenblicke durch übermäßiges Sumsen im Salon bemerkbar machte.

Eine alte, streng aussehende Regierungsräthin, eine große Frau mit einem sehr würdevollen Aeußern, machte eine Bewegung mit den Augen nach dem Nebenzimmer und zuckte auffallend die Achseln. Diesem folgte ein allgemeines Achselzucken, und nachdem eine ebenso würdige Canzleiräthin

durch einen Blick auf die beiden Nichten der Majorin sich überzeugt, daß dieselben in einer Ecke des Salons mit dem Herrn Stillfried und einigen jungen Officieren lebhaft verkehrten, sagte sie leise: »Die arme Närrin da drinnen! jetzt haben sie sie wieder einmal zum Besten – und lassen sie das Gedicht declamiren, das sie neulich drucken ließ. Der Canzleirath versicherte, es gäbe nichts Faderes.«

»Ich habe es auch gelesen,« sagte eine alte Jungfer, »es ist kein einziger guter Gedanke drin, und entsetzliche Reime!«

Die alte Jungfer hatte früher auch zum ästhetischen Kreise gehört, ja höchstselbst geblaustrümpfelt; doch war sie jener Gesellschaft untreu geworden, weil der Herr Doctor Wolfssohn eines Tages erklärt, ein Mädchen, deren Brust noch nicht für die Liebe geglüht, sei nicht im Stande, ein warmes Gedicht zu schreiben. Sie aber war eine zweite Luna, und selbst Lucretia hätte ihr gegenüber für eine etwas leichtfertige Dame gelten können.

»Gott! wie man nur so thöricht sein kann,« nahm die strenge Regierungsräthin wieder das Wort, »und sich in solche Geschichten, wie Schriftstellerei und dergleichen einlassen, namentlich wenn man, wie unsere theure Freundin, kein Talent hiezu hat! Wie man nur auf so etwas verfallen kann!«

»Ach, die Einbildung!« sagte die Canzleiräthin.

»Und Schmeicheleien!« setzte zart die alte Jungfer hinzu. »Da macht man einen kleinen, schüchternen Versuch und wird durch die größten Lobeserhebungen aufgemuntert, darin fortzufahren. Ich kenne das.«

»Es ist noch ein Glück, daß die Frau keine Kinder hat,« meinte die Regierungsräthin; »da müßte es eine trostlose

Wirthschaft sein; denn ich kenne das jetzt schon so schlam-pige Hauswesen.«

»Ja, ja, wenn sie den Major nicht hätte,« sagte die Canz-leiräthin, »und der nicht die Sachen ein Bischen in Ordnung hielte, so müßte es schrecklich in diesem Hause aussehen.«

»Der Major und sein Zwiebel leisten Außerordentliches, aber es giebt Dinge, um die sich ein Mann denn doch nicht bekümmern kann, Dinge, die streng gehandhabt sein wol-len; wie ist zum Beispiel ein Hausherr im Stande, die Mägde in Ordnung zu halten? Und ohne das geht es nicht.«

»Nein! – gewiß nicht! – wahrhaftig! – in der That!« tön-te es von allen Seiten, und zwei Hauptmannsfrauen, die sich nicht für stark genug hielten, zu dem Gespräche über Litera-tur ihren Senf zu geben, und deßhalb auf dem Trockenen sa-ßen, wurden jetzt plötzlich flott und plätscherten vergnüg-lich in den oben erwähnten Ausrufungen umher.

»Ja, die Mägde!« sagte die Canzleiräthin.

»Und sie werden jeden Tag schlechter,« versetzte die Hauptmannsfrau.

»Und dabei steigen ihre Prätensionen,« bemerkte die an-dere.

»Und wenn man ihnen nicht alles das giebt, was sie in ihrem Uebermuthe in Anspruch nehmen, so greifen sie zu, wo sie können,« sagte würdevoll die Regierungsräthin.

Die alte Jungfer lachte krampfhaft hinaus und erzählte ei-ne schreckliche Geschichte, wie ihr Dienstmädchen von ih-rem Kölnischen Wasser genommen, um es Sonntags in das Sacktuch zu gießen, und wie alsdann die dumme Person es mit Wasser wieder aufgefüllt habe, wodurch der Rest milch-weiß geworden und so die Entdeckung herbeigeführt habe.

Unterdessen hatten sich die beiden Nichten des Majors, einige Lieutenantsfrauen, in Gesellschaft junger Officiere, ebenfalls dem Tische genähert, um an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen.

Herr Eugen Stillfried spähte nach seinem Hute, um zur gelegenen Zeit verschwinden zu können; doch war dieses Manöver jetzt noch nicht ausführbar, da der eine Ausgang durch den ästhetischen Kreis besetzt gehalten, der andere von der Whistgesellschaft blokirt wurde.

Drinnen schien der Käfer endlich ausgesummt zu haben, da ein allgemeines Händeklatschen erfolgte, Bravo! gerufen und Stühle gerückt wurden. Die Wirthin hob die Sitzung des ästhetischen Kreises auf und hielt es für ihre Pflicht, jetzt auch die übrigen Theile der Gesellschaft mit ihrer angenehmen Persönlichkeit zu erfreuen.

Die Regierungsräthin drohte ihr beim Eintritte schalkhaft mit dem Finger und sprach mit mildem Vorwurf: »Ist es auch recht, theuerste Freundin, daß Sie sich mit wenig Auserwählten zurückziehen und Ihre Schätze nur einem kleinen Kreise mittheilen?«

»Wie lange hatte ich schon gewünscht und gehofft,« sagte die alte Jungfer mit weicher Stimme, »einmal einen Gesang Ihres vortrefflichen Gedichtes von Ihnen selbst vortragen zu hören! Und jetzt thun Sie das Alles im Nebenzimmer, und wir genießen nicht das Geringste davon. – Pfui, wie abscheulich!«

Herr Eugen Stillfried hatte sich bei diesen Reden lächelnd in einen Stuhl niedergelassen und sagte mit lauter Stimme: »Ich bin überzeugt, wenn wir uns vereint auf's Bitten legen, so ist unsere freundliche Wirthin so liebenswürdig, auch uns

einige Gesänge zum Besten zu geben. – Was meinen Sie, meine Damen?«

Diese aber saßen alle erstarrt bei der Zumuthung des jungen Menschen, und athmeten erst wieder auf, als die Majorin laut ausrief: »Nein, nein, nein! gewiß nicht! ich habe jetzt unmöglich Zeit, ich kann mich des geistigen Wohles meiner Gäste in diesem Augenblicke nicht mehr annehmen, ich muß für Materielles sorgen. Mich ruft die Hausfrau!«

Damit säuselte sie in das Vorzimmer.

»Die Hausfrau ruft sie?« sagte die Regierungsräthin.

»Und ich habe doch die Stimme des Majors nicht gehört,« setzte die Canzleiräthin in bitterer Ironie hinzu, und fuhr alsdann fort: »Wenn die Frau im Stande ist, zu beurtheilen, ob ihr eigenes Souper gut ist, so will ich gezwungen werden, Gedichte zu machen.«

Eine der jungen Nichten wandte sich in diesem Augenblicke zu Eugen mit der Frage, ob er denn die Gedichte der Tante wirklich so außerordentlich verehere, und die andere junge Nichte setzte hinzu: »Ja, das möchte ich in der That wissen, Herr von Stillfried!«

Das war nun eine Gewissensfrage, und Eugen bedachte sich einen Augenblick, wie er hierauf am besten antworten solle, als er sich dieser Mühe durch den Herrn Morgenstein überhoben sah, welcher sich auf die Lehne des Stuhles stützte, auf welchem eine der Nichten saß, und mit schmelzendem Tone sagte: »Sie sind hinreißend, Fräulein Eugenie! wahrhaft bezaubernd schön!«

Eugen nickte mit dem Kopfe und fügte hinzu: »Sehr schön.«

Der Herr Morgenstein war nun so freundlich, die beiden jungen Damen in eine lebhaftere Conversation zu verwickeln,

und ließ Eugen hiedurch Zeit und Muße, seinen Gedanken nachzuhängen, die schon einige Male diesen Theecircle verlassen und in andern Regionen herumgeschweift hatten; doch hatte er sie beständig und gewaltsam zurückgerufen. Wenn er sich aber hier in diesem Kreise umsah und die gelben, neidischen Gesichter der Frauen erblickte, wie sie einander auf Wort und Blick paßten, und dazu die jungen Mädchen dieser Gesellschaft, mit blassem Teint, oftmals verwelkt, ehe sie noch gehörig aufgeblüht waren, da wandte er seine Gedanken einem gegenüber stehenden leeren Fauteuil und einem andern Bilde zu, und freute sich in seinem Herzen, wenn er bedachte, wie prächtig sich jene volle schöne Gestalt hier ausnehmen würde, in glänzender Seide, mit flatternden Spitzen, vielleicht eine einzige dunkelglühende Camelie im schwarzen Haar. – Aber das waren Träume, die sich wohl nie verwirklichen ließen. Und das ließen sie sich auch in der That nicht, da Eugen Stillfried in seiner Gleichgültigkeit sie leider nur für Träume und Phantasieen hielt.

—

Die Whistpartie am andern Ende des Appartements nahm unterdessen einen ebenso glücklichen als angenehmen Fortgang. Dieses Whist war insofern von dem englischen verschieden, als der Name Whist hier durchaus nicht beachtet und daneben bei dem Spiel unendlich viel gelacht, geplaudert und geflucht wurde. Es waren drei Tische in voller Arbeit, und man hatte glauben sollen, die zwölf Herren, die dort beschäftigt waren, seien zu einem Kriegsrathe versammelt und könnten über einen wichtigen Fall auf keinerlei Weise einig werden. So klang es in dem Vorzimmer, und wenn man näher trat, so unterschied man deutlich, daß sich

sämmtliche Reden und Ausrufungen auf das Whistspiel bezogen.

Es war ziemlich warm in dem Whistzimmer; die Herren tranken auch einiges Bier und einigen Wein, woher es wohl kam, daß die Gesichter so geröthet erschienen.

Hier spielte der Major mit dem Strohmann, mit einem anderen Major und einem alten Hauptmann.

»Donnerwetter!« sagte der Gastgeber, »es ist eigentlich eine wahre Schande, was ich für niederträchtige Karten bekomme. – Da seht her! Im Blinden zwei lumpige Trümpfe und die niedrige Coeurfamilie; keinen Stich in Treff und in Pique! – Da soll einem nicht alle Lust zum Spielen vergehen!«

Der andere Major lachte übermäßig, wie die Karten aufgelegt wurden, und sprach zu seinem Partner, dem Hauptmann: »Sehen Sie, lieber Kamerad, jetzt heult er schon wieder und hat noch nicht einmal seine Handkarte besehen. Passen Sie nur auf, er wird uns schon wieder herum holen.«

»Auch hier nichts als Schund,« rief der Gastgeber, »gewiß nichts als Schund!« Doch seine Züge, die sich einigermassen wieder aufgeklärt hatten, strafte seine Worte Lügen. »Ja wohl, ja wohl,« sagte der Hauptmann, »hier gilt's, die Ohren steif zu halten! – Coeur-Aß!«

»Ha, ha!« lachte der andere Major, »blasen Sie vom Thurm, aber lasten Sie mir nicht so bald nach!«

»Hier ist auch der König,« fuhr der Hauptmann fort. »Respect vor Seiner Majestät!«

»Den allergrößten!« sagte der Gastgebet lächelnd, »nur nicht hier im Spiel.« Und damit patschte ein Trumpf auf die unglückliche Majestät.



»Haben Sie's gesehen?« rief der andere Major ärgerlich. »Aber, lieber Hauptmann, wie kann man eigentlich so unüberlegt spielen? Sehen Sie da einen Blinden, diese ganze Coeurblamage. Pfui, Brander, ich finde es für einen Wirth unverantwortlich, wenn er seine Gäste auf solche Art auszieht!«

»Im Gegentheil!« lachte der Gastgeber; »muß ich nicht mein Souper herausschlagen?« –

»A tout!«

Am zweiten Tische wurde viel ruhiger gespielt. Hier saßen vier stille Hauptleute, und man hörte nur gelegentlich einige Ausrufungen. Ganze Gespräche wurden hier nicht geführt.

Am dritten Tische dagegen ging es hoch her. Hier saß der Regimentscommandeur, Oberst von Hackenstein, und schrie bei jedem Trique, den er machte oder verlor, mit einer solchen Stimme, als müßte er das ganze Regiment ciren. Sein Partner war der unglückliche Adjutant Stifeler; und ein kurzer, dicker Oberstlieutenant, mit einem ungemein pffiffigen Gesichte arbeitete mit dem Strohmänn.

Der Oberst war im Verlust und äußerst ungeduldig; er rückte auf dem Stuhle hin und her, als sitze er auf dem Sattel seines Schlachtrosses, und hiedurch wurde es dem still vor sich hin lächelnden Oberstlieutenant möglich, jeden Augenblick einen forschenden Blick in die Karten seines Vorgesetzten zu werfen. »Respect vor den Damen!« sagte der Oberstlieutenant jetzt, indem er die Coeurdame auf den Tisch warf.

»D'rauf, d'rauf!« commandirte der Oberst. »Attaquieren Sie, liebster Stifeler; nehmen Sie die Dame!«

»Die Tante ist mir zu stark,« entgegnete der unglückliche Adjutant kleinlaut, »ich will dem Herrn Obersten den Vorzug lassen.«

»Nicht einmal die Dame können Sie nehmen?« schrie dieser, »Sie müssen ja ein niederträchtiges Papier haben!«

»Ganz niederträchtig, Herr Oberst!« sprach traurig der Adjutant, »ich komme über die Tante nicht hinüber.«

»Oh Tante Palpiti!« sagte der Oberstlieutenant und lachte über seinen herrlichen Witz.

»Aber da muß man ja Alles verlieren!« rief der Oberst ent-rüstet: »Nicht einmal den König oder ein Aß! Wie kann man sich so schlechte Karten anschaffen? – Wahrhaftig, bester Stifeler, Sie sind ein wahrer Unglücksmensch.«

»Gewiß, Herr Oberst. Aber ich will einmal mit Trumpf at-taquieren.«

»Was machen Sie? um Gottes willen!« rief der Regiments-Commandeur. »Da soll doch eine Million hineinschlagen! – Sie spielen Trumpf gegen die Stärke des Feindes? – Oh, das ist in der That unerhört! Sie werden sehen – sehen Sie – mein König ist verloren. – Nehmen Sie mir nicht übel, bester Lieutenant von Stifeler, aber das war ungeheuer schlecht gespielt!«

Der unglückliche Adjutant gab dies stillschweigend zu und erlaubte sich nur, ein ganz klein wenig mit den Achseln zu zucken.

»Wir werden kleine Schlemm!« schrie der Oberst und sein Gesicht spielte in's Kirschrothe; »so wahr ich lebe, kleine Schlemm!«

»Mir scheint es auch so,« sagte lächelnd der Oberstlieutenant; »hier, mein Herr, sind doch die vier letzten Trümpfe,

drüben Pique-Aß und zwei seine Coeur; ich habe die Ehre – kleine Schlemm!«

»Hol' Sie der Teufel!« rief der Oberst, und der arme Stifeler blickte angelegentlichst und mit einer wahren Seelenangst die Karten an, ob sich davon nichts wegdisputiren lasse.

Aber es war, wie der Oberstlieutenant gesagt, kleine Schlemm.

Dieses wichtige Ereigniß wurde den übrigen Spieltischen durch den Oberstlieutenant triumphirend mitgetheilt. – Kleine Schlemm – und der Oberst gab es fluchend und schimpfend zu, wobei er alle Schuld auf den armen Adjutanten schob.

Während des Lachens, das hierüber entstand, und während des Spectakels, indem der Oberst von seinem Stuhle aufstand und sich zur Uebernahme des Strohmannes anschickte, schlüpfte Eugen Stillfried zum Spielzimmer hinaus und an die Treppe. Er wurde nur einen Augenblick von dem lederfarbenen Zwiebel bemerkt, der sich eilig an die Treppe begab, um dem Davoneilenden die Glasthüre zu öffnen. Er wurde mit einem guten Trinkgelde belohnt und zog sich mit einem tiefen Bückling in die Küche zurück, in welcher jetzt Teller, Messer und Gabeln auf's Einladendste zu klappern begannen.

Es war Zeit zum Soupiren, und wir bedauern, leider unserem Freunde Eugen folgen zu müssen weßhalb wir außer Stande sind, dem geneigten Leser auf's Umständlichste zu berichten, wie später die verschiedenen Zungen und kalten Kalbsbraten, die italienischen und anderen Salate auf's Unbegreiflichste und Schnellste verschwanden, wie Rosa Immergrün nur ein Glas Mandelmilch mit Biskuit genoß,

wie der Componist Herr Morgenstein für die beiden jungen Nichten, namentlich aber für Eugenie, sorgte, und wie der alte Oberst für die Niederlage, die er im Whist erlitten, durch eine furchtbare Zerstörung sich rächte, welche er unter den aufgestellten Schüsseln und Flaschen anrichtete.

Lieutenant von Stifeler stand, wie wir berechtigt sind anzunehmen, während des Soupers in einer Ecke, und wir glauben, daß er still vor sich hin weinte. Er hatte im Whist nicht unbeträchtlich verloren; sein Vorgesetzter hatte mit ihm gezankt, und das aufgetragene Nachtessen verschwand auf so entsetzliche Art, daß für ihn, den natürlicher Weise zuletzt Kommenden, sehr wenig übrig blieb.

#### SIEBENZEHNTES CAPITEL.

*Handelt von guten Vorsätzen und führt den geneigten Leser in eine sonderbare Gesellschaft, die »Leimsudia«. Erzählt auch, was sich allda begab.*

Als Eugen aus dem Hause des Major von Brander trat, war er nicht wenig erstaunt, auf der Treppe dieses Hauses einen Menschen zu erblicken, der die Knie hoch emporgezogen hatte, den Kopf oben darauf gelegt, und der, wie es schien, sanft schlummerte. Noch größer war das Erstaunen Eugen's aber, als er näher tretend bemerkte, daß dieser Schlafende Niemand anders als sein getreuer Pierrot war.

Er faßte ihn beim Kragen, und es gelang ihm nach einigem Rütteln, ihn aufzuwecken und auf die Beine zu bringen.

»Ei, wie kommst denn du hieher?« fragte der Herr.

Joseph rieb sich die Augen und schaute mit einem Gesichtsausdruck um sich her, welcher deutlich anzeigte, diese

Frage sei jetzt in seiner halben Schlaftrunkenheit außerordentlich schwer zu beantworten; bald aber schien er sich zu erinnern. Auf seinem dummen Gesichte traten nach und nach einige pffiffig lächelnde Züge zu Tage, und bald darauf grinste er auf's Freundlichste und sagte: er habe hier auf ihn, seinen Herrn, gewartet.

»Und zu welchem Zwecke?« forschte Eugen weiter.

»Ja, zu welchem Zwecke?« sagte Pierrot, geheimnißvoll lächelnd. »Ich weiß nicht recht, ob sich Euer Gnaden noch erinnern, daß mir Euer Gnaden vor ein paar Tagen befahlen – nicht eigentlich befahlen – aber erlaubten, Sie einmal des Abends da unten hinter die Marktstraße zu führen, um die Gelegenheit einzusehen.«

»Und welche Gelegenheit meinst du, treue Seele?« fragte der Herr lachend.

Bei dieser Frage lachte der treue Diener ebenfalls, als wolle er hiemit ausdrücken, das sei ein ungeheurer Spaß, daß sich sein Herr jenes Gespräches nicht mehr erinnern wolle.

»Laß dein dummes Lachen!« sagte Eugen; »ich erinnere mich ganz gut. – Meinst du, die Zeit sei günstig?«

»Außerordentlich günstig!« entgegnete Pierrot; »am Himmel sind Wolken, es ist ziemlich dunkel – und auch schwül; sie wird ihre Fenster offen haben.«

»So gehen wir!«

Und dahin gingen sie, der Diener seinem Herrn ein paar Schritte voraus durch die dunkeln, stillen Straßen. Es schlug von allen Kirchthürmen die zehnte Stunde; die Nachtwächter mit ihren heiseren Stimmen schriean dasselbe an den Straßenecken. – Es mochte ein Gewitter im Anzuge sein; die Luft war außerordentlich drückend und schwül, und der

Wind, der sich hie und da erhob, nicht im Stande, diese Hitze abzukühlen; er blies wie aus einem warmen Ofen heraus, nur in einzelnen Stößen, launisch und matt und war kaum im Stande, ein Bischen Staub aufzuwirbeln. Hin und wieder fiel sogar schon ein schwerer Tropfen aus den dunkeln Wolken herab, aber auch dieses himmlische Wasser war warm und dunstig.

Jetzt stiegen die Beiden von den höher gelegenen Stadtvierteln hinab dem Marktplatze zu, der noch ruhig und still dalag. Einige Wachteln, die in ihren Käfigen vor den Fenstern hingen, ließen nur gedämpft ihren melancholischen Schlag ertönen, und dazwischen trillerte eine Nachtigall in einer Nebenstraße, und jauchzte erst leise, dann immer lauter und lauter ihre Liebeslieder durch die warme Nacht.

Hier war das Haus mit der Grafenkrone, die Wohnung der Madame Schoppelmann. Das große Hofthor war fest verschlossen. Um das alte Gebäude gingen sie herum und kamen in die enge Gasse, welche wir bereits kennen. Hier brannte keine Gaslaterne, und es gehörte eine sehr genaue Ortskenntniß dazu, die glücklicher Weise der getreue Pierrot besaß, um die Einfahrt in diesen schmierigen Hafen zu finden, ohne sich den Kopf an jeder Ecke anzustoßen. Doch segelten Beide ohne Unfall durch die Straßenenge gerade auf die Thüre der Madame Schilder los, und Joseph legte sich hier hart vor Anker, das heißt, er drückte sein Ohr fest an die Thüre, um zu hören, ob sich noch menschliche Stimmen vernehmen ließen, ob noch Jemand in der Wirthsstube sei. – Alles war todtenstill. Jetzt kratzte er mit einem Fuß unten an der Schwelle, ungefähr wie es ein großer Hund machen würde, der Einlaß verlangt. Alsbald öffnete sich auch die Hausthüre, und da der Flur nicht beleuchtet war, so tappte

Joseph, nachdem er vorsichtig hinein geschritten, mit den Händen um sich, und erst, nachdem er das schwarze Merinokleid der Frau Schilder zwischen seinen Fingern gefühlt, sagte er: »Ich bin's.«

Die Frau verschloß die Thüre sorgfältig hinter den Beiden, dann eilte sie in ihre Schenkstube und kam gleich darauf mit einer brennenden Lampe zurück. Als sie den Herrn Eugen Stillfried erblickte, machte sie einen tiefen Knix und leuchtete auf ein Zeichen von Joseph die Treppe hinan, welche in den ersten Stock führte. Oben öffnete sie eine Zimmerthüre; doch ehe sie die Beiden in die kleine Stube treten ließ, löschte sie die Lampe aus; denn von drüben – so sagte sie leise zu Joseph – dürfe man kein Licht sehen, das heißt, man dürfe nicht gewahr werden, daß sich Jemand anders als sie, die Frau selbst, hier aufhalte.

Eugen trat in das Zimmer, und Joseph und die Wirthin zogen sich zurück. Die Stube hatte ein einziges Fenster; dorthin eilte Eugen und ließ sich auf einen Stuhl nieder, der da stand. Dicht vor seinen Augen, nicht zehn Schritte weit, hatte er die Wand des Schoppelmann'schen Hauses. Er bemerkte gerade gegenüber ein Fenster, das aber nicht erhellt war.

Hier saß er und wußte sich weder so eigentlich Rechenschaft zu geben, wie er gerade hieher gekommen, noch was er eigentlich da wolle. – Sie sehen, das Mädchen, das er liebte, einen Augenblick sehen, ihr einige Worte zuflüstern? – Aber das hätte er auch morgen am hellen Tage auf dem Markte gekonnt! Warum denn sich hier wie ein Dieb in der Nacht herschleichen in diese öden, unheimlichen Straßen? er fühlte sich nicht behaglich, ohne eigentlich zu wissen,

warum. Da unten die kleine Gasse lag so traurig und dunkel, die hohen Wände der Häuser ebenfalls, nirgends eine freundliche Helle, nirgends ein Lichtstrahl. Horch! was war das? – Musik?

Im Nebenhause wurde auf einem Klavier gespielt, ein altes bekanntes Lied, und eine Flöte begleitete das Klavier. So einfach die Melodie war und so kunstlos sie vorgetragen wurde, drangen doch die Töne tief und schmerzlich in das Herz Eugen's. Es war eine Weise, die er vor langen Jahren gehört, ein altes Volkslied, das ihm seine Wärterin hundertmal vorgesungen – seine liebe, alte Wärterin, die ihn jeden Morgen auf ihre Arme nahm und ihn, wenn er recht brav gewesen war, in das Studirzimmer von Papa hinüber trug.

Ach, dieses Studirzimmer trat wieder so lebendig vor seine Seele, und in demselben die Gestalt seines Vaters, wie er auf und ab schritt im dunkelgrünen Schlafrock, den er, Eugen, mit seinen Händchen gefaßt hatte und nun mit trippelnden Schritten neben ihm daher lief. Auch das Bild seiner Mutter erschien ihm; aber merkwürdig genug sah er sie nur in reichen, schönen Kleidern, Blumen im Haar und an der Brust, glänzende Steine um Arm und Nacken – eine prächtige Fee. So war sie dem Kinde allnächtlich erschienen; denn wenn sie von Bällen oder großen Soireen heim kam, dann trat sie an sein Bettchen, und er erwachte alsdann gewöhnlich und sah die glänzende Erscheinung mit blinzeln den Augen an, und wenn er darauf wieder einschlief, träumte er von Feen und Elfen. Darum liebte er es nicht, das Bild der Mutter in dieser Pracht und Herrlichkeit, und er scheuchte es hinweg von seinem inneren Auge. Aber es machte ihm



Mühe, aus jenem strahlenden Bilde die Züge der Mutter heraus zu finden, wie sie jetzt waren, oder wenigstens vor einigen Jahren, wo er sie zuletzt gesehen. Das war bei jener Unterredung, die er mit ihr gehabt, wo sie zusammengesunken und gebrochen in ihrem Armstuhle lag und dem Sohne mit der Hand winkte, er solle sich entfernen, er solle sie allein lassen. Ja, ja, er sah sie deutlich wieder vor sich mit zerstörten Zügen, und erblickte die Hand, die sie ihm abwehrend entgegen streckte. Damals hatte er lange geschwankt und hatte tausend Mal den Wunsch gehabt, statt darauf das Zimmer und elterliche Haus zu verlassen, jene Hand an seine Lippen zu drücken und der Mutter zu sagen: Ich will alles thun, was du von mir verlangst, nur laß uns Ruhe und Frieden halten und laß uns nicht feindlich scheiden – der einzige Sohn von der Mutter! – Aber wenn er in jenem Augenblicke schwankte, so vernahm er die strenge Botschaft seines sterbenden Vaters, den Befehl, welchen derselbe an ihn zurückgelassen. Dann schwebten ihm jene Briefschaften vor Augen mit den rothen Bändern, schwarz gesiegelt, welche er – so war ihm aufgetragen worden – zwischen die Mutter und jenen Anderen legen sollte, was er denn auch schauernd gethan.

Und doch drängte es ihn, die Mutter wieder einmal zu sehen, und er war schon oft im Begriffe gewesen, das elterliche Haus zu betreten und den Versuch zu machen, ob keine Annäherung zwischen ihm und ihr möglich sei.

Heute Nacht, wo er so allein in der tiefen Dunkelheit hier saß, wo er vergessen hatte, weshalb er eigentlich hieher gekommen, wo jene Gedanken an seine Familie heftiger auf ihn eindrangen, da fühlte er mehr als je das Bedürfniß einer Aussöhnung mit seiner Mutter. Sein ganzes Leben bis

dahin kam ihm so schal, so freudenlos vor, das wilde Treiben, in dem er sich bewegte, so leer, so abgenutzt! Er fühlte es wohl, in seinem Innern war finstere Nacht, von keinem Strahl erhellt; ihm leuchtete kein freundliches Morgenroth, auf das er sehnsüchtig geblickt und das ihm einen besseren, schöneren Tag versprochen hätte. »Oh, nur etwas gebt mir, das meine Seele gänzlich erfüllt, nur ein Bild, zu dem ich vertrauensvoll aufblicken kann, das den dämmerigen Tag meines Lebens mit neuem Glanze erfüllt!« so seufzte er aus der Tiefe seines Herzens, indem er den Kopf langsam erhob und in die Nacht hinaus blickte. Da sprang er erschrocken von seinem Stuhle auf, und seine zitternden Lippen sagten: »Katharina, du bist es! Habe ich denn nie den Schutzengel begriffen, der neben mir wandelt, habe ich denn nicht an dich gedacht, als ich ein Wesen verlangte, dem ich mit voller Seele anhängen möchte? – Ja, ich fühle es, bis jetzt liebte ich dich nicht so innig und wahr, wie man lieben soll; aber jetzt erkenne ich es; du bist der Stern, der am dunkeln Nachthimmel meiner Seele empor steigt – mein schöner, innig geliebter, mein glänzender Stern!« Er streckte die Arme nach dem gegenüber liegenden Hause aus, nach dem Bilde, das sich ihm zeigte.

Dort hatte sich ein einziges Fenster hell erleuchtet; die Flügel desselben waren geöffnet, und unter den Rosen, die dort ihre Köpfe im Abendwinde schelmisch auf und nieder neigten, stand sie, stand das Mädchen, unbewußt, daß Jemand sie belausche und – wer sie belausche. Sie lehnte an dem Fenster im weißen einfachen Nachtkleide; das lange schwarze Haar fiel über ihren Nacken und die entblößten

Schultern; den rechten Arm, mit dem sie sich gegen das Fenster stützte, hatte sie hoch erhoben, ihre eigene kleine weiße Hand lag, wie sich selbst segnend, auf dem Haupte. – Ja, dieses Mädchen konnte Segen spenden, sich und Anderen, denn so rein, so gut, so lieb war ihr Herz, von Allen auserkoren, eine Auserwählte! – –

Wie drängte es Eugen, das Fenster, an dem er stand, zu öffnen und ihr ein Wort der Liebe hinüber zu rufen! Doch bebte er selbst vor diesem Gedanken zurück. Katharina war ihm in diesem Augenblicke eine überirdische Erscheinung, ein Bildniß der Verehrung und Andacht, und dazu die stille Nacht, die Melodie des einfachen Liedes, die etwas Kirchliches an sich hatte – nein! nein! dieser Moment durfte nicht gestört werden. Aber fest stand es in ihm, daß er gefunden, was er gesucht, daß sie es wäre, welche sein Leben mit Glanz und Rosen auszuschnücken im Stande sei.

Und noch einen andern Entschluß faßte er hier beim Anblick der Geliebten: ja, er wollte die Mutter wieder sehen, er wollte auf die Gefahr hin, von ihr zum zweiten Male und noch härter verstoßen zu werden, zu ihr gehen, sie beschwören, jenen finsternen Mann zu lassen, und mit ihm, dem Sohne, und dann vielleicht mit ihr ein neues, freudiges Leben zu beginnen.

Drüben schloß sich das Fenster, das Licht erlosch, tiefe Finsterniß, wie vorher, trat ein, und als sei nun auch mit dieser himmlischen Erscheinung Alles aus und zu Ende, so verklang auch die Melodie im Nebenhause in ein paar leisen, langsam ersterbenden Accorden.

Eugen verließ das Zimmer und ging die Treppen hinab; drunten war der getreue Pierrot, sowie Frau Schilder, welche mit ihrer Lampe sorgsam leuchtete. Doch war Eugen

nicht im Stande, diesem Weibe in's Gesicht zu sehen; er faßte stumm grüßend seinen Hut und verließ, von Joseph gefolgt, das Haus.

Als er auf die Straße trat, sah er drei Männer vor sich hergehen, die aber an der nächsten Ecke seinen Blicken entchwanden. Doch als er dort in die breiteren Straßen einbog, sah er sie wieder vor sich und hörte, wie sie laut lachend und scherzend ihres Weges gingen.

Pierrot, der, wenn er bei Nachtzeit ging, seine langen Ohren gewaltig spitzte, blieb jetzt auf einmal stehen, faßte seinen Herrn beim Arme und hielt ihn leise zurück, während er auf die vor ihm Herwandelnden zeigte.

»Was soll's?« sagte Eugen.

»Wenn Sie hier nicht gesehen und erkannt sein wollen,« flüsterte Joseph, »so bleiben Sie einen Augenblick stehen.«

»Wer soll mich kennen?« fragte Eugen. »Was meinst du damit?«

»Dort vor uns,« antwortete Joseph mit gedämpfter Stimme, »geht der Herr Rath, ich habe ihn augenblicklich erkannt.«

»Mein lustiger Rath?« fragte Eugen und setzte, zu sich selbst sprechend hinzu: »Ei, ei, was macht mein Sittenprediger so spät ohne mich auf der Straße und namentlich in diesem Theile der Stadt? – Und wer sind wohl die Andern?« fragte er seinen Bedienten

»Mir schien,« antwortete Joseph, »sie kamen aus dem Hause neben dem, wo wir uns befanden.«

»Und was ist das für ein Haus?«

»Es wohnen dort vielerlei Leute: Maler, Bildhauer und ein paar Schullehrer-Gehülfen.«

»Ah, ein paar Schullehrer-Gehülfen!« entgegnete Eugen; »das werden unsere Leute sein, alte Bekannte, die mein lustiger Rath aufgesucht hat, und mit denen er noch ein heiteres Stündchen zuzubringen gedenkt. Ich möchte dabei sein!«

Sein Herz war zu voll, seine lebhaften Gedanken bestürmten ihn unaufhörlich; es wäre ihm unmöglich gewesen, jetzt schon zu schlafen; er konnte nach dem, was er eben gedacht und gesehen, sich nicht entschließen, schon die Einsamkeit seines Zimmers aufzusuchen. — »Gewiß,« wiederholte er laut, »ich will ihn begleiten.«

»Aber nicht von dieser Stelle aus!« bat der getreue Pierrot; bedenken Euer Gnaden, wo wir sind! Der Herr Rath würde im Augenblicke wissen, wo wir eigentlich her kommen.

»Du hast Recht!« sagte Eugen, und er dachte bei sich, die beiden Andern, die mit seinem Freunde dort vorn gingen, könnten vielleicht auch schon sein Verhältniß zu jenem Mädchen erfahren haben und Sonderbares denken, wenn sie ihn um diese Stunde hier vor ihrer Wohnung sähen.

»Mir scheint es auf jeden Fall gerathener,« meinte der getreue Pierrot, »wenn ich von hier aus nach Hause gehe. — Was meinen Euer Gnaden? Es wäre wirklich besser, wenn der Herr Rath nicht erführen . . . «

»Daß wir Beide hier zusammen auf der Straße sind,« entgegnete Eugen, lachend über die Besorgniß seines Dieners. »Ja, da magst du in der That Recht haben; deine Gesellschaft wirft nicht das beste Licht auf meine Unternehmung. So geh' denn deiner Wege, und ich hoffe, dieser Weg werde dich zufälliger Weise nach Hause führen.«

Während dieses kleinen Gespräches waren die drei Vorauswandelnden schon so weit entfernt, daß man kaum noch den Klang ihrer Stimmen und den Schall ihrer Tritte hörte.

Eugen, in der Besorgnis, sie zu verlieren, eilte hinter ihnen drein und kam auf diese Art in die belebteren Stadttheile, wo er sich seinem Mentor zeigen konnte, ohne in den Verdacht zu gerathen, als wandle er auf verbotnem Wege.

Der lustige Rath blieb erstaunt stehen, als er seinen Freund so plötzlich aus dem Dunkel einer Seitengasse auftauchen sah.

»Sieh da! sieh da!« rief Eugen, »ist das der Weg nach Hause, gestrenger Mentor? Oder ist es vielleicht noch zu früh in der Nacht, daß man daran denken müßte, zum heimischen Herde zurückzukehren?«

»Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!« sagte lustig der Rath; »und ich war heute Abend ungeheuer glücklich, da ich weder gezwungen war, einen ästhetischen Thee zu besuchen, noch in Euer Gestrengen Gesellschaft allerlei Kreuz- und Querfahrten zu machen.«

»Also meine Gesellschaft macht dich unglücklich, du Schelm?« lachte Eugen; nun ich will mir das für die Zukunft merken; aber für heute Abend kann ich wahrhaftig nicht umhin, dich noch unglücklich zu machen.«

»Pah!« sagte der lustige Rath.

»Das heißt,« setzte Eugen hinzu, »wenn du nicht zufälliger Gast dieser beiden Herren bist; alsdann ziehe ich mich bescheiden zurück.«

»Ja, ja, ich vergaß, dir meine Freunde vorzustellen,« sagte der lustige Rath. — »Herr Knick, Schullehrer-Gehülfe erster Klasse, mein langjähriger Bekannter, Herr Wedel, Schullehrer-Gehülfe zweiter Klasse, ebenfalls einer meiner

Bekannten. – Herr Eugen Stillfried!« Und dann setzte er lachend hinzu: »Wie Ihr wißt, habe ich diesen jungen Menschen erzogen!«

»Das hättest du nicht sagen sollen,« bemerkte Eugen leise, »denn jetzt bin ich gezwungen, mich heute Abend ungeheuer ernst zu betragen, um dir keine Schande zu machen.«

»Oh, genire dich ganz und gar nicht!« entgegnete laut lachend der lustige Rath; »du kannst dich betragen, wie du willst, du wirst doch meinen Ruhm nicht erhöhen. – Aber jetzt Scherz bei Seite; wo willst du eigentlich hin? Wo du herkommst, brauche ich dich gar nicht zu fragen.«

»Darüber könnte ich dir in der That keine genügende Antwort ertheilen,« versetzte Eugen; »aber wohin ich will? einfache Frage! – ich will dich begleiten, das heißt vorausgesetzt, die Herren Knick und Wedel haben nichts dagegen einzuwenden.«

Beide genannte Herren verbeugten sich auf's Höflichste und versicherten, sie befänden sich in der Begleitung ihres langjährigen Bekannten, des Herrn Sidel, und wenn das auch nicht der Fall wäre, das heißt, wenn der Herr Sidel sich in ihrer Begleitung befände, so würden sie es sich doch zur allergrößten Ehre rechnen, in Gesellschaft des Herrn Stillfried erscheinen zu können.

Eugen dankte den beiden Herren für ihre außerordentliche Freundlichkeit und sagte alsdann zu seinem Mentor: »Also du bist der Rädelsführer? Nun, wo geht's denn eigentlich hin, kann man euch begleiten oder nicht?«

Der lustige Rath stellte sich bei dieser Frage mit gespreizten Beinen mitten auf die Straße, – eine Stellung, wodurch sein kurzer, dicker Körper durchaus nicht den majestätischen Anblick, wie gewöhnlich, darbot; dabei legte er den

Zeigefinger an die Nase und sprach: »Es wird sehr schwer gehen, daß man dich mitnimmt; wir sind gerade im Begriff, uns in das Local der geschlossenen Gesellschaft einer geheimen Verbrüderung zu begeben.«

»Was Teufel,« sagte Eugen, »ein geheimer Club – etwas Politisches – eine kleine Verschwörung? – Nimm dich in Acht, Herr Rath! Ich kenne den großen Richter in Israel; wenn du dem zufällig unter die Finger geräthst, so erhältst du eine Wohnung angewiesen, in der man dich bis zu deinem hohen Alter frei beherbergen und verköstigen wird.«

»Es handelt sich durchaus nicht um Politik,« erwiderte der ehemalige Schulmeister. »Die Gesellschaft, in die wir uns begeben, ist eine harm- und zwanglose; der einzige Zweck derselben ist, sich einige Stunden zu amusiren und Universitäts- wie andere Freunde wieder zu finden. Du findest dort nur Gelehrte und Künstler; und aus dem einfachen Grund, weil du weder das Eine noch das Andere bist, nehme ich einen Anstand, dich dorthin zu führen. Doch ich weiß mir zu helfen – ich stelle dich als einen Künstler vor, einen Künstler, dem es nämlich gelang, meine bewährte und außerordentliche Erziehungs-Methode vollkommen zu Schanden zu machen.«

»Deß bin ich zufrieden,« sagte Eugen, »gehen wir! – Aber während wir so langsam dahin schlendern, könntest du mir etwas Näheres über das Wesen, sowie die Zusammenstellung dieser mir bis jetzt gänzlich unbekanntes Gesellschaft mittheilen. – Wann ist sie gegründet worden? wer ist ihr Stifter – wie heißt sie?«

»Ich darf mich kühn zu den Stiftern dieser Gesellschaft zählen, versetzte stolz der ehemalige Schulmeister. »Ihren Zweck habe ich dir vorhin schon gesagt: sich nämlich einige



Stunden zu amusiren. Die Gesellschaft heißt: ›Die Leimsudia‹.«

»Die Leimsudia?« fragte erstaunt Eugen; »und so nennen sich ihre Mitglieder wohl Leimsieder?«

»Leimsieder in der edelsten Bedeutung dieses Wortes,« entgegnete der lustige Rath außerordentlich würdevoll und erhaben. »Da ich aber dein Staunen sehe,« fuhr er mit erhobener Stimme fort, »und da ich es mir trotz deiner Unverbesserlichkeit beständig angelegen sein lasse, den Kreis deines Wissens zu erweitern, so will ich dich einen Blick in die Stiftungs-Urkunde der Leimsudia thun lassen.«

»Dafür werde ich dir sehr verbunden sein, edler Leimsieder!« sagte Eugen.

»Du weißt,« begann wichtig der lustige Rath, »daß geschlossene Gesellschaften überhaupt bei ihrer Stiftung gewöhnlich einen Zweck haben.«

»Ein unerhört weiser Eingang!« lachte der Andere.

»Dieser Zweck,« fuhr der ehemalige Schulmeister fort, »ist nun gewöhnlich bei ähnlichen Geschichten ein rein gesellschaftlicher; man findet seine Bekannten, man ißt, man trinkt, man raucht, man liest Journale, man hört langweilige Concerte, man geht auf noch langweiligere Bälle – kurz, man will sich amusiren, so gut wie möglich, und jeder giebt sich die größte Mühe, dies mit sich und Anderen zu thun. Hiedurch aber entsteht nun gewöhnlich das Gegentheil. Wenn auch Anfangs Alles gut geht, so dauert es doch nicht lange, und die Unterhaltung eilt zu Thüre und Fenster hinaus, und dadurch wird man langweilig. – Wir haben das nun bei der Leimsudia ganz anders angegriffen: wir wollen uns langweilen, es ist Pflicht jedes talentvollen Leimsieders,

so langweilig wie möglich zu sein, und durch dieses Bestreben zur Unterhaltung durchaus nichts beizutragen, amüsieren wir uns und sind unsere Versammlungen oftmals vom besten Humor erfüllt.«

»Eine große Idee!« sagte lachend Eugen. »Aber auf welche Art bestrebt ihr euch, langweilig zu sein?«

»Das wirst du noch alles erleben,« entgegnete der lustige Rath. »Siehe da! wir sind am Local der Leimsudia angelangt, wir treten jetzt in diese erlauchte Gesellschaft; ich bitte dich aber inständigst: mache mir keine Schande und führe dich ordentlich auf.«

»Ich will gähnend eintreten,« sagte Engen.

»Auch nicht so übel!« meinte Herr Sidel und blieb vor einem kleinen Thorwege stehen.

Es war dies eigentlich weniger ein Thorweg, als eine kleine schmutzige Gasse, welche durch zwei, einige Fuß von einander stehende Häuser gebildet wurde, in einer einsamen Straße, weit vom Mittelpunkte der Stadt entfernt.

Diese Gasse war nur in so weit erhellt, als eine der letzten Gaslaternen einen kleinen Lichtstrahl hineinfallen ließ. Wohin aber diese Gasse eigentlich führte, konnte ein Uneingeweihter durchaus nicht ergründen, da ihr Ende in undurchdringliche Finsterniß gehüllt war.

»Ich bitte um den Gänsemarsch!« sagte Herr Sidel und schritt, mit den Händen tappend, voran. Ihm folgte Eugen, diesem Herr Knick, dann kam Herr Wedel.

Nachdem sie solchergestalt ein paar Minuten fortgewandelt waren, erweiterte sich die Gasse zu einem Hofe, in welchem man in ziemlich undeutlichen Umrissen große Fässer erblickte und daneben aufgethürmtes Holz, alte Kisten und

Erdhaufen. Ein kleiner Lichtschimmer verrieth ein Hintergebäude und in demselben eine Thüre, auf welche Herr Sidel lossteuerte.

»Wir sind zur Stelle!« sagte er jetzt; und hinter der Thüre hörte man lautes Lachen und das Geräusch mehrerer Stimmen.

»Ehe wir eintreten, sage mir vor allen Dingen,« wandte sich Eugen an seinen Führer, »werde ich als Mitglied eingeführt oder als Gast?«

»Auf alle Fälle nur als Gast,« entgegnete wichtig Herr Sidel; »um Mitglied dieser ehrenhaften Gesellschaft zu werden, muß man dieselbe öfters besuchen, man muß vorgeschlagen, man muß geprüft sein.«

»Also eine Art Freimaurerei?« sagte lachend Eugen.

»Nenne es, wie du willst, aber halte jetzt dein Maul!« – Er öffnete leise die Thüre des Hinterhauses, vor dem sie standen, und sie traten in ein Vorzimmer, das zugleich als Garderobe benützt wurde. Hier standen sehr anständige Regenschirme, zierliche Stöcke und gute Hüte, woraus Eugen den vernünftigen Schluß zog, daß die Leimsudia, gegen seine bisherige Erwartung, aus sehr anständigen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft bestände.

Aus diesem Vorzimmer führte eine andere Thüre in das Gemach, wo sich die Gesellschaft zu befinden schien. Herr Sidel öffnete ein kleines Loch in derselben, legte seinen Mund daran und meldete in das Gesellschaftszimmer, er sei da, mit ihm die beiden aufzunehmenden Mitglieder, Herr Knick und Herr Wedel, und zugleich als Gast Herr Eugen Stillfried.

»Schön, sie mögen kommen!« antwortete eine tiefe Stimme.

Jetzt öffnete sich die Thüre, und man sah ein ziemlich großes Gemach, das außerordentlich mäßig erhellt war, so mäßig, daß, wenn man nicht von der tief dunkeln Straße gekommen wäre, man gar nichts gesehen hätte; das Ganze nahm sich aus wie der Aufenthalt der heiligen Vehme. An einem langen Tische saßen zehn bis zwölf Herren, deren Gestalten man nur in den undeutlichsten Umrissen sah. Auf diesem Tische war nämlich nur ein einziges Lämpchen aufgestellt, und dasselbe brannte obendrein in einem blechernen Gehäuse; es sah aus wie ein Apparat, auf welchem man warmes Wasser zu kochen pflegt.

Unsere vier Ankömmlinge ließen sich auf ebenso viele Stühle am unteren Ende des Tisches nieder, und darauf erhob sich der ehemalige Schulmeister und bat um das Wort.

Dieses wurde ihm von jener tiefen Stimme, die vorhin »Herein« gerufen, ertheilt.

»Hochansehnliche Versammlung!« sagte Herr Sidel, »Mitglieder der Leimsudia! Mit Erlaubniß der hohen Gesellschaft schlug ich vor vier Wochen meine beiden Freunde, die Herren Knick und Wedel, zu Mitgliedern vor. Während dieser Zeit bemühte ich mich auf's Sorgfältigste, den Character der eben Genannten zu prüfen, und fand in ihnen zu meiner großen Beruhigung erstaunliches Talent zur Langeweile, ja, meine Herren, alle bis dahin noch unentwickelte Erfordernisse, um es mit der Zeit zu einem tüchtigen Leimsieder zu bringen. – Den benannten Vorgeschlagenen verfehlte ich nicht, einen sehr richtigen Begriff von unserer ehrenwerthen Verbrüderung beizubringen, und sie fühlen die Kraft in sich, allen Verpflichtungen, welche ihnen als Mitgliedern der Leimsudia auferlegt werden, auf's Gewissenhafteste nachzukommen.«

»Ist das Ihr fester Wille?« fragte die tiefe Stimme; worauf die Herren Knick und Wedel antworteten:

»Ja, es ist unser fester Wille!«

»In diesem Falle ersuche ich meinen Herrn Kollegen und ersten Vicedirector, die gewöhnlichen Fragen an die Neuaufzunehmenden zu thun.«

Der erste Vicedirector räusperte sich und fragte darauf, was denn eigentlich unter einem gehörigen Leim zu verstehen sei.

Hierauf antwortete Herr Knick: »Leim sei eine zähe, kleberige Substanz, ein Material, welches nur im warmen Zustande zu gebrauchen sei.«

Nach dieser Antwort ersuchte die tiefe Stimme den zweiten Vicedirector der Leimsudia, dem andern Aufzunehmenden ebenfalls eine Frage zu stellen.

Hierauf räusperte sich der zweite Vicedirector und fragte den Herrn Wedel, was unter einem Leimsieder, nach der wahren Bedeutung des Wortes, zu verstehen sei.

Herr Wedel beantwortete diese Frage zur vollkommensten Zufriedenheit der Gesellschaft, indem er sagte: ein Leimsieder sei dasjenige nützliche Mitglied der menschlichen Gesellschaft, welches jenen harten und zähen Stoff, Leim genannt, auf eine passende Art zum Nutzen und Frommen seiner Mitmenschen zu behandeln verstände.

Der Präsident mit der tiefen Stimme ersuchte alsdann den dritten Vicepräsidenten der Leimsudia, jenen beiden Herren die Statuten vorzutragen, worauf sich der dritte Vicepräsident ebenfalls räusperte und sprach: Der Paragraph Eins der Statuten besagt, daß die Gesellschaft »Leimsudia« wirklich und wahrhaftig bestehe und daß die Mitglieder derselben Leimsieder genannt werden. Der Paragraph Zwei fügt hinzu,

daß Paragraph Eins eigentlich vollkommen überflüssig und deßhalb förmlich wieder aufgehoben sei. Paragraph Drei macht es ebenso mit Paragraph Zwei, und Paragraph Vier spricht die Vermuthung aus, daß nach einer solch gründlichen, umfassenden Darlegung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Leimsudia keines der Mitglieder seiner im Unklaren sein könne, welch wichtige Pflichten es durch den Beitritt zu derselben auf sich nehme. Hierauf ersuchte der Präsident mit der tiefen Stimme den Stellvertreter des ersten Vicedirectors, zur feierlichen Aufnahme zu schreiten.

Die Lampe auf dem Tische und über derselben die dampfende Flüssigkeit, die sich als kochender Leim ergab, wurde vor den Präsidenten gerückt, der diesen Leim eigenhändig viermal herum rührte. Dasselbe thaten alle Anwesenden, und darauf bot der Stellvertreter des ersten Vicedirectors dem Secretair der Leimsudia einen kleinen Löffel des kochenden Leims, welchen dieser würdige Beamte auf zwei Gläser Wasser vertheilte, die vor ihm bereit standen, so daß durch diese Manipulation ein schwaches Leimwasser entstand. Dieses wurde den neu Aufgenommenen durch den ersten und zweiten Kassier überreicht, und als Herr Knick und Herr Wedel nach einigem Zögern dieses Getränke hinunter gewürgt hatten, waren sie aufgenommen in die Leimsudia und konnten sich als wirkliche und ordentliche Mitglieder betrachten.

Eugen Stillfried als Gast bekam nun ebenfalls, aber eine weit kleinere Portion Leimwasser, worauf der Präsident eine sehr schöne Rede hielt, aus welcher wir ungefähr behalten haben, daß es der Zweck der Gesellschaft sei, durch Langweil zur Kurzweil zu dringen. So lange aber die letztere nicht zum Durchbruch kam, blieb jene Lampe unter

dem kochenden Leim die einzige Beleuchtung des Gemaches, und dann hatten sämtliche Beamte der Gesellschaft – sie bestand nämlich nur aus Beamten – die Verpflichtung, abwechselnd den Leim umzurühren, damit er nicht anbrenne. Sobald aber der Präsident an der Unterhaltung merkte, daß sie einen regen Aufschwung erhalte, so nahm er den kochenden Leim von der Lampe herunter und ließ durch den Kellner Lichter bringen; fing aber nach diesem Verfahren die Unterhaltung wieder an, schläfrig und leimig zu werden, so löschte er die Lichter wieder aus, und der Leim begann auf's Neue zu kochen und zu brodeln.

Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel machte, wie heute geschehen, die Aufnahme neuer Mitglieder. In solchen Fällen hatte der Präsident auch ohne lebhaftere Unterhaltung das Recht, zur gegenseitigen Erkenntniß die Lichter anzünden zu lassen; doch blieb alsdann der Leim auf der Lampe stehen und mußte bis zum Beginn eines lebhaften Gesprächs umgerührt werden, damit er nicht anbrenne.

Als nun die Lichter gebracht wurden und man sich gegenseitig anschaute, sah Eugen Stillfried unter außerordentlichem gegenseitigem Gelächter eine Menge bekannter Gesichter um den Tisch herum sitzen. Da waren Juristen, Mediziner, Maler, Bildhauer, Schriftsteller, im Ganzen sechzehn Leimsieder; größer durfte die Zahl nicht werden.

Der vorsitzende Präsident mit der tiefen Stimme, die schon früher etwas außerordentlich Bekanntes für Eugen hatte, war sein Hausarzt, Doctor Wellen, ein berühmter Arzt mit großer Praxis. Er machte seine Krankenbesuche in einem Wagen mit zwei Pferden, hatte einen Stock mit goldenem Knopf, trug gewöhnlich einen blauen Frack, und wenn er auch als jovialer Mann und lustiger Herr bekannt war,

so würden doch seine sämtlichen Patienten einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen haben, wenn sie gewußt hätten, daß Herr Doctor Wellen der Vorsitzende der Leimsudia sei. Aber hierüber mußte von den Mitgliedern und den eingeführten Gästen das unverbrüchlichste Stillschweigen bewahrt werden, wie denn überhaupt von der Existenz der Leimsudia bis heute nichts in das Publicum gedrungen war.

Eugen schüttelte seinem Arzte und allen Bekannten lachend die Hand, und der Präsident meinte, er fange jetzt an, an eine Besserung des jungen Mannes zu glauben, da er endlich einmal anfangen, sich in anständige und solide Gesellschaft zu begeben.

Außer dem vorhin erwähnten Getränke, dem Leimwasser nämlich, bemerkte man jetzt beim Schein der Lichter, daß noch Anderes auf dem Tische vorhanden war. Da sah man Wein- und Bierflaschen, und auch eine Speisekarte fehlte nicht, durch deren Hülfe hungrige Leimsieder zu einem soliden Nachtessen kommen konnten.

»In meinem ganzen Leben,« sprach Eugen nach einer Pause zum Präsidenten, »habe ich keine Ahnung von der Existenz der Gesellschaft gehabt; ich würde wahrhaftig keinen Augenblick gezaudert haben, mich zum Mitgliede einer so würdigen Verbrüderung vorschlagen zu lassen. Es ist eigentlich schändlich von meinem lustigen Rathe, daß er mich nicht früher hievon in Kenntniß gesetzt.«

»Derselbe würde in diesem Falle ein großes Verbrechen begangen haben,« sagte der Doctor; »er hat schon viel gewagt, daß er Sie hieher brachte: denn wenn man einen Gast einführt, von dem man nicht überzeugt ist, daß er der Gesellschaft convenirt, so wird dies an dem Einführenden auf's Strengste bestraft.«



»Aber man muß doch wenigstens eine Ahnung vom Dasein einer Gesellschaft haben, ehe man sich zum Mitgliede derselben melden kann!«

»Man muß dahin vom Geiste getrieben werden,« entgegnete der Präsident, »man muß sich im allgemeinen Getriebe der Menschheit entsetzlich langweilen, und in diesem Falle hat ein Mitglied der Gesellschaft das Recht, den Gelangweilten zum Leimsieder vorzuschlagen.«

»Und daß dies bei dir wahrhaftig nicht der Fall war,« bemerkte der lustige Rath, »so fand ich es niemals gerechtfertigt, dich hierher zu bringen; du hast dich meines Erachtens nie sichtlich gelangweilt; auch bin ich selbst noch ein sehr junges Mitglied.«

»Es ist eigentlich nicht schmeichelhaft für mich,« versetzte Eugen lachend, »daß dich die Langeweile hierher geführt. Ich hatte gehofft, du findest meine Gesellschaft amusanter.«

»Verliebte Leute sind immer langweilig,« sagte der lustige Rath mit leiser Stimme.

Der Präsident dieser ehrenwerthen Gesellschaft führte das Regiment mit sehr strenger Hand, und nachdem sich die Neuangekommenen zu einigem Bier und Wein verholten, versicherte er mit bedenklicher Miene, daß die Unterhaltung in der That nicht die Kosten der Beleuchtung abwerfe, weshalb er sich veranlaßt sehe, zum Scheine der harmlosen Leimwasser-Lampe zurückzukehren. Er forderte hiemit die Mitglieder der Gesellschaft dringend auf, durch irgend etwas das Gespräch zu beleben.

»Mich hat der feierliche Act von eben sichtlich angegriffen,« sagte ein älthlicher Herr mit einer röthlichen Nase, indem er die Brillengläser mit seinem Sacktuche abputzte;

»oder wirkt die Hitze von heute Abend lähmend auf unsern Geist?«

»Der Herr Präsident,« bemerkte ein anderer Leimsieder – er war im gewöhnlichen Leben Regierungsrath – »scheint mir heute Abend in außerordentlich strenger Laune zu sein; ein rechter Vorstand sollte zu Ehren seiner Gesellschaft beständig eintreten und immer etwas in *petto* haben, wenn die Unterhaltung einmal erlahmt. Wenn man eine solch hohe und wichtige Stellung einnimmt, so muß man auch das Zeug hiezu haben.«

»Ganz richtig! – Vollkommen wahr! – Sehr gut bemerkt!« riefen mehrere Stimmen.

»Opposition,« sagte lachend der Vorsitzende, »sträfliche Opposition! Ich werde mich veranlaßt sehen, den Leim anbrennen zu lassen und euch durch den dadurch entstehenden Geruch zum Teufel zu jagen.«

»Das wäre einigermaßen Mißbrauch der Amtsgewalt,« meinte der dicke Herr mit der rothen Nase. »Allzu scharf macht schartig! Die Gesellschaft würde sich in solchem Falle veranlaßt sehen, einen neuen Präsidenten zu wählen.«

»Eine fürchterliche Drohung!« sagte lachend der Doctor.

»Wir hätten in der That vorsichtiger sein sollen in der Wahl unseres Oberhauptes,« warf ein langer und sehr dürrer Advocat ein, »er ist leider unabsetzbar; wir waren leichtsinnig genug, dies auszusprechen, ehe wir uns überzeugt, welcher Hand wir die Leitung unserer Republik anvertrauten.«

»So müssen wir eine Revolution unternehmen!« sagte wichtig der dicke Herr mit der rothen Nase – »einen Staatsstreich – wir müssen uns in den Besitz des Leimtopfes setzen und auf diese Art die Embleme der höchsten Gewalt

in die Hände bekommen; alsdann können wir unser Oberhaupt stürzen und eine neue Regierung einführen.«

»Keine Tyrannei!« rief der Regierungsrath, »Befolgung der Gesetze, so lange uns das gut dünkt; aber keine Tyrannei! das muß aufhören.«

»Ja wohl,« ließ sich die Stimme des lustigen Rathes vernehmen. »Alles das nimmt ein Ende, so sagt der Teufel am Buß- und Bettage.«

»Verehrteste Freunde – wertheste Leimsieder!« nahm der Präsident das Wort; »glaubt nicht, daß mich eure Drohungen erschrecken – ich fühle eine Armee in meiner Faust.« – Hier faßte er den Stiel des Leimtopfes. – »Ihr seht, ich bin im Besitze der vollkommensten Macht; und nur, weil ich in diesem Besitze bin, weil ich die Kraft in mir fühle, die Rebellion kräftig niederzuschlagen, will ich mich herablassen, mit den Häuptern derselben zu capituliren.

»Das läßt sich hören!« liefen mehrere Stimmen.

»Ihr verlangt von mir,« fuhr der Präsident fort, »ich soll in den Riß treten, wenn in eurer Unterhaltung eine Bresche entsteht; ich habe das schon sehr häufig gethan.«

»Hört! hört!« rief der dicke Herr mit der rothen Nase.

»Ich that das schon sehr häufig,« wiederholte nachdrücklich der Präsident; »aber Alles hat ein Ende, und es scheint mir, verehrte Leimsieder! ihr seid der süßen Absicht, euch ganz auf euren Präsidenten zu verlassen, die Last der Unterhaltung auf meine Schultern zu schieben. Wohlan denn! damit ihr seht – es ist nur für künftige Fälle – wie ein Präsident der Leimsudia beschaffen sein muß so will ich wieder einmal in eure stockende Unterhaltung eintreten und etwas zum Besten geben.«

»Bravo! bravo!« rief es von allen Seiten.

»Erwartet nichts Lustiges, nichts Erheiterndes,« fuhr der Präsident fort. »Ihr habt mich durch eure begonnene Revolution trüb und wehmüthig gestimmt, aus dieser Quelle fließt die Kleinigkeit, die ich vorzutragen die Ehre haben werde.«

»Sehr gut! wir hören,« riefen sämtliche Leimsieder.

Mit großer Feierlichkeit nahm hierauf der Präsident der ehrenwerthen Gesellschaft den Leimtopf vom Feuer, übergab ihn feierlich dem ersten Vicepräsidenten, die Lampe seinem zweiten Stellvertreter, legte sich in seinen Stuhl zurück und begann folgendermaßen.

#### ACHTZEHNTES CAPITEL.

*Der Präsident der Leimsudia hat das Wort und trägt eine Geschichte vor, welche nicht ohne Interesse für unsere Erzählung ist.*

Als vor ein paar Jahren der Kriegslärm in Oberitalien losbrach und Marschall Radetzky seine Soldaten zu Kampf und Sieg führte, konnte ich es nicht lassen, mit dem österreichischen Adler zu ziehen und unter diesen glorreichen Fahnen, wenn auch nur als Arzt, hinten bei der Bagage, statt mit dem Säbel mit dem Verbandzeug, für die braven Truppen nach besten Kräften zu wirken.

Ich hatte gute Briefe und Protectionen, und so ward es mir gestattet, bei dem Auszuge aus Mailand mit dem Hauptquartier ziehen zu dürfen; ich ward zur Disposition gestellt, um mich später einem Truppenkörper, bei dem es gerade an Aerzten fehle, anschließen zu können. So kamen wir nach St. Angelo, den zweiten Tag darauf nach Pavia, wo der große Feldherr mit Einem Mal seine ganze Armee in das feindliche Land hinüber warf, zur großen aber nicht sehr angenehmen

Ueberraschung der Piemontesen, die in dem festen Glauben standen, es werde hier am Tessin nur ein kleines Corps zur Beobachtung aufgestellt.

Der Uebergang über diesen Fluß, der Mittags um zwölf Uhr begann und bis tief in die Nacht hinein dauerte, war das großartigste von militairischen Schauspielen, denen ich in meinem Leben beigewohnt, und ich werde auch wohl nie wieder etwas Aehnliches zu sehen bekommen. Diese Masse Infanterie und Cavallerie, die lustigen Jägerbataillone mit ihren grünen Büschen, die schwere und leichte Artillerie und Raketenbatterieen, das alles dröhnte und rasselte in den engen Straßen Pavia's, und eine unzählige Menschenmenge schaute dem Einzuge der österreichischen Armee zu. Der Feldmarschall stand an der Ecke der Hauptstraße Stundenlang auf dem kleinen Balcon des ersten Gasthofes der Stadt, der sich hier befindet, und ließ die Truppen an sich vorüber ziehen. – Aber ihr habt das alles in den Zeitungen gelesen, von dem Enthusiasmus der Soldaten, als sie den geliebten Feldherrn da droben stehen sahen, von ihrem unendlichen Jubelgeschrei in so und so vielen Sprachen, das die Lüfte wahrhaft zerriß. – Es war ein unvergeßlicher Anblick.

Das Hauptquartier befand sich in dem Gasthause, von dem ich eben sprach; die Pferde desselben standen in den Ställen und im Hofe, und mehrere Officiere, die gerade nicht beschäftigt waren, hielten sich am liebsten am großen Thore auf, um da vorüberziehenden Bekannten ein freundliches Wort zu schenken. – Aber der ganze Tag verging. Das Vorbeiziehen dauerte immer fort. In dicht geschlossenen Colonnen folgten sich Compagnieen, Bataillone, Regimente. Es wurde Abend, und fort und fort klirrte und rasselte es am Hause vorbei.

Die jungen Officiere des Hauptquartiers hatten hinten nach dem Hofe zu ein paar leere Zimmer aufgefunden, und dort saßen wir, der Dinge erwartend, die sich heute noch ereignen würden. Es waren kleine Stuben mit weißen Wänden, kleinen vergitterten Fenstern und einem sehr spärlichen Ameublement; ein paar grobe hölzerne Tische und Bänke war alles, was von dergleichen vorhanden war. Hiezu ein grobes Tischtuch auf einem der ersteren, das in italienischen Gasthäusern unentbehrliche Essig- und Oelfläschchen und einige strohumwundene Flaschen. Aber Alles war heiter und guter Dinge. Im Herde brannte ein lustiges Feuer, was uns allen sehr wohl that; denn es war Mitte März, und der freundliche Sonnenstrahl, der draußen über die Ebene glänzte und sich wohlgefällig in den zahllosen Bayonetten und Helmen spiegelte, konnte nicht eindringen in diese Hinterzimmer, und deßhalb hatten wir sie bei unserer Ankunft recht unheimlich und frostig gefunden. Cigarren dampften, Gläser klirrten; Niemand wußte, wie lange wir hier verweilen würden. Bald hieß es, das Hauptquartier setze noch im Laufe des Nachmittags mit den ersten Truppen über den Tessin; dann sagte man wieder, wir werden Pavia erst bei einbrechender Nacht verlassen; kurz, wir wußten nicht, was heute aus uns werden sollte; – nur der alte Herr draußen auf dem Balcon wußte es, der mit fester Hand und sicherem Blick das Schicksal dieser sechszigtausend Menschen leitete, die heute hier vorüber zogen. In dieser Ungewißheit blieben die Pferde gesattelt, und die Officiere saßen bei einander in Wehr und Waffen, Helm und Tschako auf dem Kopf, Säbel und Säbeltasche an der Seite.

Im Felde ist man gleich eingerichtet, und nachdem sich so in den beiden hinteren Zimmern kleinere und größere

Gruppen gebildet hatten, ging das Glas und die Conversation lustig im Kreise. Auch mit Neuigkeiten wurden wir bedacht; denn jeder der Ordonnanzofficiere und Adjutanten, der vom anderen Ufer mit einer Meldung herüberkam, trat, sobald er droben verabschiedet war, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, in unser Zimmer und nahm eine Cigarre und ein Glas Orvieto. – Nun, wie geht's? rief man ihm entgegen. – Wir haben ein paar Vorposten gesehen, aber sie zogen sich schleunigst zurück; unsere braven Jäger hatten nicht einmal Zeit, ihre Büchsen abzufeuern. – Bleiben wir hier? – Weiß nicht, sind noch keine Befehle ausgegeben worden. Nun, mir scheint, ihr könnt's hier schon aushalten. – Warum nicht? Aber es wäre drüben doch besser. – Na, lebt wohl! Ich muß wieder hinaus. – Adieu, auf Wiedersehen!

Von Zeit zu Zeit ging wohl auch der Eine oder der Andere zur Hinterthüre des Gasthofes hinaus, einige Straßen weiter, auf eine alte Bastion, wo man den Tessin vor sich sah und weit in das Piemontesenland hineinblicken konnte. Es war ein herrlicher Anblick! Auf drei Brücken zog die prächtige Armee über den Fluß, – ein unendliches Gewimmel von Menschen, Pferden und Fahrzeugen; dazu spielten die Musiken auf allen Punkten, die Soldaten riefen ein kräftiges Hurrah, als sie den feindlichen Boden betraten, wo alsdann Regiment um Regiment, Infanterie, Cavallerie und die zahlreichen Battereien auf verschiedenen Straßen abmarschirten. Doch lange noch erblickte man sie drüben ziehen; zwischen den Bäumen an den Ufern des Tessin sah man im röthlichen Scheine der Abendsonne Geschütz und Waffen glänzen, und weiter hinaus, wie sich die Colonnen gleich gewaltigen Strömen in das feindliche Land ergossen.

Von einer solchen Promenade kehrte man gern wieder zurück in die hinteren Zimmer des Gasthofes und erzählte den Zurückgebliebenen, was man draußen alles gesehen.

Es giebt wohl in der ganzen Welt in keiner Lage des Lebens glückseligere und zufriedenerere Leute, als Officiere beim Beginn eines Feldzuges, an einem Tage wie heute, wo vielleicht morgen schon eine Schlacht zu erwarten ist. Mit blitzenden Augen und wahrem Entzücken spricht man vom bevorstehenden Kampfe; wer schon dabei gewesen, erzählt kleine Züge von einer tüchtigen Attaque, aus einem lustigen Reitergefecht; und der, welcher noch keinen feindlichen Säbel blinken sah, noch nicht das Sausen der Kugeln gehört, lauscht aufmerksam und mit Befriedigung den Worten der Anderen; denn er braucht wahrscheinlich nach diesem Genusse nicht lange mehr zu schmachten; vielleicht morgen schon schlägt seine Stunde, eine gute oder eine schlimme – sei's darum!

So saßen wir beisammen, erzählend, lachend, plaudernd. Schon einige Mal hatten wir unter dem allgemeinen Gewühle draußen, das unter dem großen Thorgang herrschte, einen jungen Mann bemerkt, dessen Aeußeres uns einigermaßen aufgefallen war. Dieses Aeußere war so einnehmend, sein Kopf, ja seine ganze Haltung so elegant und gar nicht passend zu den Leuten des Gasthofes oder den Ordonanzen und Reitern, zwischen denen er stand, daß ich ihn schon mehrere Mal aufmerksam angesehen hatte. Er trug einen grauen Rock mit grünem Kragen, wie man bei uns die Förster sieht, dazu graue Beinkleider und elegante Stiefel; auf dem Kopf hatte er eine Art Tyrolerhut von dunkelgrauer Farbe. Jetzt lehnte er an dem Thore und sah dem Vorbeiziehen der Truppen zu, zuweilen kam er auch an die Thüre der



hinteren Zimmer, wo sich die Officiere befanden; doch schien er nicht den Muth zu haben, einzutreten. Meistens aber hielt er sich an der großen Treppe auf, die in den oberen Stock führte; er schien von dorthier angelegentlich etwas zu erwarten. Der junge Mann hatte dunkles Haar, ein angenehmes, etwas blasses Gesicht und einen stark hinaufgedrehten Schnurrbart; seine Augen waren braun, lebhaft und freundlich. Ein paar Stunden später, als ich wieder in dem hinteren Zimmer am Kamine saß und die Flamme desselben mit dürrem Olivenholz nährte, bemerkte ich den Adjutanten des Feldmarschall's, Major E., der in das Zimmer trat, hinter ihm der junge Mann, dessen ich soeben erwähnt. Neben mir am Kamine stand ein junger Jägerofficier von einem Bataillon, das bereits vor einer Stunde vorbeimarschirt war. Er war beordert worden, zurückzubleiben, um seinem Chef später einen Befehl des Hauptquartiers überbringen zu können. An diesen wandte sich der Adjutant und stellte ihm den Unbekannten im grauen Jägerrocke vor.

»Herr so und so,« sagte er – ich verstand den Namen nicht – »hat sich mit guten Papieren und Empfehlungen im Hauptquartier gemeldet und wünscht den Feldzug als Freiwilliger mitzumachen. Da er Ihrem Bataillon zugetheilt wurde, so wollen Sie ihn gefälligst instruiren, wohin er sich morgen in aller Frühe zu wenden hat, Ihr Bataillon bleibt ganz in der Nähe, und wenn Sie einmal genau den Ort wissen, wo Sie hin marschiren, bitte ich, es ihm zu sagen, so kann er morgen mit weiter marschiren.« Der Major ging hinaus, und der Jägerofficier sagte zu seinem neuen Freiwilligen: »Halten Sie sich in der Nähe auf, bleiben Sie im Hause, und sobald ich etwas über den Namen des Ortes erfahre, wo sich

unser Bataillon befindet, so werde ich es Ihnen augenblicklich mittheilen.«

Der junge Mann zog sich bescheiden nach der Thüre zurück und setzte sich dort an einem Tische nieder, wo ihm ein paar Officiere auf's Freundlichste und Bereitwilligste ein Plätzchen einräumten. Später ging er wieder hinaus, und ich verlor ihn vorderhand aus dem Gesichte; nachher machte ich mit mehreren Officieren, da unterdessen die Nachricht gekommen war, das Hauptquartier bleibe in Pavia, einen größeren Spaziergang, und als wir zurück kamen, war es bereits Nacht geworden.

Noch immer zogen die Truppen am Gasthofe vorbei, noch immer war der Thorweg unseres Hauses mit einer Menge von Leuten vollgepfropft. Man hatte uns zu einem gemeinschaftlichen Nachtessen einen größeren Saal im Vorderhause eingeräumt, dort bekamen wir unsere Quartierzettel – ich war in das weiße Kreuz gewiesen, in einer Straße gelegen, deren Namen ich begreiflicher Weise in meinem ganzen Leben früher nicht gehört.

Nachdem wir noch ein paar Stunden bei einander gesessen unter lustigem Lachen und Scherzen, war es spät geworden, und Jeder suchte sein Quartier auf. Für meine Pferde hatte ich durch den glücklichsten Zufall einen kleinen Winkel im Gasthause selbst gefunden, und nachdem ich mich überzeugt, daß sie nebst dem Reiter, der sie unter Aufsicht hatte, gut versorgt seien, warf ich meinen grauen Paletot über die Schulter, nahm meinen Säbel unter den Arm und wollte das Haus verlassen.

Hier war es unterdessen bedeutend stiller geworden, die Zuschauer hatten sich verlaufen, Ordonnanzen und Reiter ihre Stuben und Ställe aufgesucht, und ich bemerkte unter

dem Thorwege nur noch einen einzigen Menschen, der, in einen weiten blauen Mantel gewickelt, auf einem Steine saß und zu schlafen schien.

Als ich näher trat, bemerkte ich, daß es jener junge Mann, jener Freiwillige war. Ich konnte mich nicht enthalten, einen Augenblick bei ihm stehen zu bleiben.

Er schlief nicht, sondern blickte in die Höhe, als ich vor ihn hintrat.

»Warten Sie auf Jemand?« fragte ich ihn theilnehmend. »Wünschen Sie vielleicht noch einen der Officiere zu sprechen? – Wenn ich Ihnen da dienlich sein kann, will ich es recht gern thun.«

»Ich danke Ihnen herzlich,« sagte der junge Mann, indem er seine Hand grüßend an seinen Hut erhob, »ich warte auf Niemand; ich habe meine Instructionen erhalten.«

»Sie wurden heute Mittag als Freiwilliger einem Jägerbataillon zugetheilt?« forschte ich weiter.

»Ganz recht!« entgegnete er mir, »es liegt bei La Cava, wo es auch morgen wahrscheinlich bleibt, und wohin ich mich mit dem Frühesten begeben werde.«

»Aber unterdessen« – sagte ich lächelnd – »wollen Sie unter dem Thorwege bleiben?«

Ei zuckte mit den Achseln und versetzte ebenfalls lächelnd:

»Was will man da machen? Ich bin sehr glücklich, daß man mich meinem Wunsche gemäß einem Jägerbataillon zugetheilt; ich kann doch gewiß nicht verlangen, daß man mir obendrein noch Quartier gebe.«

»Sie sind ein Deutscher?«

»Ja wohl,« sagte er, »aus Bayern.«

»Aber die Nacht ist lang,« entgegnete ich, »und Sie haben hier wahrhaftig einen schlechten Aufenthalt.«

»Das wird noch oft so kommen,« meinte er, »und vielleicht noch schlimmer als hier. Da bin ich doch vor Regen und Wind geschützt; mein Mantel ist auch warm genug.«

»Wissen Sie was?« sagte ich ihm, »ich befinde mich fast in der gleichen Lage wie Sie; ich bin ebenfalls Freiwilliger, ein Deutscher, Arzt, und dem Hauptquartier zugetheilt. Ich habe hier eine Anweisung auf ein Quartier, wahrscheinlich auch auf ein Bett, und außerdem werden wir gewiß noch eine Matraze oder ein Sopha auftreiben. Kommen Sie mit mir, ich kann einen Landsmann unmöglich unter dem Thorwege lassen.«

Er sah mich einen Augenblick erstaunt an und sagte darauf: »Ich will wahrhaftig Ihre freundliche Einladung nicht abschlagen. Sie haben Recht; es ist in der Stube, besser als hier.«

»So kommen Sie, wir wollen gehen.«

Wir verließen das Haus und gingen die breite Hauptstraße von Pavia hinab.

Fort und fort zogen die Truppenmassen noch immer durch die Stadt, es war, als sollte das niemals aufhören. In diesem Augenblicke war die Straße, so weit man sehen konnte, mit Geschützen bedeckt, eines hinter dem anderen. Auf den Laffetten saßen die Leute in ihren Mänteln, dunkel und gespensterhaft; die Lunten glimmten, die Geschützröhre glänzten in falbem Scheine, die Pferde gingen in langsamem Schritte, und die ganze gewaltige Masse dröhnte auf dem Pflaster dahin, daß die Fenster erzitterten.

Das weiße Kreuz lag in einer engen Nebenstraße und erwies sich als ein sehr bescheidenes Gasthaus. Doch führte

man uns in ein großes Zimmer, und da wir zu zwei kamen, so sah der aufwartende Kellner die Nothwendigkeit ein, neben dem vorhandenen Bette noch eine Lagerstatt einzurichten, was er auch auf's Bereitwilligste that. Mein junger Freiwilliger legte seinen Mantel ab, sowie ein kleines Felleisen, das er unter demselben getragen.

»Sie werden müde sein,« sagte ich, »und nach Ruhe verlangen?«

»Durchaus nicht,« entgegnete er mir; »ich komme heute von Mailand und habe diesen Weg mit einem Einspanner zurückgelegt, auch hielt ich mich unterwegs ein paar Stunden in der Certosa auf. Ein prächtiges Bauwerk, voll der herrlichsten Kunstschatze!«

»Das will ich meinen!« erwiderte ich einigermaßen erstaunt. »Sie sind ein Verehrer der Kunst?«

»Ein Verehrer und Ausüßer derselben,« antwortete er mir; »ich bin selbst Künstler – hoffe es wenigstens zu sein,« setzte er lächelnd hinzu – »ich bin Bildhauer.«

»Ah!« sagte ich überrascht; »und Sie verlassen Ihre schöne Kunst, um dem wilden Kriegsleben nachzugehen? – Das finde ich einigermaßen unbegreiflich.«

Er zuckte die Achseln und sprach: »Ich verstehe Sie vollkommen; aber es giebt Verhältnisse im Leben, wo es einem die größte Wohlthat ist, sich in einen wilden Strudel zu stürzen, wenn man auch vielleicht darin untergeht; ein wildes, brausendes Leben aufzusuchen, von dem man wenigstens das hat – so hoffe und glaube ich – daß es die Sinne betäubt und das Andenken an frühere Tage vergessen macht.«

»Ei, ei!« entgegnete ich lächelnd; »haben Sie denn so schreckliche Erinnerungen, die Sie nicht anders als durch

ein solch überkräftiges Mittel aus Ihrem Gedächtnisse verbannen können, und sind diese Erinnerungen wirklich der Art, daß Sie Gesundheit und Leben auf das Spiel setzen, um sie und sich selbst zu vergessen?»

»Ja und nein,« antwortete er mir; »es ist eine jener Geschichten, die nur für den, welchen sie betreffen, die größte Wichtigkeit haben, die aber Anderen unbedeutend, vielleicht fade erscheinen können.«

»Also eine Liebesgeschichte!« sagte ich lächelnd.

»Man könnte es so nennen.«

»Und wegen einer solchen werden Sie Ihrer göttlichen Kunst untreu und stürzen sich in dieses Treiben hier – Sie, den die geringste körperliche Verletzung, die Sie erhalten, vielleicht für immer untauglich machen wird, je wieder den Modellirstab und den Hammer in die Hand zu nehmen?«

»So arg ist es auch wohl nicht,« entgegnete der junge Mann. »Zum Krüppel geschossen zu werden, wäre mir freilich entsetzlich; aber eine Kugel, die einen so mitten aus der Sturmattaque abrufft und einen dahin wirft in Gras und Blumen, ist nicht zu verachten; man sieht nur noch den letzten betäubten Blick des Kameraden, dann umflort sich das Auge, und nur das Ohr ist noch der Vermittler zwischen dem Sterbenden und der äußeren Welt, und in dieses Ohr, das aufmerksam lauschende, bringt ein plötzliches Hurrah! ein Siegesjubiläum! – die feindliche Batterie ist genommen.«

»Das ist alles sehr schön und gut,« antwortete ich dem jungen Freiwilligen; »für Jemanden, der des Lebens müde ist, wäre ein solcher Tod freilich der angenehmste; aber erstens kann ich mir in der That nicht denken, daß Sie sich in dem Falle befinden, und zweitens vergessen Sie nicht, daß

sich ein jugendliches Leben, wie das Ihrige, schwer von einem so kräftigen Körper losreißt. Da liegen Sie in Schmerzen und Todesangst – keine Hülfe weit und breit. Die Liebe zum Leben findet sich mächtig wieder ein – umsonst! es fehlt die hilfreiche Hand, welche Sie aufrichtet und sorgsam pflegt!«

»Das ist wohl alles wahr,« meinte düster der Bildhauer; »warum aber das Schlimmste glauben? – Ich sagte vorhin: wenn eine Kugel meinem Leben ein Ende macht, wohlan, so geschehe es! Ich will aber damit nicht aussprechen, daß ich das für unbedingtes Resultat meines Feldzuges ansehe und herbeiwünsche; gewiß nicht! Ich will nicht als eine Art von Selbstmörder vor Ihnen stehen, von Ihnen scheiden – was ich vorhin sagte, ist wahr: ich will eine traurige Periode meines Lebens vergessen, vielleicht gelingt es mir, vielleicht putzt der Kriegslärm und das Getöse der Schlacht Kopf und Brust wieder hell und rein – wie sie ehemals waren,« setzte er schmerzlich hinzu, »und dann habe ich meinen Zweck auch erreicht; ich habe diesen Beschluß einmal gefaßt, und würde um keinen Preis zurücktreten.«

Der junge Künstler gefiel mir, trotz des sonderbaren, für einen ruhigen Menschen nicht vollgültigen Motives, das ihn hieher nach Italien rief. Es lag etwas so Frisches und Gesundes in seinem Aeußeren, und auch in der Art, wie er mir alles das erzählte. Da war nichts Sentimentales, nichts Geziertes, keine Empfindelei; er schaute mich mit seinen glänzenden Augen hell an und drehte seinen Schnurrbart keck in die Höhe, während er mit mir im Zimmer auf und ab schritt.

Ich bin sonst ein Feind aller Liebesgeschichten und danke für jede Mittheilung einer solchen; aber hier war ich wirklich neugierig, zu erfahren, was diese anscheinend so gesunde Natur denn so Schlimmes erlebt habe, um sie zu diesem Beschlusse hieher zu treiben.

»Wissen Sie was?« sagte ich ihm, »Sie sind nicht ermüdet, ich auch nicht, wir wollen uns ein Glas Punsch bestellen, und dann erzählen Sie mir Ihre Geschichte.«

»Warum nicht?« entgegnete er; »aber erwarten Sie nicht, etwas Bedeutendes zu hören.«

Es ist eine alte Geschichte,  
Doch bleibt sie immer neu –  
Und wem sie just passiret,  
Dem bricht das Herz entzwei.

Der Punsch kam, wir steckten uns Cigarren an und mein junger Freund erzählte.

#### NEUNZEHNTES CAPITEL.

*Ein beachtenswerthes Capitel für junge Künstler, denn es handelt von den Gefahren, in welche man durch weibliche Modelle gerathen kann.*

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich ein Bildhauer bin, und wenn ich hinzu setze, daß ich längere Zeit in Rom war, daß ich dort, und später in Deutschland, die besten Bestellungen auszuführen hatte, daß meine Arbeiten außerordentlich gesucht und hoch bezahlt wurden, so glaube ich, Sie können daraus entnehmen, daß ich im Stande bin, etwas Ordentliches zu leisten, daß ich in der schwierigen Branche



der Kunst, die ich erwählt – der Bildhauerei nämlich – ein Künstler bin.

»Eines Tages wurde mir der Auftrag, die Composition zu einem großartigen Grabmal zu entwerfen, welches ein Graf so und so – der Name thut nichts zur Sache – seiner verstorbenen Gemahlin zu errichten beabsichtige. Mein Entwurf gefiel, ich führte ihn im Modell aus und ging damit nach Carrara, wo ich mir den nöthigen Marmor aussuchte, die Arbeit in Punkt setzen ließ und sie später so weit ausführte, daß ich in Deutschland an Ort und Stelle mir noch wenig daran zu thun hatte.

»Das Grabmal war für die Kapelle eines großen Schlosses jener Familie bestimmt; ich kam zum ersten Male in die Gegend, wo es sich befand. Diese Gegend war reizend, das Schloß selbst über alle Beschreibung schön gelegen. – Erlauben Sie mir,« unterbrach er seine Erzählung – »daß ich aus meinem kleinen Felleisen ein Skizzenbuch hole, um Ihnen eine Ansicht dieses Schlosses und der Gegend zeigen zu können. –

»Sehen Sie hier!« fuhr er fort, und damit zeigte er mir in einem ziemlich großen Buche die außerordentlich schön gezeichnete Ansicht eines der reizendsten Schlösser, die ich lange gesehen. Es lag auf der Höhe einer sanft ansteigenden Thalwand, unten floß ein kleines Wasser vorbei und schlängelte sich durch Wiesen und zwischen schön geformten Hügeln, lange noch dem Auge sichtbar, einer weiten Ebene zu, welche fern am Horizonte von hohen und zackigen Gebirgen eingefast war. Das Schloß selbst war ein mittelalterliches Gebäude, auf's Sorgfältigste restaurirt, mit zackigen Zinnen, einem hohen Thurme, vielen kleinen Erkern und Nebengebäuden, mit der freiesten Phantasie zusammengestellt, oder

wie die damaligen Verhältnisse gerade einen Neubau bedingten; alles das durch Terrassen und Brücken mit einander verbunden und so ein wahrhaft malerisch schönes Ganzes bildend. Das Schloß in seiner Höhe stand auf der Grenze des lieblich Sanften und wild Romantischen. Vor ihm das Thal mit dem Flusse und den sanften, mit Wiesen bedeckten Abhängen war schön und anmuthig, und war das Ende einer Berggegend, die sich hinter dem Schlosse mit wildem Wald, mit Schluchten voll zackiger Felsen und rauschenden Bergwassern meilenweit fortsetzte.

Der junge Bildhauer legte das Buch an den Fuß der dreiarmligen kupfernen Lampe, welche auf dem Tische stand und sagte: »Dies ist also der Schauplatz meiner kurzen und traurigen Geschichte.«

»Ich kam zu gleicher Zeit mit meiner Arbeit dort an. Der Unterbau zum Denkmal war vollendet; meine Gruppe wurde ausgepackt und aufgestellt. Ich hatte in den ersten Tagen außerordentlich viel zu thun und arbeitete an der Beendigung meiner Figuren vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Die Hauptfigur meines Werkes war eine Mädchengestalt – *Glaube*, welche sich mit dem einen Arm auf die *Hoffnung* stützt, mit dem andern die *Liebe* empor hält, welche gerade im Begriffe ist, den Deckel des Sarkophages zu öffnen. Ich weiß nun nicht, woher es kam – genug, ich hatte in Italien keinen recht schönen Mädchenkopf finden können, den ich für edel genug hielt, danach meinen Genius der Liebe zu bilden. Ich dachte bei mir: das wird sich schon finden, und ließ jenen Kopf ganz unvollendet. Als nun das Werk aufgerichtet da stand und meine Arbeit fast beendet war, fehlte mir nur noch jenes Gesicht, und ich befand mich daher in einiger Verlegenheit. Eine fast fertige Arbeit wieder ernstlich

aufzunehmen, ist an sich schon schwer, hier aber fand ich, daß es mir unmöglich sei, jenen Kopf so zu bilden, daß er zum Ganzen passe und ich damit zufrieden sein könne. An dem Orte, wo ich war, ein Modell zu finden, das mir nur halb genügte, schien mir eine Unmöglichkeit. Ich strengte meine Phantasie an – ich brachte nichts Ordentliches zu Stande, ich war fast in Verzweiflung und lief träumend umher.

»Um die Bewohner jenes Schlosses hatte ich mich bis jetzt gar nicht bekümmert. Es war auch von der gräflichen Familie Niemand da; nur ein Beamter lebte hier, ein alter, freundlicher Mann, der mir zu meinen Arbeiten bereitwillig ein paar Zimmer einräumte.«

»Unten im Dorfe war ein kleines Wirthshaus: ›Zur wilden Rose‹ genannt; dort wohnte ich und dort hielt ich mich auch, nachdem die Aufstellung droben beendet war, den größten Theil des Tages auf. Abends war ich immer in der kleinen Wirthsstube, wo sich die Honoratioren des Dorfes einfanden. Ich muß gestehen diese guten Leute waren außerordentlich dankbar für die Zierde, die der Schloßkapelle durch mein Werk zu Theil geworden, und sie überhäufeten mich mit Aufmerksamkeiten. Von der Malerei hatten sie einen ziemlichen Begriff, aber meine Kunst war ihnen vollkommen fremd, weßhalb es ihnen auch ein großes Vergnügen gewährte, als ich ihnen etwas vom Wesen derselben auseinander setzte und ihnen den richtigen Begriff von einem Thonmodell und über die Ausführung in Stein beibrachte. Hier fand sich auch jener Verwalter des Schlosses häufig ein, sowie der Schultheiß des Dorfes und der Lehrer; und nicht selten erwies uns auch der Pfarrer die Ehre, in unserer Gesellschaft sein Gläschen zu trinken.

»Eines Abends kam wieder, wie gewöhnlich, die Rede auf mein Werk, und der Pfarrer, der an dem Nachmittage mit mir oben war, bedauerte, daß der Kopf der einen der Figuren immer noch nicht vollendet sei. Ich entgegnete ihm, daran sei Niemand Schuld, als die hiesige Bevölkerung; ich hätte gehofft, unter den Mädchen ein passendes Modell zu finden, müsse aber leider gestehen, daß ich bis jetzt nichts angetroffen, was mir brauchbar erschienen.«

»Ah, das ist eine Schande für uns!« sagte lachend der Schulmeister; »aber vielleicht verlangen der Herr Professor auch zuviel« – so nannten sie mich nämlich. – »Was meinen Sie denn zu Verwalters Rosalie?«

»Possen!« sagte der alte Mann vom Schlosse.

»Ich mußte gestehen, daß ich bis jetzt keine Ahnung davon hatte, daß es droben eine Tochter des Verwalters gäbe.«

»Das wäre ein schönes Modell für einen Kopf der Liebe,« meinte der Pfarrer.

»Ich wurde neugierig und bestürmte den alten Verwalter mit Bitten, mir doch wenigstens den Anblick seines Kindes zu gönnen. »Dieser aber zuckte die Achseln und meinte, es sei nicht so arg. Da gerieth jedoch der Schulmeister in eine wahre Ekstase und versicherte hoch und theuer, er wolle anfangen das A B C nochmals zu lernen, wenn ich nicht später gestehen müsse, daß Rosalie das lieblichste und schönste Gesicht habe, das mir in meinem ganzen Leben vorgekommen.«

Hier that der junge Bildhauer einen tiefen Zug aus seinem Punschglase, zündete seine Cigarre, die ihm ausgegangen war, wieder an und fuhr nach einer Pause fort:

»Leider hatte der Schulmeister Recht. Oh, hätte ich ihm nie geglaubt und hätte den unfertigen Kopf nach einem der

vielen Bilder fertig gemacht, die mir in der Nacht nach jenem Gespräche wie warnend im Traume erschienen! Er wäre nicht so schön geworden, wie er jetzt ist, aber ich hätte meine Ruhe behalten – – und wäre jetzt nicht hier in Italien.

»Ich sah also gleich den andern Morgen das Mädchen, ich war entzückt von dieser lieblichen Erscheinung, ich bat den Vater auf's Dringendste um die Erlaubniß, sie zum Modell meiner Liebe zu nehmen. Er gab es nicht gern zu, und erst den mit den meinen vereinigten Bitten des Schulmeisters und Pfarrers gelang es, seine Einwilligung zu erhalten.

»Rosalie war sechzehn Jahre alt. Anfangs überlief sie ein frommer Schauer bei dem Gedanken, daß ihr Gesicht so allein in der Kapelle zwischen anderen weißen Gestalten stehen solle, und sie beruhigte sich erst, als ich ihr versprach, auch meine ›Hoffnung‹ so weit abzuändern, daß sie einer ihrer Freundinnen ähnlich sehe – einem ebenfalls recht hübschen Mädchen.

»Ich modellirte nach ihrem lieblichen Gesichte und war glücklich dabei. Ich führte es in Marmor aus und war entzückt über mein eigenes Werk. – Was soll ich Ihnen aber nun weiter sagen? Das Uebrige können Sie sich ganz gut denken. – Ich hatte bis dahin nur meiner Kunst gelebt, all' die schönen Weiber- und Mädchengestalten, die mir bisher begegnet, hatte ich nur so mit den Augen des Künstlers angesehen. – Hier war das zum ersten Male anders; kurz, ich liebte, ich liebte grenzenlos mit der Gluth der Jugend, mit dem Feuer der ersten Liebe.

»Wie hatte ich anfänglich den Tag herbeigewünscht, an dem ich diese einsame Gegend wieder verlassen könnte! Jetzt aber hätte man mir alle Schätze der Welt bieten können, ich hätte freiwillig dieses für mich so reizende Thal

nicht mehr verlassen. Ich hoffte auf ihren Besitz, ich wollte hier ein stilles Künstlerleben führen, fern vom Geräusche der großen Städte; ja, wenn es mir an Arbeit in meiner Kunst gemangelt hätte, so würde ich diese bei Seite geworfen haben, ich hätte mich mit dem bescheidensten Dasein begnügt. Ich wäre dem Schulmeister als Zeichnenlehrer an die Hand gegangen, ja ich wäre Steinhauer geworden und hätte Grabsteine und Tröge gemeißelt. – Ich war wie rasend vor Liebe.«

»Es scheint mir wirklich so,« entgegnete ich ihm lächelnd.

»Auch Rosalie liebte mich, ich wußte das ganz wohl, doch habe ich nie ein Geständniß von ihr erhalten; ich wußte es – das war mir genug. Ich wollte dieses selige Geheimniß, das meine ganze Brust ausfüllte, nicht in Worten vor meinen Ohren hören, nicht eher, als bis mir ihr Besitz gesichert gewesen wäre.

»Da sprach ich mit dem Vater – aber meine Hoffnungen wurden mit Einem Male vernichtet. Zuerst lächelte er über meinen Antrag, wie über eine leichte Grille, ein jugendliches Aufwallen, das bald vorüber sein werde. Als ich aber dringender wurde, als ich ihm gute und gültige Beweise über meine Verhältnisse vorlegte, und dringend die Hand seiner Tochter verlangte, da schüttelte er seinen Kopf und sagte fest und ruhig: »Unmöglich! daraus kann in alle Ewigkeit nichts werden!«

»Längere Zeit wollte er mir, dem Verzweifelnden, nicht einmal einen Grund angeben; endlich sagte er, über das Schicksal Rosaliens sei in frühester Jugend entschieden worden, er könne, bei Gott dem Allmächtigen! nicht anders handeln. Da wurde der alte Mann weich und die Thränen traten ihm in die Augen. Er gab sein heiligstes Wort, daß er in der Sache nichts für mich thun könne, und wenn ihm selbst,

dem Vater, der mich lieb gewonnen, das Herz darüber breche. Er rieth mir, augenblicklich abzureisen, und setzte hinzu: »Wenn Sie nicht gehen, so sehe ich mich genöthigt, das Mädchen zu entfernen.«

»Diesem seinem Worte glaubte ich nicht und irrte wie ein Wahnsinniger mehrere Tage durch die Wälder, trat unzählige Mal in die Kapelle vor mein Werk, umkreiste das Schloß, um sie zu sehen – umsonst! – ich konnte keine Spur von ihr entdecken. Ich dachte mir, ihr Vater bewache das Mädchen, weil ich mich in der Nähe des Schlosses umher treibe; ich blieb deßhalb drunten im Wirthshause in meiner Stube, wo ich an ihre Fenster sehen konnte. Alles vergebens! Dort droben blieben die Vorhänge fest zugezogen – ich konnte nichts von ihr entdecken.

»Da kam eines Morgens der Schulmeister zu mir – er hatte von der Geschichte gehört – und während ich mit ihm darüber sprach, schnupfte die gute Seele aus einer Horndose eine Prise um die andere, und dabei zwinkerte er mit den Augen, als wenn ihm sein Tabak zu stark wäre.«

»Wissen Sie was, mein lieber Herr Professor?« sagte er nach einer Pause; »reisen Sie ab – Rosalie ist fort.«

»Fort? Und wohin?«

»Das weiß Niemand, als der Alte droben.«

»Ihr Vater?«

»Ja,« sagte stockend der Schulmeister, »ja – ihr Vater – doch man weiß das nicht so ganz genau.«

»Was?« rief ich und ein Strahl von Hoffnung belebte mich; »man weiß nicht ganz genau, ob Rosalie abgereist ist?«

»Oh nein,« entgegnete er, »daran ist kein Zweifel; aber man weiß nicht genau, ob der Alte droben – – ihr Vater ist.«

»Ah!« rief ich aus, »und ich kann Sie versichern, diese Nachricht traf mich wie ein Blitzstrahl. Ich versuchte, aus dem Schulmeister mehr herauszubringen – umsonst. Entweder wußte er in der That nichts, oder er wollte nichts sagen.

»Darauf hatte ich eine zweite Unterredung mit dem alten Verwalter. Sie hatte denselben Erfolg wie die erste, und er sagte mir am Ende achselzuckend: Da Sie nicht gegangen sind, wie ich Ihnen gerathen, so habe ich das Mädchen entfernen müssen. – Lange stand ich dann in der Kapelle vor meinem Werk und schaute unter Thränen das marmorne, blasse, geisterhafte und doch so liebe, liebe Gesicht an. Oh, meine Kunst hatte mir trefflich gedient: da war jeder ihrer reizenden Züge mit einer Treue wiedergegeben, mit einer Wahrheit, die mich jetzt schauern machte. Mehrmals stand ich im Begriffe, mit Hammer und Meißel mein eigenes Werk zu verderben; aber eine unsichtbare Gewalt zog meinen Arm zurück, so oft mich dieser unselige Gedanke antrieb, die Hand zu erheben. Ich floh die Kapelle, packte meine Sachen zusammen, ich verließ das Thal und die Gegend; ich ging nach München zurück und legte mich auf genaue Kundschaft über die Verhältnisse jener gräflichen Familie, für die ich gearbeitet. Ich hoffte hier einen Faden zu erhalten, der mich auf ihre Spur leiten könnte. – Wenn sie, wie der Schulmeister mir angedeutet, nicht die Tochter des Verwalters war, wer konnte sie sein? – Ich erfuhr endlich, daß der jetzige Besitzer jener Herrschaft, Graf D., keine Kinder habe, wenigstens keine legitimen; doch erzählte man sich von einem gespannten Verhältnisse, in welchem er lange Zeit mit seiner Gemahlin gelebt. – War Rosalie vielleicht seine natürliche Tochter? – ein schrecklicher Gedanke, wenn ich ihre Züge nachgebildet am Grabe derjenigen, welche die



Gemahlin ihres Vaters war, ohne ihre Mutter gewesen zu sein!

»Aber meine Ruhe war dahin, meine Kunst widerte mich an. So oft ich nach jener Zeit den weichen Thon zu formen begann, so traten immer und ewig ihre Züge zu Tage. Ich verließ München wieder, ich wollte große Reisen unternehmen, weite unbekannte Länder sehen – ich hoffte, sie alsdann zu vergessen. Da ertönte aus den lombardischen Ebenen der erste Trompetenstoß, da entfaltete Radetzky, der große Feldherr, seine siegreiche Fahne, da vernahm ich, daß Graf D. in österreichische Dienste getreten war, um den glorieichen Feldzug des Jahres 1848 mitzumachen. Es war mir wie ein Wink des Schicksals, in seine Nähe zu eilen. Die Jugend hat sonderbare Träume – ich dachte an große Thaten, die ich verrichten wollte; ich sah mich auf blutgedüngtem Schlachtfelde, vielleicht in seiner, des Grafen Nähe. Er lag schwer verwundet in meinen Armen – so phantasirte ich – es war in stiller Nacht, er vertraute vor seinem Tode dem Deutschen, dem Landsmanne, ein Geheiniß an, das seine Brust bedrückte, er erzählte mir von jenem Schlosse und von einer Tochter, die ihm dort lebe – solche Bilder beschäftigten meinen Geist und zerstörten meine Gesundheit.

»Auf dem Wege nach Verona, wo sich damals die österreichische Armee befand, wurde ich krank und lag Monate lang an einem heftigen Fieber darnieder. Als ich wieder hergestellt war, schien der ganze Feldzug beendet, Radetzky war siegreich in Mailand eingezogen, der Waffenstillstand mit Karl Albert geschlossen. Da ward dieser unverhofft gekündigt, der Marschall zog auf's Neue sein Schwert für die

gerechte Sache; ich eilte hieher und meldete mich als Freiwilliger. Ich wurde angenommen, wie Sie bereits wissen, und – das ist meine ganze Geschichte.«

So erzählte mir der junge Bildhauer, und seine Geschichte war mir so interessant, daß ich nicht bemerkte, wie schnell die Zeit verflogen. Unser Punsch war zu Ende, mehrere Cigarren ausgeraucht, und die Flamme des dreiarmigen Leuchters brannte dunkelroth, und zu dem Fenster herein drang der schwache Schein des anbrechenden Morgens. Da standen unsere unberührten Lagerstätten – wer wollte sich jetzt noch für eine kleine Stunde zur Ruhe legen? Mein junger Künstler war sichtlich aufgereggt und ging mit heftigen Schritten auf und nieder. In dem Nebenzimmer wurde es lebendig, Stimmen riefen, Säbel klirrten auf den Gängen und Treppen, im Hofe schmetterte lustig eine Trompete.

Ich öffnete das Fenster und sah beim schwachen Scheine der Morgendämmerung, wie sich ein Stabsdragoner zu Fuß eilfertig dem Gasthofe näherte. Es war der Reiter, den ich bei meinen Pferden zurückgelassen. Ich rief ihm zu, daß ich auf Nummer Vier sei, und darauf sprang er die Treppe herauf und meldete mir, das Hauptquartier breche in einer Viertelstunde auf.

Mein junger Bildhauer hatte sein Skizzenbuch wieder in das Felleisen gepackt, wir liefen nach einer Tasse Kaffee, die uns ein schlaftrunkener Kellner brachte; dann machten wir mit kaltem, frischem Wasser und einer Haarbürste unsere Toilette, und nahmen Abschied von einander, wie langjährige gute Freunde. Ehe ich aber den jungen Freiwilligen verließ, schrieb ich ihm auf eine Karte ein paar freundliche Worte an den Major v. C., einen liebenswürdigen Officier,

den ich kennen gelernt und bei dessen Bataillon mein junger Landsmann eingetheilt war.

»Ich habe Sie in der That lieb gewonnen,« sagte er mir und drückte mir zum Abschiede herzlich die Hand; »ich hoffe, wir sehen uns wieder. Vielleicht auf dem Schlachtfelde – vielleicht auch im Spital« – setzte er lächelnd hinzu.

»Gott wolle das verhüten!« versetzte ich ihm ernst; »doch für den Fall, daß Ihnen etwas begegnen sollte, nehmen Sie meine Karte – ›Doctor Wellen beim Hauptquartier‹. Wenn es möglich, so verlangen Sie nach mir oder schicken mir diese Karte zurück; ich werde Sie alsdann nach besten Kräften aufsuchen und will Sie gewiß finden. Adieu, mein lieber Freund – Muth und Vertrauen!«

Er nahm sein Felleisen unter den Arm, warf den Mantel über und wir schieden von einander mit denselben Gefühlen, als ob wir uns schon lange Jahre gekannt hätten.

Mit dem ersten Scheine des jungen Tages brach das Hauptquartier von Pavia auf, ich mit demselben. Es war ein schöner, klarer, etwas frostiger Morgen; die Pferde schüttelten sich und sogen schnaubend die kalte Luft ein. Drüben bei Graveltone sahen wir vor uns die letzten Truppentheile, welche heute noch in aller Frühe die Stadt passirt hatten. Wir ritten weiter – es fiel nichts von Bedeutung vor.

Den folgenden Tag trafen wir auf jenes Jägerbataillon; es war die letzte Nacht durchmarschirt und uns so vorgekommen. Ich sprach den Commandanten desselben, Major v. C; er hatte meine Karte erhalten, der Freiwillige war bereits eingekleidet und eingetheilt worden.

»Ein hübscher Bursche!« sagte der Major, indem ich an ihm vorbeiritt und ihm herzlich die Hand schüttelte, »und er

hat, glaube ich, den Teufel im Leibe – kennt das Exercitium wie ein alter Jäger.«

»Ich glaube, er hat in Mailand darin Privatstunde genommen,« erwiderte ich lachend.

»Wird ihm gut bekommen, die Lection!« sagte der Major und blickte in die Luft hinauf; »es riecht hier verdammt nach Pulver, es kann mit Nächstem losgehen. Denken Sie an mich, Doctor!«

»Na, leben Sie wohl! auf frohes Wiedersehen!« – Wir drückten uns herzlich die Hand und schieden.

Da kam der Tag von Mortara. Es war Abends in einem kleinen Neste, ein paar Stunden von eben genannter Stadt – ich habe den Namen des Dorfes vergessen – da hörten wir vor uns und rechts neben uns die ersten Kanonenschüsse; unsere braven Truppen hatten in zwei Gefechten zu thun, bei Gambolo das eine, das bedeutendere bei Mortara. – Aber alles das ist genugsam bekannt. Noch in der Nacht verließ ich das Hauptquartier und ging nach Mortara, um da hülfrreiche Hand zu leisten. Es gab genug zu thun, und sämtliche Aerzte kamen aus den provisorisch eingerichteten Lazarethen diesen und den folgenden Tag nicht hinaus.

## ZWANZIGSTES CAPITEL.

*Vor, während und nach der Schlacht. – Heute roth, morgen todt.*

Ich glaube nicht, fuhr der Präsident der Leimsudia, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus seinem Glase gethan, nach einer Pause fort, daß es euch darum zu thun sein wird, von mir die Schilderung eines Verbandplatzes während und

nach der Schlacht zu erhalten. Man sieht da an menschlichem Jammer und Elend, was die kühnste Phantasie nicht auszudenken im Stande ist, fürchterliche Leiden des Körpers und der Seele. Ich muß euch gestehen, ich betrachtete ängstlich jeden neuen Verwundeten, der mir gebracht wurde: denn ich fürchtete immer, meinen jungen Freund vor mir zu sehen mit zerschossenen Gliedern.

Aus dieser Besorgniß riß mich endlich gegen Mitternacht Major v. C., der in das Spital kam – sein Bataillon lag dicht bei Mortara – um nach seinen verwundeten Leuten zu sehen. Die braven Jäger hatten sehr gelitten. Natürlich war meine erste Frage nach jenem jungen Manne.

»Er ist wohl und gesund,« gab mir der Major zur Antwort, »und es freut mich außerordentlich. Geben Sie Acht, der bringt's bald zum Officier,« setzte er hinzu. »Freilich ein tollkühner Bursche, aber dabei mit einem ungeheuer kalten Blute, was man selten beisammen findet, und schießt zugleich wie ein Engel. Ich werde mich wahrhaftig genöthigt sehen, ihn zur silbernen Medaille vorzuschlagen, wenn er sich nicht in den nächsten Tagen vielleicht gar die goldene heraus haut.« – –

Vor Mortara wich der Feind, wie bekannt zurück, und der König von Sardinien sammelte bei Novara seine ganze Streitmacht, um die österreichische Armee in ihrem Siegeslauf aufzuhalten. Es war eine blutige Affaire, die bei Novara, und als wir gegen Mittag das Schlachtfeld betraten, sah man die verschiedenen Gefechtaufstellungen, wie sie heute Morgen gewesen, bezeichnet durch Massen von Todten und Verwundeten, die überall herum lagen. – Hier gab's zu thun. Ich blieb auf dem ersten Verbandplatze, den wir erreicht, und bat einen der jungen Ordonnanzofficiere, mich

rufen zu lassen, sobald man meiner, was ich übrigens nicht hoffe, beim Hauptquartier bedürfe. Nachdem ich ein paar Stunden auf dem Verbandplatze mein Möglichstes gethan und in doppelter Hinsicht froh war, daß kein Bote an mich gekommen, sah ich einen Stabsdragoner eilfertig die Chaussee hinab eilen, der überall umher schaute und richtig auch mich zu suchen kam. Einem seiner Kameraden, im Gefolge des Hauptquartiers, war von einer Geschützkuugel der Fuß weggerissen worden, und man beorderte mich, dorthin zu kommen. Ich warf mich auf's Pferd, und nach einer kleinen halben Stunde langten wir im Hauptquartier an.

Dieses stand ziemlich tief im Feuer. Schon ehe wir den Feldmarschall erreichten, schlugen die schweren sechspfündigen Kugeln rechts und links auf die Chaussee und in die Weingärten. Mein Geschäft war bald beendet; ich ließ den Verwundeten zurückbringen und blieb nun hier, um für alle Fälle bei der Hand zu sein.

Es war ein grauenvoller Tag. Des Himmels Angesicht war verhüllt in graue Schleier ob all der Gräuel, die unter ihm geschahen; Nebelmassen sanken herab und wurden zerrissen wieder emporgeschleudert von dem unendlichen Pulverdampf, der die Ebene bedeckte.

Einer meiner genauen Bekannten, ein Ordonnanzofficier, Graf S., kam herangesprengt und suchte nach einem Arzte. Ich eilte mit ihm fort, in die Schlachtlinie hinein, um einem Officier, der dort schwer verwundet lag, wo möglich Hülfe zu bringen. Wir hatten eine weite Strecke zu reiten. Ich rauchte eine Cigarre, der junge Officier wollte sich die seine bei mir anzünden – da, als wir unsere Pferde gegen einander dirigirten, fuhr eine Granate zischend und heulend zwischen unseren Köpfen hindurch – ein unwillkommenes

Feuer. – Ich hatte bei diesem Ritt Gelegenheit, zu bemerken, wie wenige von den in einer Schlacht abgeschossenen Kugeln eigentlich treffen. Das pfiff und sauste immer nur so an uns vorbei und um uns herum und als wir näher kamen, waren die Vollkugeln und Granaten, die vor und hinter uns, rechts und links einschlugen, nicht mehr zu zählen. Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich mir nach kurzer Zeit so wenig daraus machen würde, mich so als lebendige Scheibe hinzustellen; aber man wird das Ding gewohnt, und nur alsdann tief davon erschüttert, wenn man zufällig in die Nähe eines Bataillons kommt, wo so eine mörderische Kugel mehrere Rotten wegriß und ein halbes Dutzend Menschen in ihrem Fluge dahin wirft, so daß die Nebestehenden für einen Augenblick entsetzt auf die Seite prallen.

Bald mischten sich unter das grobe Geschütz Kartätschen und einige weit gegangene Büchsen- und Flintenkugeln; auch mehrten sich die Leichen am Boden. Es war in der Nähe der Casa Visconti, einer Villa mit hohen Mauern und Thoren, die von den Piemontesen mit Geschütz und Mannschaft besetzt und auf's Hartnäckigste vertheidigt wurde. Hier litten besonders die Wiener Freiwilligenbataillone beim Sturm auf diese Villa. In der Richtung vom Hauptthore, aus dem vier Geschütze ein ununterbrochenes Kartätschenfeuer unterhielten, lagen ganze Reihen niedergestreckt. Wir ritten auf einem Feldwege, der uns dorthin brachte; und dieser Feldweg hatte das Angenehme, daß auf ihn alle Kartätschenkugeln, welche über die Häupter der Stürmenden hinwegsausten, einschlugen und sie waren wahrhaftig nicht zu zählen.

»Reiten wir gerade aus?« rief ich dem jungen Officier bei diesem Anblick zu; »oder machen wir einen kleinen Umweg?«

»Immer der Nase nach!« entgegnete er lachend und warf sein Pferd in den Kugelregen hinein.

Es war auf unserer Seite und zu den Füßen unserer Pferde ein Anblick, wie wenn im Sommer auf einer staubigen Chaussee schwere Regentropfen mit großer Gewalt aufschlagen, so zischte und klatschte es hier von allen Seiten, und das war eine Strecke von vielleicht hundert Schritten, die wir solcher Gestalt zu passiren hatten.

Unter einem Baume, etwas rückwärts von der Schlachtlinie, fanden wir den Officier, zu dessen Hülfe ich herbeigeeilt. Es war leider zu spät! Er hatte zwei Kartätschenkugeln in der Brust, und wir kamen früh genug, ihm die Augen zuzudrücken. Aber ich hätte ihn, auch wenn ich früher gekommen wäre, nicht retten können – jede der Verwundungen war tödtlich.

Wir schwangen uns wieder auf unsere Pferde, um zum Hauptquartiere zurück zu eilen in dem Augenblicke, als ein frisches Jägerbataillon gegen das Thor der Villa geführt wurde. Es war Major v. C. – Ich zitterte ordentlich bei dem Gedanken an meinen jungen Künstler, ob er wohl noch unter den Lebenden sei, oder ob er nicht am Ende hier vor meinen Augen todtgeschossen werde. Unter lautem Hurrah kamen die Jäger heran. Gott sei Dank! dort sah ich ihn auf dem Flügel, das frische Gesicht von Pulverdampf geschwärzt. Er ging mit den Anderen freudig darauf los, wie zu einer Lustpartie: vorn auf der Brust zwischen dem schwarzen Lederzeug hatte er eine blaurothe Nelke stecken. Auch er erkannte mich; denn er winkte mit der Hand und zeigte freudig



lachend auf das Thor droben, das immer dichtere Pulverwolken und immer zahlreichere Kartätschenkugeln ausspie.

Wie gingen die braven, tapferen Jäger darauf los! Zuerst schwenkten sie etwas gegen die Mauer, dann wandten sie sich wieder dem Thore zu. Schon waren sie nicht fünfzig Schritte mehr davon entfernt, da blitzte es abermals aus diesem Höllenrachen hervor. Mehrere Kugeln hatten getroffen. Mancher, der eben in frischer Jugendkraft vorwärts geeilt war, lag zerschmettert am Boden, todt oder schwer verwundet. Mancher blieb plötzlich wie angewurzelt stehen und stierte eine Secunde vor sich hin – auf den bleichen Zügen die grauenhafteste Ueberraschung; dann ward sein eben noch so lebhafter Blick starr und gläsern, er drehte sich mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit herum und fiel todt auf das Gesicht. Aber der Anblick so mancher gefallenen braven Kameraden entflamte den Muth der Jäger höher und höher. Aufgepaßt! schrieen die Vorderen. – Nieder, nieder! Ganze Reihen bückten sich bei diesem Zurufe der Kameraden tief auf den Boden. Droben auf der Villa krachten abermals die Schüsse, piffen abermals die Kugeln, sausten aber unschädlich über die am Boden liegende Mannschaft hinweg. Wie Ein Mann erhob sich diese wieder und eilte in wilden Sprüngen vorwärts. So stürzt der Tiger auf seine Beute. Da hörte man keinen Schuß mehr aus der Reihe der Jäger; die Büchse mit dem doppelschneidigen Hirschfänger zum Stoßapparat umgewandelt, waren die Verwegensten von ihnen in drei, vier Sätzen vor dem Thore der Villa. Die piemontesischen Artilleristen hatten in diesem Leben zum letzten Male gefeiert. Kobolden gleich verschwanden die Jäger und

die Wiener Freiwilligen zwischen den Gebäuden. Der Pulverdampf verzog sich langsam, die blanken Kanonenmündungen sahen jetzt zum ersten Male stumm und still auf das Todtenfeld hinaus, und nachdem drinnen in dem Hofraum der Kampf unter Flinten- und Büchschensüssen noch einige Minuten fortgedauert, waren die Piemontesen verjagt und die stark befestigte Villa genommen.

Wir ritten durch das Thor hinein, über Leichen und Sterbende hinweg. Drüben sammelte der tapfere Major von C. seine Leute auf's Neue, um die Braven zur weiteren Arbeit zu führen. Ich hatte nun Zeit, ihm meine Bewunderung auszudrücken und mich nach meinem jungen Freunde umzuschauen. Da war er an der Seite des Majors frisch und lebendig, aber um den Kopf hatte er ein weißes Tuch gebunden und darüber keck den Jägerhut auf's Ohr gesetzt. »Ein kleiner Säbelhieb!« rief er mir zu; »unbedeutend, nicht der Rede werth!« Seine Nelke hatte er noch im Knopfloch stecken, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen: »Aber warum haben Sie sich mit Blumen geschmückt?« worauf er mir antwortete: »Ein Festtag! ein Freudentag!« und dann setzte er leiser hinzu: »Es war ihre Lieblingsblume.« – »Narrenpossen!« brummte der Major, indem er den Schweiß von der Stirne wischte; »ich habe das heute Morgen schon gesagt, thun Sie mir das Ding weg! Wozu die rothe Blume? Wir sehen ja Blut genug um uns.« – »Wenn Sie befehlen, Herr Major,« antwortete er darauf, »so stecke ich sie in die Tasche.« – Und er that also.

»Wer mich kennt,« sagte der Major leise zu mir, »weiß, daß ich ebenso getrost mit meinem Bataillon gegen den Feind marschire, als ich einen Spaziergang mache; aber so

was kann ich nicht leiden: das Ding sah aus, wie eine klaffende Wunde auf der Brust. – Nun Gott befohlen! – Vorwärts, Kinder! – Adieu, Adieu!«

Die Jäger stießen wieder zu ihrer Division, wir kehrten nach dem Hauptquartier zurück.

Die Schlacht dauerte bis zum Abend. Die Nebel sanken wie graue Schleier auf den Boden nieder und bedeckten darauf mit einem feinen Regen Tausende der Unglücklichen, die hier beisammen lagen. Das Hauptquartier ging nach Charlasco zurück; doch brauchten wir mehrere Stunden, um Schritt für Schritt durch den Knäuel von Menschen und Pferden, Geschützen und Wagen zu dringen, mit denen die Landstraße bedeckt war. Es war spät in der Nacht, als wir in unser Quartier kamen. Keiner hatte nach diesem aufregenden Tagewerke Lust, sogleich zu Bette zu gehen; auch fehlte noch mancher der Ordonnanzofficiere, die da und dorthin auf das Schlachtfeld geschickt worden waren und deren Rückkehr wir abwarten wollten. Im Kamine brannte ein großes Feuer, wir saßen im Kreise herum und erzählten unsere Erlebnisse. Bald hörten wir jedoch Pferdegetrappel, Einer um den Andern kam zurück, durchnäßt und müde, zuletzt Graf S., der am Schlimmsten aussah – denn er hatte keinen Paletot, und an dem dünnen Attila troff das Regenwasser herunter.

»Du siehst schön aus!« riefen ihm die Kameraden zu; wie kann man auch in dem Wetter ohne Mantel ausreiten?«

»Ihr habt gut reden!« sagte lustig der Husarenofficier; »wie ihr mich da seht und ich da vor euch stehe, bin ich wahrhaftig noch ein paar Procent besser, als der heilige Martin. Der hat seinen Mantel mit jenem Armen nur getheilt, ich habe den meinigen ganz weggegeben. Habt Respect – ei, das

ist ja der Doctor!« wandte er sich an mich; »Sie sind an meiner außerordentlichen That die Hauptursache.«

Mich überschlich bei diesen Worten eine traurige Ahnung.

»Da habe ich etwas für Sie,« fuhr Graf S. fort; dabei hob er seine Säbeltasche in die Höhe und zog ein kleines Stück Papier heraus, das er mir darreichte.

Es war meine Karte, die ich vor einigen Tagen in Pavia dem jungen Freiwilligen gegeben. Sie war zerknittert, von Pulver geschwärzt – mit Blut befleckt.

»Erzähle,« riefen die anderen Officiere, was hast du getrieben?« Auch ich bat mit leiser Stimme darum. »Als Alles vorbei war,« sagte der Husar offen, dem man begreiflicher Weise den besten Platz am Herde eingeräumt – »wurde ich mit einem Befehle bedacht, den ich nach dem zweiten Armeecorps bringen sollte; ich habe in solchen Fällen immer das meiste Glück. Mein Pferd war müde, ich auch, wir Beide ebenfalls durchnäßt, aber der Dienst rief. Was Teufel! ich hatte nicht daran gedacht, nochmals in die Nacht hinaus zu müssen; ich dachte mir: die Sache ist zu Ende, jetzt geht's nach Hause, und deßhalb hatte ich auch so ziemlich alle Directionen verloren, und es war mir nur eine unbestimmte Idee davon geblieben, wo der Stab des zweiten Corps vielleicht zu finden sei. Da stand ich allein in der Nacht, unter dem strömenden Regen, und schaute mich rings um. Mein Pferd ließ die Ohren hängen und wandte sich mehrmals der Gegend zu, von woher man noch das Geklirre des abziehenden Hauptquartiers vernahm. Zu all dem Vergnügen war es noch stockdunkel, tiefe Wassergraben gab es auf allen Seiten, wie ich genau wußte – die Sache war höchst amusant.«

— — — Hier unterbrach sich der erzählende Präsident der würdigen Gesellschaft und sagte, aus dem bisherigen Tone fallend: »Aber ich erzähle euch da ein Geschichte, die euch vielleicht langweilt; ich muß wahrhaftig fürchten, daß man mir die Schande anthut und den Leimtopf wieder auf's Feuer setzt; ich glaube, es ist besser, wenn ich mit ein paar Worten meine Geschichte zu Ende bringe.

»Nein, nein!« versetzte der Herr mit dem rothen Gesicht eifrig; »dagegen protestire ich feierlichst; es wäre in der That nicht zu verantworten, wenn wir den jungen, braven Husaren nächtlicher Weise so lange auf dem Schlachtfelde ließen.«

»Ja, in Regen und Kälte!« setzte der lange Regierungsrath hinzu, »das hört sich im trockenen Clubzimmer so behaglich an – Regen, Nacht und Schlachtfeld, ich glaube, unser würdiger Präsident bedient sich arglistiger Schriftstellerkniffe, er will unsere Erwartung auf's Höchste spannen.«

»Wahrhaftig, nein!« sagte der Ebenerwähnte; »aber es ist schon ziemlich spät in der Nacht, und ich fürchte in der That, die Gesellschaft zu langweilen.«

»Ich dünkte, wir wollen hierüber abstimmen,« sprach wichtig der dicke Herr mit dem rothen Gesicht, »unparteiisch abstimmen. Wer dafür ist, daß unser Präsident nicht weiter erzähle, der krieche unter den Tisch.«

Nach diesem sinnreichen Vorschlage sah sich der dicke Herr rings um und sagte mit feierlicher Stimme: »Die Gesellschaft ist einstimmig zu dem Beschlusse gekommen, der Präsident habe in seiner Erzählung fortzufahren.«

»Nichts Bessres weiß ich mir an Sonn- und  
Feiertagen,

Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,  
Wenn hinten weit in der Türkei  
Die Völker auf einander schlagen.  
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen  
aus,  
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe  
gleiten;  
Dann kehrt man Abends froh nach Haus  
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.«

recitirte der lange Regierungsrath, und der Präsident fuhr also fort:

»Ich that,« so erzählte der junge Husaren-Officier am Kaminfeuer, »was an meiner Stelle jeder brave Cavallerist ebenfalls gethan hätte: ich wandte den Kopf meines Pferdes dem Schlachtfelde zu, trieb das müde Thier vorwärts und ließ es, nachdem ich so die Richtung angegeben, seinen Weg selbst suchen. Das war das Beste, was ich thun konnte, und statt in die Wassergräben hineinzupurzeln, was unfehlbar geschehen wäre, hatte ich den Zügel fest in der Hand behalten, kletterte jetzt der brave Chalif an den Abhängen hinunter und hinauf, daß es eine Freude war. Bald erreichte ich einen Feldweg, der mir für meine Direction passend erschien, und nun ging's schon schneller vorwärts. Bald war ich mitten auf dem erkalteten Schlachtfelde; ich befand mich in entsetzlicher, grauenhafter Umgebung. Es ist eigenthümlich, daß man das während der Schlacht so fast gar nicht fühlt, daß die Stunden des heißesten Kampfes so gar nichts Erschütterndes, nichts Entmuthigendes für den Soldaten haben. Der Artillerist folgt dem Geschütz mit Lust und Liebe,

er nimmt ruhig sein Ziel, und seine Belohnung ist, wenn die Kugel in die dichtesten Haufen der Feinde einschlägt und dort Tod und Verwüstung bringt. Der Reiter scheint Eins zu sein mit seinem Pferde – ein tiefer Athemzug schwellt die Brust beim Signal zum Angriff; alle Leidenschaften sind erwacht, während er den feindlichen Cavalleriemassen entgegenstürmt. Falle, wen es trifft. – Ueber Pferde, über die Leiche des Nebenmannes geht er weg, er kann sich nicht nach ihm umschauen, er kann ihn nur rächen. Die Geschütze krachen, hie und da schallt Trommelwirbel, die Fahnen flattern – es gilt eine Verschanzung zu nehmen, eine Höhe zu stürmen; mit lautem Hurrah stürzen die Colonnen darauf los. Wenn auch ganze Reihen von den feindlichen Kartätschen niedergerissen werden – die Nachfolgenden schließen ihre Glieder wieder und behalten fest im Auge den Punkt da oben, wo es aufblitzt, wo sich die weiße Rauchwolke emporhürrt – die feindliche Stellung.

»Sind sie aber erobert, die mörderischen Geschütze, ist ihr metallener Mund verstummt, sind alle Positionen genommen, zeigen lange Staubwolken dort drüben und dazwischen hervorblitzende Gewehrläufe und Helme den geschlagenen Feind, wie er sich eilig zurückzieht; dann blickt der Soldat rückwärts auf die Strecke, die er heute im heißen Kampfe zurückgelegt, und sucht mit den Augen die Stelle, wo unter Haufen anderer Gefallener sein Freund, sein Bruder ausgestreckt liegen könne. Aber jetzt ist noch keine Zeit zum Aufsuchen der Gefallenen, zur Klage um die Todten; der Soldat muß bleiben, wo er ist, die Nacht sinkt herab, muß das Schlachtfeld behaupten. Aber er sitzt nicht wohlgemuth um das Feuer, er spricht nicht laut und fröhlich mit seinen Kameraden; nur leise flüstern sie zusammen, denn

die da draußen, die umher liegen, sprechen zu laut, zu entsetzlich. Wer nicht dabei war, kann sich keinen Begriff machen von dem unheimlichen Gefühl, mit dem man Nachts über das Schlachtfeld reitet. Man hört so verschiedenartige Töne, Klagen, Stöhnen, unendlich grausenhaft und unheimlich; und dazu sieht man rechts und links oder gerade vor sich im Wege dunkle Punkte, und wenn zufällig der Mond ein kleines Streiflicht durch zerrissene Wellen sendet, so erkennt man diese Punkte, diese schauerlichen Hügel – da liegen sie lang ausgestreckt, zerrissen und blutig, und hie und da glaubt man eine Bewegung, ein Zucken zu bemerken, und irrt sich wohl auch nicht; denn noch liegt dort alles durch einander, Lebendige und Todte. – – –

»Dazu piff Regen und Wind über die Ebene, und je weiter ich hinaus kam, desto stärker hörte ich die unheimlichen Töne, desto mehr sah ich die dunklen Gruppen rechts und links umher liegen. Mein Pferd schien alle Müdigkeit verloren zu haben; es schnaubte heftig und drängte zuweilen zitternd in die Zügel, um vorwärts zu kommen. Ihm waren seine todtten Kameraden, die zusammengeschossen waren und in ihren Geschirren an Pulverwagen und Geschützen lagen, ein Gräuel. So kam ich in die Gegend der Casa Visconti – wissen Sie, da, wo wir heute zusammen waren; aber ich mochte nicht durch das Gehöft reiten, es war mir darin zu viel geschehen, es mußte gräßlich aussehen zwischen den Mauern des Hofes. Gleich hinter der kleinen Villa begegnete ich einer Cavallerie-Patrouille, die mir ungefähr den Weg nach dem zweiten Corps anzeigte. Ich hatte nun den blutigsten Theil des Schlachtfeldes hinter mir und konnte rascher weiter. Doch hatte ich keine Viertelstunde im



Trabe zurückgelegt, als ich Feuer sah und von einem Jägerposten angerufen wurde. Es war das Bataillon des Majors von C., der hier bivouakirte. An dem konnte ich nicht vorbei reiten. Ich lenkte mein Pferd gegen das Feuer. Da saß er auf ein paar Tornistern, die Knie in die Höhe gezogen, den Kopf darauf gestützt; er rauchte aus einer kurzen Pfeife und starrte in die spielenden Flammen. Beim Hufschlage meines Pferdes blickte er auf – ich rief ihm meinen Namen zu, und als er mich erkannte, als ich ihm gesagt, ich komme über das Schlachtfeld herüber vom Hauptquartier her, schüttelte er sich und sagte: Nicht wahr, da sieht's gräßlich aus? – Schauerlich, entgegnete ich ihm, ihr müßt furchtbar gelitten haben. – Viel, viel, entgegnete er mir kopfschüttelnd, lauter brave Leute. Apropos! Wenn Ihr in's Hauptquartier zurückkommt, so gebt diese Karte dem Freunde Wellen; ich habe sie von jenem jungen Manne, er weiß schon, von wem – ja, ja, setzte er düster hinzu, man soll auf dem Schlachtfelde keinen Spaß treiben; mich hat die rothe Nelke, als ich sie diesen Morgen bei ihm sah, schon genirt, und just auf der Stelle traf ihn eine feindliche Büchsenkugel.«

Ihr könnt euch denken, fuhr der Präsident nach einer kleinen Pause fort, wie ich athemlos und gespannt der Erzählung des Husarenofficiers lauschte; hundertmal wollt' ich ihn unterbrechen, um ihn zu fragen: Und wo ist der, der diese Karte für mich gab? Aber wenn ich das kleine Blatt Papier betrachtete, mit dem starrenden Blute daran, so hatte ich nicht den Muth, diese Frage zu stellen – ich wußte die Antwort im Voraus. – – – »Also er ist todt?« fragte ich nach einem langen Stillschweigen den Grafen S. – Er antwortete mir darauf: »Ganz genau konnte der Major von C. es gerade nicht sagen; wie ich aber schon erzählt, hatte nicht weit

von Casa Visconti, vielleicht eine Stunde nachdem wir dort waren, bei der neuen Attaque ihn eine Büchsenkugel in die Brust getroffen; einer der Aerzte, der zufällig in der Nähe war, schüttelte den Kopf, doch ließ ihn der Major augenblicklich nach dem nächsten Verbandplatze schaffen; was aus ihm geworden, wußte er natürlicher Weise nicht.«

»Und welcher Verbandplatz kann das sein?« rief ich aufspringend; »ich muß dahin, ich muß den armen jungen Menschen sehen!« Der Adjutant des Marschalls, Major E., der ebenfalls am Kaminfeuer saß, sagte nach einem kleinen Nachdenken: »Das muß am Ende der Schlacht gewesen sein. In der Nähe der Casa Visconti; also ist er nach einem der Verbandplatze gebracht worden, die sich in den Häusern unter den Mauern von Novara befinden. Da wird er morgen dorthin in's Spital kommen.«

»Aber was meinen Sie, kann ich ihn wohl heute Nacht noch aufsuchen?«

»Lassen Sie das bleiben,« sagte Graf S., »s ist keine Möglichkeit, Doctor, einen einzelnen Verwundeten zu finden; alle Felder, Wege und Brücken in der Nähe der Stadt stecken so voll von Militair, daß es nicht möglich ist, durchzukommen; auch könnten Sie bei den Vorposten große Schwierigkeiten haben. – Ja, das vergaß ich auch noch zu erzählen, es gehört zu meinem Bericht: ich fand nun das zweite Armeecorps zunächst der Stadt, und in letzterer schien der Teufel los zu sein. Da brannten ein paar Häuser und Gewehrschüsse knallten dazwischen. Sie müssen sich unter einander in den Haaren liegen; denn wir haben blos die Stadt cernirt, von den Unsrigen ist noch Niemand hinein.«

Was sollte ich also thun? Alle riethen mir, den Morgen abzuwarten und dann meine Nachforschung anzustellen. Das

that ich denn auch nach besten Kräften, aber Alles vergeblich. Obgleich ich von Tagesanbruch bis zur sinkenden Nacht des folgenden Tages auf den Beinen war, obgleich ich alle Verbandplätze besuchte und selbst mit ein paar Bekannten das Schlachtfeld auf's Eifrigste untersuchte – ich fand keine Spur von meinem jungen Künstler. Da waren die Soldaten beschäftigt und machten große Gruben und legten die todten Kameraden hinein, und bei manchen dieser Gruben blieb ich stundenlang stehen und betrachtete genau die herbeigebrachten Leichen und dachte immer: jetzt wirst du auch ihn erkennen. Umsonst! ich fand ihn nicht.

Das Hauptquartier blieb während der Schlacht mehrere Tage in Novara, und diese Zeit benutzte ich zu den sorgfältigsten Nachforschungen. Mein Platz war ja überhaupt in den Spitälern, sowie in den Kirchen, wo man eine Menge Verwundeter untergebracht. Aber nebedem ließ ich auch kein Haus in der Umgegend ununtersucht, wo sich noch schwer Kranke befanden, die man nicht, transportiren konnte. Aber Alles umsonst! Die einzige Spur, die ich von dem jungen Bildhauer erhielt, bestand in der Aussage zweier seiner Kameraden, die ihn, als er schwer verwundet wurde, aus dem Kampfe zurückgebracht hatten. Diese Beiden versicherten mir, sie haben ihn bis zum nächsten Verbandplatze getragen und dort einem Unterärzte übergeben, der aber die Verwundung achselzuckend betrachtet. Er habe ihm freilich auf ihre dringenden Bitten hin einen Verband angelegt, doch dabei gesagt, das sei alles unnütz, die Kugel sei zu tief gegangen. – –

Es war mir, als habe ich einen langjährigen Freund verloren, und ihr könnt euch denken, mit welch schmerzlichem Gefühle ich einige Tage später über das Schlachtfeld ritt, als

wir nach Mailand zurückkehrten. Es war ein unfreundlicher Morgen, in der vergangenen Nacht war Schnee gefallen und bedeckte die Vertiefungen des Terrains. Um so schauerlicher aber ragten aus dem weißen Grunde die vielen, vielen Grabhügel hervor, an denen ich vorbei mußte. Hier und dort hatten die Kameraden auf dieselben einen großen Stein hingewälzt oder ein einfaches hölzernes Kreuz dahin gesetzt. Ich mußte beim Vorbereiten jedes einzelne betrachten und dachte: unter welchem magst du schlafen, mein armer Freiwilliger? Wo mag deine nun erkaltete Künstlerhand ruhen und dein warmes Herz, das dich hieher getrieben aus dem Frühling des Lebens in diesen Winter des Todes?«

So erzählte Doctor Wellen, und die Gesellschaft saß bei dieser Erzählung ruhig und still.

»Präsident! sagte nach einer langen Pause der dicke Herr mit dem rothen Gesicht, »ich glaube, Ihr macht es wieder wie die schlechten Schriftsteller: Ihr habt gewiß noch etwas von jener Erzählung auf dem Herzen und haltet damit hinter dem Berge. Heraus damit! Erzählen Sie ein glückliches Ende der Geschichte, sonst thue ich aus Alteration die ganze Nacht kein Auge zu, und Ihr werdet morgen zu einem Kranken mehr gerufen.«

»Das sollte mir leid thun,« entgegnete der Doctor mit einem trüben Lächeln; »aber ich kann euch wahrhaftig nicht mehr sagen, als ich weiß. Seit jenen für mich so denkwürdigen Tagen sind einige Jahre verstrichen, und obgleich ich mehreren Collegen, die dort bleiben, für diesen Fall meine Adresse hinterließ, habe ich nicht eine Sylbe erfahren – mir ein sicheres Zeichen, daß der unglückliche Freiwillige

gestorben ist. — Aber es ist nun über alle Maßen spät geworden, wahrhaftig Ein Uhr lange vorüber, und ich erkläre hiemit die heutige Sitzung als aufgehoben.«

Der Präsident setzte nach diesen Worten seinen Hut auf; die Lampe und der Leimtopf wurden dem Kellner feierlichst zur Aufbewahrung eingehändigt, und die Gesellschaft ging aus einander.

#### EINUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

*Jungfer Clementine Strebeling erhält einen Brief und findet sich in Folge desselben bewogen, die Liebe ihrer Freundin zu unterstützen.*

Der Jungfer Clementine Strebeling war unterdessen etwas absonderlich Entsetzliches passirt — entsetzlich in Betreff ihrer Lebensansichten und ihres äußerst zarten Nervensystems. Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß er besagte Jungfer Clementine durch unsere Beihülfe an ihrem Fenster erblickt hat, wo sie aus dem musikalischen Hause ihr gegenüber das sehnsüchtige Lied vernommen hatte von der Lotusblume, die sich ängstiget vor der Sonne Pracht. Hierauf war Jungfer Clementine in eine Verwirrung gerathen, ja sanft erröthet; und wenn eine alte Jungfer erröthet und in Verwirrung geräth, so muß eine wichtige Ursache vorhanden sein.

Dem war auch so, und diese Ursache war, wie wir bereits wissen, nichts Anderes, als die Erscheinung eines jungen Mannes am gegenüberliegenden, offenstehenden Fenster des musikalischen Hauses.

Jungfer Clementine Strebeling wußte gar nicht, wie ihr geschehen. Sie konnte, wie in der Oper, von sich selbst sagen:

Sein Blick, mir zugewendet,  
War Blitz und Schlag zugleich.

Nicht als ob der Anblick des Herrn Sidel gar eine heftige Liebe in ihrem jungfräulichen Busen plötzlich entzündet hätte – dem war freilich nicht so; aber sie hatte schon oft drüben am Fenster die verschiedenen Hausbewohner bemerkt, auch keine üblen jungen Leute, und noch dazu mit herabwallenden Haaren und langen, zottigen Künstlerbärten. Es war vielleicht der respectvolle Gruß, den der Herr Sidel im Augenblicke herübersandte, als er das Gesicht der alten Jungfer auftauchen sah. Ja, der Gruß war respectvoll und wie überrascht gewesen, das ist gar nicht zu läugnen; überrascht, weil der lustige Rath an dem gegenüberliegenden Fenster etwas Liebreizenderes erwartet hatte. Aber dem sei, wie ihm wolle: die Thatsache bleibt feststehen, daß er einen festen längeren Blick hinüber gesandt, als bei diesen Verhältnissen gerade nothwendig gewesen wäre, und ebenso wahr bleibt es auch, daß dieser Blick das Herz der alten Jungfer wie ein mächtiger Feind umkreiste und an dem morschen Pallisadenbau eben dieses Herzens mit aller Kraft zu rütteln begann.

Die schöne Katharina saß in ihrem Zimmer; es hatte die Nacht durch gewittert, heftiger Regen war unter Blitz und Donner niedergeströmt, und der Marktplatz hatte sich am frühen Morgen in einem Zustande großer Feuchtigkeit befunden, weßhalb die Tochter der Gemüsehändlerin sich außerordentlich beeilt, um ihre Geschäfte zu beenden und

sich in ihr Zimmer zurückziehen zu können. Wir dürfen aber dem geneigten Leser nicht verschweigen, daß die Feuchtigkeit des Marktes nicht die alleinige Ursache war, weshalb Katharina ihren Stand so früh verlassen; ja wir sind in der Nothwendigkeit, eine viel schrecklichere Ursache anzugeben. Wir müssen verrathen, daß dem jungen Mädchen, während sie bei ihren Blumenkörben saß, von einer guten, alten, befreundeten Frau ein Blättchen Papier zugeschoben wurde, mit Schriftzügen, welche Katharina augenblicklich als die *seinigen* erkannte. Wir müssen ferner gestehen, daß sie beim Empfange dieses Briefchens auffallend erröthete und daß sie sich zu gleicher Zeit scheu und ängstlich umsaß; denn die alte Frau Schoppelmann war in der Nähe. Doch da wir der Ansicht sind, daß noch niemals einem Mädchen von ihrer Mutter eine derartige Beute abgejagt worden ist, wenn sie sie nämlich rechtzeitig in das Mieder hinab gleiten ließ, so können wir auch in diesem Falle die Versicherung geben, daß das Briefchen vor der Hand im alleinigen Besitze der Jungfer Katharina blieb, ja daß sie es augenblicklich nach dem Empfang an dem eben angegebenen Orte in sichere Verwahrung brachte, – ohne es vorher gelesen zu haben, wonach es auch Jedermann sehr begreiflich finden wird, daß dem guten Kinde das Pflaster des Marktes plötzlich zu feucht vorkam, daß sie sich nasse Füße geholt hatte, und daß sie mit Erlaubniß der Mutter nach Hause ging.

Hier sehen wir sie nun, wie schon oben bemerkt, in ihrem Zimmer. Sie hatte das Briefchen gelesen und wieder gelesen, und schien auf die Vermuthung zu gerathen, es handle sich in demselben um ein kleines Rendezvous, das sich Herr Eugen von ihr erbeten. Aber nicht allein brauche sie zu kommen, oh nein! er war zu zart, das zu verlangen; er schrieb

ihr, sie würde ja wohl eine verschwiegene Freundin haben, mit welcher sie, ohne Verdacht zu erregen, ausgehen könne. Aber Katharina wußte keine verschwiegene Freundin; sie dachte hin und her, und wenn ihr endlich Jungfer Clementine einfiel, so schüttelte sie mit dem Kopfe und dachte, diese gesetzte Jungfrau mit ihren strengen Grundsätzen würde sich nimmermehr dazu hergeben, zu einem solchen Unternehmen die Hand zu bieten.

Da wurde die Thüre des Zimmers langsam geöffnet, und die, an welche das Mädchen eben gedacht, Jungfer Clementine in eigener Person, streckte den Kopf zur Thüre herein, um zu sehen, ob Katharina da sei.

Diese winkte ihr auf's Freundlichste, einzutreten, was denn auch die alte Jungfer that und sich an der Seite des jungen Mädchens niederließ, wobei sie einen außerordentlich tiefen Seufzer ausstieß. Zu gleicher Zeit faltete sie sanft die Hände, blickte einige Mal gen Himmel, kurz, sie geberdete sich wie Jemand, der auf alle Fälle gefragt sein will: Mein Gott, was ist Ihnen begegnet?

Diese Frage that nun auch augenblicklich die schöne Katharina.

Statt aber mit der Sprache herauszugehen, affectirte Jungfer Strebeling eine sehr komische Gleichgültigkeit, die ebenso auffallend war, als ihr Mienenspiel von früher. Sie senkte das Köpfchen auf die eine Seite, lächelte mit niedergeschlagenen Augen, beschrieb mit dem Sonnenschirm von meergrüner Seide allerlei Figuren auf den Boden und lispelte mit sehr verschämter Stimme: »Ach, Katharine, was sollte mir begegnet sein?«

»Es ist Ihnen aber etwas begegnet,« sagte bestimmt das junge Mädchen, »Sie sind ganz aufgereggt.«



Ein tiefer Seufzer war die ganze Antwort.

»Nun, so reden Sie doch,« bat Katharina gutmüthig. »Wir sind ja unter uns Mädchen; ist Ihnen vielleicht etwas geschehen, wie neulich? haben Sie sich über die Choristin geärgert?«

»Ach, die Choristin!« seufzte Clementine und schauerte zusammen; denn es war ihr, als habe sie gerade ebenso Entsetzliches begangen, wie jenes lasterhafte Frauenzimmer.

»Nun,« sagte Katharina, »wenn die Choristin Sie nicht weiter geärgert hat, dann weiß ich wahrhaftig nicht, was Ihnen zugestoßen sein könnte.«

»Nicht wahr?« versetzte Clementine mit schwacher Stimme; denn sie hielt es selbst für unmöglich, daß ein junger Mann mit ihr einen Blick gewechselt, und für noch unmöglicher, daß ihr dieser junge Mann heute Morgen ein zartes Briefchen gesandt, und doch war es in der That so. Ja, wir haben es dem Leser einmal verrathen und müssen der Wahrheit die Ehre geben. Es würde auch wirklich etwas langweilig sein, wenn man die vielen Worte wiedergeben wollte, durch welche es der schönen Katharina gelungen war, dieses fürchterliche Geheimniß der alten Jungfer zu entlocken.

Endlich aber war es heraus, die Geschichte von der Lotusblume, welche sich geängstigt vor der Sonne Pracht, dann gebebt und gezittert – vor dem jungen Manne, der am gegenüberliegenden Fenster aufgetaucht, der sie begrüßt, der ihr zugelächelt. Ja, es kam an's Licht der Sonne, daß es heute Morgen am Zimmer der Jungfer Clementine sanft gepocht, daß hereingetreten war die Magd der Frau Schilder

drüben, daß sie ihr ein Briefchen überreicht, und daß Clementine dieses Briefchen, welches sie im ersten Anflug jungfräulicher Angst zerreißen wollte, am Ende dennoch gelesen hatte.

»Oh lieber Gott,« sagte die alte Jungfer am Schlusse ihrer Erzählung, »hier ist der Brief; aber, beste Katharine, Sie werden gewiß recht schlecht von mir denken, Sie werden mich für ein leichtsinniges Frauenzimmer halten?«

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf und entgegnete unbefangen: »Aber an allem dem seh' ich durchaus gar nichts Schlimmes: was können Sie dafür, wenn ein junger Mann, der Sie erblickt – wenn Sie ihm gefallen – an Sie schreibt?«

»Nicht wahr, Katharine,« sagte ängstlich die Jungfer, »daran trage ich gewiß keine Schuld?«

»Ganz unschuldig sind Sie,« versetzte das junge Mädchen mit der Miene eines Richters; worauf Clementine einen tiefen Seufzer that und gen Himmel blickte, als wollte sie sagen: Warum hat der liebe Gott uns Mädchen auch so unwiderstehlich geschaffen?

»Aber den Brief wollen wir doch lesen,« sagte Katharina neugierig.

»Aber leise, ganz leise,« sprach Clementine; »ich kann diese Zeilen unmöglich laut vorlesen hören.«

Katharina entfaltete das Papier, es war von rosenrother Farbe, und obgleich sie gemäß dem Wunsche der alten Jungfer für sich las, so ist es uns doch Kraft unserer Unsichtbarkeit gestattet, einen Blick über die Schultern des jungen Mädchens zu werfen.

Auf dem Papier stand:

»Theure Clementine!

»Oh, verzeihen Sie vor allen Dingen, daß ich es wage, Ihnen mir so lieben Namen auszusprechen, verzeihen Sie aber vor allen Dingen, daß ich zu Ihnen gesagt: ›Theure Clementine.‹ Aber Sie gesehen haben, von Ihnen begrüßt worden zu sein, und alsdann diese Zeilen vielleicht mit den Worten ›Mein schönes Fräulein‹ zu beginnen, ist mehr, als ein fühlendes Herz vermag. — — — Und ich habe ein fühlendes Herz, theure Clementine! ein treues Herz, das für Sie fühlt, ein Herz, das mit jedem Schlage die Worte ausseufzt: ›Oh Clementine, ich liebe dich!‹ Verzeihen Sie abermals, meine Gefühle reißen mich hin, ich wollte, eigentlich sagen: ›Clementine, ich liebe Sie!‹ — — — aber es ist ganz einerlei: die Gefühle dieser Liebe sind da. Doch wie ich in den innersten Tiefen meines Gefühls fürchte, sind diese Gefühle unerwidert und werden — — — oh ich Unglücklicher! — — — auf ewig unerwidert bleiben! — — — Denn, ach! Clementine, ich kenne Ihr reines Herz, ich weiß, daß Sie sich schauernd abwenden von dem, was wir Männer die Liebe nennen, ich weiß, daß Ihr zartes Gemüth zurück schreckt beim Anblick eines Mannes — aber was hilft das alles!? Kann ich meine Gefühle verläugnen? Oh nein, ich kann es nicht! Soll ich leben? Soll ich sterben? Diese Frage weiß ich Ihnen in den verdunkelten Gefühlen meines Herzens nicht zu beantworten. Oh Clementine, ich hätte nicht den Muth, Ihnen persönlich gegenüber nur durch einen Blick zu verrathen, wie sehr ich Sie liebe! Aber wenn ich Ihnen heute, morgen irgendwo begegnete, so würde ich die Augen niederschlagen, und nichts in der Welt vermöchte es ein ähnliches Wort meinen zitternden Lippen zu erpressen. Aber die Frau Schilder gegenüber ist eine äußerst brave Frau, und wenn Sie ihr für mich ein

paar freundliche Zeilen übergeben wollten, so wäre ich der Seligste unter den Sterblichen.

»Liebe ist ein einzig' Wort, – Liebe, Leben  
eilet fort.

Keime sterben, – Blüten färben,  
Leiden enden, – Freuden blenden,  
Freundschaft dauert. – Nur Liebe währet, –  
Liebe währet ewig!

»So denkend, schließe ich und bin und bleibe

*»Ihr Ewiggetreuester.«*

»Keine Unterschrift?« fragte Katharina, nachdem sie gelesen und sah ihr Gegenüber fragend an.

»Keine,« antwortete dieses mit verschämten, niedergeschlagenen Augen; »und das finde ich gerade so unendlich zart.«

»Und Sie wissen auch gar nicht, wer der junge Mann ist?« forschte das Mädchen weiter.

»Nicht eine Sylbe!« sagte eifrig die alte Jungfer; »ach, es wäre mein Tod, wenn ich es wüßte!«

»Nun, nun, so schlimm wird's gerade auch nicht sein,« meinte das junge Mädchen; »werden Sie ihm Hoffnung geben?«

»Worin?« fragte Clementine.

»Nun, daß Sie ihn lieben wollen.«

Hierauf erfolgte lange Zeit keine Antwort.

Clementine nahm den Brief aus der Hand ihrer Freundin faltete ihn zusammen und verwahrte ihn bei sich an demselben Platze, wo auch die schöne Katharina ihr Billet von heute Morgen aufgehoben.

»Also Sie fühlen kein Interesse für ihn?« forschte die neugierige Katharina, und ein schelmisches Lächeln spielte um ihren Mund.

»Ich will das gerade nicht behaupten,« sagte stockend Clementine, »aber der junge Mensch ist so stürmisch; ich fürchte mich vor ihm.«

»Ich dagegen,« meinte Katharina, »würde einmal den Versuch machen, ihn zu sprechen.«

»Ihn zu sprechen? Nimmermehr!« rief die alte Jungfer.

»Ja, was wollen Sie denn thun?«

»Ihm vielleicht schreiben!« entgegnete Clementine verschämt und hielt ihren Sonnenschirm vor das Gesicht.

»Nun ja, anfänglich wohl,« sagte die erfahrene Katharina, »aber nachher müssen Sie ihn doch sehen und sprechen.«

»Darüber sprechen?« rief Clementine und zeigte auf die Stelle, die der rosenfarbene Brief hatte. »Ihn? Nimmermehr! – In alle Ewigkeit nicht! Erinnern Sie sich noch, liebe Katharine, was ich Ihnen neulich sagte: ich könnte mich wohl vielleicht für Jemand interessiren, ihn auch – – lieben, aber ich würde ihn nicht sehen und dürfte ihn nie darüber sprechen.«

»Ja, ich erinnere mich,« sagte nachsinnend das junge Mädchen.

»Aber daß er mir schreibe,« fuhr Clementine fort, »dagegen hätte ich nichts einzuwenden; ich wollte mich gewiß gern für ihn interessiren, ich wollte ihm helfen, wenn er in der Noth wäre, ihn trösten, wenn er traurig ist.«

»Und wird er sich damit begnügen?« fragte Katharina; »es giebt Leute,« setzte sie mit leiser Stimme hinzu, »die damit nicht zufrieden wären.«

»Das müßte er eben,« sagte bestimmt die alte Jungfer; »ihn öfter sehen, mit ihm von Liebe sprechen, das wäre wahrhaftig mein Tod – nein! nein! das könnte ich unmöglich!«

»Und was wollen Sie nun auf diesen Brief hin thun?«

»Darüber möchte ich Ihren Rath, liebe Katharine. Soll ich ihm drei Zeilen antworten?«

»Warum nicht?«

»Daß ich ihn am Fenster bemerkt hätte, daß mir sein Brief gerade – – nicht unangenehm gewesen sei –«

»Ja, so was der Art.«

»Und wenn er alsdann wieder an mich schreibt?«

»Das wollen wir abwarten; dann antworten wir ihm vielleicht wieder.«

»Und wenn er nun endlich verlangt, mich zu sehen, mich zu sprechen?«

»Das wird er am Ende doch thun,« sagte nachdenklich Katharina. Doch bemerkte man an ihrem Blicke, daß sie sichtlich zerstreut war und nicht so recht bei dieser Sache. – »Ja, ja, er wird eine Zusammenkunft verlangen.«

Clementine schauderte.

»Und wenn er wirklich so ein Rendezvous verlangt?« sagte Katharina und drückte die linke Hand fest auf ihre Brust.

»Nimmermehr!« rief Clementine fest und bestimmt. »Das wäre ja entsetzlich.«

»Haben Sie denn schon je einem Rendezvous beige-wohnt?« fragte Katharina nach einer Pause mit schüchterner Stimme.

»Nein, Gott soll mich bewahren!«

»Würden Sie auch nie Lust haben, ein solches mitzumachen?«

»Mit ihm und mit mir?«

»Nein,« sagte Katharina lächelnd, »aber mit ihm und mit mir.«

»Mit ihm und mit Ihnen?«

»Ja,« fuhr das junge Mädchen laut lachend fort; »mit ihm, den ich meine. Ja, es ist heraus, Sie müssen mir helfen, Clementine; ich bedarf Ihrer Hülfe.«

»Und wozu?«

»Zu einem Rendezvous; er hat mich so dringend gebeten und wünscht so sehnlich, mich zu sprechen; ich kann es ihm wahrhaftig nicht abschlagen. Liebe, gute Clementine! Ich bitte Sie herzlich, Sie müssen mit mir gehen!«

»Und wohin?« fragte die alte Jungfer in sichtlicher Angst.

»Nun, zu einem ganz kleinen, lieben Rendezvous,« antwortete lächelnd das junge Mädchen. »Auch ich habe einen Brief bekommen; hier ist er, Sie sollen ihn sehen.«

»Ich habe genug an dem meinigen,« sagte Clementine, »mein Kopf ist schon verwirrt genug!«

»Also Sie wollen mich begleiten?« forschte das junge Mädchen.»

»Zu einem Rendezvous?« fragte Clementine mit unsicherer Stimme. »Ach, da sollen oft erschreckliche Sachen vorkommen!«

»Pah, Unsinn!« entgegnete Katharina; »wir zwei gehen zum neuen Thore hinaus nach der Promenade, rechts an der alten Bastei und dann dort hinab, wo sich die Promenade in den alten Stadtgraben verliert.«

»Nun, waren Sie schon öfter dort?« fragte Clementine mit besorgtem Blick.

»Auf diese Art niemals, gewiß nicht!« betheuerte Katharina.

»Nicht wahr, Clementine, Sie thun mir den Gefallen?«

»Und was soll ich um Gottes willen dabei machen?«

»Gar nichts! Wenn er kommt, so setzen Sie sich auf eine Bank, und ich gehe eine Viertelstunde mit ihm spazieren. Wissen Sie, Clementine,« setzte das junge Mädchen schmeichelnd hinzu, »die Mutter hält so große Stücke auf Sie, und wenn ich ihr sage, ich gehe mit Ihnen, so denkt sie durchaus nichts Anderes dabei; auch wenn man uns zwei zusammen auf der äußeren Promenade und in dem Stadtgraben sähe, so kann das keinem Christenmenschen auffallen.«

»Ja, aber« – meinte die alte Jungfer, – »Katharine! Katharine! ich traue Ihnen nur halb, Sie könnten mir da Geschichten machen; er könnte Sie zum Beispiel entführen, was bei solchen Rendezvous häufig genug vorkommen soll, und wenn ich alsdann allein nach Hause käme! Gott steh' mir bei! Ich bin fest überzeugt, daß die Frau Schoppelmann mich um's Leben brächte, und wenn die sich nicht an mir vergriffe, so thäten das Ihre beiden Brüder.«

Darauf lachte Katharina laut und lustig hinaus und sagte dann: »Darüber können Sie ganz ruhig sein; ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, daß an so etwas kein Mensch denkt. Seien Sie überhaupt versichert: wenn ich mich einmal entführen lassen wollte, so brauchte ich keinen Menschen mitzunehmen; dann ginge ich ganz allein von Hause fort.«

»Sie haben schreckliche Grundsätze,« sagte ernst die alte Jungfer, »es wird mir ganz grauselig dabei.«

»Es ist ja nur Scherz,« lachte das junge Mädchen. »Aber nicht wahr, Sie gehen mit mir?«

»Und wann soll das vor sich gehen?«

»Morgen Nachmittag um zwei Uhr.«



»In Gottes Namen denn — und in meiner Angelegenheit — da rathen Sie mir, ich soll ihm antworten?«

»Unbedingt ein paar Zeilen.«

Wir glauben annehmen zu können, daß die Jungfer Strebeling diesen Rath im Laufe des Tages wirklich befolgte; denn sie kaufte sich eigenhändig in einem Laden rosenfarbiges Papier, sie ließ sich von der Frau Schoppelman etwas warmes Wasser geben, um ihre vertrocknete Dinte aufzufrischen, und als am daraus folgenden Morgen der ältere der jungen Herren Schoppelman an seinem Fenster auf der Lauer war, während sein Bruder, der Fuhrmann, die lederen Gamaschen einölte, stopfte sich der Erste auf einmal einen Zipfel des Kopfkissens in sein großes Maul, um ein heftiges Lachen zu unterdrücken; dann winkte er seinem Bruder mit der Hand und sagte: »Pst, pst, sie kommt, sie kommt!«

»Wer?« fragte der Fuhrmann neugierig; »die große Ratte, die dir gestern entgangen?«

»Nein, die Jungfer Strebeling,« antwortete der Jäger; »mich soll der Teufel holen, sie hat angebissen; dort bringt sie in eigener Person der Frau Schilder ihre Antwort auf unseren Brief.« — —

Es mochte halb zwei Uhr desselbigen Tages sein, als die schöne Katharina ihre Mutter auf die unbefangenste Weise von der Welt davon in Kenntniß setzte, daß sie einen kleinen Ausgang zu machen habe. Es kam dies nicht häufig vor und wäre auch, wenn es geschehen, der Mutter nicht absonderlich angenehm gewesen; denn sie mochte es nicht leiden, daß ihre Tochter viel allein herumgehe. Daher kam es denn auch, daß bei solchen Veranlassungen eine Menge von Fragen von Seiten der Frau Schoppelman vorkamen, welche

von Seiten der Tochter so gut, als es anging, beantwortet wurden. Heute waren dieser Einreden und Fragen wenige; denn Katharina hatte gleich Anfangs gesagt, sie gehe in Gesellschaft der Jungfer Strebeling, und diese war bei der Gemüsehändlerin als so vollkommen untadelhaft und nach jeder Richtung zuverlässig bekannt, daß sie gegen diesen Ausgang nichts einzuwenden hatte. Es sollte Spitzengrund und Zeichengarn eingekauft werden; auch ein paar Ellen Rosaband, sowie ein Stückchen dunkler Kattun, letzterer Behufs Ausbesserung eines Morgenrockes.

So gingen also die beiden jungen Damen dahin; aber anstatt Spitzengrund und Kattun einzukaufen, wandelten sie geraden Weges zum Thore hinaus auf die Promenade und bogen am Ende derselben in den sogenannten Stadtgraben ab.

Dieser Stadtgraben war zu traulichen Spaziergängen, namentlich aber in der Dämmerung und Nachtstunde, außerordentlich beliebt; es war der ehemalige wirkliche Stadtgraben, aus einer Seite mit einer himmelhohen Mauer versehen, die mit grünem Epheu dicht verkleidet war, im Ganzen ziemlich vertieft, auf der andern Seite an dichtes Laubwerk der großen Promenade stoßend. Ein kleines Bächlein floß hindurch, und absichtlich oder unabsichtlich, in diesem Theile der königlichen Anlagen geschah für Ausschneidung des Gehölzes sehr wenig. Das wucherte hier lustig und waldähnlich durch einander; das Einzige, woran man die sorgsame Hand des Gärtners erkannte, waren kleine, reinlich gehaltene Fußwege, die in Schlangenwindungen von den breiten Gängen der Promenade in den Stadtgraben führten, jetzt eine Strecke sichtbar blieben, dort zwischen dem

Dunkelgrün verschwanden, hinten über einen kleinen Hügel wegliefen, wieder verschwanden, wieder zum Vorschein kamen, und die endlich zu einem heimlichen und traulichen Plätzchen führten, wie absichtlich gemacht für ein Gespräch zweier Liebenden. Weder von der Stadtmauer, noch von der Promenade sah man in diesen schattigen Grund; denn uralte Bäume, die da drunten emporwuchsen, breiteten ihre Aeste schützend darüber hin und deckten alles mit einem Mantel grünen Laubes zu.

Bei allen Schönheiten, die der Platz darbot, können wir jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß derselbe, namentlich in der Dämmerung, einigermaßen verrufen war, und daß selbst bei Tage eine junge Dame, die sich hier hinein verlor, gerade nicht gesehen und gekannt sein wollte. Discrete Menschen waren auch zart genug, das Geheimniß des Stadtgrabens zu achten. Es war das bei allen lebenslustigen Leuten der Residenz eine Art stillschweigender Uebereinkunft, sich hier nicht zu begegnen, und, wenn sie sich unglücklicher Weise begegneten, sich nicht zu kennen.

Eugen, von dem wir uns in die Nothwendigkeit versetzt sehen, sagen zu müssen, daß er mit den Licht- und Schattenseiten des Stadtgrabens vertraut war, hatte denselben zu jenem kleinen Rendezvous vorgeschlagen, in der guten Absicht, daß die schöne Katharina, welche sehr bekannt war, nicht so leicht gesehen würde; ferner hatte er nach langer Ueberredung seinen Freund und lustigen Rath vermocht, ihn zu begleiten, damit, wenn ihm wirklich Jemand begegne, sich das Mädchen doch nicht allein in seiner Gesellschaft befinde.

So wanderten nun diese zwei Paare von verschiedenen Seiten dem Spaziergange zu. Eugen und der lustige Rath

waren die Ersten auf dem Platze und ließen sich auf die Bank nieder, welche zur Zusammenkunft ausgemacht war.

Katharina schritt mit klopfendem Herzen durch die Promenade. Sie athmete schwer und tief; sie ward bald roth und bald blaß; wenn ihr Jemand begegnete, so sah sie ängstlich hinter sich, indem sie meinte, der Begegnende bleibe stehen und schaue ihr unfehlbar in der Absicht nach, zu erfahren, wo sie hingehe. Ja, wenn die Bäume und Sträucher rauschten und ihre Zweige und Kronen schüttelten, so fuhr sie zusammen und glaubte allerlei unbekanntes Flüstern neben und vor sich zu hören.

Jungfer Clementine Strebeling dagegen ging ungleich gefaßter, ungleich beruhigter an ihrer Seite. Sie kam sich wie eine halbe Heilige, wie ein Schutzengel vor, und wandelte dahin in dem Mantel ihrer Unschuld, der dick mit Tugend wattirt war.

#### ZWEIUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

*In welchem Jungfer Clementine Strebeling als Nebenperson zu einem Rendezvous geht und durch sonderbare Fügung beinahe zur Hauptperson wird.*

Nach dem gestrigen Regen war der heutige Nachmittag frisch und angenehm. Der heiße Dunst des gestrigen Tages war vertrieben; Blumen, Kräuter und Moose streckten lustig ihre Köpfchen empor; das Laub der Bäume duftete; Schmetterlinge mit ihren bunten Flügeln schillerten auf dem dunkeln Grün und flatterten hin und wieder; ringsum war tiefe Stille, man hörte nichts vom Geräusche der Stadt, man

konnte sich entfernt glauben von allen menschlichen Wohnungen – allein in der Einsamkeit.

Jetzt näherten sich die beiden Mädchen dem Platze, wo Eugen und der lustige Rath hinter einem dichten Gebüsche versteckt waren; doch hörte ersterer sogleich den Klang der Schritte, die sich näherten, und sprang den beiden Damen entgegen. Katharina zitterte mehr als je, und es war ihr fast unmöglich, so viel Athem in ihre Brust zu ziehen, um den freundlichen Gruß des jungen Mannes zu erwidern. Dieser war so ungestüm daher gesprungen, daß man wohl die Absicht voraussetzen konnte, er wolle die schöne Katharina ohne langes Bedenken an sein Herz drücken; doch prallte er einigermaßen betreten zurück, als er das alte Gesicht der Jungfer Strebeling erblickte. Das junge Mädchen stellte ihre Freundin und Ehrenwächterin vor; Clementine knixte außerordentlich tief und war taktvoll genug, sich nach einigen wenigen Worten hinter das vorhin erwähnte Gebüsch zu verlieren und die beiden Liebenden ihrem Schicksale zu überlassen.

Wir können jedoch unmöglich verschweigen, daß die alte Jungfer, als sie sich Angesichts jener Bank befand und dort einen zweiten jungen Herrn erblickte, auf's Höchste erschreckt und stehen blieb. Dieses Erschrecken verwandelte sich aber in ein wahrhaftes Entsetzen, so daß ihre Knie bebten, als nun jener junge Mann den Kopf aufhob und sie in ihm *den* erkannte, der sie vor einigen Tagen an dem Fenster so bedeutungsvoll und zart begrüßt – der ihr gestern jenes Liebe athmende Billet geschrieben. Clementine überlegte einen Augenblick, ob es hier thunlich sei, in eine Ohnmacht zu fallen, oder ob es genug sei, wenn sie im Ausdrücke des höchsten Schreckens ihr Sacktuch vor die Augen

presse; sie entschied sich für das Letztere und erwartete so gerüstet den Angriff jenes jungen Mannes.

Der lustige Rath war ebenfalls ein wenig überrascht, als er hier so unverhofft eine Dame auftauchen sah, deren Gesicht er sich schwach erinnerte, schon irgendwo gesehen zu haben; doch schien er hierüber gar nicht bestürzt zu sein; denn er ahnte den Zusammenhang und erhob sich von seiner Bank, die alte Jungfer freundlich begrüßend.

»Mein Fräulein!« sprach er, »Sie haben wahrscheinlich Ihre Freundin Katharina hieher begleitet, wie ich meinen Freund Eugen, und diesem Umstande verdanke ich das Glück, Sie wieder zu sehen.«

»Gewiß, nur diesem Umstande,« sagte die alte Jungfer und blickte schüchtern und ängstlich unter ihrem Hute hervor, – »nur ganz allein diesem Umstande, gewiß keinem andern, – oh Gott! gewiß keinem andern.«

»Unsere jungen Leute,« fuhr der lustige Rath lächelnd fort, »sind den Weg dort hinab gegangen, und wenn Sie unterdessen mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen wollen, so würde ich mich außerordentlich glücklich schätzen. Hier ist ein sehr angenehmer Sitz; darf ich Sie vielleicht bitten, auf dieser Bank Platz zu nehmen?«

Clementine leistete dieser Aufforderung Folge, setzte sich aber so weit wie möglich von Herrn Sidel entfernt; auch hielt sie trotz des tiefen Schattens, der ringsum lag, den meergrünen Sonnenschirm vor die Augen und wartete mit hochklopfendem Herzen der schrecklichen Dinge, die hier kommen würden. Sie hatte die feste Ueberzeugung, daß die gottlose Katharina die Zusammenkunft veranstaltet; sie saß da in dem fürchterlichen Bewußtsein, zu einem Rendezvous

gekommen zu sein: sie hatte das schmerzliche Gefühl eines halbgefallenen Engels. Auf ihrem Gesichte spiegelten sich allerlei schreckliche Gedanken, und so oft der lustige Rath zufälliger Weise mit dem Fuße scharrte und leise hustete, schauerte sie zusammen, wie die Lotusblume; denn sie dachte, jetzt sei der große Augenblick gekommen, wo er gräßliche Worte der Liebe an sie sprechen und in einem großen Satz zu ihren Füßen sinken werde.

Aber von allem dem geschah nichts; Herr Sidel, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, brachte die gleichgültigsten Dinge vor; er meinte, es sei ein herrliches und erfrischendes Wetter, zugleich aber fürchte er, es werde morgen sehr heiß werden oder gar in der nächsten Nacht ein Gewitter kommen, wie gestern geschehen.

Clementine faßte Muth und dachte: wie zart ist dieser junge Mann, wie versteht er es, sich zu mäßigen, wie weiß er das brennende Feuer seiner Liebe, das er in jenem Schreiben so glühend ausgedrückt, vor mir zu verheimlichen! – Gott! sie fürchtete immer, er werde jener Zeilen, die an sie gerichtet, erwähnen – doch er that das nicht. Nur einmal zitterte Clementine heftig zusammen; da nahm er nämlich seinen Stock zur Hand und schrieb damit einige Buchstaben auf die Erde, wobei er sie mit einem vielsagenden Blicke ansah. Weiter that er gar nicht, als ob je etwas zwischen ihnen vorgefallen sei. Clementine, entzückt über dieses äußerst zarte Benehmen, konnte nicht umhin, ihn mit einem dankbaren Blicke zu belohnen; doch hatte dieser dankbare Blick eine Beimischung von Liebe.

Das andere Paar war unterdessen den schmalen Pfad hinabgegangen und hatte anfänglich auch nicht viel Besseres und Wichtigeres gesprochen, als Herr Sidel und Jungfer

Strebeling. Sie hätten auch vielleicht gerade eine eben so große Entfernung zwischen sich gelassen, wie die eben Genannten, wenn das möglich gewesen wäre, aber der Weg, auf dem sie wandelten, war so außerordentlich schmal, daß sie nothwendiger Weise dicht neben einander gehen mußten. Dabei berührten sich zuweilen ihre Hände, und wenn das geschah, so erröthete Katharina und blickte verlegen auf die linke Seite, während Eugen lächelte. Dieses Berühren der Hände kam nun nach und nach häufiger vor und auf einmal stockte das gleichgültige Gespräch über Wetter und Blumen, und gerade in demselben Augenblicke, wo Eugen ihre kleine Hand faßte und mit einem sanften Drucke festhielt, blieb auch das junge Mädchen stehen und holte so tief Athem, daß es wahrhaft erschrecklich war.

»Katharine,« sagte der junge Mann und machte den Versuch, sie an der Hand so weit herum zu drehen, daß ihr Gesichtchen, welches sie abgewendet hielt, sich nach ihm hinwandte; »Katharine,« wiederholte er nach einer kleinen Pause, »wie freut es mich, daß Sie gekommen sind, wie dankbar bin ich Ihnen dafür!«

Es ist etwas ganz Eigenthümliches um einen schmalen Weg und um eine einmal ergriffene Hand; die Wärme, die herüber und hinüber strömt, hat eine wahrhaft magnetische Kraft, und magnetische Kraft hat die bekannte Eigenschaft, entweder zwei Körper von einander abzustößen oder zu einander hinzuziehen. Hier geschah nun das Letztere, und als Eugen zum dritten Male den Namen »Katharine« aussprach, drückte er das glühende zitternde Mädchen fest an seine Brust und hob ihr Gesicht ein klein wenig in die Höhe, und wir müssen eingestehen, daß er sie zuerst auf ihre beiden Augen küßte, blos in der guten Absicht, die Thränen daraus



zu entfernen, und dann auf den frischen, leicht geöffneten Mund.

Nachdem dies geschehen, war es, als sei ein Bann von den Beiden genommen, als haben sie jetzt erst die Sprache gefunden, in welcher zwei Liebende überhaupt zusammen sprechen sollen. Da wurde alles das ausführlich erzählt und beschrieben, alle die Einzelheiten, die für ein junges Paar so wichtig sind und für andere Leute so außerordentlich langweilig: wann sie sich zum ersten Male gesehen, was jedes dabei gedacht, geglaubt und gehofft, was unterdessen Wichtiges vorgefallen sei, kleine Verleumdungen guter älthlicher Damen und Herren, die man gegenseitig über sich habe hören müssen, aber natürlicher Weise nie geglaubt. Bei diesen lieblichen Redensarten hatte Eugen die Hand des Mädchens losgelassen, dabei aber den Arm um ihre schlanke Taille gelegt – und so gingen sie dahin unter dem freundlichen Dickicht, lachend und plaudernd.

»Wenn ich dich nur öfter sehen könnte, meine geliebte Katharine!« sagte Eugen und drückte das Mädchen fest an sich. »Ich bin dir freilich unendlich dankbar, daß du mir diese Zusammenkunft unter Gottes freiem Himmel gegeben; es war gut, daß ich dich hier zum ersten Male recht gesehen und gesprochen; mein Herz ist so voll Glück und Seligkeit, daß ich es in den engen Mauern eines Hauses nicht zu ertragen vermöchte. Aber ich will es nicht, daß du oft hieher kommst, wenn du auch aus Liebe zu mir nochmals in eine solche Zusammenkunft willigen würdest.«

»Nicht wahr, Eugen,« versetzte hierauf eifrig das Mädchen, »nicht wahr, wir wollen uns hier nicht mehr sehen? Es könnte uns doch Jemand begegnen, und du weißt selbst, wie böse die Leute dann über ein armes Mädchen sprechen.«

»Du hast ganz recht, mein Kind,« sagte Eugen innig und herzlich; »aber du bist kein armes Mädchen, du bist mein Kind, meine Liebe, mein Alles, meine kleine Braut.«

Bei diesem letzten Worte wand sich das junge Mädchen scheu aus seinen Armen los und sah ihn lange mit einem ernstesten Blick an.

»Eugen,« sprach sie hierauf, »du mußt nicht so grausam mit mir scherzen: wenn du ein solches Wort aussprichst, so fühle ich es tief, wie Unrecht ich habe, deine Worte anzuhören, wie doppeltes Unrecht, dir zu sagen, daß ich dich so unendlich lieb habe.«

»Und warum das, mein Mädchen?« sagte Eugen und zog sie wieder fester an sich.

»Das weißt du besser, als ich es dir sagen kann,« entgegnete Katharina. »Oh Gott!« fuhr sie schmerzlich fort, »und wenn ich dir gestehe, daß ich fest überzeugt bin, unsere Liebe hat keine glückliche Zukunft – so mußt du mich für entsetzlich leichtsinnig halten, daß ich diese Liebe doch eingegangen; aber ich habe nicht anders gekonnt, Eugen, ich habe wahrhaftig nicht anders gekonnt! Wenn auch die Brüder hämisch über mich lachen, wenn auch die Mutter zürnt, wenn auch die Leute sagen: die Katharine rennt in ihr Unglück! so kann ich doch nicht anders, und so folge ich doch deinen Worten allein – glücklich und selig.«

»Mein gutes, gutes Mädchen!«

»Ich habe dir noch nicht gesagt,« fuhr Katharina eifrig fort, »daß meine Mutter bei der deinigen war – ja, sieh mich nur verwundert an: bei deiner Mutter, bei der Staatsrätin.«

»Der Tausend!« sagte Eugen lächelnd, »und was hat sie da gethan?«

»Nun, das kannst du dir denken; sie hat deiner Mutter gesagt, du liefest mir auf Schritt und Tritt nach, und ob das nicht vielleicht von hier aus zu ändern sei.«

»Und die Frau Staatsrätin?«

»Sie hat geantwortet, sie bekümmere sich um dergleichen Sachen nicht, du seiest von jeher deine eigenen Wege gegangen und würdest auch jetzt thun, was dir gut dünkte.«

»Nun, siehst du, meine Katharine,« redete der junge Mann lachend, »was wollen wir machen? Wenn's meiner Mutter recht ist, daß ich dich meine kleine Braut nenne, wer hat sich denn sonst noch darum zu bekümmern?«

»Oh, sprich nicht so!« sagte das Mädchen; »ich weiß leider, wie du mit deiner Mutter stehst, und du weißt genau, was für eine stolze Frau die Staatsrätin ist; sie bekümmert sich leider um dich gerade so viel, wie du dich um sie bekümmerst. Aber das kannst du mir glauben, wenn sie je erführe, daß du – so etwas zu mir gesagt, wie eben, es wäre ihr Tod.«

»Was habe ich denn gesagt?« lachte der junge Mann, »daß du meine –«

Katharina sah ihn ernst und fragend an.

»Nun, sprich, was habe ich gesagt, du seiest meine –«

»Eugen!«

»Nun, wiederhole das Wort, ich möchte es gern aus deinem Munde hören, du seiest meine kleine Braut. Ich bitte dich, Katharine, sprich mir das Wort nach!«

»Nein, nein!«

»Mir zu lieb, ich bitte dich darum, sprich nach, was ich dir vorsage: ich sei –«

»Ich sei –« sagte lächelnd das Mädchen.

»Nun weiter!«

»Deine kleine Braut« – fuhr Katharina mit leiser Stimme und erröthend fort.

»Ja,« rief Eugen stürmisch und küßte sie auf die Stirn, »ja, du bist meine kleine, geliebte, schöne Braut! Bei allem, was mir heilig ist, du sollst es sein!«

»Aber ich bin es nicht, gewiß nicht,« sagte ernst und ein wenig trotzig das Mädchen – »ja,« setzte sie nach einer Pause hinzu, »ich will es nicht sein; ich will dich nur lieben, unendlich lieben; ich will keine Versicherungen von dir, nur deine Liebe, deine Treue, mag kommen, was da will. – Sag kein Wort mehr darüber; laß mich in dem süßen Glauben, daß ich dir von mir aus etwas geben kann; nichts wiedergeben gegen große und glänzende Versprechungen; ich bin dein, ganz dein. – Nimm mich hin, aber liebe mich treu und wahr. Und wenn du nach einiger Zeit zu mir sagst: sieh, Katharine, unser Verhältniß muß sich lösen, so werd' ich ohne Vorwürfe zurücktreten und werde mich glücklich fühlen in dem Bewußtsein, daß du mich wirklich und einzig geliebt – und, nicht wahr, Eugen, das kann ich jetzt von dir verlangen?«

»Ja,« antwortete der junge Mann feierlich und drückte ihre Hand an sein Herz, »das kannst du von mir verlangen, und ich werde dieses Verlangen ehrlich und gewissenhaft erfüllen; ich nehme dich hin, wie du dich mir gegeben.«

Von diesem Augenblicke an wurde die Unterredung wieder einsylbig, wie zu Anfang; aber es waren die Gedanken des jungen Mannes ganz anders geworden. Ihre Lippen sprachen nur einzelne Worte, und ihre Augen glänzten und glühten. –

Unterdessen hatte sich der lustige Rath bestrebt, die Jungfer Clementine so angenehm und nützlich zu unterhalten, wie nur immer möglich, war aber dabei immer außerordentlich zart und zurückhaltend geblieben, wofür ihm die alte Jungfer auf's Innigste in ihrem Herzen dankte. Er hatte von den Vögeln des Waldes und von den Bäumen der Flur gesprochen; er hatte seine sämtlichen botanischen Kenntnisse zu Hülfe gerufen und in seiner Eigenschaft als Elefantenführer das Uebermögliche gethan, damit der Ehrendame die Zeit nicht lange würde. Er hatte gesprochen von Sternen und Blumen, in kindlichster Einfalt, und Clementine hatte ebenso kindlich gelauscht. Nur einmal, und darüber schauderte sie noch nach acht Tagen, hatte sie in diesem harmlosen Gespräche die Offensive ergriffen und ihn gefragt, was eine Lotusblume sei, und darauf hatte sie zitternd gesessen, indem sie gefürchtet, er werde diese Frage zum Anknüpfungspunkte nehmen und darauf von seinem Herzen sprechen, das erzittert und gebebt unter der Liebe Macht. —

Aber er that es nicht, er bezwang sich auch dieses Mal und versicherte mit einem lächelnden Blick, die Lotusblume sei ein orientalisches Gewächs und ihm nur aus Liedern bekannt.

Aus Liedern, hat er gesagt und dann einen Augenblick geschwiegen? Wie dankte ihm Clementine in ihrem Innern auf's Neue für diese überzarte Aufmerksamkeit! Ja, er trieb die Unbefangenheit noch weiter, und als er von der Lotusblume gesprochen und dann geschwiegen, bückte er sich zur Erde nieder und zupfte ein harmloses Gänseblümchen, daß er der alten Jungfer mit freundlichem Blick vor's Auge hielt.

»Kennen Sie dies?« fragte Herr Sidel.

»Ja wohl,« antwortete Clementine.

»Kennen Sie auch das Spiel, das damit getrieben wird?«

»Das Spiel, das damit getrieben wird,« wiederholte Clementine, und es fiel ihr plötzlich ein, daß junge, naseweise Mädchen die Blätter dieser Blume einzeln abzurupfen pflegen und dazu allerlei schreckliche Worte sprechen.

»Um Gottes willen!« dachte sie, »hat er deßhalb nur von Blumen geredet, um nun zuletzt mit der gefährlichen Gänseblume einen Sturm auf mein Herz zu wagen?«

»Sie kennen das Spiel nicht?« fragte Herr Sidel, über alle Möglichkeit unbefangen aussehend.

»Ja, ich kenne es,« hauchte Clementine hervor.

»Die Worte hiezu,« fuhr der schreckliche junge Mann fort, »werden hie und da verschieden gesprochen. Wie sagen die jungen Mädchen in hiesiger Stadt?«

Die jungen Mädchen, hat er gesagt und hatte dazu die Gänseblume in ihre Hand gelegt? Dieser Augenblick war entscheidend, und die feinfühlende Clementine konnte es nicht über ihr Herz bringen, nachdem er sich auf so zarte, blumige Weise ihr genähert, ferner noch die Unempfindliche, die Hartherzige zu spielen; auch war er ihr bedeutend näher gerückt.

»Nun, mein verehrtes Fräulein,« sagte der stürmische Mann, »so zupfen Sie einmal die Blättchen da ab und lassen sich prophezeien.«

»Er liebt mich,« sagte erröthend Clementine.

»Von Herzen,« setzte der lustige Rath hinzu.

»Mit Schmerzen,« seufzte sie.

»Ueber alle Maßen.«

»Ein klein wenig.«

»Ach, gar nicht,« sagte der lustige Rath; »aber weiter, weiter es sind nur noch wenige Blättchen da.«

»Er liebt mich,« fuhr Clementine fort.

»Von Herzen,« sagte er.

»Mit Schmerzen,« lispelte sie.

»Ueber alle Maßen,« jauchzte lustig und laut lachend Herr Sidel. »Nun, das ist prächtig, wertheste Jungfrau,« setzte er laut hinzu, »Sie können zufrieden sein, er liebt Sie über alle Maßen.«

»Oh, wenn ich wüßte!« seufzte Clementine.

»Was?«

»Daß das Spiel nicht trügt.«

»Oh, darüber beruhigen Sie sich,« wiederholte der lustige Rath und unterdrückte mit Mühe sein Lachen. »Das kann ich Sie versichern, wenn Sie einmal geliebt werden, so muß es über alle Maßen sein – über alle Schranken, ja, das ist nicht anders möglich. – Wollen Sie vielleicht noch einmal zupfen?«

»Gott soll mich bewahren!« sagte erschrocken die alte Jungfer. »Ich bin zufrieden, denn er liebt mich ja über alle Maßen.«

»Bravo, bravo!« rief in diesem Augenblicke eine lachende Stimme hinter der Bank, und Clementine, die bestürzt empor fuhr, sah das Gesicht der gottlosen Katharina, die am Arme des Herrn Eugen hinter ihr stand und wahrscheinlich die ganze Gänseblumenzupferei mit angesehen hatte.

»Bravo, bravo!« wiederholte sie laut lachend, und ihre Augen glänzten vor Vergnügen. »Kommen wir vielleicht zu früh zurück? Stören wir?«

»Oh, in dem Falle,« setzte Eugen lustig hinzu, »wollen wir Beide noch einen kleinen Spaziergang machen. Ihr habt nur zu befehlen.«

»Ach, wie garstig!« sagte Clementine mit gesenktem Haupte, »wie complicirt abscheulich! so was hätte ich von Ihnen, Katharine, in meinem ganzen Leben nicht gedacht.«

»Ich auch nicht von Ihnen,« versetzte vergnügt das junge Mädchen, »das ist ja erschrecklich!«

»Er liebt Sie,« sagte Eugen.

»Ueber alle Maßen,« setzte der lustige Rath hinzu.

Dieses Wort sollte den unberufenen Zuhörern vergnügt und heiter klingen, aber Clementine glaubte einen tiefen Ernst zu verstehen, die schwere Bedeutung, welche in diesen dreien, an sich so unschuldigen Worten lag. – »Ueber alle Maßen,« hatte er gesagt und dabei dem Herrn Eugen mit dem rechten Auge zugeblinzelt. Ach! dieses Geblinzeln im Uebermaß seines Entzückens konnte ihm Clementinens sonst so reizbares Herz verzeihen; war Eugen nicht sein Freund, und war es nicht begreiflich, daß der Freund dem Freunde durch eine kleine Pantomime zu verstehen gab: Ich habe gesiegt, ich bin im Reinen, ich liebe sie über alle Maßen? Ach! und er that es gar nicht so, als habe er wirklich erreicht, was er gehofft; er war so unbefangen und natürlich, und als Eugen ihn nochmals fragte, ob er mit Katharina nicht noch einen Spaziergang machen solle, antwortete er mit seltener Selbstverläugnung: »Nein, nein!« und setzte hinzu: »Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels!«

Somit waren diese Unterredungen zu Ende, und beide Paare gingen auf verschiedenen Wegen nach der Stadt zurück – die Promenade im Stadtgraben blieb in ihrer Stille und Einsamkeit hinter ihnen. Alles war glücklich von Statten



gegangen und sie von keiner Menschenseele gesehen worden – so glaubten nämlich die zwei Paare. Wir aber, die wir in unserer Eigenschaft als Erzähler das Terrain sorgfältiger untersuchen müssen, als Jene es gethan, können leider nicht umhin, dem geneigten Leser zu eröffnen, daß jene Zusammenkunft nicht nur nicht ungesehen, sondern theilweise sogar nicht unbehorcht geblieben war. Wir glauben schon Eingangs der Beschreibung dieser Promenade bemerkt zu haben, daß hier eine Menge Singvögel ihre lustigen Lieder erschallen ließen, namentlich Nachtigallen, denen das schattige Gebüsch an den Ufern des kleinen Baches ein sehr lieber Aufenthalt war. Diese verschiedenen Singvögel nun als ein angenehmes Wild zu betrachten, war eine der Lieblingsbeschäftigungen des Herrn Conrad Schoppelmann, namentlich in Zeiten, wie die jetzigen, wo er sich im Besuche der Herrschaftswaldungen allzu sehr angestrengt hatte und dort jedem Jäger und Jägerburschen bekannt war wie ein bunter Hund. Dieses Einfangen von Singvögeln war auch eine Art Jagd, und als angenehme Abwechslung auf das Erlegen von Ratten wohl mitzunehmen.

Herr Conrad Schoppelmann hatte nun leider diesen Morgen einige freie Stunden gefunden, welche er dazu anzuwenden beschloß, dem Stadtgraben einen Besuch zu machen und mit Netz und Falle einige arme Singvögel einzufangen. Er saß zu diesem Zwecke, noch ehe die beiden Paare ankamen, nicht weit von oben erwähneter Bank, und war nicht wenig erstaunt, als er eine halbe Stunde später Menschenstimmen vernahm, und als er diejenige seiner Schwester, sowie des Herrn Eugen und der Jungfer Clementine erkannte. Er rührte sich nicht von der Stelle, er strengte seine Ohren übermenschlich an, um, so viel ihm möglich war,

die geführte Unterhaltung zu vernehmen. Dieses gelang ihm einigermaßen bei der alten Jungfer und Herrn Sidel, aber nicht so bei seiner Schwester und Eugen. Doch sah er sie zusammen den kleinen Weg hinab gehen, und das war ihm vor der Hand genug. Nachdem die Sache beendet war und er bei sich gedacht, jetzt könnten sie weit genug entfernt sein, erhob er sich auch und ging mit leeren Fallen und Netzen, aber trotzdem mit außerordentlich vergnügtem Herzen fort, dem elterlichen Hause zu. Unterwegs überlegte er, wie diese Sache eigentlich zu behandeln sei, um etwas daran zu verdienen; denn er betrachtete alles, was in diesem Leben vorkam, als zu diesem Zwecke erschaffen. Sollte er die Mutter davon in Kenntniß setzen? – gewiß, um der Katharina tüchtig Eins hinauf zu geben! aber vor allen Dingen sollte die Mutter auf's Feierlichste versprechen, gegen die Tochter nichts davon zu erwähnen. Der Jäger wollte das Wild sicher machen und calculirte so: Ich will schon dafür sorgen, daß Katharina mit der alten Jungfer nicht mehr zum Spazieren gehen kommt, und dann wird es nicht lange anstehen, daß Herr Eugen Stillfried sich einmal verstohlener Weise in unsere Höhle schleicht – dann haben wir ihn und er soll mir jeden Besuch theuer bezahlen. – So dachte der Jäger und trat nach einer kleinen halben Stunde, innerlich triumphirend, in das alte Haus am Marktplatz.

#### DREIUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

*Herr Conrad Schoppelman, welcher mit leerer Jagdtasche heimkehrt, bringt doch allerlei mit nach Hause.*

Madame Schoppelmann saß vor dem großen Herd, auf welchem jetzt ein größeres Feuer brannte, als neulich des Morgens, denn nebst dem, daß sie ihren Nachmittags-Kaffee kochte, ließ sie Butter aus in große Töpfe, welche sie alsdann zum Winterbedarf an ihre Kunden verkaufte. Katharina war auf ihrem Zimmer; davon überzeugt, erkundigte sich Conrad zuerst durch eine anscheinend ganz gleichgültige Frage nach ihr. Er setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf in die Hände und sah einen Augenblick der Arbeit der Mutter aufmerksam zu, indem er hohnlächelnd bei sich dachte: »Na, den Spectakel wollen wir sehen, wenn die Alte dergleichen Geschichten von ihrem Herzblatt erfährt!«

Obendrein schien Madame Schoppelmann sich durchaus in keiner rosenfarbenen Laune zu befinden, und wenn sie, wie es jetzt der Fall, verdrießlich war, so pflegte sie halblaute Selbstgespräche zu halten, sich selber Red' und Antwort zu geben, woraus alsdann ein aufmerksamer Beobachter leicht erfahren konnte, um was es sich bei ihr eigentlich handle, und der Jäger merkte demgemäß auch schon nach einigen Augenblicken, daß er für die Geschichte, die er auf dem Herzen hatte, keine bessere Stunde hätte wählen können.

»Sitz' ich da auf dem Markt,« brummte die Gemüsehändlerin und drehte den Topf mit der heißen Butter, damit er auf allen Seiten gleich warm würde, »sitz' ich da auf dem Markt und kommt die Köchin der Staatsrätin daher. Guten Morgen sag' ich – danke schön, sagt sie und seufzt. Was soll's mein Kind, frag' ich, braucht Sie etwas Extra's – speist der Justizrath im Hause? – ein paar Feldhühner – wie? – – und da seufzt denn die alte Creatur wieder und sagt: ach, Frau Schoppelmann, das ist ein wahres Kreuz und ein wahres Unglück für mich.« – – – Hier murmelte die alte Frau eine Zeit

lang so leise, daß man es unmöglich verstehen konnte, dann aber fuhr sie desto lauter fort: »Mich soll der Teufel holen – hat die Staatsrätin verboten, von mir, der Frau Schoppelmann, ferner etwas zu kaufen – es ist unglaublich, aber wahr! Hat nicht die Köchin, das arme Weibsbild, ordentlich geweint, daß ich die noch obendrein trösten mußte – weiß Sie was, sagte ich, da ist vor der Hand nichts zu ändern. – Ach Gott, nein! sagte sie. – Geh' Sie zur Plunker, sagte ich. – Zur Plunker? fragte sie. – Die ist nach mir die Beste, sagte ich, eine brave Frau, und wenn sie etwas nicht hat, so kann's die Plunker bei mir holen. – Wein' Sie nicht, mein Schatz, es kommen noch Zeiten, wo die Schoppelmann wieder zu Ehren gelangt.« – Hier rückte sie den Buttertopf näher an's Feuer. – »Ja, zu großen Ehren – aber als sie nun fort ging und der Plunker das Geld hinzählte, kam doch über mich ein gewaltiger Zorn – daß dich ein Donnerwetter! dachte ich.« – Madame Schoppelmann stieß bei diesen Worten so grimmig in die brennenden Kohlen, daß sich Tausende von Funken zischend den schwarzen Schornstein hinaus flüchteten. – »So was muß man sich bieten lassen – und wer ist an allem dem Schuld? – Niemand, als der saubere Herr Eugen. – Ja – ja – ja – ja – wenn wir nur nicht noch Schlimmeres erleben.«

»Dazu sage ich Amen,« mischte sich Conrad mit lauter Stimme in's Gespräch.

Die Frau drehte sich überrascht herum; denn dergleichen Selbstgespräche waren bei ihr wie eine Art Nachtwanderei, und wenn sie durch ein lautes Wort daraus gestört wurde, dann schrack sie zusammen.

»Na, wenn du Amen sagst,« sprach sie nach einer Pause, »dann muß es was Schönes sein!«

»Ich sagte Amen auf Eure Reden.«

»Ach, ich sprach nicht mit dir darüber.«

»Aber ich möchte mit Euch darüber sprechen.«

»Ei, sieh doch,« entgegnete die Frau, »hab' ich nicht Herzeleid genug, mußt du noch was dazu lügen?«

»Oh, keine Lüge,« sagte lächelnd Conrad, »dies Mal was ganz Wahres. – Und nun erzählte der freundliche Bruder, wie und wo er draußen die Schwester gesehen, mit welcher Beschäftigung, in welcher Gesellschaft, und wenn auch, wie der geneigte Leser weiß, die Sache an sich nicht von ihm erfunden war, so machte er doch solche Zusätze und Bemerkungen, daß die Mutter noch viel Schlimmeres glauben mußte, als wirklich geschehen, und sie legte darauf die Hände in den Schooß und saß da starr vor Entsetzen.

»Und das ist alles wahr, Conrad?« fragte sie nach einer Pause, »und nichts daran gelogen?«

»Nicht das Geringste!« sagte der Sohn, »aber die Sache ist noch nicht zu Ende.«

»Und die alte Schachtel war dabei, das miserable Weibsbild, die so fromm und scheinheilig thut, daß man glauben könnte, sie habe keinen Begriff davon, daß es auch Mannsbilder in der Welt gebe?«

Conrad nickte befriedigend mit dem Kopfe. »Die war dabei,« sagte er, »aber hört weiter, und Ihr sollt künftig nicht mehr sagen, daß wir uns um nichts Ordentliches bekümmern. Ich ging den sauberen beiden Herren nach und holte sie noch vor dem Thore ein. Guten Morgen, Herr von Stillfried, sagte ich zu diesem, wollen Sie mir nicht ein Wort allein vergönnen? Und darauf trat der Andere auf die Seite.«

»Der Schulmeister, der sich mit ihm herumtreibt?« fragte die Mutter.

»Derselbe; und nun sagte ich sehr ruhig und höflich: Herr von Stillfried, ich habe Alles gesehen und gehört, und darauf wurde er so blaß wie Eure Schürze und wollte davon gehen. Daraus wird nichts, sagte ich ihm und faßte ihn am Arm; wir sind, sagte ich, freilich nicht so vornehm wie Sie, sagte ich, aber wir sind brave Bürgersleute, sagte ich, und wir haben eine Mutter daheim, sagte ich, wenn die das erfährt, kann es ein Unglück geben. – Was wollen Sie eigentlich? sagte er. – Oh! sagte ich, Herr von Stillfried, man läuft nicht nur so mit den Bürgermädels in dem Stadtgraben umher, der ganzen Stadt zum Spectakel, und ich bin der Bruder, sagte ich, und frage Sie nun ein für allemal: was haben Sie mit der Katharine vor? sagte ich; – darauf lachte er laut auf und der Schulmeister trat näher.«

»Nun?« fragte die Frau Schoppelmann und griff nach ihrem gewichtigen Schüreisen; »weiter! weiter!«

»Wenn Sie mit der Katharine öffentlich gehen, sagte ich, und sie in der Leute Mäuler bringen, sagte ich, dann müssen Sie sie auch heirathen, sagte ich.«

»Nun?«

Conrad zuckte die Achsel und spielte einen Augenblick den Zurückhaltenden; doch die Gemüsehändlerin stand von ihrem Sitze auf, eilte zu ihm hin und rief: »Sprich! ich will Alles wissen! was sagte er darauf?«

»Nun, er lachte und meinte, wie ich ihm nur so dummes Zeug sagen könne; denn Katharine, Eure Tochter, sei gut genug zum Amusement und wolle auch nicht weiter. Ich aber sei ein Narr und solle mich nur um mich bekümmern.«

Nach diesen Worten stand die dicke Frau wie erstarrt, sie riß ihre Augen weit auf, öffnete den Mund zum Sprechen, brachte aber kein Wort hervor; auch spielte ihre Gesichtsfarbe in's Dunkelrothe, und sie schnappte so ängstlich nach Luft, daß der gute Sohn und Bruder erschrocken hinter dem Tische hervorsprang, die Mutter am rechten Arm faßte und sie auf's Kräftigste zu schütteln begann – ein Mittel, das schon oftmals in ähnlichen Fällen die gewünschte Wirkung nicht verfehlt hatte. Auch jetzt brachte es das stockende Blut der dicken Frau auf's Neue in Umlauf; sie ließ sich auf einen Stuhl nieder, der an dem Tische stand, und Conrad sah zu seiner größten Befriedigung, daß ein paar Thränen über ihre dicken Backen rollten.

»Und du hast diesen Kerl nicht sogleich zu Boden geschlagen?« fragte die Frau schluchzend; »du führst ja sonst dergleichen immer in deinem Munde – du hast ihn wahrhaftig nicht zu Boden geschlagen?«

Conrad zuckte betrübt die Achsel und sagte: »Ihr könnt Euch denken, wie mir die Faust gejuckt, aber was war da zu machen? Der Schulmeister hätte mich nicht genirt; aber denkt Euch doch, es war ganz nahe am Thor, die Soldaten lungerten auf den Steinen an der Chaussee und die Schildwache spazierte auf und ab. Da wäre ich ein rechter Narr gewesen! Ich ließ ihn laufen und dachte: du entgehst mir gewiß nicht.«

»Das hoff' ich auch,« sprach die dicke Frau und schlug mit der rechten Faust auf die linke Handfläche; »dem soll das nicht so hingehen, und die Katharine, die jag' ich aus dem Hause, und das gleich!« – Sie wollte sich erheben, doch Conrad drückte sie derb auf den Stuhl nieder und sagte: »Nun seht mir wieder, wie Ihr seid, man kann wahrhaftig mit Euch

nicht sprechen! Was wollt Ihr jetzt thun? Ein Geschrei anfangen, der Katharine Alles wieder sagen, daß die es ihrem Liebhaber mittheilt und der sich in Acht nimmt! – Bewahre, bewahre! Nichts dürft Ihr sagen, keine Sylbe der Katharine – seid doch klug!«

»Und wenn es ein Unglück giebt?« fragte besorgt die Mutter.

»Dafür laßt mich und den Fritz sorgen; wir behüten sie wie unsere Augen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sich der Herr Eugen nicht nächstens einmal hier in's Haus verliert, und dann« – schloß Conrad und ballte die Faust – »laßt mich nur machen!«

Die Unterredung wurde jetzt zu einem plötzlichen Ende geführt, indem die geschmolzene Butter aus dem Topfe über und in's Feuer lief, wodurch ein solches Geprassel, ein Gestank und Dampf entstand, daß die dicke Gemüsehändlerin, die neben der Mutterpflicht auch noch andere zu erfüllen hatte, erschrocken zu ihren Töpfen hineilte, so schnell, als es ihre Körperfülle erlaubte.

Conrad ging, seinen Bruder Fritz aufzusuchen, und sagte noch im Weggehen: »Also, Mutter, kein Wort zu der Katharine, sonst verderbt Ihr die ganze Geschichte!« Hierauf winkte Madame Schoppelmann mit der Hand, als wollte sie sagen, sie wisse schon, was zu thun sei, und blieb alsdann mit ihren Gedanken allein.

Der geneigte Leser ist so gut wie wir überzeugt, daß der junge Herr Schoppelmann der Mutter die Erzählung von der Zusammenkunft in einer unsauberer Brühe von Dichtung und Wahrheit vorgetragen.



VIERUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

*Worin Jungfer Clementine Strebeling große Beweise ihres guten Herzens, aber gar keine von Lebenserfahrung giebt.*

»Geliebteste Clementine!

»Ja, ich kann mir schon erlauben, über das Theure hinwegzuhüpfen und Sie in einem Prädicat zu begrüßen, wie es aus der Fülle meines liebenden Herzens gewaltsam herausquillt. Nicht um alle Schätze der Welt – so nöthig mir von diesen Schätzen Einiges wäre – gäbe ich die Erinnerung der gestern mit Ihnen verlebten Stunden. Oh Gott, wie war ich so glücklich! Wie zittert noch jetzt meine Hand, indem ich es niederschreibe. Das war eigentlich zu viel Glück an Einem Tage. Ihre lieben Zeilen, welche ich durch die brave und würdige Frau Schilder erhielt, und jene Zusammenkunft an Einem Tage! Ach, geliebteste Clementine, konnte ich doch frei über meine Zeit verfügen, wäre ich doch nur in anderen Verhältnissen! Doch so bin ich ein armes, gefesselt Wesen. – Aber, oh Gott! wie kann man so etwas mit der Auserkorenen seines Herzens sprechen? Ich würde es auch nicht thun, wenn nicht meine grenzenlose Liebe mir den Muth dazu gäbe. Ach, wie gesagt, ich bin ein armes, gefesselt Wesen, ja, gefesselt und geknechtet durch die drückenden Verhältnisse dieses miserablen Lebens – aber sprechen wir nicht mehr davon, kein Wort mehr hierüber! Nichts soll im Stande sein, mir etwas Näheres über diese meine Verhältnisse zu entlocken. Wen würde es auch interessiren? Sie? oh Gott! Sie – du – Clementine! – – – Weg mit diesen Gedanken! Sie blitzen Höllenflammen in mein Herz.

»Auch die Frau Schilder, welche meine Verhältnisse genau kennt, habe ich auf's Dringendste beschworen, nie etwas darüber auszusagen. Oh, Clementine! machen Sie keinen Versuch, diese würdige Frau zu veranlassen, daß sie ihr ehrenhaftes Stillschweigen breche.

»Bis dahin

»*Ihr ewig treu Liebender.*«

Diesen Brief erhielt Clementine an einem der nächsten Tage früh des Morgens; sie hatte kaum ihren Kaffee zu sich genommen. Es war, wenn wir anders nicht irren, ein Sonntag. Draußen läuteten sämtliche Glocken der Stadt, und im Nebenzimmer sang die Choristin des königlichen Hoftheaters:

Ist denn Liebe ein Verbrechen,  
Darf man denn nicht zärtlich sein?

Abends war nämlich die Zauberflöte, und solcher Gestalt prävarirte sie sich zu der Probe, die diesen Morgen noch Statt fand.

Clementine las das Schreiben ein-, zwei- und dreimal durch und weinte, daß die Menschen nach ihrer Meinung so unglücklich seien. Denn welch' gefühlvolles Herz in dieses Schreiben hineinblickte! Sie konnte nur einen Augenblick zweifeln, der Verfasser desselben sei unglücklich, er bedürfe sehr eines freundlichen Trostes, und ihm diesen Trost zu reichen, ja auch Hülfe, wenn es nöthig sei, dazu war Clementine augenblicklich entschlossen. Aber nie sollte sie etwas

von seinen Verhältnissen erfahren? Wem waren diese Verhältnisse bekannt? Niemanden als der würdigen Frau Schilder. Und hatte er nicht ausdrücklich gebeten, mit den rührendsten Worten gefleht, gerade dieser braven Frau nie das Geheimniß seines Lebens zu entlocken?

Clementine sann lange hin und her und seufzte tief: Oh Gott! Welcher Art konnten diese Verhältnisse sein, in welchen sich der junge Mann befand? Fesselten ihn am Ende andere zarte Bande oder war er – oh schrecklicher Gedanke! – vielleicht mehrfacher Familienvater und durch ihren Anblick zum Verbrecher geworden?

Darum mußte Clementine Gewißheit haben, und zum ersten Male, so lange sie denken konnte, folgte sie nicht dem harmonischen Läuten der Kirchenglocken und ging mit zuckendem Herzen in die Nebengasse und dort in das Haus der Frau Schilder hinein.

Die brave Wirthin saß in ihrem Hinterstübchen allein und hatte etwas in der Hand, das bei näherem Betrachten wie ein schmieriges Gebetbuch aussah. Sie schien diesen Morgen außerordentlich taub zu sein, denn sie vernahm durchaus nichts von den Schritten der Ankommenden, hörte nichts von dem Geräusch, mit welchem sie die Thüre öffnete, und vernahm nichts von dem guten Morgen, mit welchem dieselbe sie begrüßte.

Clementine sah sich genöthigt, ihr Sprachorgan bedeutend anzustrengen und der tauben Wirthin mit übergroßer Anstrengung einen freundlichen guten Morgen zu wünschen. Entsetzt blickte diese in die Höhe, nickte einfach zum Gruß mit dem Kopfe und machte eine Bewegung mit der

Hand, welche ausdrücken sollte: laß mich meine stille Andacht vollenden. Darauf las sie nur einige Augenblicke weiter in dem Buche, blickte zum Himmel und dann erhob sie sich von ihrem Sitze und reichte der alten Jungfer zur Begrüßung die Hand.

Clementine knixte schüchtern; da sie wußte, daß die Frau Schilder an Schwerhörigkeit leide, so brachte sie ihren Mund, so weit es thunlich war, an das Ohr dieser würdigen Frau und lispelte: »Ich habe den Brief gelesen.«

»Wirklich?« entgegnete die Wirthin, und auf ihrem gleichgültigen Gesichte war nicht die geringste Theilnahme zu lesen.

»Ich möchte mit Ihnen darüber sprechen,« fuhr die alte Jungfer fort.

»Mit ihm sprechen?« sagte die Wirthin, »schon wieder?«

»Ach nein,« erwiderte erröthend Clementine, »ich möchte mit *Ihnen* über diesen Brief sprechen.«

»Ah, ich verstehe!« meinte Frau Schilder, ich soll mit ihm über diesen Brief sprechen.«

»Oh Gott! Nein! nein!« rief Clementine mit aller Kraft ihrer Lungen.

»Ich habe Sie nicht recht verstanden, scheint mir,« sagte die Wirthin mit dem unschuldigsten Gesichtsausdruck. »Oh, es ist ein wahres Unglück; ich werde bald gar nichts mehr hören! Wissen Sie was, Jungfer Clementine? Gehen wir in mein oberes Stübchen, da kann ich meine Haube abnehmen und höre besser.« – Die gute Frau wollte in ihrer Unterredung mit der liebenden alten Jungfer nicht gestört sein; diese ging auf den Vorschlag ein, und Beide begaben sich eine Treppe hinauf, in das Zimmer, welches wir bereits kennen,

nachdem Frau Schilder ihre Hausthüre vorher sorgfältig verschlossen. Dort oben nahm sie ihre Haube ab, strich sich die Haare von den Ohren hinweg und sagte: »Nun wird's besser gehen. Was soll es, mein Kind?«

»Ich habe hier einen Brief bekommen.«

»Ja.«

»Und darüber möchte ich mit Ihnen sprechen.«

»Ah so! Wir Beide zusammen über den Brief?«

Clementine nickte mit dem Kopfe. »Ich möchte nun vor allen Dingen wissen,« fuhr sie fort, »wer er ist, der mir jetzt schon zweimal geschrieben hat.«

»Wer er ist?« sagte die Frau mit einem Blick zum Himmel und schlug die Hände zusammen. »Wer er ist? Ein braver, junger, armer Mensch, aber so geschickt, so gut, so fleißig, es giebt keinen Zweiten der Art.«

»Das glaube ich Alles, Frau Schilder,« sagte gerührt Clementine, »aber wie heißt er und was hat er für ein Geschäft?«

»Ja so, wie er heißt?« antwortete die Frau; »das hat er noch nicht einmal geschrieben? Oh der bescheidene, schüchterne, junge Mensch. Das ist ein Kleinod, Jungfer Strebeling; darauf können Sie stolz sein.«

Clementine schlug erröthend die Augen zu Boden und sagte nichts.

In diesem Augenblicke flog über die verwelkten Züge der Frau Schilder ein lebhaftes, höhnisches Lächeln und erhellte ihr Gesicht, wie der Blitz den zerstörten Kirchhof.

»Aber wie er heißt?« fuhr die alte Frau nach einer Pause fort; »er heißt Johannes Müller und ist ein armer Candidat der Theologie.«

»Er will also ein Pfarrer werden?« fragte Clementine mit einem seligen Gefühl.

»Ja, er möchte wohl,« meinte die alte Frau, »aber es fehlen ihm die Mittel. Er ist da bei dem Herrn Stillfried,« setzte sie leiser hinzu, »eine Art von Secretair oder so was. Ach, das ist eine Existenz, Jungfer Clementine, bei so einem wilden, ausschweifenden jungen Menschen!«

Clementinen überlief es eiskalt, und sie dachte an die arme Katharina.

»Und warum bleibt er denn bei dem Herrn?« fragte sie nach einer Pause.

»Oh Gott! wo sollte er hin?« entgegnete die Frau Schilder und faltete mit dem wehmüthigsten Gesichtsausdrucke ihre Hände; »wo sollte er hin? Ach, es ist ihm schon lange verhaßt, das Leben, und die Zeit ist gekommen, wo er sich noch ein halb Jahr auf die Universität zurückziehen sollte, um sich zum letzten Examen vorzubereiten. Sie wissen doch, daß die Theologen acht Examen machen müssen, und sieben hat er schon glänzend bestanden, ungeheuer glänzend. Jetzt noch das achte, und dann wird er ein evangelischer Pfarrer und würde augenblicklich heirathen, wie es diese Herren in dem Falle immer zu machen pflegen.«

»Schweigen Sie davon,« sagte die alte Jungfer mit niedergeschlagenen Augen.

»Nein, es ist wahr,« fuhr Frau Schilder eifrig fort, »gewiß und wahrhaftig, dann heirathen sie augenblicklich, wenn sie eine gesetzte, sittsame, ruhige und gottgefällige Jungfrau finden.«

»Und warum thut er das nicht?« fragte Clementine, die den letzten Satz überhören zu wollen schien.

»Was? das Heirathen?«

»Ach nein! Das Fortgehen, das achte Examen machen!«

Frau Schilder strich bei dieser Frage ihre Schürze glatt und sagte nach einem längeren Stillschweigen: »Das darf ich nicht sagen, das hat er mir streng verboten.«

»Aber ich bitte Sie, Frau Schilder!«

»Nicht um alle Schätze der Welt! Ich habe ihm das feierlich gelobt, und Sie wissen, ein Gelöbniß muß man halten. Wozu nützt es auch, hat er gesagt, wozu nützt es auch, was in ihren Augen – damit meinte er Sie, Jungfer Clementine – was mich vor ihr, die ich liebe, nur herabsetzen könnte?«

Wenn die Jungfer Strebeling ebenso schlau gewesen wäre, wie die Frau Schilder, so hätte sie in diesem Augenblicke, um das zu erfahren, was sie erfahren wollte, nicht schlauer handeln können, als sie ohne Absicht that, daß sie nämlich ganz still schwieg und in tiefes Nachsinnen versank. »Hollah!« dachte die würdige Dame; »mir gegenüber will sie wirklich nichts weiter wissen, will sich zurückziehen, da muß ich wahrhaftig ein Bischen nachhelfen. – »Ja, wenn es was nützen könnte,« sagte sie mit einem tiefen Seufzer, »dann würde ich mich wahrhaftig seinem ganzen Zorne aussetzen und sein Geheimniß verrathen.«

»Nützen,« entgegnete Clementine mit leuchtenden Blicken; »warum das nicht, meine gute Frau Schilder? Wenn ich ihm helfen kann, wenn ich ihm nützen kann, so ist ihm schon geholfen. Sprechen Sie ohne Scheu!«

»Aber wollen Sie mich nicht verrathen?« bat die Wirthin; »wollen Sie nie sagen, daß ich mit Ihnen über diese Angelegenheit gesprochen?«

»Gewiß nicht!«

»Nun denn, so hören Sie! Gott! ich habe von der Sache so viel schon verrathen, was ich nicht hätte thun sollen, daß

das Bischen mehr oder weniger auch nicht viel ausmachen wird.«

»Nun denn!«

»Also! Um jeden Preis würde Herr Johannes Müller das Haus des Herrn Stillfried verlassen, es wäre sein sehnlichster Wunsch, sich in eine Universitätsstadt zurückzuziehen und dort eifrigen Studien obzuliegen, um seinem heiß ersehnten, glückseligen Ziele sich nähern zu können – Sie kennen jenes Ziel, Jungfer Strebeling.«

»Weiter! weiter!«

»Aber! Nun ja, es muß endlich heraus: es fehlen die Mittel hierzu; gewiß, es wird mir schwer, es auszusprechen: es fehlt ihm an – Geld.«

»Und ist das Alles?« fragte Clementine mit freudigen Blicken, und dabei lächelte sie so glücklich, »ist das wirklich Alles? Sind das die drückenden Geheimnisse unseres theuren Freundes Johannes? Nun, diesem Mangel kann gewiß abgeholfen werden, liebe Frau Schilder, ich versichere Sie, es wird ihm abgeholfen.«

»Glauben Sie?« fragte die Frau mit zweifelhaft tönender Stimme; »glauben Sie wirklich? Aber wer könnte sich für den armen jungen Müller verwenden?«

»Wer?« fragte erstaunt Clementine; »nun, wer sonst, als ich? Nennen Sie mir die Summe dieses Bedarfs, und wenn es in meinen Kräften steht, sie ihm zu geben, so bin ich gern dazu bereit.«

»Oh, Sie sind ein Engel!« sagte die Frau; »Ihnen muß es gut gehen!« Und darauf blickte sie gen Himmel und murmelte etwas, das wie ein Gebet klingen sollte. »Aber nein!« fuhr sie nach einer Pause fort: »Das kann und wird Herr Müller niemals annehmen. Nie, nie, gewiß nie! Wenn ich



ihm damit komme und ihm sage, ich hätte Ihnen seine Lage verrathen, und hinzusetzen muß, Sie wollten ihm helfen – das überlebte er nicht, das drückte ihn zu Boden.«

»Aber Sie können es ja anders einkleiden! Sie kennen ja gewiß seine Familie vollkommen, Sie können z. B. sagen: ein entfernter Verwandter, ein Vetter, ein Onkel und dergleichen habe an ihn gedacht.«

Frau Schilder beobachtete langes Stillschweigen und schienen in ihrem Herzen das Für und Wider dieses edlen Vorschlages reiflich zu überlegen. Oftmals schüttelte sie heftig den Kopf, und Clementine saß dabei, in der quälenden Erwartung, die Frau würde sagen: nein, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht! Aber dies that diese ehrwürdige Frau im Dienste des Herrn Johannes Müller nicht. Sie seufzte tief auf, sie verdrehte die Augen auf eine schreckliche Art, sie fuhr mit der Hand über ihr Gesicht, als ob sie ihre Thränen abwischte, und dann reichte sie dieselbe Hand der Jungfer Strebeling dar und sagte in entschlossenem Tone: »Nun gut, ich will es wagen. Schicken Sie mir das Geld, ich will sehen, ob er es annimmt; aber wenn er es nicht thut, so müssen Sie es augenblicklich zurücknehmen, und dann schwöre ich Ihnen zu, daß ich nie mehr einen Schritt in der Sache thue. Oh, der Herr Müller ist so zart, so gefühlvoll! Sie haben gar keine Ahnung davon.«

»Oh doch, doch!« sagte Clementine lächelnd vor sich hin und dachte an das Gespräch bei der Zusammenkunft im Stadtgraben, namentlich aber an das Gänseblümchen.

Nachdem die Unterredung so weit gediehen, waren beide Theile froh, daß sie über diesen delicaten Punkt im Reinen waren.

»Nur die Größe der zu gebenden Summe muß noch festgestellt werden,« meinte Clementine.

»Um Alles in der Welt,« drohte Frau Schilder, »über diesen so außerordentlich delicatesen Punkt kein Wort mehr verloren!«

Es bedurfte der ganzen Ueberredungskraft Clementinens, um aus der ehrwürdigen Frau Schilder die Erlaubniß heraus zu bringen, daß sie geneigt sei, das ungeheure Capital von 400 fl. dem Candidaten der Theologie, Herrn Johannes Müller, einzuhändigen. Sie wehrte sich anfänglich ungeheuer dagegen und konnte nur endlich dazu vermocht werden, ihre Einwilligung zu geben, nachdem sie bedacht, daß das Examen deßhalb um so glänzender ausfallen dürfte und die Pfarrstelle, die er vier Wochen darauf unfehlbar erhalten müßte, um so fetter sein würde.

So trennten sich die beiden Damen nach dieser Verhandlung, welche in vielerlei Hinsicht für Jungfer Clementine Strebeling von großer Bedeutung war.

Als Frau Schilder sich wieder allein in ihrer Schenkstube befand, ging sie mit vergnügten Schritten auf und ab und klopfte nachdenkend mit der linken Faust auf die rechte Handfläche. »Vierhundert Gulden,« murmelte sie, »die Hälfte wäre zweihundert; aber das will ich den beiden Galgenstricken sagen: gleich werden an diesem Gelde ihre alten Schulden abgerechnet. Ich hab' es satt, ihnen all' den Verzehr Jahre lang in meinen Büchern nachzutragen. Doch da kommen sie schon, die haben gewiß auf der Lauer gelegen.«

Und dem war also. Der Fuhrmann hatte Clementinen gesehen, wie sie sich in die Klausur der Frau Schilder begab, und ebenfalls bemerkt, wie sie nach einer kleinen halben Stunde mit freudestrahlendem Gesicht wieder heraus kam.

Darauf waren Beide, der Fuhrmann und der Jäger, gekommen, um sich zu erkundigen, wie die Sache eigentlich stehe.

»Nun,« sagte der Fuhrmann beim Eintritt in die Stube, »sitzt der Fisch an der Angel? Haben wir einen guten Zug gemacht?«

»Ach, geht nur, geht!« sprach die Frau plötzlich sehr mürrisch, »wir thun wahrhaftig groß Unrecht in der Geschichte; ich sollte meine Hand nicht dazu bieten.«

»Es ist Sonntag,« flüsterte der Jäger seinem Bruder zu, »und da hat sie einen moralischen; 's wird schon wieder vergehen. Na, bringt 'mal zwei Schoppen vom Besten!« fuhr er laut fort, »und dann rückt heraus; 's ist sicher was Gutes vorgefallen!«

Der Wein wurde gebracht, das würdige Kleeblatt setzte sich um den Tisch, und die Wirthin erzählte, was zwischen ihr und der Jungfer Strebeling vorgefallen.

Wir sind wirklich selber erstaunt, dem geneigten Leser mittheilen zu müssen, daß sie die reinste Wahrheit berichtete und daß sie der ganzen Summe von vierhundert Gulden erwähnte, welche sie der alten Jungfer herausgelockt.

»Das arme Thier!« sagte sie am Ende ihres Berichts; »ich habe mich fast geschämt über der ganzen Unterredung, die ich mit ihr hatte, und wenn sie nicht so bereitwillig von selbst eingegangen wäre, ich wäre nicht im Stande gewesen, sie zu überreden.«

»Geschämt?« versetzte lachend der Fuhrmann. »Na, Frau Schilder, das Wort kennt Ihr nicht.«

»Es ist schon etwas Wahres dran,« entgegnete verdrießlich die Frau, »in Eurem Umgang muß man alles Schamgefühl ablegen.«

»Warum habt Ihr uns so schlecht gezogen?« sagte der Fuhrmann, »wir sind doch bei Euch von klein auf in die Schule gegangen.«

»Laßt die Complimente bleiben!« meinte die Frau; »wir sind nun einmal im Geschäft – wie haben wir doch neulich ausgemacht: ich die Hälfte und Ihr Beiden zusammen auch die Hälfte?«

»So ist's.«

»Das macht für Jeden von Euch hundert Gulden.«

»Rechnen könnt Ihr,« lachte der Fuhrmann; »so zahlt denn aus, gute Frau.«

»Gemach, gemach!« entgegnete die Wirthin, »so weit sind wir noch lange nicht. Erstens hab' ich das Geld noch nicht bekommen, und zweitens werdet Ihr es gewiß nicht unbillig finden, wenn ich einmal mit dem Antheil von den hundert Gulden, die Jeder von Euch bekommt, einen Theil unserer Rechnung lösche.«

Die beiden Brüder sahen einander an. Obgleich sie große Lust zu haben schienen, ihrem gerechten Unwillen über diesen Vorschlag Luft zu machen, so konnten sie doch im nächsten Augenblick nicht umhin, in lautes Gelächter auszubrechen. »Hab' ich's denn nicht gesagt,« meinte der Fuhrmann, »so wird sie's uns wieder machen?« und der Jäger setzte hinzu: »Ei, es ist in der That miserabel, Frau Schilder, so mit seinen Bundesgenossen umzugehen; das können wir wahrhaftig nicht zugeben.«

»Wie Ihr wollt,« sagte kaltblütig die Frau und zupfte gleichgültig einige Fäden aus ihrem verschossenen, schwarzen Merinokleide, »ganz nach Eurem Gutdünken. Von dem Gelde hab' ich bis jetzt keinen Kreuzer, und wenn Ihr Euch lange besinnt, meiner gerechten Forderung nachzugeben,

nun gut, so sag' ich mit zwei Worten der Jungfer Strebeling, daß sich der Johannes Müller ausdrücklich geweigert, einen Kreuzer von ihr anzunehmen. Dann seht Ihr zu, wie es weiter geht, und namentlich, wenn ich mich darauf genöthigt sehe, meiner guten Nachbarin, der Frau Schoppelmann, Eure Rechnung mitzutheilen.«

Bei diesen letzten Worten drückte die Frau ihre Haube zurecht und blickte unbefangen zum Fenster hinaus.

Herr Conrad Schoppelmann zuckte leicht die Achseln gegen seinen Bruder, worauf Herr Friedrich Schoppelmann sein rechtes Auge zukniff und dabei leicht mit dem Kopf nickte. Diese gegenseitig gewechselten Pantomimen mochten so viel ausdrücken, als: es ist besser, wir geben nach; die Alte ist im Stande, uns wirklich im Stiche zu lassen, und wenn unsere Rechnungen einmal getilgt sind, so können wir gleich wieder einen neuen Pump anlegen.

»Johannes Müller!« sagte der Fuhrmann und trommelte beifällig auf den Tisch, »schöner Name; der wird bei der alten Jungfer einen gewaltigen Eindruck gemacht haben; habt Ihr den Namen erfunden?«

»Allerdings!« erwiderte die Frau, und es glitt ein leises Lächeln über ihre Züge.

»Also machen wir die Geschichte so,« nahm der Jäger das Wort, »rechnen unsere Schuld ab, das heißt theilweise; denn etwas klingende Münze müssen wir schon in die Hand bekommen, Ihr werdet es selbst einsehen. Ich brauche sehr nothwendig einiges Geld.«

»Ihr habt mich immer bereitwillig erfunden,« entgegnete die Frau, »und ich will auch dieses Mal nicht knauserig gegen Euch sein.«

»Aber wird jetzt die Geschichte weiter gehen?« sprach gierig der Fuhrmann; »so einem famosen Schatz, wie der Herr Johannes Müller sind 400 fl. ein wahres Lumpengeld, um was der Johannes Müller nicht Alles gelernt haben wird.«

»Und wie er so fromm und tugendsam ist!« sagte der Jäger.

»Ja,« setzte die Frau lächelnd hinzu, »und wird nächstens Pfarrer werden, und das kann gar nicht lange mehr anstehen.« – Und darauf lachten alle Drei laut hinaus und freuten sich ungeheuer über ihre außerordentliche Erfindung.

Dieses Lachen wurde plötzlich unterbrochen durch den Eintritt eines neuen Gastes in der Person Joseph Pierrot's. Dieser treue Diener schien in schlechter Laune zu sein und hatte offenbar gehofft, die kleine Kneipe leer zu finden, um mit der Frau Schilder ein vertrauliches Wort sprechen zu können. Herr Pierrot war sehr unangenehm überrascht, als er die Beiden hier sitzen sah, und diese Ueberraschung verwandelte sich durchaus in keine erfreuliche, als er im Eintreten die beiden jungen Schoppelmann erkannte. Doch wußte er sich als Mann von Welt augenblicklich zu fassen und ließ sich mit vieler Seelenruhe am unteren Ende des Tisches nieder.

Die Anderen sahen ihres Theils den Bedienten ebenfalls mit keiner großen Freude eintreten. Ja, Herr Friedrich murmelte etwas von einem lästigen Gesellen, und Herr Conrad ließ eine zarte Anspielung auf einiges Hinauswerfen mit gedämpfter Stimme vernehmen.

## FÜNFUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

*Handelt von einem Zusammentreffen der Gebrüder Schoppelmann mit dem Bedienten des Helden dieser Geschichte.*

Wir haben schon gesagt, daß sich der getreue Pierrot in schlechter Laune zu befinden schien, und können versichern, daß dem also war. Er hatte diesen Morgen beim Kaffee die gewöhnlichen Versuche gemacht, mit seinem Herrn ein paar passende Worte über den bewußten Gegenstand zu wechseln, er war aber als zudringlich und naseweis erklärt worden, und man hatte ihm aufgegeben, sich künftig nur um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern und namentlich nie mehr den Namen dieses Mädchens in sein ungewaschenes Maul zu nehmen. Ja, das hatte sein Herr sogar in der Gegenwart des Herrn Rathes gesagt, und dieser hatte dazu gelächelt und beigefügt: »Ich habe es dem Joseph schon oft gesagt, er solle sich nicht in Sachen mischen, die ihn nichts angehen, er solle sich überhaupt nur um seinen Dienst bekümmern, sonst werde man sich einmal genöthigt sehen, ihn um ein Haus weiter zu schicken.« Mit diesem sehr unfreundlichen und untröstlichen Bescheid war der arme Pierrot zu seinem Rapport beim Justizrath gegangen, und dieser hatte sich durch den mageren Bericht, welchen ihm der Spion in Betreff der ganzen Angelegenheit mittheilte, nicht bewogen gefunden, etwas zur Erheiterung seines Dieners beizutragen.

Die drei jungen Herren, die hier zusammen beim Wein saßen, schienen indessen einander mehr und mehr überflüssig zu finden. Nach einem kurzen Stillschweigen sagte der

Fuhrmann: »Wenn die Weinschenke der Frau Schilder anfängt, eine Kneipe für Stiefelwichser zu werden, so können sich anständige Leute bald nicht mehr hier sehen lassen.«

Statt aller Antwort ließ sich Joseph Pierrot einen Schoppen vom Allerbesten geben und murmelte zwischen den Zähnen, es sei schauerlich, daß sich jetzt gewisse Leute nicht schämten, und sich am hellen Tage sehen ließen. Der Fuhrmann schien hierüber die Offensive ergreifen zu wollen und schlug mit der Faust so derb vor sich auf den Tisch, daß das Glas des Bedienten hoch empor fuhr und Einiges von seinem edlen Inhalte verspritzte.

Die Wirthin, die ebenfalls am Tische saß, schien gar nicht aufgelegt, eine vermittelnde Rolle zu spielen; denn sie sah, ohne ein Wort zu sprechen, bald den Einen, bald den Andern an, nachdem sich aber die Zeichen der immer heftiger werdenden Entrüstung mehrten und der Jäger seine leere Flasche in der Hand wog, in der augenscheinlichen Absicht, sie dem Bedienten bei dem nächsten Wort an den Kopf zu werfen, schlug sie ihrerseits mit der Faust auf den Tisch und sagte: »Ich will Ruhe haben in meinem Hause, ich will keine Zänkereien, und namentlich nichts dergleichen unter meinen genauen Bekannten.«

»Was Teufel!« sagte der Jäger und setzte seine Flasche nieder; »der da zählt sich auch zu Euren genauen Bekannten? Na, da gratulire ich, dann wollen wir Euch den Titel für uns schenken – nicht wahr, Fritz?«

»Allerdings,« entgegnete der Fuhrmann, »dann seht uns lieber als vollkommen Fremde an!«

»Ihr müßt immer streiten!« erwiderte die Frau; »was habt Ihr denn mit dem da, was hat er euch zu Leid gethan?«



Statt aller Antwort spuckte der Jäger ingrimmig vor sich auf den Boden und warf dem Bedienten einen bösen Blick zu.

»Ihr haßt ihn,« fuhr die Frau achselzuckend fort, »weil er der Bediente seines Herrn ist. Dummes Zeug! Meint denn ihr Beiden, der könne was dafür, wenn sein Herr Streiche macht, die euch nicht gefallen?«

Pierrot sah die Frau einen Augenblick verwundert an, dann spielte er den Gekränkten und that einen mächtigen Zug aus seinem Glase.

»Deßhalb muß der arme Teufel bei seinem Herrn bleiben,« fuhr die Wirthin fort, »weil er keinen anderen Herrn hat. Verschafft ihm einen, und er wird dankbar sein!«

»Was hat er hier in der Gegend unseres Hauses zu schaffen?« sagte hitzig der Fuhrmann, »was braucht er hier herum zu kundschaften?«

»Ja, ja, er soll sich in Acht nehmen,« setzte der Jäger hinzu, »er und sein Herr! Es soll mir wahrhaftig auf ein paar Loth Blei nicht ankommen, um Beiden ihren Hirnkasten auszutapezieren. Wir brauchen nicht noch obendrein so schuftige Bediente, die unsern Mädeln nachlaufen. Bleibt ihr droben in Eurem Stadtviertel! Euer Herr soll daher kommen, wenn er Lust hat, und seine eigene Haut hier zu Markte tragen.«

»Habt Ihr denn nicht gehört, was ich vorhin gesagt,« sprach die Frau heftig und zog Joseph auf seinen Sitz zurück, der im Begriff zu sein schien, den schuftigen Bedienten auf eine kräftige Art zu erwiedern. »Der da ist so gut ein Kind aus dem Volk wie Ihr, und er würde gewiß seinen Herrn nicht unterstützen, wenn er schlechte Absichten auf

eure – nun ja gerade heraus – eure Schwester hätte. Nicht wahr, Joseph?»

»Ja, gewiß,« entgegnete dieser im Gefühl der erlittenen Kränkung von heute Morgen, ich habe die Hudeleien satt.«

»Hört ihr wohl?« fuhr die Frau fort; »er will nichts mehr von diesen Hudeleien; das hat er mir schon oft gesagt. Nun, gebt euch zufrieden; es stände euch wahrhaftig besser an, mit dem in gutem Einverständniß zu stehen; er kann euch nützen und schaden.«

Joseph war einigermaßen erstaunt und wußte nicht recht, welchen Grund die Wirthin hatte, ihn mit den beiden Söhnen der Gemüsehändlerin in gutes Einverständniß zu setzen.

Madame Schilder wußte aber ganz genau, was sie that. Erstens war sie durch den Jäger unterrichtet worden, daß Jungfer Clementine Strebeling mit dem lustigen Rathe auf der Promenade jene Zusammenkunft gehabt hatte; und dem geneigten Leser wird es bekannt sein, daß Niemand anders als der Herr Sidel es war, dem sie den Namen des Herrn J. Müller beigelegt. Nun konnte wohl der Fall eintreten, daß sie in dieser Sache die Verschwiegenheit Joseph's gebrauchen konnte, ohne denselben deßhalb in ihr Geheimniß einzuweihen. Clementine kannte den Bedienten und konnte sich wohl einmal veranlaßt sehen, wenn er in ihrer engen Gasse herumstreifte, ihm ein freundliches Wort an Herrn J. Müller zu sagen. Sie mußte dann das Ganze als einen harmlosen Scherz darzustellen wissen, den sich die beiden Schoppelmänner mit der alten Jungfer, ihrer Hausgenossin, erlaubt, und zu dem Zweck war es nothwendig, eine gewisse Freundschaft zwischen diesen beiden Parteien zu stiften. Ferner hatte sie eine, obgleich unbestimmte, aber richtige

Ahnung davon, daß Herr Eugen Stillfried in Betreff der schönen Katharina noch einmal hier in der Gegend ihres Hauses in unangenehme Händel verwickelt werden würde, und es war ihr, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, Alles daran gelegen, den Bedienten als gezwungenen Mitschuldigen darzustellen, als Jemanden, der mit den Handlungen seines Herrn durchaus nicht einverstanden, der aber stets gezwungen ist, seinem Bissen Brod zu Liebe dem gegebenen Befehle nachzukommen. Eine Hand wäscht in dieser Welt die andere, und es war ihr, wie schon bemerkt, nicht gleichgültig, ob ihr Freund Joseph bei einem Zusammenstoße mit den Söhnen der Gemüsehändlerin als Mitschuldiger oder als unglückliches Opfer der Bediententreue angesehen wurde.

Sie that daher Alles, um die Streitenden auszusöhnen. Sie rückte die Schoppengläser auf dem Tische zusammen, sie stieß bald den Einen, bald den Andern freundschaftlich in die Rippen, und machte heimlicher Weise die verschiedensten Zeichen und Bewegungen, um die streitsüchtigen Männer zu einem gegenseitigen freundlicheren Blick oder auch nur zu einem gleichgültigen Wort und Gespräch zu veranlassen.

Das aber war längere Zeit umsonst, und die Drei saßen da wie eben so viele knurrige, bissige Hunde, welche nur die Peitsche des Herrn zurückhält, über einander herzufallen. Und diese Peitsche war die scharfe und spitzige Zunge der Frau Schilder.

»Geht, geht!« sagte sie nach einer längeren Pause; »man muß sich euer schämen. Ihr betragt euch wahrhaftig wie die Schulbuben, welche einander die Aepfel aufgeessen. Der Teufel auch! wir gehören zu Einer Klasse und sind angewiesen, mit einander Frieden zu halten. Die da oben scheeren

uns doch den Pelz, wo sie können, und freuen sich, wenn wir uns zanken, und wünschen deßhalb so Jeden allein vornehmen zu können. Nur Einigkeit macht stark, und was könnten wir nicht alles ausführen, wenn wir Vier unter uns fest zusammen hielten! Das kann ich euch versichern,« fuhr sie mit leiser Stimme fort, und stieß den Jäger mit dem Ellbogen an, »es ist sonst gegen meine Grundsätze, Jemanden in's Gesicht hinein zu loben; aber der Joseph da ist ein ganz verfluchter Kerl, der sich vor dem Teufel nicht fürchtet, und der schon schöne Geschichten bestanden hat. Ich gebe euch mein Wort darauf, mit dem dürft ihr euch unbedingt einlassen.«

Diese sehr empfehlende Rede hatte die Folge, daß der Jäger den Kopf ein wenig erhob und den Blick eine Secunde lang weniger unfreundlich auf dem Gesichte des getreuen Dieners ruhen ließ.

Joseph sah in diesem Augenblick sehr harmlos, ja man könnte fast sagen, gerührt aus. Ihm schien zu Muthe zu sein, wie einem Schulkinde, das wegen tadellosen, sehr schönen Betragens vor der ganzen Klasse öffentliches Lob erhält.

Er zog die Achseln sehr in die Höhe und sagte seufzend: »Es ist traurig für unser einen, daß wir immer mitzuleiden haben, wenn die Herrschaft dumme Streiche macht; ja, doppelt zu leiden, denn erstens wird man zu Hause ausgescholten und herumgepufft, und zweitens verliert man seinen guten Ruf und wird von angesehenen Leuten und Ehrenmännern scheel angesehen, wie dies jetzt hier der Fall.« – Damit machte Pierrot eine sprechende Handbewegung.

Dieser getreue Diener hatte bei der Rede der Frau Schilder vorhin das Für und Wider ihrer Ermahnungen bei sich genau überlegt, und war zu dem Resultate gelangt, daß ein

Bündniß mit den beiden jungen Schoppelmann ihm für seine Zwecke ebenfalls nur nützlich sein könnte, und daß ihm eine neue Anknüpfung an das Haus der Gemüsehändlerin bei dem Justizrath Werner sehr zur Empfehlung dienen würde. Deßhalb leistete er auch nach einiger Zeit den Winken der Wirthin Folge und schob sein Glas etwas gegen die Mitte des Tisches hin, gewiß in der freundschaftlichen Absicht, mit dem Jäger und dem Fuhrmann anzustoßen. Doch dauerte es längere Zeit und waren viele ermahrende Püffe der Frau Schilder nothwendig, um den Fuhrmann zu vermögen, seine Faust mit dem Glase ebenfalls einen Zoll weit von sich wegzustrecken.

Nachdem dies endlich geschehen und so ein erster Anknüpfungspunkt gefunden war, fand sich durch die Klugheit der Wirthin bald ein besseres Einverständniß unter den Dreien. Sie brachten Gegenstände zur Sprache, über deren Vortrefflichkeit im Voraus Alle schon im Reinen waren und sich deßhalb nicht zu zanken brauchten, wie z. B., daß unser Nachbar, der mehr besitzt wie wir, als eine gefundene Beute anzusehen sei, daß man überhaupt aus seiner eigenen Klugheit, wie aus dem Leichtsinn unserer Nebenmenschen stets den besten Vortheil ziehen müsse und dergleichen mehr. Dann ging das Gespräch mehr in's Einzelne, und von der Frau Schilder angeregt, machte man sich über den Herrn Sidel bedeutend lustig, der – wie die Wirthin mit besonderer Betonung hervorhob – mit einer alten Jungfer aus der Nachbarschaft ein Verhältniß angesponnen habe. »Natürlich,« setzte sie hinzu, »diese alte Jungfer hat Geld, und jener Herr wird schon wissen, was er treibt.«

Während dieser letzten Worten blinzelte der Fuhrmann dem Jäger zu und sagte alsdann zu Joseph: »Es versteht

sich von selbst, daß alles, was wir hier sprechen, unter uns bleibt.«

Auch des Herrn Eugen Stillfried wurde nun gedacht; doch stießen die beiden Schoppelmann nicht geradezu Drohungen gegen ihn aus, denn um dies zu thun, trauten sie dem Diener doch noch zu wenig.

»Ja, ja, es ist ein charmanter Herr,« sagte der Jäger mit sonderbarem Lächeln, »und unsere Familie sollte sich eigentlich geehrt fühlen.«

»Das thut die Katharina auch,« setzte der Fuhrmann hinzu; »und was uns anbetrifft, so können und wollen wir nicht viel machen.« – Dabei stieß er unter dem Tische seinen Bruder mit dem Fuße an; und der Jäger ließ seinen Zorn weiter aus, indem er ein großes Glas auf einmal hinunterstürzte.

»Man muß den jungen Leuten ihr Vergnügen lassen,« meinte die Wirthin. »Du lieber Gott, die wollen sich auch amusiren! – Aber es wäre doch ein großer Spaß, wenn der Herr Eugen einmal Eurer Schwester Katharina einen heimlichen Besuch machte!«

»Ja, das wäre allerdings ein großer Spaß,« sagte der Jäger, und sein Auge funkelte sonderbar dabei.

Joseph aber dachte: »Damit wäre auch dem Justizrath geholfen und also mir ebenfalls. Nun, wer weiß, was sich im Laufe der Zeit nicht noch alles begiebt!«

Bald hatten die Drei ihre Quantität Wein zu sich genommen; Joseph mußte nach Hause, und die Söhne der Gemüsehändlerin brachen ebenfalls auf.

Stehenden Fußes aber schenkte ihnen die Wirthin noch ein Glas extrafeinen ein, worauf das Anstoßen noch viel besser und herzlicher von Statten ging. Alsdann trennten

sie sich auch mit einer ziemlich guten Meinung von einander, und während Joseph auf dem Heimwege dachte, die beiden Schoppelmänner seien zwar verfluchte Hallunken, doch recht ordentliche Kerle, sagte dagegen der Fuhrmann zum Jäger: »Der Bediente ist freilich ein dummes Thier, aber doch nicht so schlimm, wie ich mir gedacht.«

Frau Schilder hatte ebenfalls ihre Gedanken; doch da sie nicht laut mit sich sprach, so können wir nicht genau angeben, was ihren Geist bewegte; so viel aber wissen wir, daß sie ihre Hausthüre schloß und in ihr oberes Zimmer hinaufstieg, um ein Capitälchen von mehreren Hundert Gulden nachzuzählen.

#### SECHSUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

*Enthält Unterredungen in der Küche gemüthlicher und wehmüthiger Art.*

Seitdem Madame Schoppelmann aus dem Küchenbuche des Stillfried'schen Hauses als Lieferantin ausgestrichen worden, versank Martha, die Köchin, in eine gelinde Schwermuth. Sie hatte anfänglich geglaubt, hinter den Augen der Staatsrätin doch noch von der dicken Gemüsehändlerin das Nothwendigste und Beste beziehen zu können, und hatte auch in dieser Richtung einen Antrag an sie gestellt, den aber Madame Schoppelmann mit Verachtung von sich wies. »Wenn ich Eurer Dam' nicht mehr gut genug bin und nicht mehr Eurer Frau in's Haus kommen soll, so bin ich dagegen viel zu stolz, um mich durch die Hinterthüre zu schleichen. Für Euch thut es mir leid,« setzte sie halb gerührt zur Köchin hinzu; »aber das kann ich Euch versichern, Eure Frau oben wird noch viel darum geben und einstens

noch einmal sehr froh darüber sein, wenn die Frau Schoppelmann wieder kommt und ihr einen guten Tag wünscht. – Genug davon! Euer Haus ist ein respectables Haus, das wird kein Mensch läugnen, aber es giebt noch viele dergleichen, noch recht viele ähnliche. Aber – nun ich will mich nicht selbst loben, und doch kann ich es mit Stolz sagen – es giebt in der hiesigen Stadt nur Eine Frau Schoppelmann.«

Und darin hatte die Gemüsehändlerin vollkommen Recht. Die Köchin empfand dies auf's Allerschmerzlichste! Aber auch die Staatsrätin selbst hatte nicht wenig unter dem Wechsel ihrer Lieferantin zu leiden. Wir können es leider nicht verschweigen, daß die alte Dame seit jenem Tage lauter mangelhafte Dinners bekam. Gute Fische kamen gar nicht mehr auf ihren Tisch; das Geflügel, statt gemästet zu sein, sah aus, als habe es krankheitshalber eine Hungerkur durchgemacht; das Gemüse war schlecht und dürrtig, und von neuen, feinen Gemüsen war gar keine Rede mehr. Umsonst hatte die Staatsrätin schon einige Mal selbst, und sogar durch den Justizrath, diese Angelegenheit unten in der Küche ermahmend und warnend zur Sprache gebracht; umsonst hatte sie die Drohung ausgesprochen, wenn sich diese Geschichten da unten nicht ändern würden, so sähe sie sich in die Nothwendigkeit versetzt, in ihrem Hause eine allgemeine Aenderung eintreten zu lassen – Alles umsonst. Die Familie in der Küche hatte sich gegen die Familie droben verschworen, und die Familie droben mußte nachgeben, wie das so oft in dieser Welt geschieht, wenn eine gesinnungstüchtige Dienerschaft fest zusammenhaltend gegen die Herrschaft conspirirt.

»Sei Sie vernünftig!« sagte der Jacob zur Köchin; »lass' Sie es jetzt in dieser Geschichte genug sein; am Ende wird Sie



doch noch und wir alle mit Ihr den Kürzeren ziehen müssen. Mach Sie bessere Einkäufe für den Tisch droben. Der Teufel auch! wenn ich die Staatsrätin wäre, ich hätt's schon lange geändert.«

»Ja, ja,« fügte der Kutscher hinzu (er saß auf seinem alten Platz unter der Schwarzwälderuhr und putzte ein paar Steigbügel, die sehr rostig geworden waren, da sie Niemand – Gott weiß, wie viel Jahre lang! – gebraucht hatte), »ja, ja, jetzt lass' Sie es gut sein, Martha. Da ist noch eine andere Lieferantin, eine gewisse Frau Weber –«

»Mit der soll ich mich einlassen?« rief die Köchin und schwang ihr Schlachtmesser mit einem entsetzlichen Blick über ein paar unscheinbare Hühner, wahre Jammergestalten, die vor ihr auf dem Tische lagen. »Zu dieser Weber sollte ich gehen?« wiederholte sie; »zur Todfeindin der Frau Schoppelmann? Nie!«

Martin nahm eine Prise und machte die Schnalle an einem Steigbügel, den er geputzt, laut lachend in den Riemen. »Das Weibervolk ist unverbesserlich!« sagte er alsdann. Und Jacob setzte hinzu: »Und lächerlich in ihrem Hasse, wie in ihrer Freundschaft. – Ja,« schloß der Kutscher, »und hartnäckig wie alte Kutschenpferde!«

Nanette, das Stubenmädchen, saß nährend in der Ecke der Küche, und da man sie, das junge, unreife Ding von sechs- unddreißig Jahren, nicht zum Sprechen aufforderte, so hatte sie auch nicht den Muth, sich einzumischen.

»Ja,« rief nun wieder die Köchin laut hinaus, »es war eine brave Frau, die Schoppelmann. Aber ihr Männer habt von so etwas keinen Begriff. Fragt die Nanett' da hinten, wie man sich auf die dicke Frau verlassen konnte. Du lieber

Gott auch, wie wußte die auswendig, was ich brauchte! wie konnte sie so schön mit mir überlegen!«

»Ja, das muß schon wahr sein,« erwiderte lachend Jacob, indem er die Gewichte der Schwarzwälderuhr richtete, »überlegt habt ihr lange genug zusammen. Das war immer wie 'ne Stadtrathssitzung.«

Martha hatte beide Arme vor sich auf den Küchentisch gestützt, schien auf die Worte Jacob's nicht zu achten und schaute schwermüthig zum Fenster hinaus. »An den Fingern konnte sie mir abzählen,« sprach sie nach einer längeren Pause, »was gekocht werden mußte. Ach, sie wußte besser, was gestern auf dem Tische war, als ich selber! – Schätzchen, konnte sie sagen, Ihr habt erst gestern Forellen gehabt und kleine Erbsen mit jungen Hühnern; heute muß 's was Piquanteres sein. Spargel mit rohem Schinken, vielleicht vorher ein kleines Roastbeef und hintennach meinethalben gebackene Karpfen. Es sind vortreffliche angekommen. – So sprach sie, und darauf konnte man sich verlassen. Ach, und das Geflügel, das sie einem lieferte! Seht euch diese heppigen, miserablen Dinger hier an; und das sind fast die einzigen, die ich auf dem Markt bekommen habe. Oh! 's ist nicht zum Aushalten; ich werde darüber zu Grunde gehen!«

»Ich versichere Euch, Martha,« nahm Jacob nach einer kleinen Pause das Wort, »all das Geplärr' nützt Euch gar nichts. Nun ja, ich will Euch zugeben, daß es Euch etwas schwerer geworden ist, für den Tisch zu sorgen, als vorher, wo Euch so zu sagen die gebratenen Tauben in's Maul geflogen sind; aber da oben ist einmal befohlen worden, die Schoppelmann solle nicht mehr in's Haus, und Ihr solltet doch die Herrschaft genugsam kennen, um zu wissen, daß da ein einmal gegebener Befehl nicht zurückgenommen

wird, namentlich ein Befehl, von dem wir alle wissen, wo er sich herschreibt.«

»Das ist gerade das Traurige!« seufzte die Köchin; »ach! ich weiß das wohl.«

»Nun, wenn Ihr's wißt,« entgegnete der alte Bediente, »so laßt Euer dummes Zeug bleiben. Wir sind einmal der Herrschaft wegen da, und die Herrschaft nicht wegen uns. Glaubt mir, es thut nicht lange mehr gut. Er macht überhaupt schon so merkwürdige Augen an uns alle hin, ich erwarte jeden Tag ein großes Gewitter, das uns allen zusammen auf die Köpfe schlagen wird.«

»Ja, ja,« meinte Martin, »es ist nicht ganz geheuer mehr. Hat Er nicht neulich gesagt: Martin, Eure Pferde werden alt, die wird man doch nächstens abschaffen müssen! Und als ich darauf entgegnete: Herr Justizrath, so alte sichere Pferde sind besser als die jungen, namentlich für eine Dame, wie die gnädige Frau, die einfach und solid gefahren sein will, und Herr Justizrath, ich trenne mich nicht von meinen Pferden —«

»Nun, was gab er da zur Antwort?« fragte der Bediente.

»Da gab er mir also zur Antwort: Dann ist es besser, wenn ihr alle drei geht.«

Hier stieß die Köchin, die sich abgewandt hatte, einen tiefen Seufzer aus, und eines jener unglücklichen Hühner fiel von ihrer mordgierigen Hand.

»Ihr wißt,« fuhr der Kutscher fort, »daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre, desto besser dagegen auf dem linken. Wenn ich mich nun so recht schief vorn auf den Bock hinsetze, und wenn ich hören will, was sie in der Calesche sprechen, so entgeht mir keine Sylbe; und da war denn gestern über uns von allerlei die Rede, von Widerspenstigkeit

und sträflichem Zusammenhalt, und wie das nicht mehr länger so fortgehen könne und man ein Ende machen wolle, und dergleichen mehr. Auch wurde weiter von einer Reise gesprochen, und daß man das Haus hier zuschließen könne. Das alles hörte ich, während wir draußen auf der Chaussee fuhren; dann aber kamen wir auf's Pflaster, und da rappelte der Wagen so, daß ich keine Sylbe weiter verstand.«

»Ja, ja,« sagte der Bediente kopfschüttelnd; »dergleichen hat er wohl vor; und es wird hernach wohl so weit kommen, was aber ein großes Unglück wäre – nicht für uns, aber für diese anständige Familie. Hier kann er eigentlich nicht viel machen; aber wenn er die gnädige Frau in einer anderen Stadt allein unter die Hand bekommt, da kann Niemand mehr helfen, und da geht das schöne Vermögen hinaus wie der Wind.« – Bei diesen Worten ließ der alte Diener den Kopf auf die Brust sinken und verfiel in tiefes Nachdenken.

Auch das zweite Huhn ließ jetzt sein junges Leben.

Die ganze Dienerschaft in der Küche war in diesem Augenblick dergestalt mit ihren Gedanken beschäftigt, daß Keines vernahm, wie die große Hausthüre, welche ausnahmsweise heute Morgen nur angelehnt war, langsam geöffnet und wieder verschlossen wurde.

»So,« sprach Martin, der Kutscher, »jetzt sind meine Bügel wieder blank geputzt, jetzt können sie nichts Besseres thun, als wieder nach und nach rostig werden.«

»Dann bleibt Ihr auch in der Uebung,« sagte Jacob, »mit dem Putzen nämlich.«

»Ach, ich putze meine Eisen selbst sehr gern,« entgegnete der Kutscher, »wenn es nur einen vernünftigen Grund hätte. Aber sie sind nichts in dem Hause hier; ich versichere Euch, ein Kutscher wie ich, der muß hier ganz versauern, da

in kurzem Trab die Calesche herumfahren, das ist ein ekelhaftes Geschäft; ich weiß gar nicht mehr, wie es einem zu Muthe ist mit zwei Pferden in der Hand, die einem etwas zu schaffen machen, die in die Zügel hineingehen und die man ein Bischen zu halten hat. – Pfui Teufel! Da sind meine beiden Braunen; die wären heute noch schneidig, wie das Donnerwetter; aber die sind von dem ewigen Schrittfahren ganz rostig geworden. Nein, ich versichere Euch, ich werde mich nächstens an eine Droschke vermietthen.«

»Und ich mich an ein Speisehaus, wo man für sechs Kreuzer kocht,« sagte ingrimmig die Köchin.

»Ja, wir kämen noch durch die Welt,« meinte der alte Jacob; »aber was fangen wir mit der Nanett' da hinten an? So ein junges Ding kann nicht für sich allein sorgen.«

»Ja, ja, sehr verwöhnt ist sie hier in dem Hause geworden,« meinte Martha.

»Vor allen Dingen,« setzte Jacob hinzu, »müßte man dem Kind eine gute Anstellung verschaffen.«

Der Kutscher hielt seine beiden Steigbügel in die Höhe und ließ sie in dem Lichte, das schräg zur Küchenthüre herein fiel, funkeln; dann ließ er sie zusammenklingeln, und dabei verzog sich sein Gesicht zu einem trüben, melancholischen Lächeln. »Was könnte das Haus sein!« sagte er dann nach einer Weile; »sechs Pferde im Stall wäre eine Kleinigkeit, darunter ein paar famose Reitpferde, und die schönen alten Sättel darauf, die wir haben, und hier die Steigbügel daran. Oh, es ist sehr traurig! Warum ist doch der junge Herr nicht bei uns geblieben! Da wär's schon ein anderes Leben, und ich führte ihm seinen schönen Rappen heraus und hielt ihm so den Bügel. – Ah!«

»Ja, das wäre schön,« meinte dann die Köchin, »und dann gäbe es Einladungen und große Diners.«

»Auch vielleicht Bälle,« setzte Nanette, das Kind, hinzu.

»Nicht so übel,« sprach Jacob; »und das Silberzeug käme dann wieder aus seinem Gefängniß heraus. Freilich, freilich, hier in dem Hause könnte Vieles anders sein, und ich habe immer die Hoffnung, daß es noch einmal anders wird. Man muß an nichts verzweifeln; alles das kann noch einmal wieder gut werden.«

»Dazu sage ich Amen!« ließ sich jetzt plötzlich eine Stimme hinter der Küchenthüre vernehmen; und wenn diese Einmischung in ihr vertrauliches Gespräch die Dienerschaft an und für sich schon bedeutend aufschreckte, so war ihre Bestürzung, ihr Erstaunen, ihre Verwunderung noch ungleich größer, ja, gar nicht zu beschreiben, als sie nun aufblickten und den erkannten, der ihnen dieses Amen zugerufen.

Hinter der Küchenthüre stand nämlich Niemand anders, als der junge Herr Eugen Stillfried, der die Gruppe vor sich lächelnd betrachtete. Die allgemeine Aufregung, die nun bei diesen guten Leuten einer momentanen Erstarrung folgte, war ebenso ergötzlich als rührend. Martha half sich mit dem Hauptattribut ihres Geschlechts, der Schürze nämlich, aus der Verlegenheit heraus und in die Rührung hinein, indem sie einige wirkliche Thränen abtrocknete. Martin, der Kutscher, der schon glaubte, die Zeiten haben sich nach seinen Phantasien umgeändert, wolle ein kräftiges Hurrah! ausstoßen, doch verschloß ihm die Hand Jacob's, des Ruhigsten und Bedächtigsten von Allen, den Mund; auch war dieser Letztere der Einzige, der den so unerwartet Eintretenen bewillkommte und begrüßte. Nicht als ob Jacob in diesem

außerordentlichen Momente nicht ebenfalls ergriffen gewesen wäre; seine Stimme zitterte, als er den jungen Herrn begrüßte, und seine Augen hatten einen seltsamen Glanz.

Eugen reichte jedem der Anwesenden die Hand, sogar das kindliche Stubenmädchen ging hiebei nicht leer aus; und da dieselbe von der alten Martha, welche in Einem fort Thränen der Rührung weinte, mit angesteckt wurde, so verhüllte sie ebenfalls ihr Gesicht, so daß sich Martin am Ende auch nicht mehr halten konnte, sein breites Maul grinsend zu verziehen. Kurz, es war eine Scene des conservativ-legitimsten Entzückens.

»Ich freue mich in der That sehr,« sagte Eugen nach einer Pause, »daß Ihr meiner noch zu gedenken scheint. Was mich anbetrifft, so habe auch ich wahrhaftig Keines von Euch vergessen.«

»Und jetzt bleiben Sie wieder bei uns?« schluchzte die Köchin; »ach, das wären Freudentage für uns alle!« – Bei diesen Worten schauten die anderen alle auf den jungen Herrn des Hauses.

»Hiezu kann ich leider nicht Ja sagen,« entgegnete dieser; »ich will nicht geradezu glauben, daß es eine Unmöglichkeit sei, aber – nun, vorderhand bin ich wenigstens daher gekommen, um meine Mutter zu sprechen.«

»Ah!« rief Jacob mit freudestrahlendem Gesicht.

»Und was meinst du nun?« fuhr Eugen zu dem alten Diener gewendet fort, »willst du mich bei der Madame melden? oder soll ich so ohne Weiteres zu ihr hinaufgehen?«

Jacob zuckte die Achseln und sann einen Augenblick nach. »Das ist wahrhaftig schwer zu sagen,« meinte er nach

einer Weile; »die gnädige Frau werden mit jedem Tage verdrießlicher und abstoßender; mein Rath wäre, daß Sie geraden Weges hinauf gingen und zu ihr in das Zimmer träten; denn, wenn ich Sie vorher anmelde, so muß ich leider gestehen, daß ich im Voraus überzeugt bin, sie wird Sie unter keiner Bedingung empfangen.«

»Das ist sehr traurig,« versetzte Eugen, und ein Schatten flog über seine hellen, freundlichen Züge. Doch tilgte er ihn mit der Hand hinweg und sagte leise seufzend: »Nun, ich konnte das im Grunde nicht anders erwarten, hab's mir auch selber gedacht, und ich glaube, du hast Recht. Gehen wir hinauf und versuchen wir in Gottes Namen unser Heil! – Euch,« wandte er sich an die Uebrigen, »sehe ich später schon wieder; und ich habe mich recht sehr gefreut, wie ich bemerkt, daß es Euch wohl geht.«

Martha sowie der Kutscher konnten sich nicht enthalten, ihren jungen Herrn bis an die Treppe zu begleiten, und als er hinaufstieg, setzte sich die Köchin, die alte Person, auf die unterste Stufe der Treppe und weinte bitterlich. Ja, sie hatte das Haus noch in seinem Glanze gekannt, sie wußte sich noch des Tages zu erinnern, wo Eugen geboren wurde, sie hatte so zu sagen seinen ersten Schrei gehört und hatte den ersten Milchbrei für ihn gekocht, das alles ging jetzt an ihrem Geiste vorüber und stimmte sie unendlich traurig.

Martin meinte dagegen, es sei mit den Weibsleuten, wenn sie einmal in's Weinen hineingerathen, gar kein vernünftiges Wort zu sprechen, und ging deßhalb in den Stall zu seinen Pferden. Doch war er ebenfalls recht wehmüthig gestimmt, und als er in der Geschirrkammer den Sattel sah, auf welchem der kleine Eugen damals auf dem kleinen Pony geritten, so wurde ihm ebenfalls gar sonderbar zu Muthe, und er



konnte seine Ruhe nur dadurch bewahren, daß er mit lauter Stimme anfang zu singen:

Nichts Schön'res giebt's auf Erden doch  
Als wie ein Kutscher zu sein.

Und erst, nachdem er dieses berühmte Lied, das vierundzwanzig Verse hat, zweimal durchgesungen, ward ihm wieder wohler zu Muth, und er fühlte sich heiter.

#### SIEBENUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

*Ein Gespräch zwischen Mutter und Sohn, in Folge dessen der Letztere gute Vorsätze faßt, die aber leider nicht zur Ausführung kommen.*

Droben in ihrem Zimmer saß die Staatsräthin in der Fensternische, wie gewöhnlich, sie hatte vor sich auf dem Tische ein kleines Schreibpult stehen und schien emsig mit einem Briefe beschäftigt zu sein, denn sie schrieb eifrig und in Eile fort und schaute nicht einmal in die Höhe, als die Thüre des Zimmers langsam geöffnet und ebenso wieder geschlossen wurde.

»Es ist Jacob,« dachte sie, »der Zeitungen oder Bücher, die eben angekommen, in das Zimmer bringt.« – Das kam des Morgens häufig vor. Die Thüre, die sich vorhin geöffnet und geschlossen, befand sich fast in ihrem Rücken, und sie hätte sich beinahe ganz herumdrehen müssen, um nach dem Bedienten zu schauen. Darum blieb sie ruhig bei ihrer Beschäftigung.

Nach einigen Augenblicken aber hörte sie, daß der, welcher eben in's Zimmer gekommen, nicht wieder fortgegangen war, sondern sie vernahm leichte Schritte, die sich ihrem Sitze näherten.

Sie blickte auf.

Im ersten Augenblicke fuhr sie mit der Hand über die Augen, als glaube sie falsch zu sehen und als wollte sie ein seltsames Traumbild verscheuchen, das sich unerwartet ihrem Blicke zeigte. Als aber dieses Bild nicht verschwand, als die Staatsrätin ihren Sohn erkannte, der, sie ehrerbietig grüßend, näher trat, da sprang sie von ihrem Sessel in die Höhe, drückte sich, wie vor etwas Entsetzlichem, Fürchterlichem, in die Ecke der Fenstervertiefung, und streckte nun, unfähig ein Wort zu sprechen, ihrem Sohne wie abwehrend die rechte Hand entgegen.

Eugen blieb augenblicklich stehen und schaute die Mutter ruhig, aber gefaßt an.

Ein flammendes Roth übergoß die sonst so bleichen Züge der alten Dame; sie faßte mit der linken Hand krampfhaft die Lehne des Sessels, während sie mit der Rechten, die sie hoch emporhielt, mehrere Male und heftig ihr Zeichen wiederholte, welches deutlich ausdrückte, ihr Sohn solle sich augenblicklich entfernen.

Eugen aber blieb ruhig vor der Mutter stehen, nicht trotzig, nicht herausfordernd, wohl aber mit einem tiefen Schmerz in den Zügen. Er preßte seine Unterlippe fest zwischen die Zähne und fühlte, wie in seinem Herzen ein tiefes Weh aufstieg, als die eigene Mutter sich so vor seinem Anblicke, wie vor dem eines Gespenstes, entsetzte. Er mochte wollen oder nicht – aber es funkelte sonderbar in seinem

Auge. – So schlimm hatte er es nicht erwartet, und ebenso sehr, wie ihn diese Begrüßung schmerzte, so noch mehr der Anblick der Mutter selbst; denn er fand sie sehr verändert in den letzten Jahren, seit er sie nicht mehr gesehen.

So standen sie einige Secunden lang einander gegenüber, Mutter und Sohn; und der letztere, in dem Glauben, daß hier gar nichts zu machen sei, wollte sich langsam zurückziehen und machte schon eine halbe Wendung nach der Thüre zu, da ließ die alte Dame ihre hoch erhobene rechte Hand langsam niedersinken, ihre Züge verloren die unnatürliche Härte von vorhin, und sie sprach nach einer Pause mit leiser, aber fester Stimme: »Was hast du bei mir gewollt?«

»Gott sei gedankt!« dachte Eugen, »so bin ich doch vielleicht nicht umsonst gekommen.« Und er wandte sich ebenfalls seiner Mutter zu.

»Es ist unendlich traurig,« sagte er nach einer kleinen Weile, »daß wir Beide in Verhältnissen leben, welche eine solche Frage erlauben. Sie fragen mich, was ich gewollt? Vor allen Dingen also – trieb es mich an, Sie einmal wieder zu sehen, wieder einmal Ihre Stimme zu hören.«

»Dieser Antrieb muß sehr schwach gewesen sein,« entgegnete die Staatsrätin; und obgleich ihre Züge wieder vollkommen ruhig geworden waren, so schienen sie doch hart und entschlossen.

»Allerdings sind es ein paar Jahre,« versetzte der Sohn, »seit ich dieses Haus, Ihr Haus, das Haus meines Vaters, die Stätte, wo ich geboren ward, nicht mehr betreten. Ich kann Sie dagegen versichern, daß ich die Art und Weise, wie ich gezwungen wurde, das Haus meiner Kindheit zu verlassen, gewiß nicht vergaß; und da ich mich jenes Tages noch sehr

gut erinnere, und doch wieder heute in diesem Zimmer stehe, möge Ihnen dies als Beweis dienen, ob der Antrieh, Sie, meine Mutter, wieder zu sehen, schwach oder stark zu nennen ist.«

»So ist dein Wunsch also erfüllt worden,« sagte ernst und kalt die alte Dame, »du hast dich an meinem Anblick – erfreut –«

»Und du kannst nun gehen, wollen Sie hinzusetzen,« fiel ihr Eugen mit bewegter Stimme in's Wort, »aber da ich Sie gesehen, da ich Sie so wieder gesehen, möchte ich – wenn Sie mich anders nicht gewaltsam fortschicken – noch einige Augenblicke da bleiben.«

»Du hast vielleicht Geschäftssachen?« fragte nach einer Pause die Staatsrätthin und ließ sich langsam in ihren Sessel nieder. »Wenn dem so ist, so muß ich wohl einen Augenblick anhören, was du willst.«

»Geschäftssachen sind es nicht,« entgegnete Eugen bitter lächelnd. »Was dergleichen anbelangt, so bin ich seit langer Zeit gewohnt, mit der von Ihnen aufgestellten – Mittelsperson zu verkehren.«

»Es ist so,« sagte ruhig die alte Dame.

»Nein, Mama,« antwortete Eugen mit zitternder Stimme, »ich gestehe Ihnen offen, ich bin einfach in der Absicht hierher gekommen, Sie wieder einmal zu sehen, wieder einmal Ihre Stimme zu hören, selbst wenn diese Stimme mir harte unangenehme Worte sagt. Ich habe das befürchtet.«

»Und nicht mit Unrecht,« entgegnete die Staatsrätthin und wischte sich die Stirn mit ihrem Schnupftuche. »Hast du etwas Anderes erwarten können? Wie die Saat, so die Ernte!«

»Ich habe nicht gesäet, Mama,« entgegnete ruhig der Sohn, »ich habe, um mich Ihres Wortes zu bedienen, nur

geerntet – eine traurige Saat eingebracht, die Andere dem Boden anvertraut. Ja, Andere, Mama, oder – um kein Unrecht auszusprechen, nur Ein Anderer, ein einziger Mensch, der durch diese Aussaat zwischen die Mutter und den Sohn getreten ist.«

»Das ist die alte Geschichte,« sprach achselzuckend die Staatsrätthin.

»Allerdings die alte Geschichte,« entgegnete Eugen; »aber ich kann es nun einmal nicht lassen, den letzten Versuch zu machen, ob es denn nicht möglich ist, jenes finstere Wesen zu verdrängen, das zwischen Ihnen und der Sonne steht und ferner zwischen mir und Ihnen. – Ich wünschte aufrichtig eine Aussöhnung, Mama,« fuhr Eugen nach einer Pause fort; »es ist das ein trauriges Verhältniß zwischen uns Beiden.«

»Das weiß Gott im hohen Himmel!« antwortete die Staatsrätthin, und zum ersten Mal erweichten sich ihre harten Züge. – »Nun denn,« fuhr sie nach einigen Augenblicken fort, »du hast ja das Mittel zu dieser Aussöhnung, nach der du, wie du sagst, so eifrig verlangst, in deiner Hand.«

»Ich nicht, bei Gott nicht!« sagte Eugen; »ich kann Geschehenes nicht ungeschehen machen, und kann und will nicht vergessen, was geschehen ist. Mama, ich bin kein Kind mehr; Sie können mit mir Alles aufrichtig und ruhig besprechen; ich will Sie geduldig anhören. Sie haben es noch nie für gut befunden, mir die Gründe auseinanderzusetzen, weshalb Sie mich – verstießen, weshalb Sie mit mir, dem einzigen Sohne, in Feindschaft leben, weshalb Sie mich fallen ließen, und weshalb Sie denn eigentlich nicht von Jem lassen können. Mama, ich habe jetzt auch Manches in der Welt erfahren; denken Sie, es sei nicht der Sohn, der

mit Ihnen spricht, denken Sie meinetwegen, es sei ein gutmeinender Freund, der vor Ihnen steht; denn gewiß, Mama, es giebt wohl Niemanden auf der ganzen Welt, der Ihnen so zugethan ist, wie ich, der so voll Ehrerbietung zu Ihnen aufschaut, der Sie so gern und so innig lieben möchte.«

Der junge Mann war bei diesen letzten Worten dem kleinen Fauteuil nahe getreten, in welchem die Mutter lag, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

»Erinnern Sie sich noch,« fuhr Eugen fort, »jener letzten traurigen Unterredung, wo man Alles von mir verlangte, ohne mir zu sagen: bringe dieses oder jenes Opfer für deine Mutter, thu es aus diesen oder jenen Gründen. Man verlangte das wichtigste Vermächtniß meines seligen Vaters, jene Papiere, die er an seinem letzten Lebenstage versiegelt. Gieb sie her! sagten Sie zu mir. Und weßhalb? – Um jenem – Menschen gefällig zu sein! Aber ihm will ich nicht gefällig sein; wenn ich auch für Sie jedes Opfer zu bringen im Stande wäre, für ihn nicht das Geringste, nicht die Spitze meines Nagels, um ihn vom Verderben zu retten.«

Die Staatsrätthin ließ ihren Kopf tief auf die Brust herabsinken; sie drückte ihr Schnupftuch fest auf die Augen, und man merkte an ihrem heftigen Athemholen, daß sie tief bewegt war, daß sie weinte.

»Warum sprachen Sie damals nicht offen mit mir,« fuhr der Sohn fort, »wenn Sie wichtige Gründe hatten zu einer – Verbindung mit Jenem? Warum vertrauten Sie Ihrem Kinde nicht? – Aber es waren keine vorhanden, Mama, als nur bei Jenem der Grund der Selbstsucht, der Habgier und die Lust, mir die Faust auf den Kopf zu drücken.«

Bei diesen letzten Worten blickte die alte Dame in die Höhe und sah ihren Sohn mit dem Ausdruck des Schreckens

und der Verwunderung an. Sie fuhr mit der Hand über die Augen und drückte die Thränen aus denselben fort. »Du hast auch,« sagte sie darauf mit tonloser Stimme, »jene Papiere durchgesehen und gelesen?«

»Jenes versiegelte Packet, das mir auf Befehl meines Vaters übergeben wurde?« fragte Eugen.

Die Staatsrätthin nickte mit dem Kopfe.

»Nie, Mama!« versetzte der Sohn mit fester Stimme; »ich habe nie einen Blick hineingeworfen. Versiegelt, wie man mir es gab, ist es heute noch.«

Verwundert stützte die alte Dame ihre beiden Hände auf den Lehnstuhl und richtete sich empor. »Du hast nie diese Briefe durchgelesen?« fragte sie mit zitternder Stimme.

Eugen schüttelte mit dem Kopfe.

»Oh, das ist schrecklich!«

»Mir graute vor diesen Briefen; ich weiß nichts von ihrem Inhalt.«

»Oh, das ist ganz entsetzlich!« entgegnete die Mutter und versank in ihre vorige Stellung, beide Hände vor dem Gesicht, und verlor sich in tiefes Nachsinnen.

»Wenn mir jene Papiere und Briefe Aufklärung geben sollten, Mama, und ich in Folge derselben meine Einwilligung zu Ihrer zweiten Verbindung, so werden Sie selbst einsehen, daß ich in meinem Rechte war, jene Bewilligung nicht zu geben, da mir, bei Gott im Himmel, kein hinreichender Grund hiezu vorhanden schien, und da, wie Sie wohl wissen, der letzte Wille meines sterbenden Vaters mich geradezu beauftragte, energisch gegen jenen – Herrn aufzutreten.«

»Es ist da keine Hoffnung,« sagte nach längerem Still-schweigen die Staatsrätthin mit so leiser Stimme, daß man ihre Worte kaum verstand; »keine, keine Hoffnung!« – Sie

ließ ihre Hände auf die Lehne des Stuhles sinken und blickte, mit einem gänzlich trostlosen Ausdruck in ihren Zügen, zum Fenster hinaus.

Eugen ergriff eine ihrer Hände und drückte dieselbe, ohne daß sie widerstrebt hatte, an seine Lippen. »Wenn da also keine Vereinbarung möglich ist, liebe Mutter, warum wenden Sie sich denn nicht Ihrem einzigen Sohne zu, der so gern mit Ihnen leben und Sie lieben und verehren mochte, wie es seine Pflicht ist? – Mama!« fuhr er nach einer Pause fort, »Sie denken doch jetzt gewiß anders, als vor langen Jahren; verzeihen Sie mein freies Wort; aber was zieht Sie denn so unwiderstehlich zu jenem finstern Menschen hin, zu ihm, einem Dämon, der den Frieden unseres Hauses zerrüttet – wenn er nicht noch Schlimmeres gethan?«

»Ach!« stöhnte die Mutter aus tiefster Brust und verbarg schauernd abermals ihr Gesicht in beide Hände.

»Lösen Sie jenes Verhältniß,« fuhr Eugen erimuthigt fort, »nehmen Sie mich wieder in Ihr Herz auf; glauben Sie, Mama, ich werde Sie beschützen, ich werde mit unendlicher Liebe von Ihnen fern halten jeden rauhen Luftzug dieses Lebens. Trennen Sie sich von ihm!«

»Es ist unmöglich!« entgegnete die Dame mit tiefer Stimme.

»Gewiß nicht, Mama, den Lebenden ist Alles möglich. Trennen Sie sich von ihm!«

»Ich kann nicht!«

»Warum nicht, Mutter?« sagte Eugen und schaute besorgt in die leichenblassen Züge, in den erloschenen Blick, mit welchem ihn die alte Dame jetzt anstarrte.

»Oh, hättest du jene Papiere doch gelesen!«

»Warum, Mama?«



»Oh, hättest du sie gelesen!« antwortete die alte Dame mit tonloser Stimme und starrte mit stierem Auge in's Weite hinaus. — — —

»Ich verstehe Sie in der That nicht,« sagte Eugen mehr und mehr erstaunt, »Sie sprechen in Räthseln zu mir. Ich beschwöre Sie um Gottes willen, Mama, weßhalb ist dieser finstere Mensch unzertrennlich von unserem Hause?«

Aus tiefster Brust seufzte die alte Dame, und dieser Schmerzenslaut schien ihre Gedanken, die sich weithin verloren, wieder zu sammeln und zurückzubringen.

»Sie erschrecken mich in der That, Mama,« sprach der junge Mann; »sagen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben, das Sie so entsetzlich beunruhigt!«

Sie senkte das Haupt tief auf die Brust herab, entzog ihre Hand leicht dem Sohne und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme:

»Eugen – du hast eine Schwester! –«

»Ah! Mama!« rief der junge Mann erschrocken und machte einen Schritt rückwärts; »ich habe eine Schwester! –«

»Ja, ein armes, unglückliches Mädchen, so lieb und unschuldig! Ein armes, armes Kind!«

»Wache ich denn oder träume ich?« entgegnete Eugen und fuhr mit der Hand über sein Gesicht. »Und das, was Sie mir so eben sagen, hätte ich auch in jenen Papieren gefunden, und das – sind Ihre Gründe für die Verbindung mit jenem Menschen? Oh Gott im Himmel, das ist ganz schrecklich!«

»Es ist so, mein Sohn,« sagte die alte Dame jetzt wieder mit fester, ruhiger Stimme, und trocknete leicht die Thränen aus ihren Augen. »Es ist so, du weißt Alles.«

»Das heißt, Mutter, ich ahne Alles,« entgegnete der junge Mann mit finsterem Blick und ballte krampfhaft seine rechte Hand. »Aber obgleich mir Manches aus der Familiengeschichte dieses Hauses unklar blieb, wenn es mich auch unheimlich und gespensterhaft umgab, das, Mutter, hätte ich nie erwartet. Wenn ich das in jenen Papieren damals gelesen hätte, so wäre meine Antwort dieselbe gewesen, wie sie es heute ist: »möge er und Sie zu Grunde gehen!««

»Eugen!« rief die Staatsrätthin erschrocken und sah ihren Sohn mit weit aufgerissenen Augen an, während sie sich fest auf die Lehne ihres Fauteuils stützte. »Eugen, das sagst du mir?«

»Ich wollte, ich könnte es ihm sagen,« entgegnete grolend der Sohn. »Aber es wird die Zeit kommen, wo ich Rache an ihm nehme für den Vater und – für diese Schwester.«

»Für deine Schwester!«

»Leider, Mama!«

»Für ein armes, verlassenes Kind!«

»Arm und verlassen, Mama, soll sie nicht sein. In *dem* Punkte will ich für – diese Schwester thun, was ich kann.«

»Ein unglückliches Geschöpf ohne Namen!«

Eugen zuckte die Achseln, dann schlug er die Arme übereinander und sah die Mutter einige Minuten mit unverwandtem Blicke an. Sie suchte mit zitternden Händen, wahrscheinlich ohne Absicht, unter den Papieren auf ihrem Tische, und seine Augen folgten diesen Bewegungen. Sie mochte den festen Blick ihres Sohnes nicht ertragen.

»Ich kam hierher, Mama,« sagte dieser nach einer Pause, »um Ihnen in jeder Hinsicht die Hand zur Versöhnung zu bieten; ich dachte, Sie seien ruhiger geworden, als ich es

ward. Da tritt das Wort, das Sie so eben gesprochen, wieder wie ein Gespenst zwischen uns und wirft mich weit von Ihnen zurück.«

»Das ist um so schrecklicher, Eugen,« sprach die alte Dame, »da ich deiner Hülfe heute noch wie damals dringend bedarf, da ich mich mehr darnach sehne, als je.«

»Wie so?« fragte der junge Mann, »dächten Sie wirklich heute noch an jene Verbindung?«

»Gewiß nicht, mein Sohn,« entgegnete die Mutter und streckte, wie schauernd, ihre Hand weit von sich ab; »gewiß nicht, Eugen, aber ich flehe deine Hülfe an für jenes arme verlassene Mädchen, für deine Schwester, Eugen, die ja so unschuldig an all' diesem Unglück ist.«

»Und ich?« fragte Eugen. »Habe ich all' das Unglück durch meine Schuld herbeigerufen?«

»Nein, du nicht, mein Kind, du gewiß nicht, mein Eugen,« erwiderte die alte Dame, wie in großer Angst. »Ich fühle es jetzt, ich habe dich verkannt. Aber um Gottes Barmherzigkeit willen bitte ich dich, laß diese für mich so schmerzliche Unterredung nicht ohne gute Folgen bleiben; reiche deiner Mutter rettend die Hand, ziehe mich empor aus meinem Elend!«

»Was kann ich für Sie thun?« fragte ernst der junge Mann. »Wie kann ich Ihnen helfen, ohne gegen den letzten Willen meines Vaters zu freveln? Sie wissen so gut wie ich sein ausdrückliches Verbot, jene Papiere aus meinen Händen zu geben.«

»Das sollst du ja auch nicht thun,« entgegnete die Mutter. »Oh, mein Kind! das hat sich ja alles, alles geändert! Ich verlange ja nichts für mich, noch viel weniger für ihn; nur für sie, für das arme Mädchen, deine Schwester.«

»Wohlan!« sagte der junge Mann, »sprechen Sie offen. Was soll, was kann ich thun?«

»So öffne jenes verhängnißvolle Packet,« erwiderte die alte Dame mit leiser, unsicherer Stimme und gesenktem Blick; »öffne es, und wenn du die Schriften, die du dort verschiedenartig verzeichnet finden wirst, nicht durchlesen willst, so wird dir deine Mutter dafür danken. Eines wirst du aber dazwischen finden, doppelt versiegelt, sowohl von der Hand deines Vaters, wie auch mit einem fremden Siegel. Es trägt die Aufschrift: »Erklärungen zwischen Sophie und mir.« Dies nimm heraus und bringe es hieher. – Nur hierher in dieses Zimmer,« fuhr die Staatsrätthin fort, als sie sah, daß ihr Sohn Einwendungen machen wollte. »Du kannst das mit freiem Gewissen thun. Denn dir wurde nur der Auftrag ertheilt, eine – Verbindung zu verhindern und jene Papiere nicht aus deinen Händen zu geben.«

»Und was soll mit den besonders versiegelten Schriften geschehen, wenn ich sie hieher bringe? Was können sie Ihnen denn nützen, wenn ich sie nicht in Ihre Hände gebe?«

»Das verlange ich gewiß nicht von dir,« antwortete die Staatsrätthin, »du sollst diese Papiere nur hieher bringen, um sie vor meinen Augen zu verbrennen.«

»Ah, Mama!« sagte Eugen mit einem schmerzlichen Lächeln, »das ist ziemlich gleichbedeutend; und wenn jene Schriften verbrannt sind, so hat er natürlich freie Hand, zu thun, was er will.«

»Eugen!« sprach feierlich die alte Dame und hob wie beschwörend die rechte Hand gen Himmel; »bei dem allmächtigen Gott, auf dessen Verzeihung ich sehnsuchtsvoll hoffe, bei allem, was mir heilig ist, schwöre ich dir, die Papiere,

welche du vernichten sollst, stehen in keiner Beziehung zu ihm.«

»Aber zu – der Tochter.«

»Ja, das will ich dir nicht verschweigen,« antwortete die alte Dame, »durch die Vernichtung jener Schriften treten andere Papiere, die in meinen Händen sind, in Kraft, und *sie* ist von diesem Augenblicke an deine rechtmäßige Schwester. – Willst du sie aufnehmen, Eugen? Willst du dieses arme Kind an dein Herz ziehen? Willst du die letzten Lebenstage deiner unglücklichen Mutter versüßen? Willst du es thun? – Gottes reiche Gnade und der Segen deiner Mutter soll dich dafür belohnen.«

»Das ist es also?« sagte der junge Mann, wie aus tiefen Träumen auffahrend, obgleich er keine Sylbe von den Worten der Mutter verloren. »Wohlan, ich will Ihren Wunsch erfüllen; doch, Mama, unter Einer Bedingung. Sie geben mir,« fuhr er mit einem schmerzlichen Lächeln fort, »so unerwartet, so plötzlich eine Schwester; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dagegen zu einer weiteren Tochter ver helfe.«

»Eugen!« rief die Dame und sah ihn erstaunt an.

»Gewiß, Mama!« entgegnete er, »es ist so, ich habe diesen unwiderruflichen Entschluß gefaßt. So viel ich weiß, kennen Sie das Mädchen, das ich zu meiner Frau machen will.«

»Ich hörte davon,« sagte die alte Dame erbleichend, »doch mochte ich es nicht glauben.«

»Es ist aber so,« antwortete Eugen, »sie oder Keine. Ich habe sie kennen gelernt; ich liebe sie, sie paßt vollkommen für mich. Warum sollte ich der Welt zu Liebe, die vielleicht die Achseln darüber zucken wird, mein Glück von mir weisen? Sie werden das nicht wollen.«

Die Staatsrätin war wieder in ihren Sessel zurückgesunken, sie hatte ihre Hände gefaltet und blickte vor sich nieder, ohne ein Wort zu erwidern. Dann schüttelte sie den Kopf, erhob ihn darauf zu ihrem Sohne, ihn einige Secunden fest ansehend, und blickte darauf schmerzvoll zum Himmel empor.

»Sie werden mein Verlangen nicht unbillig finden, Mama, und es sollte mir in doppelter Hinsicht wehe thun, wenn meine Bitte Sie so sehr betrüben würde. Gewiß, wenn Sie das Mädchen kennten, Sie würden meinen Wunsch bereitwillig erfüllen.«

»Bereitwillig?« entgegnete die Mutter, und ihr Blick wurde ernst und finster. »Nie, nie! – Aber,« setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, »ich bin in deiner Hand, du wirst mich zwingen, dir meine Einwilligung zu geben.«

Eugen zuckte ärgerlich zusammen, als er diese Worte vernahm, und hätte fast etwas Heftiges erwidert. Da er sich aber des Seelenzustandes erinnerte, in dem sich die Mutter befand, so bezwang er sich gewaltsam und sagte: »Damit Sie sehen, Mama, wie offen und ehrlich ich gegen Sie verfare, so will ich morgen jene Papiere hier vor Ihren Augen vernichten, und wenn das geschehen ist, will ich über die zweite Angelegenheit weiter mit Ihnen sprechen. Sie sehen, daß ich nicht im Sinne habe, Sie zu zwingen, nicht einmal zu meinem Glücke.«

Die alte Dame athmete bei diesen Worten tief auf, dann reichte sie ihrem Sohne die Hand, die derselbe auch jetzt wieder, obgleich nicht so herzlich wie früher, an seine Lippen drückte. »Es bleibt dabei,« sprach er nach einer Pause. »Auf morgen also, Mama. Nur bitte ich Sie herzlich und

dringend, so lange, bis diese Angelegenheit in Ordnung ist, mit *ihm* nicht darüber zu sprechen.«

»Gewiß nicht!« versetzte die alte Dame; und während sie aufstand und ihre beiden Hände auf die Schulter ihres Sohnes legte, sagte sie mit bewegter Stimme: »Oh, mein Sohn, mein Eugen, möge diese Stunde segensreich für uns Beide werden!« Dann berührte sie mit ihren feinen, bleichen Lippen seine Stirn, preßte ihr Schnupftuch vor die Augen und ging eilig in's Nebenzimmer.

Eugen nahm seinen Hut und verließ das Gemach, ohne sich weiter darin umzuschauen. Er kannte diese Zimmer so gut wie gar nicht. Hier war kein Winkel, kein Geräth, das ihn an seine Kindheit erinnert hätte. Alles hier war für ihn kalt und fremd. Er ging leise zur Thüre hinaus und konnte sich dabei des Gedankens nicht erwehren, daß er vor einer Stunde diese Schwelle mit einem wärmeren Herzen, mit besseren Gedanken überschritten, als im jetzigen Augenblick, und er sagte sich seufzend, daß seine guten und schönen Erwartungen sich hier nicht erfüllt haben.

Auf der Treppe blieb er einen Augenblick stehen und schaute in das stille Haus hinab. Ach! obgleich hier keine Stimme zu ihm sprach, so redeten doch unzählige Gegenstände herzlich und freundlich mit ihm. Die breite dunkle Treppe, vor allem das glänzende schwere Geländer derselben, sein gefährliches Spielzeug aus der Knabenzeit, wenn er mit seinen kleinen Händen kaum im Stande war, sich an der breiten Ballustrade festzuhalten, während er mit andern ebenso leichtsinnigen Gespielen darauf hinunterrutschte. Da waren die langen und breiten Gänge im ersten Stock, auf denen er seine Spiele getrieben und mit dem Kreisel und dem Steckenpferde getobt und gelärmt, bis sich dort hinten

am Ende die letzte Thüre öffnete, bis dort der Vater mit dem ernstesten Gesichte herausschaute und ihm anempfahl, jetzt endlich einmal das schreckliche Lärmen zu lassen.

Es war eigenthümlich, daß die für ihn so unangenehme und finstere Zeit, die er schon erwachsen hier verlebt, sich beim Anblick des Hauses wie in einen schwarzen Schleier verbarg und durch so gar nichts mahnend vor ihn hintrat. Er übersah sie, wie eine unfreundliche wilde Kluft zu seinen Füßen, über welche er rückwärts hinwegschaute. Ja, als er die Treppen tiefer hinabstieg und unten das Picken der alten Uhr hörte und den knarrenden Ton der Hofthür, durch welche die alte Köchin so eben hereinkam, und als er dazu den Speiseduft roch, da war es ihm, als sei er so eben erst aus der Schule gekommen, als habe er droben so eben erst seinen kleinen Tornister mit den Büchern abgelegt, und als rutsche er nun geschäftig in die Küche hinab, um die Martha zu fragen, was denn eigentlich heute Gutes gekocht werde.

Hier unten in der Region der Dienerschaft hatte sich so gar nichts verändert; da lagen am Hausthore alte Steine seit unvordenklichen Zeiten, auf welchen er als kleines Kind schon gespielt, und daneben stand ein alter Schlitten, noch immer wie damals mit einer staubigen grünen Decke verhängt.

Durch all' diese Erinnerungsmale, die er vor sich sah, durch die todten, nur ihm verständlichen Bilder, war ihm das Herz so schwer geworden, daß er so rasch wie möglich bei der angelehnten Küchenthüre vorbeieilte, um der Dienerschaft aus dem Wege zu gehen, deren herzliche Worte ihm vorhin schon fast die Thränen in die Augen gebracht hatten.



Er eilte durch die Straßen seiner Wohnung zu, und als er an der Ecke rückwärts schauend das elterliche Haus so ernst und still da liegen sah, da faßte er den festen Entschluß, den Wunsch der Mutter zu erfüllen, zu einer Versöhnung mit ihr die Hand zu reichen und Alles anzuwenden, um nicht länger wie ein Verstoßener vor diesen Mauern stehen zu müssen, zwischen welchen seine Wiege gestanden.

Als er seine Wohnung erreichte, traf er dort weder den lustigen Rath noch seinen Bedienten an; Beide waren ausgegangen. Auf dem Tische aber lag eine Menge Briefe, wie dies beinahe täglich der Fall war. Eugen warf sie auseinander, las die Postzeichen, sowie bekannte und unbekannt Handschriften; und suchte sich die ersteren aus, sowie überhaupt die Schreiben, die ihm interessant vorkamen. Dieses Mal aber hatte er kaum die Briefschaften flüchtig durchgesehen, so faßte er rasch mit der Hand ein kleines zierliches Couvert, das er hastig abriß und alsdann das Schreiben, das in demselben enthalten war, überflog.

Es mußte etwas Sonderbares sein, das auf dem Papier stand, denn Eugen ließ, nachdem er es gelesen, die Hand, welche es erfaßt hatte, herabsinken, lehnte sich mit dem Kopf gegen das Fenster und sah nachdenkend vor sich hin.

»Das ist doch sonderbar!« murmelte er nach einer Pause, »das hätte ich von ihr nicht erwartet! Und so schnell, und ohne daß ich sie darum gebeten! Ich weiß nicht, es ist mir nicht angenehm!«

Nach diesem Selbstgespräch überlas er nochmals den kleinen Brief. Es waren nur vier Zeilen, vier kleine Zeilen von ihr, und sie sagte ihm darin, er müsse sie heute Abend um die neunte Stunde in ihrem, in dem Hause ihrer Mutter

aufsuchen, er solle nur durch das geöffnete Hofthor gehen, es werde ihm Niemand begegnen.

Wie gesagt, diese Aufforderung war ihm unangenehm, und er konnte sie mit dem bisherigen Betragen des Mädchens gegen ihn nicht zusammenreimen; und doch waren es ihre Schriftzüge, und doch war das Schreiben geformt und zusammengelegt, wie sie es zu machen pflegte. Was sollte er thun? – Nach kurzem Ueberlegen entschied er sich dafür, auf alle Fälle hinzugehen. Hat mir Katharine dies wirklich geschrieben, sagte er zu sich selber, so muß sie etwas Wichtiges, ganz Außergewöhnliches und Dringendes mit mir zu besprechen haben. Denn im anderen Falle hätte Katharine, wie ich sie kenne, nie diesen Schritt gethan. – Vielleicht ist es eine Neckerei von irgend Jemand, und das möchte ich denn doch untersuchen; dein ich will mir nicht verhehlen: es wäre mir sehr lieb, wenn ich Thor und Thür verschlossen fände und sie mir diesen Brief nicht geschrieben hätte. – Aber es ist ihre Handschrift. – Pah! was ist Großes dabei? Ich gehe heute Abend hin; am Ende könnte mir Katharine doch eine Mittheilung machen wollen, die ihr wichtig genug erscheint, um selbst einen solchen Schritt zu rechtfertigen.

Bei allem dem aber war ihm die Sache unangenehm; er schritt lange in dem Zimmer auf und ab, und in seine Liebe zu dem Mädchen war dieses Schreiben wie ein Mißton, wie etwas Unreines, Widerwärtiges hineingekommen. Wenn er sie falsch beurtheilt hätte; oh, das wäre schrecklich! Wohl wallte bei dem Gedanken sein Blut auf, und das Briefchen zitterte in seiner Hand; aber dieser Gedanke fuhr kalt und schneidend in sein Herz und ließ zusammenstürzen die süßen Luftschlößer, die er nach jener Unterredung mit der Mutter so kühn und glänzend aufgebaut.

Mehrmals überlas er noch die Zeilen, welche das Mädchen geschrieben; dann steckte er das Briefchen zu sich und hatte den festen Entschluß gefaßt, heute Abend dorthin zu gehen. Dem lustigen Rathe wollte er nichts davon sagen; denn er fürchtete dessen Spott, im Falle, wie er sich für möglich dachte, die ganze Sache ein schlechter Spaß sei, den sich irgend Jemand mit ihm erlaubt.

Als der getreue Pierrot ein paar Stunden später nach Hause kam, war es das erste Geschäft dieses sorgsamten Dieners, die auf dem Tisch umhergeworfenen Briefschaften auf's Genaueste durchzusehen; er hatte sie im Laufe des Nachmittags hübsch ordentlich neben einander gelegt und bezeugte eine große Freude, als er bemerkte, daß sein Herr sie durchgesehen, und daß eines der Schreiben fehlte. Das Couvert hiezu lag auf dem Boden, und Joseph sah sich veranlaßt, es aufzuheben und auf's Sorgfältigste zu vernichten. Dann verließ er die Wohnung ebenfalls; und obgleich heute für ihn keine Rapportstunde war, begab er sich dessen ungeachtet nach dem Hause des Justizrathes, wo er von dem um sich schnappenden Bedienten sogleich angemeldet und darauf auch vorgelassen wurde.

Der Justizrath schien von dem, was ihm Joseph mittheilte, sehr erfreut zu sein; denn er entließ ihn mit aufmunternden Worten, sowie genauen Verhaltensbefehlen, die der geneigte Leser seiner Zeit schon noch erfahren wird. Darauf setzte sich der Justizrath hin und schrieb ein paar Zeilen an Madame Stillfried, worin er ihr sagte, es sei ihm unmöglich, sie vor spät Abends zu besuchen; doch hoffe er, ihr alsdann eine angenehme Nachricht mitzubringen. Die Staatsrätthin versetzte dieser Brief in eine große Aufregung; sie wußte

selbst nicht, wie es kam, aber es wehte ihr aus diesen Worten etwas Unheimliches entgegen; sie hätte gar zu gern eine Erklärung darüber gehabt; auch schickte sie sogleich nach dem Hause des Justizrathes, doch war derselbe bereits ausgegangen, und sie mußte sich deßhalb in Geduld fassen.

ACHTUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

*Worin der Held der Geschichte zu einem Rendezvous geht, ein Unternehmen, das ziemlich schlecht für ihn endigt.*

Es mochte fast neun Uhr an dem Abende dieses Tages geworden sein, als Eugen durch die schon leer werdenden Straßen dem Marktplatze zuschritt. Manchmal ward ihm zu Muth, als sei es besser, er betrete das Haus der Gemüsehändlerin nicht unter solchen Umständen; ja einige Mal blieb er stehen und wollte schon in eine Seitenstraße einbiegen, um nach seiner Wohnung zurück zu gehen; doch hielt er diese warnende Stimme in seinem Innern für Furcht und verlachte sie deßhalb. Der Markt war leer, wie gewöhnlich um diese Zeit, der Himmel, der mit Wolken überzogen war und mit Regen drohte, hatte die Spaziergänger verscheucht, und so begegnete Eugen fast Niemand und gelangte ungesehen an den Eingang des alten Hauses mit der Grafenkrone. Das große Thor stand ein klein wenig offen, das Innere des Hofes schien ruhig und still; die kleinen Hausthiere waren in ihren Ställen untergebracht, und die bösen Hunde der Gemüsehändlerin, welche sonst beim geringsten Laut, den ein menschlicher Tritt unter dem Thorbogen verursachte, mit lautem Gebell aufsprangen, gaben keinen Ton von sich. Eugen befremdete dies einigermaßen, doch dachte er

bei sich, wie es denn auch sehr wahrscheinlich war, man habe, auf sein Kommen rechnend, die Hunde absichtlich entfernt. Doch wer hatte diese Vorsichtsmaßregel gebraucht – sie oder Andere?

Als er durch den dunkeln Hof dahin schritt, dachte er zum ersten Male daran, es hätte wohl nicht schaden können, bei einem ähnlichen Besuche irgend eine Waffe mit sich zu nehmen. Doch kam dieser Gedanke zu spät, und wenn er ihm auch früher gekommen wäre, dann hätte er ihn wahrscheinlich doch nicht ausgeführt; er kannte keine Furcht. So hatte er denn nichts bei sich, als einen kleinen Spazierstock mit einem dicken silbernen Knopfe, der mit Blei ausgegossen war.

Jetzt hatte er das Ende des Hofes erreicht. Rings um ihn her war tiefe Stille und Dunkelheit; er vernahm nichts als das Schütteln und Schnauben der Pferde in den Ställen und das kurze Gackern irgend eines Huhnes, das vielleicht von einem bösen Traume beunruhigt wurde. Die Eintheilung des Schoppelman'schen Hauses kannte Eugen nur nach Erzählungen Katharinens; sie hatte ihm gesagt von der großen Vorhalle, dem Comptoir und dem Wohnzimmer ihrer Mutter, dann von den Wohnzimmern ihrer beiden Brüder und auch von dem ihrigen, das über jener Vorhalle liege. Den Eingang zu ihrem Zimmer hatte er neulich gesehen, als er Abends das Mädchen bis an's Hofthor geleitete; da hatte er im hellen Mondscheine bemerkt, daß sie neben jener Vorhalle in eine kleine Thüre getreten war; auf dem Eingang zu jener Wendeltreppe, die in den Zwischenstock führte, hatte sie von der ersten Stufe sich nochmals hinausgebeugt in den Hof und ihm zum Abschied mit der Hand gewinkt. Nach dieser kleinen Thüre lenkte er nun seinen Schritt.

Der Eingang zu dieser Wendeltreppe lag so finster da, daß Eugen mit den Händen vor sich hintappen mußte, um die Stufen zu finden, welche aufwärts führten. Jetzt hatte er sie erreicht und schlich langsam in die Höhe; die Treppe war schmal und eng und rings herum von Stein. Er trat so leise und behutsam wie möglich auf, damit ihn kein Klang seiner Schritte verrathe, und dies schien ihm auch zu gelingen; denn es rührte sich nichts in dem weiten Hause, und als der junge Mann den Zwischenstock erreicht hatte und dort einen Augenblick lauschend stehen blieb, kam es ihm gerade vor, als höre er, wie unten im Hofe das große Thor langsam zugedrückt werde, auch glaubte er, das Schnauben und Schnuppern von Hunden zu vernehmen; doch kümmerte ihn dieses Geräusch wenig im gegenwärtigen Augenblicke. — Er stand vor ihrer Thüre, und sein Herz klopfte ihm so gewaltig, daß er einen Augenblick stehen bleiben mußte, und versuchte, es durch tiefe Athemzüge zu beruhigen. Ein kleiner Lichtstrahl fiel durch die Spalten jener Thüre auf den engen Gang hinaus, und das war auch die einzige Helle, die er rings um sich bemerkte. Er näherte sich der Thüre und klopfte leise an; drinnen wurde in einer kleinen Pause heftig ein Stuhl gerückt, aber es erfolgte keine Antwort. Eugen klopfte wiederholt, und als nach längerem Warten von drinnen kein begrüßendes Wort erschallte, so legte er seinen Mund an die Thürspalte und sagte: »Katharine, ich bin's! — es ist Eugen!« Zu gleicher Zeit faßte er nach der Thürklinke, und nachdem er noch einen Augenblick vergeblich auf eine Antwort gewartet, öffnete er langsam und trat in das kleine, niedere Gemach. Da saß Katharine in der hintersten Ecke des Zimmers, dicht bei dem Fenster; dort in jene Ecke hatte das plötzliche, unerwartete Klopfen, noch mehr aber

Eugen's Stimme, sie hineingeschreckt. Dort saß sie zusammengeschauert und ängstlich, und das große, glänzende, weit aufgerissene Auge starrte den Eintretenden mit dem Ausdrücke des größten Schreckens an.

Eugen war durch alles das überrascht – freudig überrascht. Die Angst, welche sich auf ihren Zügen malte, war ein Bürge dafür, daß, wie er sich auch gleich gedacht, jenes Schreiben nicht von dem geliebten Mädchen herkomme, daß ihn Jemand anders damit geneckt, mochte das nun aus einem Grunde geschehen sein, welcher es wolle. Es war ihm dies im gegenwärtigen Augenblicke ganz gleichgültig.

Er wollte sich dem Mädchen nähern, doch Katharina streckte ihm ihre beiden Hände so stehend und abwehrend entgegen, daß er sich gezwungen sah, an der Thüre stehen zu bleiben.

»Wie kommst du hieher?« fragte sie nun hastig, aber mit tonloser Stimme; »wie kamst du durch das verschlossene Thor? Wie kamst du bei den Hunden vorbei?«

»Du hast mir nicht geschrieben, Katharine?« sagte der junge Mann lächelnd und zog das Briefchen hervor, »du hast dies nicht geschrieben?«

»Was soll ich dir geschrieben haben?« fragte das Mädchen in großer Angst.

»Nun, dieses Briefchen,« entgegnete der junge Mann, »das mich eingeladen hat, zu dir zu kommen. – Aber beruhige dich nur,« setzte er schnell hinzu, als er sah, wie das Mädchen heftig in die Höhe fuhr; »ich bin ja nun fest überzeugt, daß du's nicht geschrieben hast; man hat sich einen Spaß mit uns gemacht.«

»Oh, Eugen!« rief das Mädchen und rang die Hände, »das nennst du einen Spaß! Gott im Himmel! das ist ein Spaß, der blutiger Ernst werden kann!«

»Wie so?«

»Stand das Thor offen?«

»Allerdings.«

»Und die Hunde?«

»Ich sah und hörte nichts von ihnen.«

»Oh, das ist eine angelegte Geschichte!« rief jammernd das Mädchen. »Sie haben dich hierher gelockt, sie haben Uebles mit dir vor! – Horch!«

Und nun, da Katharina ihn, den sie über Alles liebte, in Gefahr wußte, verlor sie plötzlich ihre jungfräuliche Scheu, welche sie vorhin bei seinem Anblick in die Ecke des Zimmers getrieben, und sie sprang rasch in die Höhe, eilte an die Thüre und schob den Nachriegel vor. »Das ist wenigstens für den Augenblick!« sagte sie. – »Oh, Eugen! warum bist du hierher gekommen?«

»Ich dachte einen Augenblick,« antwortete Eugen, »du, mein geliebtes Mädchen, habest wirklich jene Zeilen geschrieben, aber nur einen Augenblick glaubte ich das; du konntest mir etwas Wichtiges mitzutheilen haben.«

»Oh nein! oh nein!« sagte sie hastig, »das konntest du auch nicht eine Secunde von mir denken. Weißt du denn nicht, wie ich dich vor diesem Hause stets gewarnt – vor diesem finsternen Hause, vor den beiden Brüdern?«

»Pah!« versetzte lachend der junge Mann, »du bist zu ängstlich, Katharine. Nun ja, ich bin gekommen in der Hoffnung, dich, mein Leben, einen Augenblick zu sehen, und das habe ich ja erreicht. Jetzt gehe ich wieder ruhig meinen Weg, und die Sache ist abgemacht.«



»Oh, Eugen!« sprach ängstlicher das Mädchen, »sei nicht so arglos, glaube mir, sie haben dir einen Hinterhalt gelegt!«

»Wer denn?« fragte zweifelnd der junge Mann.

»Gewiß die beiden Brüder!« erwiderte das Mädchen. »Das Thor stand offen, als du kamst; jetzt ist es geschlossen; du merktest nichts von unseren bösen Hunden – horch, hörst du nichts? – jetzt sind sie losgelassen. Lege das Ohr an die Thüre und du hörst deutlich, wie sie unten am Eingang dieser Treppe hin- und herspringen.«

»Wahrhaftig!« sagte Eugen, nachdem er einen Augenblick gelauscht – »du hast Recht, mein Mädchen. Aber was soll das alles bedeuten?«

»Das weiß ich selbst jetzt noch nicht genau; aber etwas Gutes auf keinen Fall.«

»Aber etwas so arg Schlimmes auch nicht! Nach deinen Worten sollte man wirklich glauben, wir seien um ein paar Hundert Jahre zurück und lebten in einer Zeit, wo man unberufene Eindringlinge, wie mich, für ewig verschwinden ließ.«

»Wenn wir nicht in der gleichen Zeit leben,« sagte eifrig das Mädchen, »so doch in einer ähnlichen. Glaube mir, Eugen, die da unten haben etwas Schlimmes mit dir vor.«

»So machen wir den Versuch,« antwortete lächelnd der junge Mann, »und ziehen uns langsam dahin zurück, wo wir hergekommen; es wird das jetzt noch besser zu bewerkstelligen sein, als später.«

Katharina hatte an der Thüre gelauscht und winkte mit der Hand zurück, als wollte sie sagen, Eugen solle sich mit keinem Worte verrathen; dann wandte sie sich rasch um,

legte den Finger auf den Mund und zog ihn eilig in die hinterste Ecke des Zimmers nach dem Fenster zu. »Sie sind unten an der Treppe,« sagte sie rasch und tief Athem holend. »Ja, ja, es ist nichts anders; wer den Brief geschrieben hat, das kann ich nicht wissen; aber sie haben dir den Durchweg abgeschnitten, und fort mußt du, augenblicklich fort!«

»Wohin denn?« fragte er; »wohin, wenn sie die Treppe besetzt halten?«

»Es ist schrecklich, Eugen, daß du mich in diese Lage gebracht hast,« antwortete sie, »aber es bleibt keine andere Wahl, du mußt hier zum Fenster hinaus; es ist nicht tief bis auf die enge Gasse, auch wird dich, so Gott will, kein Mensch sehen. Aber warte einen Augenblick, ich muß vorher das Licht auslöschen – willst du? – oh, es hilft kein anderes Mittel!«

»Wenn du meinst, Katharine,« versetzte er; »aber die ganze Sache kommt mir in der That sonderbar vor. Was können deine Brüder von mir wollen? – Eine Erklärung, die will ich ihnen gern geben.«

»Die wollen keine Erklärung,« sagte das geängstigte Mädchen. – »Doch still, es kommt Jemand an die Thüre!«

Wirklich hörte man in diesem Augenblick schwere Tritte die steinerne Treppe heraufkommen und vernahm das Geräusch einer tappenden Faust, welche die Thürklinke suchte; es wurde darauf gedrückt; doch da der Riegel von innen vorgeschoben war, so ging die Thüre nicht auf. Eugen, der das zitternde Mädchen mit einem Arme umfaßt hatte, blickte aufmerksam nach dem Eingang.

»He, Katharine!« erscholl von draußen die Stimme des Fuhrmanns, »es hat sich ein Dieb in das Haus geschlichen,

ein feiner Dieb.« Dabei hörte man ein halb unterdrücktes Lachen. »Weißt du was davon? Er ist die Wendeltreppe hinaufgeschlichen; wir müssen ihn finden und wollen ihm alsdann zeigen, was es bedeuten will, wenn man sich zur Nachtzeit in ehrliche Bürgershäuser schleicht. Was weißt du davon, mein Kätherle?«

Eugen hatte gute Lust, hierauf eine Antwort zu geben; doch das Mädchen, welches wohl befürchtete, er möchte solche Unvorsichtigkeit begehen, drückte ihm die Hand fest auf den Mund und sagte: »Du bist es, Fritz? Laß mich in Frieden mit deinen Narrheiten.«

»Dazu haben wir aber keine Lust!« entgegnete rauh und lachend die Stimme des Bruders. »Kommst du wieder mit deinem Trotz und Hochmuth? Wart nur, mein Schätzte, dießmal haben wir dich gefangen und noch sonst Jemanden dazu. Oh, wir wissen's wohl –, und nun frage ich dich nur, ob du gutwillig die Thüre öffnen willst?«

»Dir meine Thüre öffnen?« rief das Mädchen; »geh schlafen, du kommst wieder aus dem Wirthshaus!«

Ogleich sie diese Worte so kräftig wie möglich aussprach, so zitterte doch ihr ganzer Körper heftig, und Eugen mußte sie fest mit seinem Arm unterstützen, damit sie nicht auf den Stuhl niederglitt, dessen Lehne sie krampfhaft gefaßt hielt.

»Du willst also nicht gutwillig öffnen?« rief der Fuhrmann nach einer kleinen Pause draußen. »Wohlan denn, so werde ich die Thüre eintreten!«

Katharina wand sich heftig aus den Armen des jungen Mannes, legte die Hand auf ihren eigenen Mund, öffnete mit der anderen Hand geräuschvoll das Fenster; dann winkte sie heftig dort hinaus.

»Eins – zwei!« rief draußen der Bruder. »Wenn ich ›drei‹ sage, so fliegt die Thür hinein. – Willst du nun aufmachen?«

»Wo ist die Mutter?« rief verzweifelnd das Mädchen. »Ruf die Mutter herauf! Ihr will ich die Thüre augenblicklich öffnen.«

»Ja, die Mutter!« lachte draußen der Fuhrmann, »die ist glücklicher Weise ausgegangen; wir haben das Feld allein.«

»Gottes Barmherzigkeit!« seufzte Katharina; dann faßte sie Eugen's Hand, drückte sie krampfhaft zusammen und sagte mit leiser Stimme: »Fort, fort! das ist ein großes Unglück!«

»Aber es ist ja ein einzelner Mann,« zischelte Eugen ihr empört in's Ohr, »soll ich vor einem Einzelnen fliehen?«

»Oh, glaube mir, es sind ihrer Mehrere. Fort, fort!«

»Meint ihr, ich habe euer Sprechen nicht gehört?« rief draußen die Stimme. »Jetzt paß auf, Schätzle! eins – zwei und drei!« Mit dem letzten Worte flog die Thüre krachend auf. Eugen, von dem Mädchen, welches im Augenblicke das Licht auslöschte, auf's Heftigste gedrängt, schwang sich auf die Fensterbrüstung, doch nicht schnell genug, daß nicht der Fuhrmann, der ihn augenblicklich bemerkte, Zeit genug gehabt hätte, auf ihn loszustürzen und mit einem umgekehrten schweren Peitschenstiele einen wüthenden Streich nach ihm zu führen. Eugen, der außerordentlich gewandt war, befand sich in einer schwierigen Lage; er hatte an dem offenen Fenster keinen sicheren Stand und konnte sich nur vor dem Hinausstürzen bewahren, indem er sich mit Kopf und Rücken fest gegen die Fensterbrüstung stemmte. In dem Augenblicke, wo der Fuhrmann den Schlag nach ihm führte, sah er obendrein noch, wie Katharina ihn mit dem Körper decken wollte, weshalb er gezwungen war, sie unsanft von

sich zu schleudern, um sie auf diese Art vor dem Schlage des Bruders zu schützen. Dieser, der augenscheinlich nach dem Kopfe Eugen's geführt war, traf in der Dunkelheit den Fensterrahmen und dann, von diesem abgleitend, seinen linken Arm.

Eugen hatte nichts, als den schon erwähnten kleinen Spazierstock mit bleiernem Knopf. Er faßte denselben jetzt an seinem unteren Ende, und in dem Augenblicke, als der Fuhrmann nach Eugen griff, um ihn zu dem Fenster herein zu ziehen, ließ der junge Mann den Stock schwingen und mit voller Kraft auf den Kopf seines Angreifers niederfallen. Dadurch verlor er aber selbst das Gleichgewicht und stürzte mehr, als er sprang, zu dem Fenster hinaus auf die enge Gasse.

Doch als der junge Mann dort niederfiel und betäubt zusammen brach, war dies nicht die Folge des Sturzes von dem Fenster, sondern in dem Augenblicke, wo er den Boden berührte, empfing er einen solch furchtbaren Schlag in die Seite, der ihm für einen Augenblick Athem und Besinnung raubte – doch glücklicher Weise nur für einen Augenblick, Eugen raffte sich gleich darauf wieder zusammen, und sein erster Gedanke war, daß ihm auch hier Jemand auflaure. Er richtete sich deßhalb an der Mauer in die Höhe, und als es ihm möglich war, in der Dunkelheit die Gegenstände um sich zu erkennen, bemerkte er seinen zweiten Angreifer vor sich stehen und sah, wie dieser im Begriffe war, mit einem Handbeil einen zweiten Hieb nach seinem Kopfe zu führen. Seine Seite schmerzte ihn fürchterlich, und er wäre, dadurch gehindert, kaum im Stande gewesen, diesem Schlage auszuweichen, und demselben wahrscheinlich erlegen, wenn sich nicht in diesem Augenblicke das Fenster droben

erhellte und wenn man nicht die Stimme der Gemüsehändlerin vernommen hätte, die laut und kreischend: »Conrad, Conrad!« rief. Dieser, der Angreifer mit dem Handbeil, ließ seine Waffe sinken und blickte in die Höhe. »Mörder, Mörder!« schrie die Frau droben, »sie haben den Fritz erschlagen, er liegt auf dem Boden und regt sich nicht! Hast du ihn, Conrad? Halt ihn fest! Zu Hülfe, zu Hülfe!«

Auf diese Worte hin hob Conrad sein Handbeil abermals in die Höhe, und Eugen machte eine verzweifelte Anstrengung, um dem Schläge auszuweichen, was ihm auch in so fern gelang, als derselbe nur seinen rechten Arm traf, ihm den Aermel aufschlitzte, ihn aber zu gleicher Zeit durch eine tiefe Wunde, die er dort erhielt, ganz kampfunfähig machte.

Droben schrie die dicke Frau: »Zu Hülfe! Räuber und Mörder!« gellend in die Nacht hinaus; auch vernahm man durch die nächtliche Stille schon Schritte auf dem Pflaster, die sich eilig zu nähern schienen.

Eugen fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe. Durch das Fenster, von welchem er sich herabgeschwungen, schwang sich jetzt noch ein Mann herab, einer der Knechte der Gemüsehändlerin, und faßte ihn so fest an dem verwundeten Arm, daß er sich nicht zu regen vermochte. Conrad ergriff ihn bei der Schulter, Beide rissen ihn von der Mauer fort, und es war augenscheinlich, daß sie die Absicht hatten, ihn in das Haus hinein zu schleppen.

In der Wohnung der Frau Schilder gegenüber ließ sich kein Licht sehen, wohl aber in dem musikalischen Hause. Dort wurden die Fenster aufgerissen und mehrere Köpfe erschienen in dem erleuchteten Zimmer; doch schien sich

Keiner auf die Straße hinaus zu wagen. Aehnliche Auftritte waren hier schon mehrfach vorgekommen, und die guten Schullehrer kannten die wilde Gemütsart der Gebrüder Schoppelmann.

Eugen gab sich verloren. — —

Da wurde mit Einem Male, aber wie durch einen Blitzstrahl, Conrad, der Jäger, zu Boden gerissen, und in dem gleichen Augenblicke ließ der Knecht an der andern Seite entsetzt den Arm des jungen Mannes los. Eine zottige, wild aussehende Bestie hatte sich zwischen die Beiden geworfen, den Jäger niedergerissen und machte jetzt mit dumpfem Geheul alle Anstalten, dem Knecht ein gleiches Schicksal zu bereiten. Eugen, hoch erfreut, erkannte seinen Hund, der ihm hier, wo Alles verloren schien, so unverhofft zu Hülfe kam. Der Knecht, ohne den Angriff des ihm grausenhaft erscheinenden Feindes abzuwarten, wandte sich zur Flucht; der Neufundländer wollte ihm nach, doch faßte ihn Eugen am Halsbände, denn ihm war nun Alles daran gelegen, diesen Platz so schnell wie möglich zu verlassen. »Mörder!« schrie die Frau von ihrem Fenster immer fort und fort, die Schritte von den benachbarten Straßen kamen näher und näher, und man vernahm dazwischen Säbelgeklirr und den festen Tritt der Militairpatrouille.

Eugen, von dem Blutverlust und dem Schlage in seiner Seite erschöpft und ermattet, hielt sich mit der Hand fest an dem Halsbände des riesenhaften Hundes, dann rief er ihm zu: »Ruhig, Sultan, fort!« und das getreue Thier, das ihn vollkommen zu verstehen schien, schoß davon und riß seinen Herrn mit sich fort durch die enge Gasse über den Marktplatz hinweg, seiner Wohnung zu.

Nachdem der getreue Pierrot am heutigen Nachmittage einen außergewöhnlichen Rapport beim Justizrath ge habt, hatte ihm dieser anbefohlen, sich Abends nicht in der Nähe dies Marktes sehen zu lassen. Dies stimmte auch mit den Neigungen und Wünschen des Bedienten vollkommen überein, und so begab er sich denn mit einbrechender Dunkelheit nach Hause, und wir müssen gestehen, nicht ohne einiges Herzklopfen. Jetzt, nachdem durch seine Beihülfe die Katastrophe vorbereitet war, fing er an einzusehen, wie außerordentlich schlecht er an seinem Herrn gehandelt. Zugleich aber war der Trost, den er sich selber gab, noch viel fürchterlicher, noch viel niederdrückender für ihn. »Müßte ich denn nicht dem Anderen gehorchen?« sagte er zähneknirschend; »hielt er mich nicht fest? Was half mir alles Zeren und Sträuben? Vorwärts mußte ich in's Teufels Namen!« – Je näher es aber auf neun Uhr ging, um so unruhiger wurde der getreue Pierrot. Mehrmals faßte er den Entschluß, sich mit einer Waffe zu versehen und nach der engen Gasse zu eilen hinter dem Schoppelmann'schen Hause; aber er hatte schlimme Ahnungen von vieler Polizei, die sich dort herumtreiben könnte, und dachte nicht ganz mit Unrecht: »Wenn ich da unten bei der Geschichte erwischt werde, so sorgt der Justizrath schon dafür, daß man mich unter allen Umständen fester als die Uebrigen hält; dann kommt jener Actenfascikel zu Tage und mit mir ist's aus.«

Es war eigenthümlich, obgleich sehr natürlich, daß alle Betrachtungen und Selbstgespräche Joseph's am heutigen Abend sich stets in traurige finstere Bilder verloren. Da saß er, wir müssen gestehen, ein Bild des Jammers, auf einem



kleinen Stuhl an der Thüre; er hatte die Knie hoch empor gezogen und umfaßte dieselben inbrünstig mit seinen Armen. Den Kopf hatte er tief hernieder gesenkt, und seine weit offenen Augen stierten gedankenvoll in eine Ecke. — »Und wenn die Sache jetzt nach den Begriffen des Justizrathes gut geht,« dachte er weiter, »was geschieht dann mit nur? Wenn jetzt also da unten wirklich ein Unglück geschieht — oh! ich kenne meinen Herrn; denn gutwillig läßt sich der nicht einfangen, und wenn Einer dem Andern den Schädel einschlägt und sie ihn darauf festnehmen und dann hieher kommen und die ganze Wohnung unter Siegel legen — was geschieht dann mit mir?«

Es überlief den getreuen Diener ein gelindes Frösteln.

»Trau' einer dem Teufel!« fuhr Joseph nach einer längeren Pause in seinem Selbstgespräche fort; »wer steht mir dafür, daß er mir nichts zu Leide thut, wenn er mich nicht mehr braucht? daß er sich meiner nicht entledigt, indem er mich an das Messer liefert — und wenn das nicht der Fall wäre, was kann mir Anderes daraus erblühen? Ja, nur ebenso Schlimmes — daß er mich vielleicht in seine eigenen Dienste nimmt neben jenem alten Kerl, neben jenem schnappenden, bissigen Ungeheuer! — Oh, ich war sehr dumm!«

Es mußte nächstens neun Uhr schlagen. Der Bediente wurde immer unruhiger. Er war so allein in der Wohnung, allein mit dem großen Hunde, der am Boden vor dem Fauteuil Eugen's lag und seinen zottigen Kopf auf den Sitz gelegt hatte. Der Neufundländer schlief nicht; seine Augen glänzten unter dem buschigen Haare hervor und folgten allen Bewegungen des Dieners, der jetzt unruhig auf und ab schritt. Plötzlich blieb Joseph vor dem Fauteuil stehen, und

ihm schien ein sehr guter Gedanke zu kommen. »Sultan!« sagte er, »wo ist dein Herr?«

Der Hund, den man oft auf diese Art anredete, stieß ein kurzes Geheul aus, hob den Kopf in die Höhe und blickte nach der Thüre; dabei wedelte er mit dem Schweife, was seine Bitte ausdrückte, ihn fortzulassen. Eugen hatte aber ein für alle Mal streng verboten, den Hund des Abends nach ihm auszuschicken; denn das treue Thier, seinem Herrn außerordentlich ergeben, suchte und fand augenblicklich seine Spur und wurde ihm auf diese Art zuweilen sehr beschwerlich. Dieses Mal aber glaubte Joseph eine Ausnahme machen zu können; er schnallte dem Hunde ein festes eisernes Halsband um, nahm ihn mit sich hinaus, öffnete ihm die Hausthüre und sagte: »Such' den Herrn!«

In wilden Sätzen schoß der Hund die Straße hinauf, und im gleichen Augenblicke schlug es neun Uhr.

Durch dieses Manöver fühlte sich Pierrot einiger Maßen erleichtert, und er begann ernstlich zu überlegen, was in seiner Lage am besten zu thun sei. Daß der Justizrath einen angelegten Plan fest verfolge, war ihm nicht entgangen; daß dieser Plan darauf hinauslief, sich unter irgend einem Vorwande der Person und Papiere seines Herrn zu bemächtigen, war ihm ebenfalls klar geworden. Was war nun für ihn zu thun? War es lohnender, hier auf der Bahn, die er betreten, plötzlich umzukehren und seinem Herrn zu dienen, oder war es besser, wie bisher den Befehlen des Justizraths zu folgen? Für den Fall hatte er seine Ordre und sollte, was auch kommen möge, den Verlauf der Dinge in der Wohnung Eugen's ruhig abwarten. Das wäre an sich viel leichter gewesen; doch fühlte er wohl, daß seine Dienstleistungen dem

Justizrathe gegenüber mit dem heutigen Abend ihr Ende erreichten, und damit war er auch der Gnade desselben anheimgefallen. Dieser Gedanke machte ihn schaudern.

Da hörte er draußen auf der Straße – die Fenster standen offen – das Schnauben des Hundes und den Klang schwerer, unregelmäßiger Schritte, die jetzt unter der Hausthüre aufhörten; dann wurde heftig die Glocke gezogen.

Joseph stürzte auf den Gang hinaus und öffnete, doch taumelte er vor Schrecken fast zurück, als er seinen Herrn bemerkte, der das Halsband des großen Hundes fest gefaßt hielt und einer Ohnmacht nahe zu sein schien. Joseph wagte kaum, seinen Herrn zu berühren, und geleitete ihn schaudernd in's Zimmer.

Eugen war ohne Hut, todtenblaß und athmete schwer und mühsam. Der Rockärmel seines rechten Armes hing in Fetzen herunter, und darunter blickte das weiße Hemd mit Blutflecken bedeckt, hervor.

Eugen stützte sich mit der linken Hand auf den Tisch und befahl dem entsetzt zuschauenden Diener, ihm den Rock auszuziehen. Dies war bald geschehen, und dann wurde die Wunde an dem Arme untersucht. Obgleich einige tiefe Risse und starke Quetschungen da waren, schien die Sache doch nicht so gefährlich. Joseph legte einen nothdürftigen Verband an, und erst als er seinen Herrn auf's Neue angekleidet und dieser sich in seinen Fauteuil niedergelassen, erlaubte er sich, eine fragende Miene anzunehmen.

»Nicht wahr,« sagte Eugen, »es kommt dir sonderbar vor, wie ich so merkwürdig zugerichtet nach Hause komme? Ja, ohne den Hund da wäre ich wohl für längere Zeit ausgeblieben. Ich glaube, die Canaillen hätten mich todt geschlagen.«

Joseph faltete die Hände, und dieses Mal war es keine Komödie. Er dachte: Gott sei Dank, daß ich den Hund losgelassen.

»Es war da drunten,« fuhr Eugen fort, »sie haben mir eine Falle gelegt. Ja, warum bin ich hingegangen? – Du mußt aber jetzt gleich fort, Joseph, um nachzusehen, wie es da unten gegangen ist.«

»Ja, was ist denn eigentlich vorgefallen, gnädiger Herr?« fragte der Bediente.

»Was wird vorgefallen sein!« antwortete der junge Mann; »da sie mich festhalten wollten, habe ich mich natürlicher Weise gewehrt und Einen zu Boden geschlagen.«

»Und wer war das?« fragte erschrocken der Bediente.

»Nun, einer der beiden Brüder; ich glaube, der Aeltere. Was kann man da machen? ich schlug mit meinem Stock ein Bischen derb zu; aber sie haben es verdient, diese Halunken!«

»Das weiß Gott, daß die es verdient haben!« seufzte der Diener mit einem Blick an die Zimmerdecke. »Aber gnädiger Herr! verzeihen Sie mir; die Sache wird noch nicht zu Ende sein. Wenn man Sie erkannt hat – oh, und man hat Sie gewiß erkannt – so wird man Sie hier aufsuchen und – das wäre erschrecklich! – festnehmen.«

»Das ist sehr wahrscheinlich,« entgegnete Eugen, »denn die Polizei war gar schnell bei der Hand. Die Frau schrie aber auch wie besessen.«

In diesem Augenblicke hörte man das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause still hielt. Joseph öffnete die Thüre, und gleich darauf stürzte der Herr Sidel in's Zimmer.

»Nun, Gott sei gelobt! da bist du ja! Das sind wieder einmal schöne Geschichten!«

»Nur keine Predigt!« entgegnete Eugen lachend; »du siehst, ich bin gestraft genug, also schenke mir das Uebrige.«

»Bist du schwer verletzt?« forschte dringend der lustige Rath.

»Das glaube ich gerade nicht,« entgegnete Eugen. »Meine Seite schmerzt mich stark; aber ich glaube nicht, daß etwas gebrochen ist.«

»Du kannst also stehen und gehen?«

»Ich glaube so!«

»Nun dann keine Zeit verloren! Ich habe draußen einen Wagen; wir müssen augenblicklich von hier fort.«

»Du erschreckst mich!« sagte Eugen und blickte den Herrn Sidel fest an. »Sollte denn wirklich ein Unglück geschehen sein?«

Der lustige Rath zuckte mit den Achseln und entgegnete: »Genau weiß ich das nicht. Du hast deinen Angreifer schwer getroffen, das ist sicher; und glaube mir, es ist besser, von fern abzuwarten, wie die Sache auslaufen wird, als hier in der Stadt, im Handbereiche unseres Freundes, des Justizrathes Werner.«

Bei den letzten Worten hatte er sich herab gebeugt und diesen Namen ganz leise ausgesprochen. Joseph hatte ihn aber dennoch verstanden.

»Hurtig! hurtig!« rief Herr Sidel diesem zu. »Wirf von der Garderobe deines Herrn und von der meinigen so viel wie möglich in ein paar Koffer, und auf den Wagen damit! Ich will unterdessen drüben die wichtigsten Papiere zusammenraffen.«

»Nimm auch drinnen mein Kästchen,« sagte Eugen, »da hast du die Schlüssel. Du kennst es ja.«

»Was machen wir mit Joseph?« fragte der lustige Rath, nachdem er aus dem Schreibtische das Kästchen geholt. »Ich denke, wir lassen ihn hier; er kann auf die Wohnung Acht geben und uns von Zeit zu Zeit Nachrichten zukommen lassen.«

Diese Worte versetzten den getreuen Pierrot in nicht geringe Bestürzung; denn das war es ja gerade, was er am meisten fürchtete: hier allein zurück zu bleiben und dem Justizrath in die Hände zu fallen. Deßhalb bat und flehte er auf's Dringendste, ihn ebenfalls mitzunehmen, und wußte für diesen Wunsch die trefflichsten Gründe anzugeben, wobei die Anhänglichkeit an seinen Herrn und die Unmöglichkeit, denselben im Unglück zu verlassen, eine Hauptrolle spielten.

Endlich gab Eugen diesen Bitten nach, obgleich Herr Sidel nicht viel Lust dazu bezeigt, und Joseph ging nun eifriger und freudiger an die Verpackung des Wagens.

Dieses Geschäft war bald besorgt. Eugen und der lustige Rath stiegen hinein, Joseph setzte sich auf den Bock, und der große Hund sprang lustig nebenher, als nun die Pferde anzogen und im raschen Trabe zur Stadt hinaus eilten, auf der Landstraße dahin, die zur nahen Grenze führte.

#### NEUNUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

*Welches von Visiten im Allgemeinen, von Heiraths- und andern Speculationen handelt.*

Unter vielen Sachen, welche die Menschen erfunden und eingerichtet haben, um sich gegenseitig zu langweilen und beziehungsweise sich das Leben sauer zu machen, stehen

Höflichkeitsbesuche unbedingt oben an. Wir meinen natürlicher Weise nur solche Visiten, wo Beide, der Besucher und Besuchtwerdende, außerordentlich froh sind, wenn sie dieses Geschäft mit einer Visitenkarte abmachen können. Aber unter allen dergleichen Zeitverschwendungsgängen sind für beide Theile die unbehaglichsten und zeitraubendsten die sogenannten Digestions- oder Verdauungsvisiten, der Dank für ein genossenes Diner, ein Souper oder eine Soirée mit oder ohne Tanz. Man versäumt ja dergleichen so leicht und gewiß ohne die Absicht, dem Gastgeber eine Unhöflichkeit damit zu bezeugen. Man ist hingegangen, weil man eingeladen war, man hat an den Wänden umhergestanden, man war in Verzweiflung wegen zu enger Stiefel und wegen seines Hutes, den man sorgfältig neben der Thüre unter den kleinen Tisch gestellt, nicht beachtend, daß der kleine Tisch zum Spielen gebraucht und der Hut von dem herrichtenden Bedienten zu zweihundert anderen Kopfbedeckungen in ein entlegenes Hinterzimmer verwiesen wurde. Man hat ihn endlich gefunden, man schleicht sich hinaus, und wenn man das Glück hat, nicht an der äußeren Thüre der Hausfrau zu begegnen, oder *ihm*, dem an einem solchen Abende sehr geplagten Ehemanne, so gelangt man unangefochten auf die Straße, nach Hause und in's Bett. Das wäre einmal wieder abgemacht; man ist wieder ein freier Mensch, man hat vorderhand keine weiteren Verbindlichkeiten, man denkt nicht weiter an den genossenen Abend, bis man vielleicht in einer Woche später einem Bekannten begegnet. »Apropos!« sagt dieser, »warst du schon bei der Frau von C.? Hast du der L. deinen Besuch schon gemacht?« – »Noch nicht.« – »Aber es ist Zeit, gehe bald hin, man sieht in dem Hause sehr genau darauf.« Der Bekannte hat Recht; dieser nothwendige

Besuch, der dir am ersten Tage nach dieser Begegnung eine Kleinigkeit zu sein scheint, die man leicht abschütteln kann, wird immer schwerer, je weiter du ihn hinaus schiebst, und endlich sitzt er dir wie ein hohnlachender Alp auf der Brust. Du bist Geschäftsmann, deine Morgen sind dir kostbar; du hast überhaupt nur ein paar in der Woche, wo du dich losmachen kannst, und gerade an solchen, wenn du bereits angezogen bist und den Hut in der Hand hast, giebt ein Besuch dem anderen die Thüre in die Hand. Und das sind keine Visiten, die dich plagen, es sind lauter Geschäftsfreunde; und wenn auch jeder sieht, daß du eilig bist, und sich so kurz wie möglich faßt: es hilft Alles nichts. Die Minuten jagen sich mit unendlicher Geschwindigkeit. Es schlägt zwölf Uhr, ein Viertel, halb, und mit dem Schlage Ein Uhr ist, wie nächtlich um dieselbe Stunde, für die Geister, jetzt mittäglich für dich die Zeit zu Besuchen vorbei. Du kannst deinen Hut in die Ecke werfen, und wenn du Nachmittags zufällig der Frau von C. begegnest, so hustet sie bedeutsam, während sie für deinen Gruß flüchtig dankt, oder sie sieht ihre Schwester, die neben ihr geht, zufällig an; auch kann es dir sogar passiren, daß, wenn du vierzehn Tage gewartet hast, sie sich in dem Augenblicke, wo du den Hut ziehst, herumdreht und zu ihrem Manne sagt: »Das schöne Wetter ist schon vorbei, dort ziehen die Wolken auf.«

Wenn man in Abstattung der Visiten wirkliches Unglück hat, so kann man der wohlwollendste und höflichste Mensch von der Welt sein, man wird unter Umständen doch für einen Grobian gehalten. Hat man nun endlich Alles auf die Seite geschoben und stürzt auf die Straße, den lange verschobenen Besuch endlich zu machen, so ist man vielleicht



in Gedanken und sieht nicht, daß dort, keine zehn Schritte von uns, das fragliche Ehepaar vorübergeht. Man rennt nach dessen Hause, man athmet freudig auf, als einem der Bediente sagt: »Die Herrschaften sind ausgegangen.« Man nimmt mit der größten Beruhigung zwei Karten, kneift mit wahrer Befriedigung ein Ohr hinein und giebt sie dem Bedienten während man unendlich bedauert, Niemanden zu Hause gefunden zu haben.

Gegen Ein Uhr kommen Herr und Frau von C. unter einem kleinen Wortwechsel nach Hause. »Aber wie kann man so etwas glauben?« sagt er. — »Du wirst es schon sehen!« entgegnete sie. Darauf treten Beide in's Haus, und ehe noch die Glasthüre des Hausganges hinter ihnen geschlossen ist, fragt man schon nach deinem Namen. »War der Herr X. heute Morgen vielleicht hier?« so fragt die Dame des Hauses, und die beiden Karten, die ihr der Bediente übergiebt, hält sie nun dem Gemahl triumphirend unter die Nase, wobei sie indignirt ausruft: »*Ah, c'est trop!* Man muß schon gestehen, deine Herren Bekannten behandeln uns mit großer Aufmerksamkeit!«

Von dem Moment an bist du verloren; du hast absichtlich in den ersten acht Tagen keinen Verdauungsbesuch gemacht, du bist endlich absichtlich an dem Morgen hingegangen, wo du Herrn und Madame C. auf der Straße begegnetest und also genau wußtest, daß sie nicht zu Hause seien; du bist auf deinen unhöflichen Gängen ertappt worden, du bist ein gesellschaftliches Scheusal. — Die Folge von allem dem empfindest du zuweilen recht schmerzlich, denn wenn dich auch der Verlust der großen Soiréen nicht besonders bekümmert, so ladet man dich nicht mehr zu kleinen feinen Dinern oder zu angenehmen Spielpartien ein. Du

bist geachtet, verstoßen, verbannt, und hast nur drei gleich bedenkliche Wege, dich dafür zu entschädigen, indem du entweder zum Einsiedler zum Selbstmörder oder zum Ehemanne wirst. So viel ist gewiß, theurer Leser, nimm dich in Acht und unterlasse keine dergleichen nothwendigen Besuche! Das hat schon oft Manchen in's Unglück gebracht. Halte in Geduld aus, bis dir endlich der Tag der Erlösung schlägt und man übereinkommt, sich gegenseitig keine dergleichen Visiten mehr zu machen. Tröste dich unterdessen mit denen, welche die Besuche, die wir zu machen gezwungen sind, in Empfang nehmen müssen – jenen Opfern unserer gesellschaftlichen Zustände, die von einer großen Soirée nichts haben, als ein völlig derangirtes Haus, viel zerbrochene Gläser und viel zersprungenes Porcellan, einen halb geleerten Weinkeller, üble Nachreden, Undank und vor allen Dingen wenigstens ein Dutzend sehr langweiliger Vormittage, an welchen sie die mehrfach besprochenen Besuche zu empfangen haben und an welchen man ihnen erzählt, wie deliciös es bei ihnen gewesen sei, wie köstlich und amusant, die Unterhaltung so geistreich, daß Souper so vortrefflich servirt.

In diesem letzteren Falle nun befindet sich zu Anfange des neunundzwanzigsten Capitels dieser überaus wahrhaften Geschichte das freiherrlich von Brander'sche Ehepaar, namentlich die bessere und schönere Hälfte desselben, die Freifrau von Brander, auch Rosa Immergrün genannt.

Der Herr Gemahl hatte an den Vormittagen so außerordentlich viel auf dem Exercirplatze und in der Caserne zu thun, daß es ihm unmöglich war, Einiges von seiner kostbaren Zeit damit zu vergeuden, daß er die Visiten der sehr dankbaren Eingeladenen hochselbst entgegen nahm.

An diesem Morgen aber ist er zufällig zu Hause; es ist ein Feiertag, und da an einem solchen nicht öffentlich exercirt werden darf, so hatte der Major seinen militairischen Kindern nur dadurch eine Freude zu verschaffen gewußt, daß er sie Morgens um sechs Uhr mit frisch angestrichenem Lederzeug und frisch lackirten Helmen und Patrontaschen antreten ließ. Diese Musterung war recht angenehm und befriedigend vorübergegangen, und der Major hatte sich in der besten Laune, nur begleitet von dem Adjutanten von Stifeler, nach seiner Wohnung zurückbegeben.

An Sonn- und Feiertagen war der Adjutant Vormittags meistens in dem Hause des Chefs zu finden. Er frühstückte dort mit dem Major in dem Arbeitszimmer desselben; dabei wurde die Dienstthätigkeit der vergangenen Woche ruhig durchgegangen und in ernste Erwägung gezogen und nebenbei erschrecklich viel geraucht.

Der Freiherr von Brander hatte an diesem Morgen seinen Waffenrock abgelegt, war in den leichten Schlafrock geschlüpft und rauchte eine neue Meerschaumpfeife, die er jeden Augenblick betrachtete und häufig mit dem Aermelaufschlag polirte.

»Ein Capitalstück!« sagte er nach einer Pause; »sehen Sie, bester Stifeler, wie es anfängt, sich unten angenehm zu bräunen, es ist ein Prachtstück; der junge Herr von Steinbeck, der mir dringend empfohlen ist, der mich so zu sagen, als seinen zweiten Vormund betrachtet, brachte es mir aus Wien mit. Das muß man ihnen da unten schon lassen: Meerschaumköpfe verstehen sie zu schneiden. Ist dieser nicht famos?«

»Capital!« sagte Stifeler mit einer tiefen Stimme.

»Sollten Sie wohl glauben,« fuhr der Major nach einer Pause fort, »daß es Leute giebt, die behaupten, es sei nicht mehr gentil und anständig, Meerschaumköpfe zu rauchen?«

Der Adjutant schauderte und sagte mit gepreßter Stimme, er glaube nicht, daß es solche Menschen gebe.

»Und doch!« rief der Major triumphirend, »sehen Sie unsern Generalauditeur an. Der Mann hat, Gott weiß, woher, so kleine schwarze Chemnitzer Thonköpfe bekommen und bildet sich nun ein, das sei etwas Elegantes. Ich hab's ihm aber auch gesagt: so ein Chemnitzer Kopf ist passend für einen Unterofficier, aber Jemand, der Stabsofficiersrang hat, kann sich, wenn er nicht den ganzen Tag Cigarren rauchen will, nur der Meerschaumköpfe bedienen. – Zwiebel!« unterbrach hier der Major den Strom seiner Beredtsamkeit und schaute ärgerlich nach dem Bedienten um, der in der Ecke drinnen beschäftigt war, die blank gewichsten Stiefel seines Herrn auf einem Gestelle in saubere Richtung zu bringen. »Zwiebel!« rief der Major abermals, »mach' keinen so höllischen Lärmen!«

Der Bediente duckte sich sichtlich zusammen und machte ein höchst jammervolles Gesicht; dann entfernte er sich auf den Zehenspitzen und zog die Thüre ohne Geräusch hinter sich zu.

Der Major sah ihm grimmig nach, zog einige gewaltige Züge aus seiner Meerschaumpfeife und sagte alsdann: »Sollte man das glauben, daß ich jetzt volle zwei Jahre an diesem Kerl erzogen habe, an ihm herumgeschliffen und polirt, und nun endlich finden muß, daß statt guten und brauchbaren Stoffes nur eine jämmerliche, nicht zu verwendende Masse an ihm ist? Ist das nicht fürchterlich, Herr Lieutenant von Stifeler?«

»Fürchterlich!« wiederholte der Adjutant und sah mit trostlosem Gesichtsausdruck nach der Thüre, durch welche Zwiebel so eben verschwunden.

»Ich habe mir,« fuhr der Major fort, »mit diesem Menschen die unsäglichste Mühe gegeben, ich habe ihm das Serviren beigebracht, ich habe ihm etwas gute Lebensart eingeprägt, ich habe ihm eine außerordentlich elegante Livree machen lassen und zu ihm gesprochen: Siehst du, Zwiebel, wenn du meinen Befehlen gehörig folgst, so kann aus dir ein ganz gewichster Kerl werden; wenn du ausgedient hast und ich mir einen neuen Burschen anschaffen muß, so soll es mir gar nicht schwer fallen, dir bei fortgesetztem gutem Lebenswandel eine anständige anderweitige Anstellung zu verschaffen.«

»Ich weiß, es,« sagte von Stifeler empört. »Der Herr Major haben für diesen Burschen väterlich gesorgt.«

»Ja wohl, väterlich!« sprach groß der Major; »das ist das rechte Wort, und darnach geht diese undankbare Creatur hin und blamirt mich vor meiner ganzen Whistgesellschaft!« – Bei diesen Worten betrachtete der Major angelegentlich seinen Meerschaumkopf, und nur das sanfte Braun, das dort zu Tage kam, schien ihm einigermaßen einigen Trost zu gewähren.

»Waren Sie in dem Augenblicke in dem Zimmer?« fuhr der Freiherr von Brander nach einer Pause fort. »Gott der Gerechte! ich meine, mich sollte der Schlag treffen. Vorn die Theegesellschaft hatte sich glücklicherweise verlaufen, Madame sich in ihr Zimmer zurückgezogen, und da sitzen wir so harmlos beieinander und rauchen und plaudern, und der alte Oberst war so in seinem Gott vergnügt; er hatte einen glücklichen Tag gehabt, wir alle eigentlich mit ihm;

denn bei der Parade, die an jenem Morgen stattfand – Seine Majestät der König hielt jene Parade ab – da wandten Allerhöchstdieselben Ihr Pferd herum, wie wir mit klingendem Spiel anrückten, und sagten zu ihrem ersten Adjutanten: Ah, das zwanzigste Regiment! und Sie begreifen, bester von Stifeler, was dieses königliche Wort heißen wollte. Seine Majestät wollte unzweifelhaft damit ausdrücken: bis jetzt habe ich nur so aus Pflicht die Parade mit ansehen müssen, aber von dem Augenblicke an, wo das zwanzigste Regiment aufmarschirt, macht es mir ein wahres Vergnügen. Für mich war dieses wichtige Ereigniß doppelt angenehm! denn in dem Augenblicke, wo seine Majestät sprachen: Ah, das zwanzigste Regiment! hatte ich das Glück, gerade mit meinem Bataillon vorbeizumarschiren. Dieser Ausdruck hat uns alle sehr glücklich gemacht. Er steht auch im Parolebefehl desselbigen Tages!«

»Es war in der That ein sehr glückliches Ereigniß,« sagte der Adjutant mit großer Rührung.

»Daraus sieht man,« fuhr der Major fort, »wie so leicht es den großen Herren wird, die Begeisterung für sich zu erwecken. Ich kenne mein Bataillon, Herr Lieutenant von Stifeler, und Sie kennen es auch. Mit jenem Wort im Leibe hätte ich mit meinem Bataillon an jenem Morgen eine Schanze genommen, und wäre sie mit vierundzwanzigtausend Teufeln besetzt gewesen. – Ah, das zwanzigste Regiment!«

Der Major schritt ein paar Mal würdevoll im Zimmer auf und ab und brummte jenen Parademarsch zwischen den Zähnen, unter dessen Klängen das Regiment damals vorbeimarschirt war. Endlich blieb er vor dem Adjutanten stehen, faltete seine Hände auf dem Bauche und sagte: »Aber hören

Sie weiter! Diesen Tag wollte ich am Schlusse meiner Whistpartie besonders feiern, mit Champagner feiern! Wir waren noch unser acht, darunter zwei Hauptleute, die in solcher Gesellschaft wenig zu trinken pflegen, und da hätten also zwei Flaschen vollkommen ausgereicht. Was geschieht? Als wir so fest bei einandersitzen, rufe ich dem Zwiebel zu: bringe uns Champagner! und nun denken Sie, bester von Stifeler, statt meinem Befehle stillschweigend Folge zu leisten, anstatt, wie ich es ihm befohlen, die Flaschen mit einer Serviette umwickelt zu bringen, sieht er mich groß und dumm an und sagt: Befehlen der Herr Oberstlieutenant, daß ich beide Flaschen auf einmal bringen soll? – – Da war alle Illusion zerstört; der Oberst lachte, die Gäste lachten, und ich mußte nothgedrungen am Ende auch mit lachen. – Aber dem Zwiebel werde ich das niemals vergessen.«

Während der Major auf diese Act den Freuden der Erinnerung lebte, saß Rosa Immergrün in ihrem Zimmer neben dem Salon, das der geneigte Leser bereits kennt, auf dem Eckdivan –

unter blüh'nden Mandelbäumen.

Eigentlich waren es nur ein Kirschlorbeer- und ein Citronenbaum, welch letzterer seine Blätter einigermaßen verloren hatte. Da saß sie und nahm Besuche an. Neben ihr lag des Goldkäfers letzte Brautfahrt, einige Albums und das Bedeutendste, was die neueste Literatur in diesem Zeitpunkte hervorgebracht, deutsch, französisch und englisch. Diese Schätze war Zwiebel angewiesen, während des dasitzenden Besuches von Zeit zu Zeit noch zu vermehren; denn bald brachte er ein Buch herein, und wenn ihn Rosa Immergrün ziemlich unfreundlich fragte, was er schon wieder wolle, so

war der unglückliche Zwiebel dahin instruiert, die Antwort zu geben: die Verlagshandlung von Knittel und Compagnie habe verlangt, daß dieses Werk im Namen des Verfassers augenblicklich übergeben werde. Auch Manuscripte schleppte der treue Zwiebel herbei mit kleinen Briefchen, und nachdem die Schriftstellerin solche gelesen, sagte sie unmuthig zu den vor ihr Sitzenden: »Ich habe, wie Sie sehen, nicht einen Augenblick für mich; da soll ich schon wieder ein Urtheil abgeben über einen dreibändigen Roman.« Auch ein armer, unglücklicher Maler wurde ihr zuweilen gemeldet, jedoch niemals vorgelassen; denn Rosa Immergrün hatte jetzt unmöglich Zeit, ihm eine Sitzung zu gewähren zu dem Portrait, welches demnächst in der Modezeitung von der gefeierten Dichterin erscheinen sollte.

So waren nach und nach sehr Viele zum Besuche da gewesen von der ästhetischen Theegesellschaft. Wenige von der Whistpartie. Da hatten die Erstgenannten, unter ihnen der treffliche Goldenstein, die genialen Silber-, Morgen- und Abendsteine, sich dankbar ausgedrückt, wie außerordentlich sie sich amusirt, wie göttlich, geistreich und genußvoll jener Abend für sie gewesen sei. Da hatte die dicke Regierungsräthin abermals schalkhaft mit dem Finger gedroht und lächelnd gefragt, was sie denn eigentlich thun müsse, um bei einer ähnlichen nächsten Gelegenheit auch in den ersten Kreis der Vertrauten gezogen zu werden. Da hatte die gutmüthige Frau des Canzleirathes, die demselben am Morgen nach der Soirée versichert, unter Anderem seien bei Brander's die Salate so unverantwortlich schlecht gewesen, daß sie acht Tage lang an einer Unverdaulichkeit hätte leiden müssen, da hatte diese also im wohlwollenden Tone die Hausfrau gefragt: »Aber, beste Majorin, etwas dürfen Sie mir



nicht vorenthalten, das ist das Recept zu Ihrem köstlichen italienischen Salate.«

Zwischen diese Besuche tröpfelte auch hie und da einer von der Whistpartie hinein; doch geschah dies nur spärlich, und die alten Herren wurden auch nicht mit jenem holdseligen Lächeln empfangen, wie die Beisitzer und Beisitzerinnen des geheimen ästhetischen Cirkels. Fanden sich zufällig von beiden Partien zusammen, so ließ das die Majorin auch so hingehen, und indem sie mit ihren Vertrauten sprach, wurden die anderen, prosaischen Elemente so nebenbei mitgeduldet. Traf es sich jedoch zufällig, das sie sich mit einem der letzteren allein befand, so wurde augenblicklich nach dem Major geschickt, der sich aber meistens mit wichtigen, unaufschiebbaren Geschäften entschuldigen ließ und den Besuch einlud, sich in sein Zimmer zu verfügen, was denn auch ein solcher Besuch gewöhnlich auf's Bereitwilligste annahm und, während er dann später bei dem Hausherrn eine Cigarre rauchte, das sanfte Gespräch der Hausfrau nicht leicht vermißte.

Unterdessen hatte es zwölf Uhr geschlagen; die Stunden, in welchen die Majorin ihre Visiten empfing, waren vorüber, und Zwiebel erhielt den Befehl, Niemand Gewöhnliches mehr vorzulassen, das heißt Niemand, der blos durch die Einladung zum ästhetischen Thee oder zur Whistpartie sich ein Anrecht auf einen Besuch erworben hatte. Die Freunde des Hauses waren natürlicherweise in diesen Befehl nicht einbegriffen, weßhalb denn auch Zwiebel kurze Zeit, nachdem er diesen Befehl erhalten, die Thüre öffnete und hineinmeldete: »Herr von Steinbeck!«

»Sehr angenehm!« entgegnete die Majorin; »man soll es meinem Manne sagen.«

Zwiebel zog sich zurück, und man öffnete gleich darauf dem jungen Herrn die Thüre, der sehr elegant gekleidet war, aber etwas linkisch eintrat, schon an der Thüre seine Verbeugung anfang und dieselbe mit steter Hutbewegung so lange wiederholte, bis er sich einer der rettenden Hände der Majorin bemächtigt hatte, welche er ehrerbietigst küßte, und sich alsdann in einen Stuhl neben dem Eckdivan niederfallen ließ. Eine Zeit lang stierte er ziemlich nichtssagend vor sich hin, sah zuweilen seine Nachbarin an, schluckte dann einige Mal heftig, kratzte sich mit dem Knopfe seines Spazierstöckchens rechts und links an der Nase und sagte endlich, nachdem er sich auch mit dem Hutdeckel das Kinn gerieben: »Ich versichere Sie, Frau Majorin, es ist heute verdammt heißes Wetter.«

»Sehr warm,« lispelte Rosa lächelnd und fügte verbindlich hinzu: »wollen Sie nicht gefälligst ablegen?«

»Danke wirklich,« entgegnete der junge Herr. »Ich halte Hut und Stock gerne in der Hand; es sind das so artige Spielzeuge, wenn man so eigentlich über gar nichts plaudert, wissen Sie, wenn man eine so gewöhnliche Conversation macht.«

Rosa Immergrün schlug lächelnd die Augen nieder und entgegnete mit vielsagendem Tone: »Gleich wird der Major kommen, Herr von Steinbeck. Mit dem haben Sie doch lieber zu thun, als mit mir, mit dem spricht sich leichter; nicht wahr?«

Der junge Herr wußte nicht, ob er Ja oder Nein sagen sollte. »Oh, nicht doch!« versetzte er nach einer kleinen Pause; »der Baron und ich haben freilich einerlei Thema's, worüber wir gern sprechen und worin wir uns vollkommen verstehen: Pferde, Hunde, Soldaten und was so drum und dran

hängt; aber Sie müssen deßhalb nicht glauben, meine Gnädige, daß ich nicht ein Gespräch mit Ihnen vorzöge über das Theater, das Wetter, auch über Bücher.«

»Auch über Bücher?« fragte lächelnd Rosa Immergrün.

»Allerdings,« antwortete Herr von Steinbeck wichtig. »Ich habe neulich angefangen, mich sehr mit der Literatur zu beschäftigen! Ich lege mir eine Bibliothek an.« Bei diesen Worten streckte er beide Beine von sich, legte eines über das andere und bemühte sich, mit hoch emporgezogenen Augenbraunen und sehr spitzigem Munde den Staub von seinen glänzend lackirten Stiefeln wegzublasen. »Ja, ja,« wiederholte er, »eine vollkommene Bibliothek lege ich mir an.«

»Das wäre!« sagte erstaunt die Majorin; »und wie fangen Sie das an?«

»Nun,« erwiderte Herr von Steinbeck mit sehr ernstem Tone, »ich nehme die großen Zeitungen zur Hand, und was in denselben besonders gelobt ist, das kaufe ich.«

»Und nachher lesen Sie's durch?« fragte die Majorin.

»Nicht immer,« entgegnete der junge Herr. »Ich vertraue unbedingt dem Lob der großen Zeitungen und bin dann überzeugt, daß die Werke, welche darin angepriesen werden, sehr klassisch sind. Aber mich langweilen sie doch manchmal.«

»Das ist das Erste, was ich höre, daß Sie sich langweilen!« sagte laut lachend die Majorin; »wie kann man Langeweile haben, wenn man so viele Geschäfte hat wie Sie?«

Herr von Steinbeck sah die Dame des Hauses mit großem Blicke an und versetzte nach einer Pause: »Sie lachen über mich, und wenn Sie sagen, ich hätte viel zu thun, so wollen Sie damit ausdrücken, ich hätte gar nichts zu thun; aber ich versichere Sie, Frau Majorin, da irren Sie ganz gewaltig.

Wer sich so seinen Freunden und den öffentlichen Angelegenheiten widmet, wie ich, der weiß kaum, wo er zu allem dem die nöthige Zeit herbringen soll. Sehen Sie« – bei diesen Worten zog er seine Uhr heraus – »jetzt ist es schon wieder ein viertel nach Zwölf, und ich sollte schon längst auf dem Schloßplatze sein.«

»Bei der Parade?« sagte lächelnd die Majorin.

»Die Parade bekümmert mich eigentlich nur in meinen Freistunden,« entgegnete der junge Herr mit wichtiger Stimme.

»In Ihren Freistunden?«

»Gewiß, nur dann; aber meistens betrachte ich die Zeit der Parade als eine Art gesellschaftlicher Börse, als wenn ich mich militairisch ausdrücken soll, einen bürgerlichen Apell, wo man seine Bekannten trifft, wo man sich gegenseitig die Parole giebt und empfängt, d. h. wo ausgemacht wird, an welchem Ort man Nachmittags seinen Kaffee trinkt, ob man in's Theater geht oder wo man sich sonst amüsirt.«

»Auf diese Art aber haben Sie außerordentlich viel zu thun,« antwortete die Majorin.

»Ich brauche in der That meine ganze Zeit,« versicherte Herr von Steinbeck. Dabei zupfte er an seiner Halsbinde, strich sich durch's Haar und stützte darauf den Stockknopf mit wichtiger Miene unter das Kinn.

»Meine ganze Zeit,« wiederholte er nach einer Pause; »jetzt geht es indeß besser, ich kann mich doch wieder rühmen, ich habe hie und da einen freien Moment. Aber ich versichere Sie, Frau Majorin, vor einem halben Jahre, bei Eröffnung der Eisenbahn, da war ich der geplagteste Mensch unter der Sonne.«

Die Majorin hatte ihr Buch von des Goldkäfers letzter Brautfahrt in die Hand genommen und blätterte darin herum; zuweilen bei dem Geschwätze des Herrn von Steinbeck schaute sie einen Augenblick in die Höhe, um ihm damit anzuzeigen, daß sie weit entfernt sei, seinen Worten keine Aufmerksamkeit zu schenken. Gelegentlich sah sie auch sehnsüchtig nach der Thüre, wo der Major noch immer nicht erschien.

Wenn Herr von Steinbeck einmal im Flusse der Rede war, so hörte er sich gern sprechen, und dann plätscherten seine Worte nieder, wie ein Herbstregen, aber auch wie ein solcher langweilig und unerquicklich.

»Ja, die Eisenbahn,« fuhr er fort, »nahm mich sehr in Anspruch, anfänglich die Probefahrten; ich habe keine einzige versäumt, ich war sogar auf dem Zuge, als seine Majestät der König zum ersten Male fuhr. Eine kleine Bestechung, und so was gelingt immer! – Nachdem die Bahn dem Verkehr übergeben war, hatte ich wirklich außerordentlich viel zu thun, um die Züge ankommen und abfahren zu sehen, und mir genau zu notiren, wie viel Minuten jeder einzelne zu früh oder zu spät eintraf. Es ist das von großer Wichtigkeit, und ich habe nicht verfehlt, meine Bemerkungen während des ersten halben Jahres dem Eisenbahndirector mitzutheilen. Er war mir dankbar dafür. – Jetzt aber ist diese Geschichte in Ordnung, sie nimmt mir nicht viel Zeit mehr weg, und ich kann jetzt meinen Beschäftigungen regelmäßig wieder nachgehen.«

»Es ist ganz erstaunlich,« sagte die Majorin, abermals aufblickend; sie hatte aber während der Zeit einen halben Gesang ihres Gedichtes durchgelesen.

»Wenn nur nicht wieder in nächster Zeit die Assisen eröffnet würden!« fuhr Herr von Steinbeck mit einem tiefen Seufzer fort, »in der Zeit bin ich immer außerordentlich geplagt.«

»Wie so?« fragte die überaus höfliche Majorin.

»Ich habe noch nie eine wichtige Sitzung versäumt,« entgegnete stolz der junge Herr; »ich halte das für meine Schuldigkeit, aber ich versichere Sie, man muß darunter leiden. Die Hitze in dem Saal, das stundenlange Hinstehen, die oftmals sehr langweiligen Reden der Advocaten, das kann einen schon zur Verzweiflung bringen. Ich war bei der letzten Session – der berühmten Falschmünzergeschichte – außerordentlich froh, als sich auf einmal in dem Saal die Nachricht verbreitete, es sei zwei Stunden vor der Stadt eine Locomotive stecken geblieben, wodurch ich einen genügenden Grund bekam, den heißen Saal zu verlassen, und wodurch ich es bei meinem Gewissen verantworten konnte, den Schluß der wichtigen Sitzung nicht mit anzuhören. – Die Locomotive saß ungeheuer fest; wir mußten den ganzen Nachmittag arbeiten, um sie wieder auf die Schienen zu bringen; und es war an dem Tage verflucht heiß.«

»Ah, da kommt der Major!« rief nun plötzlich das unglückliche Schlachtopfer dieses Geplauders, und in demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und der längst Erwartete trat ein.

Der Freiherr von Brander war in Uniform: Waffenrock mit sehr dicken Epauletten, und er eilte auf den jungen Herrn zu und reichte ihm beide Hände zur Begrüßung dar. Herr von Steinbeck konnte aber von dieser großen Freundschaftsbezeugung nur einen sehr mäßigen Gebrauch machen; denn mit der einen Hand hielt er den Hut, mit der anderen den

Stock, und so blieben für den Major nur zwei Finger übrig, die er auf's Liebreichste mit seinen beiden Händen umfaßte und schüttelte.

»Guten Morgen, lieber Major!« sagte der junge Herr freundlich lächelnd; »Sie sehen, ich bin pünktlich, ein Viertel nach Zwölf, und ich hätte wahrhaftig auf Sie warten müssen, wenn nicht die gnädige Frau so freundlich gewesen wäre, mir zu erlauben, sie ein wenig zu unterhalten.«

»Richtig! schon ein Viertel nach Zwölf,« entgegnete der Major, bedeutsam hustend, und sah seine Frau dabei an. Diese schien den Blick vollkommen zu verstehen; sie legte das roth eingebundene Buch nieder und setzte sich, aber mit einem etwas verdrießlichen Gesichte, in Position. Der Major rückte seinen Stuhl neben den des jungen Herrn, und es gelang ihm nach einigen fruchtlosen Versuchen, demselben Hut und Stock freundschaftlich zu entwinden und Beides auf dem Tische niederzulegen.

»Ja, mein Bester,« sprach nun der Major wieder nach einer Pause, während welcher er seine Stiefelabsätze zusammenschlug, daß die Sporen klirrten, »wir haben uns also verabredet, ein Viertel nach zwölf Uhr zusammen zu kommen, um das Nähere zu besprechen, ehe der Justizrath Werner erscheinen wird, der sich bis um Ein Uhr angemeldet hat.«

»Ganz recht, ganz recht!« sagte Herr von Steinbeck. »Ich war also in der vorigen Woche mit dem Schreiben des Herrn Justizraths auf dem Schlosse – wie heißt es doch?«

»Gleichviel, gleichviel!« versetzte eifrig der Major; »also Sie waren da? nun, da bin ich begierig, zu erfahren, welchen Eindruck Sie von dort mitnahmen.«

»Ach, ich muß gestehen, einen überaus günstigen, besonders was die junge Dame anbetrifft; auch ist das Landgut

schön gelegen, die Gebäude vortrefflich, die Gegend allerliebste. Es hat mir im Ganzen recht wohl gefallen – aber –«

»Sie soll sehr gut erzogen sein,« sagte der Major mit großer Würde, »sie soll die besten Lehrer gehabt haben; man hat in ihrer Erziehung nichts versäumt.«

»Das schien mir auch so,« entgegnete Herr von Steinbeck, »und ich muß gestehen, ich bin wohl entschlossen, diese Verbindung einzugehen, aber –«

»Sie ist außerordentlich reich,« warf die Majorin leicht hin, »und die Familie sehr respectabel.«

»Ja, aber –« sagte Herr von Steinbeck und schaute die Majorin mit einem ziemlich nichtssagenden Blicke an. »Die Familie ist allerdings sehr respectabel; der Mann wenigstens, obgleich viel geschehen ist, diesem Namen Unangenehmes anzuhängen.«

»Das ist wahr,« seufzte die Majorin, »aber nur allein durch den Sohn, durch jenen Herrn Eugen. Was der der alten Staatsrätin schon für Kummer verursacht hat! – Und nun erst diese letzte Geschichte! Gott! wenn ich bedenke, daß er erst wenige Tage vor dem Vorfall hier in diesem Salon war, hier bei mir in meinem Hause?«

»Die Schwägerschaft ist mir gerade nicht das Angenehmste bei der Sache,« antwortete der junge Mann.

»Der ist beseitigt!« sprach der Major in bestimmtem Tone; er wird es nicht wagen, sich vor einem Bekannten sehen zu lassen. Wenn er auch jenen jungen Schoppelmann, einen braven jungen Menschen, der die Ehre seiner Schwester vertheidigte, wenn er ihn auch glücklicher Weise nicht todtgeschlagen hat, so hat er ihn doch so darniederlegt, daß derselbe gewiß über sechs Wochen das Bett hüten muß. Es ist das ein Criminalfall.«



Rosa Immergrün schauderte. – Hier in diesem Zimmer hatte er gesessen, der hart an dem Mörder vorbeigestreift war und der jetzt, dem Criminalgericht verfallen, flüchtig in der Welt umherirrte. Sie hatte schon angefangen, das in einen kleinen Roman zu bringen; doch können wir dem geneigten Leser zu seiner Beruhigung versichern, daß er nicht in den Fall kommen wird, auch noch obendrein diese Bearbeitung der Eugen Stillfried'schen Thaten lesen zu müssen, indem jeder Roman weder beendet noch gedruckt wurde.

»Es ist eigentlich merkwürdig,« sagte der Herr von Steinbeck, »daß ich diesen Eugen Stillfried nie gesehen, wenigstens nicht gekannt habe; er könnte mir heute begegnen, und ich würde nicht wissen, wer er ist.«

»Das ist begreiflich,« meinte sehr ernst der Major und drückte seine dicken Epauletten etwas nach hinten. »Die Beschäftigungen und Liebhabereien jenes Herrn Stillfried waren auch beständig der Art, daß er anständigen jungen Leuten fern blieb.«

»Kommen wir also zu Ende!« fuhr der Herr Steinbeck fort. »Wie ich Ihnen schon vorhin bemerkte, hat mir die junge Dame außerordentlich wohl gefallen. Ihr Vermögen ist sehr beträchtlich.«

»Ueber hundertfünzigtausend Thaler!« schaltete der Major ein.

»Aber,« sagte der junge Mann, an den diese Worte hauptsächlich gerichtet waren, »wir sind ja unter uns und können diese Sache offen besprechen; es soll da in dem Stillfried'schen Hause, namentlich in Betreff dieser Tochter, Manches räthselhaft sein. Und wir müssen doch zuerst klar sehen, wie sich diese Sache verhält.«

»Das müssen wir vor allen Dingen,« versetzte der Major, »und da Sie sich in dieser Sache vertrauensvoll an mich gewandt, so versäumte ich nicht, mich mit dem Justizrath Werner ernstlich darüber zu benehmen.«

»Nun?« fragte gespannt der junge Mann.

Der Major klirrte abermals mit seinen Sporen, öffnete sodann ein paar Knöpfe an seinem Waffenrock und steckte seine rechte Hand dort sehr würdevoll hinein. »Sie bemerkten vorhin, mein lieber junger Freund,« nahm er alsdann das Wort, »daß in dem Stillfried'schen Hause manch Räthselhaftes vorgefallen sei, und das ist durchaus nicht in Abrede zu ziehen. Was mich anbelangt, so habe ich den alten Staatsrath noch genau gekannt. Das war ein braver, redlicher Herr und ungeheuer wissenschaftlich gebildet. – Er ist todt, das wissen wir alle. Seine Frau nun, die Staatsrätthin, war eine Dame von Welt, eine brillante Erscheinung in der Gesellschaft. Gott der Gerechte! wie oft war sie hier in diesem Salon! Dort in jenem kleinen Fauteuil pflegte sie zu sitzen.«

Herr von Steinbeck folgte mit den Augen den Fingern des Majors und blickte den kleinen Fauteuil so genau an, als wollte er jetzt noch die Gestalt der Staatsrätthin dort entdecken.

»Nun hatten sie also einen Sohn, das war jener Herr Eugen, und vielleicht nach zehn Jahren verbreitete sich das Gerücht, der Staatsrath sei nun ebenfalls mit einer Tochter beschenkt worden. So viel ist sicher, daß unser alter Oberst, der im Hause sehr befreundet war, den Staatsrath einmal über diese Angelegenheit befragte und dieser zur Antwort gab: ja, wir haben eine Tochter, und dann setzte er hinzu: sie ist sehr kränklich und schwach, sie muß auf dem Lande erzogen werden.«

»Das ist schon etwas,« entgegnete Herr von Steinbeck, der dem Major aufmerksam zugehört.

»Und daß der Staatsrath so gesprochen, darauf giebt der Oberst sein Ehrenwort.«

»Und das ist wie ein schriftliches Document,« antwortete, sich vorbeugend, der junge Mann.

»Was nun Alles die böse Welt über jene Tochter gefabelt, das kann uns im Grunde sehr gleichgültig sein, d. h. in dem Falle, wenn Sie fest entschlossen sind, mit jener jungen Dame eine Verbindung einzugehen, zu der weder ich noch meine Frau an- oder abgerathen haben. Das müssen Sie nicht vergessen, Herr von Steinbeck. Wenn Ihnen also diese Verbindung wünschenswerth erscheint – und das junge Mädchen soll ein wahrer Engel sein – so halten Sie an jenem Ausspruche des Vaters fest, namentlich aber an den vollgültigen Papieren über Geburt und Taufe, welche der Justizrath Werner jeden Augenblick bereit ist, Ihnen im Auftrage der Staatsrätthin vorzulegen.«

»Ist er das wirklich?« fragte der junge Mann. »Man hat mir gesagt, mit dem Justizrath sei sehr schlecht Kirschen essen, und er pflege gerne Ausflüchte zu machen.«

»In diesem Falle gewiß nicht!« sagte der Major. »Es handelt sich ja nur um Ja und Nein. Legt er die Papiere vor – gut, wir prüfen sie und sind nach Befund zufrieden; legt er sie nicht vor oder finden wir die Documente nicht in der Ordnung, so gehen wir in der Sache nicht vorwärts. Das ist meine Ansicht.«

»Und auch die meinige,« bemerkte Herr von Steinbeck, wobei er den Knopf seines Stockes, den er wieder vom Tische an sich genommen, mit einer außerordentlich entschlossenen Miene unter das Kinn stützte.

Daß auch Rosa Immergrün dieser Ansicht sei, bestätigte sie durch ein stummes Nicken mit dem Kopfe.

Schließlich konnte Herr von Steinbeck sich nicht enthalten, die Ansicht auszudrücken, daß, wenn sich also sämtliche Papiere in Ordnung befänden, er durchaus nicht abgeneigt sei, jene Verbindung einzugehen. Doch setzte er hinzu, der Major sowohl wie die Majorin möchten nicht glauben, daß ein, wenn auch noch so gefürchteter Mann wie der Justizrath, ihm zu imponiren im Stande sei, daß er sich vorgenommen habe, diesem Geschäftsmanne der Staatsrätthin gegenüber ernst und fest aufzutreten.

Es war nachgerade Ein Uhr geworden, und der Justizrath Werner erschien zu dieser vorher bestimmten Stunde, um wegen der Angelegenheit, die wir eben dem geneigten Leser mittheilten, mit dem Herrn von Steinbeck zu unterhandeln. Da wir alle Wiederholungen scheuen, so erlauben wir uns nur zu sagen, daß nach einer guten Stunde die Sache so gut wie abgeschlossen betrachtet werden konnte. Doch können wir nicht verschweigen, daß während dieser Unterredung der Justizrath zuweilen seltsam lächelte, wenn der Herr von Steinbeck mit großen Redensarten begann; daß ferner nur im Allgemeinen der Vorlage der besprochenen Documente als wünschenswerth erwähnt wurde; und schließlich, daß Herr von Steinbeck dem Geschäftsmann der Staatsrätthin gegenüber durchaus nicht fest und sicher auftrat, ihm aber noch weniger im Geringsten imponirte.

#### DREISSIGSTES CAPITEL.

*In welchem man erfährt, wie Madame Schoppelman ihre Kinder zu erziehen pflegt.*

Draußen auf der Straße glänzte und jubelte der Feiertag in voller Pracht und Herrlichkeit. Der Himmel hatte sich dazu tiefblau angezogen, und die Sonne schien in ihrer besten und freigebigsten Laune; sie warf nur so ganze Massen von Sonnenschein, von Licht und Glanz herab, und das theilte sie aus so liebevoll, so gut gesinnt, so ohne Ansehen der Person. Der goldene Knauf dort oben auf dem Thurme des Rathhauses erhielt von ihr nichts Besseres, als tief unten in dem Straßenwinkel auf dem Kehrhaufen die kleine Glascherbe, und beide funkelten und glitzerten in die Wette.

Und wie sich die Menschen so wohl befanden bei dieser allerwärmenden, allumfassenden Liebe des Sonnenlichtes! Da hatten sie massenweise die dunkeln Häuser verlassen und kamen hervor auf Plätze und Straßen, um zu sehen und sich sehen zu lassen. Zu den Thoren herein strömten sie aus den nächsten Dörfern, die Kirchen öffneten jetzt zur Mittagszeit ihre Halbdunkeln kühlen Hallen, und zugleich mit den tiefen Orgeltönen flutete die Menge aus ihnen heraus – Leute jedes Alters, jedes Standes; und auf Jeden schien der kirchliche Dienst anders gewirkt zu haben. Während hier zwei Männer mit weißen Haaren die Predigt einer scharfen Kritik zu unterwerfen scheinen, finden es dort zwei Frauen sehr passend, daß der sonst so sanftmüthige Prediger heute einmal einen scharfen Text unterlegt hatte und gesprochen von einem zornigen Gott, der da herfahren wird auf Gewitterwolken, sämmtlichen Sündern zum Verderben. Eine gute Kirchgängerin, die mit Herz und Seele bei der Predigt war, erkennt man noch viele Straßen weit an Gang, Haltung und Geberde; ja sogar jene jungen Mädchen, die es nicht unterlassen konnten, während der Predigt den neuen Shawl und Hut der Nachbarin zuweilen einer scharfen Musterung zu

unterwerfen, gehen still und ruhig ihres Weges und blicken mehr zu Boden, als sie sonst zu thun pflegen.

So wogt Alles durch die Straßen dahin. Männer, Weiber, Kinder, Officiere, Soldaten, und Alles strömt nach dem Hauptplatze der Stadt, um sich dort einen Augenblick sehen zu lassen und selbst zu sehen. Jetzt zieht auch die Parade dorthin mit klingender Musik, und die breite Straße, durch welche sie kommt, ist vollgepfropft mit Musikern und Militair und Volk von allen Sorten und unendlich vielen Kindern. Das alles bewegt sich bei den lustigen Klängen vorwärts, stampft daher, so gut wie möglich im Tact, schlenkert mit den Armen und versucht es, die Füße gleichmäßig zu heben, wie es das Militair in Reih' und Glied thut. Der Officier, der die Wache führt, marschirt äußerst wohlgefällig durch die Straßen, den blanken Säbel in der Hand, zumeist angestaunt von den Landleuten beiderlei Geschlechts, die rechts und links mit ihm in gleicher Linie gehen. Zuweilen neigt er die Spitze des Säbels ein klein wenig, auf diese Art einen Bekannten grüßend. Ist dieser ein Officier, so geschieht dies mit ernstem Blick, ist es aber eine Civilperson, mit herablassendem Lächeln. Auch an verschiedenen Häusern blinzelt er in die Höhe, und wenn er hier ein offenbares Zeichen des Erkennens macht, so giebt er dort durch einen schmachten Blick zu verstehen, daß er das Nothwendige gesehen hat, und hofft ebenfalls, gesehen worden zu sein.

So zieht die ganze Menge bei uns vorüber, lachend, plaudernd und schreiend, die Töne der Musik nachäffend, und wir, die wir diesem Strome entgegen kommen, drücken uns in eine Thürvertiefung, um nicht mit fortgerissen zu werden.

Dorthin zieht die Militairmusik; wir wenden ihr den Rücken, lassen die neueren, helleren Stadtviertel hinter uns

liegen und steigen zu dem Marktplatze hinab, der heute in sonntäglicher Feier und Stille daliegt, und auf welchem die heiße Mittagssonne gewaltig herrscht. Hier ist es schon um diese Zeit ruhiger. Der Bürger und Handwerker, der hier wohnt, hat sein Mittagsbrod schon längst verzehrt und denkt die heißen Tagesstunden im kühlen Zimmer zu bleiben, oder er rüstet sich, um mit Weib und Kind einen Ausflug zu machen und etwa auf einem benachbarten Dorfe nach ausgestandener Hitze und reichlich genossenem Staube auf der Chaussee sich einen mittelmäßigen Kaffee für theures Geld anzuschaffen.

Wir lassen den Marktplatz ebenfalls hinter uns und gehen bis zu dem Hause mit der Grafenkrone. Das Thor steht halb offen, und die Mittagsstunde, sowie der Feiertag haben eine tiefe Stille über den sonst so lebendigen Hof gebreitet. Madame Schoppelmann hielt diesen Ruhetag außerordentlich hoch, und von ihrer Seite geschieht Alles, daß derselbe, so weit die Grenzen ihres Hauses reichen, durch keinen unnöthigen Spectakel gestört und somit entheiligt werde. Zu diesem Zwecke wurden die sonst so lärmenden Thiere: Ferkel und Hunde, heute in ihren Ställen gehalten, und selbst dem Haushahn wurden nur Nachmittags ein paar Stunden vergönnt, seine Damen in freier Luft spazieren zu führen.

An einem solch hellen, sonnigen Tage, namentlich wenn man von dem blendenden Marktplatze her herein kam, war die Vorhalle oder das Wohnzimmer der dicken Gemüsehändlerin, ein sehr trübseliger, trauriger Aufenthalt. Ja, man mußte seine Augen erst an das hier herrschende Dunkel gewöhnen, um nur die Gegenstände einigermaßen unterscheiden zu können.

Sobald wir dies nun ebenfalls gethan, sehen wir Madame Schoppelmann auf ihrem gewöhnlichen Platze neben dem niedrigen, rußigen Herde sitzen, auf welchem – wie fast zu jeder Tages- und Jahreszeit – ein mächtiges Feuer loderte. Die Frau war sonntäglich angezogen, ihr Kleid von dunklem Kattun; und dazu hatte sie auf dem Kopfe eine Haube mit langen himmelblauen Bändern. Dieser Anzug wurde durch eine weiße Schürze vervollständigt – ein großer Luxusartikel, den sich die Gemüsehändlerin nur an Sonn- und Feiertagen erlaubte. Sie saß auf ihrem starken Eichenholzstuhle sehr vornübergebeugt, und hatte die beiden Arme auf ihre Knie gestemmt. Vor ihr befand sich Jungfer Clementine Strebeling in weißem Kleide, mit einer hellblauen, ziemlich koketten Schürze, und sie hatte sich auf einen Stuhl so weit von der Madame Schoppelmann und dem Feuer niedergelassen, daß jene sie im Eifer des Gesprächs nicht auf die Schulter klopfen könne, wie sie gern zu thun pflegte, und daß dieses mit seinem Rauche weder dem weißen Kleide noch dem Teint der alten Jungfer Schaden brächte.

Die Unterhaltung der Beiden mußte einen Augenblick geruht haben, und die Gemüsehändlerin schien eifrigst über etwas nachzudenken.

Nach einer längeren Pause stützte sie ihr Kinn in die Hand und sagte: »Strebelinge, nehm' Sie mir's nicht übel, aber Sie sollte doch mit Ihrem Gelde nicht gar so großartig umgehen. Meint Sie denn, so ein Capital sei nicht zu erschöpfen. Und wenn mir auch Ihr gutes Herz wohl gefällt, wenn ich auch begreife, daß Sie arme Verwandte, die sich in Noth befinden, gern unterstützt, so muß das doch mit Maß und Ziel geschehen. Hat Sie mir nicht gesagt, erst vor acht Tagen habe Sie Ihrem Vetter vierhundert Gulden geschickt? Nun ja,



das ist aller Ehren werth, damit kann er wohl eine Zeit lang zufrieden sein.«

»Oh du lieber Gott!« seufzte Clementine.

»Ja, was, lieber Gott!« fuhr die alte Frau fort; »du lieber Gott! sagt Sie immer und thut doch, was Sie will, ohne meine gutgemeinten Ermahnungen nur im Geringsten zu befolgen. Ich habe doch recht in den meisten Dingen.«

»Oh lieber Gott!« sagte Clementine abermals.

»Jetzt will Sie also sogar sechshundert Gulden wegschicken? Weiß Sie, was sechshundert Gulden bedeuten? Das sind sechshundert einzelne Gulden, und jeder Gulden hat sechszig Kreuzer, und ein Kreuzer will verdient sein, das kann Sie mir glauben.«

»Oh du lieber Gott!« sagte hierauf Clementine; »ich weiß das alles, Frau Schoppelmann; und glaubt ja nicht, weil ich in meinem Leben noch nichts verdient habe, wüßte ich das Geld nicht zu achten.«

»Ich muß schon sagen,« entgegnete mürrisch die Frau, »auch ich habe früher nicht an Ihr entdeckt, daß es Ihr Spaß gemacht hätte, Ihr Geld hinauszwerfen; aber jetzt mit Einem Mal fängt Sie an, recht toll zu wirthschaften. Nehm' Sie mir's nicht übel.«

»Ich weiß wohl, daß ich zu gut bin,« sagte die alte Jungfer und ließ ihr Köpfchen sinken, »viel zu gut. Du lieber Gott! wer kann für sein Herz?«

»Ach was, Herz!« entgegnete die alte Frau und hob sich etwas in die Höhe, indem sie sich auf ihre Hände stützte. »Mach' Sie mir die Pferde nicht scheu. Was ist da von Herz im Spiel? Gar nichts; das ist bei Ihr nur die Schwäche, daß Sie keinem Menschen was abschlagen kann: das weiß der saubere Vetter ganz genau.«

»Oh lieber Gott!«

»Und dann,« fuhr die dicke Gemüsehändlerin fort, »sag' Sie mir einmal aufrichtig, wer ist denn der Vetter eigentlich? Ich kenne doch so ziemlich Ihre Verwandtschaft, und die sind alle, Gott sei Dank! in solchen Umständen, daß sie Ihre Hülfe nicht brauchen. – Tausend Gulden – es ist ja ein ganzes Vermögen! Nun, wer ist denn der Vetter?«

»Das – – – darf ich um keinen Preis sagen. Ihr wißt selbst, Frau Schoppelmann, wenn man Jemand hilft und hängt es nachher an die große Glocke, so hat diese Hülfe schon gar keinen Werth mehr.«

Bei diesen Worten hatte Jungfer Clementine ihr Gesicht abgewandt; denn sie fürchtete, die Gemüsehändlerin mochte trotz der Dunkelheit, die in dem Gemache herrschte, die flammende Röthe bemerken, in welche sich das Gelb ihres Gesichtes verändert.

»Nun, weiß Sie was?« sagte hierauf nach einem längeren Stillschweigen und nachdem sie in ihre vorige ruhige Stellung zurückgesunken war, Madame Schoppelmann, »mir kann's ja im Grunde gleich sein; ich habe mit Ihr über die Sache gesprochen, weil ich es gut mit Ihr meine. Sie ist anderen Sinnes – gut! Bring' Sie mir morgen früh Ihren Pfandschein – ich weiß, daß Sie ordentliche, solide Papiere von Ihrem Vater selig hat, – dann will ich Ihr in Gottes Namen die sechshundert Gulden dafür geben.« Damit erhob sich die dicke Frau so rasch als möglich von ihrem Sitze, anscheinend um den Wasserkessel etwas näher zu dem Feuer zu rücken: doch war dies nur Nebensache: die Hartnäckigkeit, mit der Jungfer Strebeling darauf bestand, ihrem Vetter

zu helfen, hatte sie sichtlich erzürnt, und darauf hin stemmte sie ihre Arme in die Seite, hob den Kopf in die Höhe und ging mit hallenden Schritten auf und ab.

Clementine sah eingeschüchtert vor sich nieder und wagte es nicht, den Versuch zu machen, die Frau mit einem Worte zu besänftigen; denn das wäre in diesem Augenblicke vergebliche Mühe gewesen. Man mußte sie ihren Zorn austoben lassen, und dazu brauchte es nicht einmal lange Zeit, dann war sie wieder die guthmüthige Frau von früher.

Nachdem Madame Schoppelmann so ein Dutzend Mal auf- und abgerannt war, blieb sie vor der alten Jungfer stehen und sagte mit sehr lauter Stimme: »Aber jetzt hör Sie mich an, Strebelinge! Sieht Sie, die sechshundert Gulden zahl' ich Ihr aus; aber das sag' ich Ihr, kommt Sie mir wieder mit einer ähnlichen Geschichte, so höre ich Sie gar nicht mehr an und bin Ihr nicht so viel mehr zu Gefallen.« – Dabei schnippte die Frau mit ihren Fingern in der Luft und setzte mit einem tiefen Athemzuge hinzu: »Ich kann's nicht verantworten.«

Nach diesen letzten Worten drehte sich die Gemüsehändlerin so kurz wie möglich herum und wandte sich ihrem Wassertopfe zu, dessen Inhalt schon angenehm zu singen begann. Es kam nun die Stunde, welche ihr die liebste im ganzen Tage war; die Zeit des Kaffeetrinkens nämlich, und die Aussicht auf dieses harmlose Vergnügen beruhigten die Zorneswellen in ihrer Brust bedeutend, und Madame Schoppelmann würde in kurzer Zeit zu ihrem normalen ruhigen Gemüthszustände zurückgekehrt sein, wenn nicht in diesem Augenblicke die Thüre des Nebenzimmers aufgerissen worden wäre, und wenn nicht schon diese Bewegung an und für sich die dicke Frau einigermaßen erschreckt hätte. Dieser

Schrecken aber gab ihrem Zorne um so mehr eine Nahrung, als sie zu gleicher Zeit sah, wie ihre Tochter Katharina mit großer Heftigkeit in das Zimmer trat, die Thüre hinter sich zuschlug und sich mit blitzenden Augen der Mutter gegenüberstellte.

Das Aeußere des schönen Mädchens war merkwürdig, aber traurig verändert. Ihr volles schwarzes Haar, das sonst so zierlich und nett in dicken Flechten um den Kopf gelegt war, hatte sie offenbar in aller Eile nur leicht befestigt und ihr uns bekanntes rothes Tuch nachlässig darum gewunden. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen glühten, und aus ihnen war jener schelmische, neckende Blick verschwunden, jenes angenehme Feuer, das dieses ganze Gesicht so lieblich erwärmte, jenes Zeichen der Frische und Gesundheit. Ihr Körper, voll und doch schlank wie immer, zeigte durch seinen Anzug, daß sie heute keine Sorgfalt auf ihn verwendet hatte.

Katharina trat dicht vor die Mutter hin; sie ballte ihre rechte Hand fest zusammen und sprach mit bebenden Lippen: »Und jetzt könnt Ihr ferner sagen, was Ihr wollt, Mutter, ich thue keinen Schritt mehr in das Zimmer der Brüder!«

Statt aller Antwort zuckte die Gemüsehändlerin mit ihren Schultern, was so viel bedeuten sollte, als: »Das ist kindisches Geschwätz.« Nebenbei aber sah man an dem Gesichte der Frau, daß sie gewaltsam an sich halten mußte, um den Zorn, den Jungfer Strebeling erregt hatte, nicht gegen ihre Tochter aufflammen zu lassen.

»Thut nicht so,« fuhr diese fort, »als verstehtet Ihr mich nicht; ich habe mich freilich schon oft geweigert und bin doch immer wieder hinübergegangen; denn es war ja nun einmal mein Bruder! Jetzt aber, wo ich, Gott sei's geklagt!

die volle Schuld an dem Unglück haben soll, das ihn getroffen —«

»Die hast du auch,« sagte die Gemüsehändlerin mit leiser Stimme, indem sie ihre Lippen aufeinander biß; doch wandte sie scheinbar ruhig noch keinen Blick von ihrem Feuer und ihrem Wassertopfe.

Katharina machte eine heftige Bewegung mit der rechten Hand, als wollte sie sagen: »Sei es darum!« und gleichlautend dieser Bewegung antwortete sie auch: »Ihr habt darin Eure Ansicht ausgesprochen, und die will und kann ich nicht ändern. — Gut denn! seht mich als die Ursache an, daß der Fritz darniederliegt; — ich sage nochmals, es sei so, und wenn ich denn einmal die Ursache davon sein soll, gut! so bin ich sie und so bin ich sie gern; denn was dem dahinten geschehen, hat er hundert Mal an Euch und mir verdient.«

Bei diesen Worten wandte sich die Mutter mit einer erschrecklichen Geschwindigkeit von dem Feuer ab, und ihre Züge waren bleich vor Zorn über ihre Tochter; ihre Lippen bebten ebenso; und doch war etwas so fürchterlich Aufgeregtes in dem Auge und dem Körper des zitternden jungen Mädchens, daß die alte Frau, statt in die heftigste Wuth auszubrechen, einen Schritt zurück trat und sie nur mit rollenden Augen von oben bis unten maß.

Katharina folgte diesem Blicke fest und bestimmt; dabei war die Gluth ihres Auges so unnatürlich wild, gehässig, ja man könnte sagen: falsch, daß Jungfer Strebeling auf's Höchste erschreckt, es für sehr geeignet hielt, sich zwischen Mutter und Tochter zu drängen. Doch schob Katharina die alte Jungfer — dieses zarte Wesen — leicht mit der Hand

zurück, und dabei glitt ein sonderbares Lächeln über ihre harten, marmorgleichen Züge, als wollte sie sagen: »Du brauchst mich nicht zu schützen!«

Madame Schoppelmann schien der Ansicht zu sein, wenn sie vorderhand nichts weiter sage, so werde sich auch Katharina beruhigen und schweigen, und das erschien ihr in diesem Augenblicke das Passendste, weshalb sie sich denn auch dem Feuer schon wieder zuwenden wollte, als Katharina mit der größten Heftigkeit fortfuhr: »Ihr habt mich verstanden, Mutter! Ich habe Euch das gesagt, weil Ihr mich durch Eure Behandlung seit acht Tagen dazu gereizt – ja gereizt; Ihr habt mir befohlen, ich soll meinen Bruder pflegen, weil er krank sei, krank durch meine Schuld, und dann habt Ihr hinzugesetzt: ich könne mich dabei meiner Sünden erinnern und der Schande, die ich über Euer Haus gebracht. Ich habe Euren Befehl erfüllt, obgleich – ich gestehe es Euch – widerstrebend, mit zerrissenem Herzen; ich habe mich meiner Sünden erinnert und der Schande, die ich über Euer Haus gebracht, und habe dadurch selbst für spätere Fehler im Voraus abgebüßt. So ist meine Meinung in Betreff der Sünde und Schande; – nun gut, ich habe meinen Bruder gepflegt, und in den ersten Tagen, wo er sehr krank und bewußtlos darnieder lag, mit der Liebe einer Schwester für den Bruder; denn er war hilflos, und wenn er zuweilen seinen Blick aufschlug und mich ansah, so konnte dieser Blick ja auch heißen: ich danke dir, Katharine! Ich habe es wenigstens so angenommen, obgleich er nie daran gedacht.«

Die alte Frau hatte sich bei dieser längeren Rede, welche Katharina mit der größten Heftigkeit heraus sprach, sonderbarer Weise eher beruhigt, als noch mehr erzürnt. Es war dergleichen schon öfter vorgekommen, und dann mochte sie

als Mutter es nicht ungern sehen, daß die Strafe, welche sie der Tochter durch die Pflege des Bruders dictirt, diese offenbar tief erschüttert hatte. Genug, sie hatte ihre Arme in die Seite gestemmt, sich auf ihren Stuhl am Feuer niedergelassen und schien ruhig erwarten zu wollen, was Katharina noch weiter zu sagen habe.

Katharina hatte einen Augenblick geschwiegen, offenbar eine Entgegnung von Seiten der Mutter erwartend. Als diese aber nicht erfolgte, schwellte ein tiefer Athemzug die Brust des schönen Mädchens, und sie fuhr fort: »So war er in den ersten Tagen, und obgleich ich weiß, daß Ihr, Mutter, mich bei dem Bruder ließet, um mich zu bestrafen, so habt Ihr doch selbst nicht gewußt, welche entsetzliche Strafe das für mich war, sonst hättet Ihr das gewiß nicht gewollt. — Ich wußte ganz genau, daß der Fritz nur so lange Ruhe geben werde, als er unfähig sei, zu sprechen; ich habe es Euch schon vor ein paar Tagen gesagt, daß er, sowie Conrad, die gehässigsten Reden gegen mich ausstoße, mich auf alle mögliche Art necke und plage, mir immer und immer wieder die traurige Geschichte jenes unglückseligen Abends vorerzähle; jene Geschichte,« fuhr sie erbittert fort, »wo es nur eines Zufalls bedurfte, daß Eure beiden Söhne nicht als ausgemachte Mörder eingesperrt wurden.«

Die alte Frau zuckte bei diesen Worten zusammen und ihre Hand faßte unwillkürlich das schwere Schüreisen.

Katharina, welche diese Bewegung wohl bemerkte, lächelte eigenthümlich und hob die linke Hand, wie leicht abwehrend, vor sich hin.

»Und was soll diese ganze Geschichte?« fragte die Mutter mit tiefer, sturmverkündender Stimme: »was soll dieser Auftritt zwischen mir und dir?«

»Er soll Euch einfach sagen,« entgegnete das Mädchen kurz und bestimmt, »daß ich von jetzt an keinen Schritt mehr in das Zimmer der Brüder hinüber thue.«

»Was!« schrie die Mutter und sprang heftig in die Höhe.

»Laßt mich ausreden!« rief gebieterisch Katharina; »und dann – macht was Ihr wollt. Diese Stichelreden der Beiden über jenen Abend hatte ich am Ende schon noch ertragen; aber jetzt fangen sie an, vor meinen Ohren andere Sachen zu sprechen, Sachen, die ich nicht hören sollte, die ich auch nicht verstehe, und die – obgleich ich sie nicht begreifen kann – mich doch mit einer solchen Wuth erfüllen, mit einem solchen Abscheu, daß ich, wie schon gesagt, nie mehr in dieses Zimmer zurückkehre, und sollte es mein Leben kosten.«

»Und wer sagt solche Dinge?« fragte die alte Frau erbleichend und mit vor Wuth erstickter Stimme: »wer führt solche Redensarten?«

»Nun, wer wird sie führen!« sagte verächtlich Katharina; »Beide, der Kranke am meisten.«

»Gottes Gerechtigkeit!« seufzte die Gemüsehändlerin; »der könnte doch wohl genug haben und Ruhe halten; aber ich will einmal hinüber, ich will den beiden Buben einmal die Tageszeit ansagen; bleib du nur hier, und wenn dem so ist, wie du gesagt, so sollst du freilich nicht mehr hinüber.«

»Und wer wird Euch sagen, ob dem so ist?« entgegnete Katharina mit finsterem Blick; »meint Ihr denn, einer von den Beiden? Die werden sich schon wieder gegen Euch hinauslügen und dann –«

»Man lügt mich nicht nur so an,« sprach die alte Frau, indem sie sich auf das schwere Schüreisen stützte; »ich will schon sehen, wer Recht oder Unrecht hat.«



»Und im Falle sie Euch beweisen, daß ich Unrecht habe?« fragte Katharina mit blitzenden Augen.

»So gehst du wieder hinüber, wie ich es befohlen,« versetzte schwer athmend Madame Schoppelmann.

»Nie, Mutter!«

»Katharine!« schrie die Frau, und die Hand, in welcher sie das Eisen hielt, zitterte.

»Niemals wieder, Mutter, geh' ich hinüber in das Zimmer,« sagte mit fester Stimme das Mädchen und trat furchtlos einen Schritt näher zum Herde, neben welchem die Gemüsehändlerin stand.

»Und – wenn – ich – es befehle?« schrie diese, und ihre Lippen bebten, und sie brachte die Worte nur stoßweise hervor.

»Auch dann nicht!« betheuerte Katharina und sah festen Blickes und ohne Furcht, wie die Mutter im Uebermaße des Zornes das schwere Schüreisen aufhob, um damit einen Streich auf das unglückliche Mädchen zu führen. Wer weiß auch, was geschehen, wenn nicht Clementine in diesem Augenblicke abermals zwischen die Streitenden gesprungen wäre! Sie wollte den Arm der Gemüsehändlerin fassen, bekam aber das Eisen zwischen ihre Hände, welches sie, trotzdem, daß es heiß war, mit Aufwendung all ihrer Kraft fest hielt. Madame Schoppelmann, welche solcher Gestalt sah, daß ihre Waffe ihr nichts nütze, ließ das Eisen fahren, welches klirrend zu den Füßen der alten Jungfer niederfiel. Doch hatte diese Hülfe derselben den Zorn der alten Frau nicht gedämpft; im Gegentheil, ihre Hand, die nun im Schwunge war, setzte ihren Weg fort; indeß mochte das weiße, erstarrte Gesicht Katharinens, ihre weit aufgerissenen, glühenden Augen, ja ihre ganze entschlossene Haltung es

sein, was die Mutter abhielt, einen Streich nach der Tochter zu führen. Ihre zuckenden Finger berührten nur das rothe Tuch auf dem Kopfe Katharinens, welches sie herabriß; ihm folgte das lose aufgesteckte Haar, und die dicken schwarzen Flechten desselben sanken über die Schultern, Arme und Hände des bebenden Mädchens herab. Noch einmal griff die Mutter nach diesem Haar, aber als sie eine der dicken Flechten gefaßt hatte, war es vielleicht die Kälte und Glätte derselben, was sie einigermaßen zur Besinnung brachte; genug, sie ließ ihre Hand langsam heruntersinken, und ihr Zorn schien plötzlich eine andere Richtung zu nehmen. Sie griff das Schüreisen wieder auf und eilte mit einer überraschenden Geschwindigkeit durch die Vorrathskammer nebenan nach dem Schlafzimmer ihrer Söhne.

Katharina blieb noch einen Augenblick regungslos stehen, dann blickte sie um sich; ihre Brust holte tief Athem, und es war, als sei sie von einem schweren und tiefen Traum erwacht. In diesem Augenblicke schien auch ihre ganze Entschlossenheit und Fassung von vorhin entschwunden. Sie schaute schaudernd um sich; ihr ganzer Körper zitterte, und ihr Blick haftete einen Moment entsetzlich an der Thüre, durch welche die Mutter verschwunden war. Zuerst machte sie eine Bewegung, als wolle sie ebenfalls dort hinein stürzen, dann aber raffte sie sich plötzlich zusammen, ergriff die Hand Clementinens und zog sie mit sich über die kleine schmale Treppe hinauf in ihr Zimmer.

#### EINUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

*Eine Fortsetzung des Vorigen mit praktischen  
und handgreiflichen Beweisen.*

Dieses Zimmer war noch ganz so wie früher, nur waren die Rosen vor dem Fenster verblüht, und die Geranien, welche Katharina lange nicht mehr begossen hatte, ließen ihre Köpfe hängen. Die Fenster standen weit offen, und man sah gegenüber einen hellen Strahl der Nachmittagssonne, die einen Theil des musikalischen Hauses mit ihrem freundlichen Schein vergoldete. Es war hier in dem Winkel ruhiger und stiller als gewöhnlich. Der Feiertag-Nachmittag übte seine Herrschaft in den benachbarten Straßen; man hörte nichts, als das Läuten der Kirchenglocken, welche die Gläubigen in die schattigen, angenehmen Kirchen riefen.

Katharina warf sich in einen Stuhl hinter der Thüre, beugte das Gesicht in beide Hände und machte ihrem gepreßten Herzen durch einen Strom wohlthätiger Thränen Luft. Jungfer Clementine Strebeling hatte sich an das offene Fenster gesetzt; sie faltete ihre Hände, und der Anblick der leeren Fenster des musikalischen Hauses drüben war mit der Erinnerung an ein rundes, freundliches Gesicht, das öfters dort heraus geschaut, nicht im Stande, ihr Gemüth zu erheitern. Dabei erwartete sie nicht ohne Grund, da unten in den Zimmern der Gebrüder Schoppelmann einen neuen, noch größeren Spectakel, als den vorhin erlebten, losgehen zu hören.

Die Gemüsehändlerin schien ihren Angriffsplan geändert zu haben, und statt in das Zimmer ihrer beiden Sprößlinge hinein zu stürzen, wie sie anfänglich vorgehabt, bezwang sie, als sie die Vorrathskammer erreicht hatte, ihren Zorn so weit, daß sie dort plötzlich stehen blieb und beschloß, zuerst zu beobachten, was die da drinnen trieben, ehe sie wie ein Racheengel mit ihrem Schüreisen erschiene. Es war übrigens eigentümlich, daß diese Vorrathskammer von jeher beruhigend auf die Nerven der Frau Schoppelmann wirkte.

War es der Anblick der angehäuften Gegenstände, oder war es der süße und doch scharfe Geruch der Aepfel und Melonen – genug, sobald die dicke Frau, selbst in dem größten Zorne, dieses Gemach betrat, dauerte es doch gar nicht lange, und ihr Athem ging leichter, ihre geballte Faust löste sich friedlich auf, und ein ruhiges Nachdenken trat an die Stelle der höchsten Leidenschaft.

Heute war es nun gerade wieder so; sie blieb, wie schon gesagt, in der Mitte der Vorrathskammer stehen, und da lagen alle ihre Reiche so friedlich um sie herum. Auch standen an der Wand auf einem Brette zwei geleerte Arzneiflaschen von bedeutendem Umfange mit lang herabhängenden Gebrauchszetteln, und beim Anblicke dieser Flaschen erinnerte sich die dicke Frau, was ihr Arzt einst bei einer ähnlichen Veranlassung zu ihr gesprochen, und daß er gesagt: »Frau Schoppelmann, Sie sind eine gesunde Frau, und wenn Sie Ihr Leben ruhig genießen und sich namentlich vor Aerger hüten, so können Sie's an die Achtzig bringen; wenn Sie aber fortfahren, so bei jeder Kleinigkeit in einen unmenschlichen Zorn zu gerathen, so stehe ich für nichts, und dann ist bald Ihr letztes Recept geschrieben.« So hatte der Doctor Wellen, der Präsident der Leimsudia, gesprochen, aber begreiflicher Weise nicht in letzterer Eigenschaft, sondern vielmehr als Hausarzt der Madame Schoppelmann. Die dicke Frau hatte sich dieses Wort auch bestens gemerkt und die beiden Arzneiflaschen so gestellt, daß sie ihr leicht in die Augen fallen mußten, was dann augenblicklich zur Besänftigung ihrer Gefühle sehr viel beitrug.

Im Nebenzimmer hörte sie die beiden Söhne deutlich zusammen lachen, und Fritz, der von seiner Kopfwunde ziemlich wieder genesen war, sagte lustig: »Gieb nur Achtung,

die kommt nicht so bald wieder; der Aufpasserin sind wir endlich los; hol' mich der Teufel, ich wär' schon lange wieder gesund, wenn ich mich nicht den ganzen Tag über die Wassersuppen hätte ärgern müssen, die sie mir gekocht.«

Da die Thüre nur angelehnt war, so wurde es der Mutter leicht, in das Schlafzimmer ihrer beiden Söhne zu schauen, und der Anblick, den sie hier hatte, wäre wohl im Stande gewesen, ihr Blut auf's Neue in Wallung zu bringen; doch übten die beiden leeren Medicinflaschen eine nachhaltige Wirkung auf ihr Gemüth.

Das Bett des kranken Fuhrmanns war dicht an's Fenster gerückt, und dieser lag auf seinem Bauche und so nahe an den Scheiben, daß er dieselben fast mit seiner Nase berühren konnte. Der eine Fensterflügel war geöffnet, und auf dem Fenstergesims saß Conrad, der Jäger, und hatte eine große Flasche mit weißem Wein in der Hand, woraus er sich und dem Fuhrmann eifrigst einschenkte. Das eiserne Gitter draußen, welches die beiden Brüder auf eine sinnreiche Art practicabel gemacht hatten, war zurückgeschoben, und hiedurch wurde diese ganze Maschinerie dem erstaunten Auge der Gemüsehändlerin sichtbar.

»Das schmeckt anders als Himbeersaft!« sagte lachend der Fuhrmann und hob das volle Glas in die Höhe.

»Ja, er ist nicht schlecht,« meinte der Jäger; »aber du thätest doch klug daran, wenn du dich ein Bischen in Acht nähmest; jetzt sind wir schon am dritten Schoppen.«

»Die du aber unchristlich mit mir getheilt hast,« entgegnete der Fuhrmann und that einen tiefen Zug.

»Weil ich besser weiß, was dir gut ist, als du selbst, würde die Katharine zur Antwort geben,« erwiederte Conrad, indem er sich den Rest der Flasche eingoß.

»Hast du nicht eben was im Nebenzimmer gehört?« fragte der Fuhrmann aufmerksam, indem er sich auf die Seite wandte und den Kopf in die Höhe hob.

»Nicht das Geringste,« entgegnete Conrad; »es wird eine Maus gewesen sein, die am Speck herum nagt. Jetzt will ich aber der Frau Schilder die Flasche und Gläser zurückbringen, damit, wenn's Kätherle allenfalls doch zurückkommt, sie nicht so schreckliche Sachen bei uns findet, wie Weinflaschen und Gläser.«

»Die kommt nicht wieder!« sagte bestimmt der Fuhrmann.

»Ich glaube auch nicht,« lachte der Jäger.

»Sie hat genug an meiner Schilderung,« fuhr Fritz lustig fort, »an dem, was ich ihr gesagt, wie es ihr, der Jungfer Schoppelmann, an jenem Abend wahrscheinlich ergangen wäre, wenn wir sie allein bei jenem Taugenichts gelassen hätten, und daß wir solcher Gestalt ihre Unschuld und Ehre gerettet.«

Conrad, der Jäger, lachte bei diesen Worten recht freundlich in sich hinein, und da er gerade im Begriffe war, sich umzuwenden und zum Fenster hinaus zu klettern, so zog der Fuhrmann den einen Fensterflügel etwas zurück, damit der Andere nebst Gläsern und Flasche mehr Platz hätte. Dieser Augenblick schien der Madame Schoppelmann besonders günstig, um so gänzlich unerwartet und unverhofft vor den Blicken ihrer Söhne zu erscheinen. Mit ihrer in der Vorrathskammer wieder erlangten Ruhe hatte sie auch ihre bisherige Waffe, das Schüreisen, ruhig auf den Boden gestellt und dafür eine der Peitschen ergriffen, welche Fritz, der Fuhrmann, hier aufzubewahren pflegte. Es war eigentlich nur der Stock einer Peitsche, ohne Schnur, aus zähem

Holz geflochten, der Handgriff aber mit dickem Leder umwunden. Dieses Instrument nun nahm sie am oberen, dünnen Ende zur Hand, öffnete geräuschlos die Thüre und kam in dem überaus günstigen Augenblicke, wo Conrad, der Jäger, den Kopf zum Fenster hinaus bog und auf diese Art den Rücken und angrenzenden Theil zur kräftigen Bearbeitung freundlichst darbot.

»Das sind eure Unterhaltungen?!« rief nun plötzlich die Frau mit gellender Stimme; aber es war nicht der Ton der Wuth, sondern der eines gelinden Zornes, welcher ruhige Ueberlegung gestattet. Zugleich mit diesen Worten ließ sie auch den unteren Theil ihres Peitschenstockes mit solcher Kraft auf den Rücken ihres Erstgeborenen, des Jägers, niederfallen, daß dieser mit einem lauten Geschrei zurückfuhr, wobei Gläser und Flaschen auf die Gasse fielen, daß sie klirrend zerbrachen. Da er zu gleicher Zeit begreiflicher Weise glaubte, der Bruder habe mit diesem Schlage einen überaus schlechten Witz machen wollen, so fuhr er zornig nach diesem herum und faßte nach dessen Halsbinde.

»Nein, ich war es, du Galgenstrick!« rief jetzt die Mutter mit noch lauterer Stimme als vorhin, und dabei fiel der Peitschengriff nochmal nieder und hob sich darauf mit unbegreiflicher Geschwindigkeit, um abermal niederzufallen, und dazwischen schrie die Frau, die sich trotz ihres Vorsatzes allmählig in einen heftigeren Zorn hinein schrie und prügelte: »Das ist für euer sauberes Leben, ihr Canaillen! – und das für den Wein, den ihr in eurer Krankheit sauft! – und das ist für mein zerbrochenes Gitter! – und das – und das – und das ist für eure schlechten Redensarten gegen eure Schwester!«

Die Streiche fielen hageldicht, und Conrad, der zwischen Bett und Fenster eingeklemmt war, konnte nichts Besseres thun, als in Gottes Namen seinen Rücken darzubieten; denn die Gemüsehändlerin schlug in ihrer blinden Wuth zu, und es schien ihr ganz gleich zu sein, ob ihre Schläge den Rücken, die Schultern oder gar den Kopf ihres Sohnes träfen.

Der Fuhrmann, ebenso schlecht als feige, hatte nicht sobald bemerkt, daß er, wahrscheinlich seiner Krankheit halber, verschont wurde, als er seine Decke so hoch wie möglich hinauf zog und einen äußerst leidenden Gesichtsausdruck annahm.

»Ist's nun bald genug?« schrie erbost der Jäger und suchte den Peitschenstiel zu fassen; »werdet Ihr jetzt aufhören oder nicht?« Dabei funkelten seine Augen auf eine recht häßliche Art, und er versuchte es, seinen Knotenstock zu ergreifen, der jenseits des Bettes stand. Doch Madame Schoppelmann, welche, wie wir schon früher dem geneigten Leser bemerkten, leider gern auf ihre Kinder losschlug, und wenn sie einmal anfang, für die nächste Zeit das Aufhören vergaß, traf bei der eben angedeuteten Bewegung ihres Sohnes so nachdrücklich dessen Hand, daß er laut auf heulte und darauf plötzlich wie umgewandelt schien. Aller Trotz war aus seinen Zügen verschwunden, ja er versuchte es, schmerzlich zu lächeln, und sagte mit einem bittenden Tone: »Jetzt ist's aber wahrhaftig genug, für Scherz schon lange zu viel, und wenn Ihr mich im Ernste prügeln wollt, so möchte ich doch eigentlich auch wissen, warum!«

»Das möchtest du wissen?« rief erstaunt die Frau. »Nun, bei Gott! bist du nicht der größte Gauner, der mir je vorgekommen ist? Ich ertappe ihn, wie er zum Fenster hinaus



steigt gleich einem Dieb, er rühmt sich der größten Schändlichkeiten gegen seine Schwester und fragt mich noch, was er gethan habe! Nimm dich in Acht, Conrad! Es wird leider Gottes noch eine Zeit kommen, wo du mir zu miserabel vorkommen wirst, um nur einen Schlag nach dir zu führen, wo ich mich auch nicht mehr ärgern werde, wo ich aber die Polizei kommen und dich abführen lasse in's Zuchthaus als den Schlechtesten der Schlechten.«

Der Jäger zuckte verächtlich lachend die Achseln.

»Woher habt ihr diesen Wein?« fuhr die Frau fort und stemmte ihre Arme in die Seite; »woher bekommt ihr ihn? Von jenem nichtsnutzigen Weibsbilde da drüben? – Womit bezahlt ihr ihn? – Mit Sachen, die ihr mir oder sonst Jemanden absteht. – Halt dein Maul! Die da drüben könnt' ich auf's Criminal bringen; aber dann müßtet ihr auch mit, und vorderhand will ich meinem Namen diese Schande noch nicht anthun.«

Bei den letzten Worten, welche die Frau voll Zorn und Verachtung herausstieß, warf sie den Peitschenstiel über das Bett hinüber dem Jäger vor die Füße, und dann blieb sie noch einen Augenblick ruhig erwartend stehen, ob dieser es wagen würde, noch etwas zu sagen, worauf sie sich umdrehte und ohne ein Wort weiter zu verlieren in ihr Zimmer zurückging.

Wie ein böser Hund in den Knittel beißt, mit dem man ihn geschlagen, so stampfte Conrad, der Jäger, den Peitschenstiel unter seine Füße und sah mit einem Blicke unbeschreiblicher Wuth nach der Thüre, durch welche die Mutter verschwunden war; auch ballte er die Faust und stieß leise Drohungen aus.

Der Fuhrmann schaute nach einigen Augenblicken unter der Bettdecke lachend hervor und meinte, der Bruder solle nur das Erlebte in Geduld hinnehmen, zur Strafe für die vielen Sünden, die er schon begangen.

Nachdem Conrad noch einige Mal mit der geballten Faust gegen die Thüre gedroht, durch welche Madame Schoppelmann verschwunden war, sagte er zu dem Kranken: »Weißt du, weshalb ich an mich gehalten und weshalb es, beim Teufel! kein Unglück gegeben? Mich hat die Redensart der Alten bestürzt gemacht von wegen der Geschäfte mit der Frau Schilder; kannst du dir denken, was sie damit gemeint hat? Fritz, Fritz! ich fürchte immer, die Alte hat eine Ahnung von unserem Briefwechsel. Der Gedanke hat mich auch vorhin erfaßt und ganz darniedergeschlagen.«

»Narrenpossen!« versetzte der Fuhrmann, indem er sich im Bett aufrichtete und den Kopf auf den Arm stützte. »Mit ihrem Schimpfen und ihren Drohungen hat sie nichts weiter gemeint, als die alten Geschichten mit der Schilder, wo wir sie damals auf unsere Art bezahlten – mit Victualien von der Alten.«

»Aber sie machte so verdächtige Anspielungen auf das Zuchthaus!« fuhr Conrad mit besorgtem Blicke fort.

»Und das nimmt dich Wunder, du Tropf?« sagte lachend der Fuhrmann. »Nun, sie hat volles Recht, vom Zuchthause zu sprechen; denn wenn sie wirklich einmal ihre Drohungen wahr und eine solche Geschichte anhängig machte, da hätten wir am längsten in freier Luft gelebt.«

»Laß gut sein,« sprach verdrießlich der Jäger; »ich habe genug für heute, mich schmerzt mein Rücken teufelmäßig, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so trau' ich weder der Schilder noch der Alten.«

»Narrheiten!« antwortete der Fuhrmann; »weder die Eine noch die Andere ist zu fürchten. Die da drüben weiß wohl, weißhalb sie ihr Maul hält, und die Alte wird sich auch zehnmal bedenken, ehe sie einen solchen Scandal macht und uns etwas zu Leide thut. Aber jetzt fass' an, Conrad, wir müssen mein Bett wieder dort in den Winkel auf seine alte Stelle bringen.«

Damit sprang der Kranke leicht aus dem Bette, und den vereinten Bemühungen der Brüder gelang es in kurzer Zeit, das Bett auf seinen alten Platz zu rücken, das Gitter wieder vor dem Fenster zu befestigen, überhaupt nach ihren Begriffen die Stube wieder in Ordnung zu bringen. — —

Jungfer Clementine Strebeling, die, wie wir wissen, oben am offenen Fenster saß, war Augen- und Ohrenzeuge gewesen von der ganzen Strafverhandlung, die sich unten begab. Sie hatte sich beim Beginne derselben kluger Weise etwas zurückgezogen und sich so verdeckt aufgestellt, daß keiner der beiden Brüder da drunten die Zuschauerin gewahr werden konnte. In diesem Falle nämlich waren die Herren Schoppelmann außerordentlich zarten Gemüthes und hatten in früheren Zeiten schon beinahe einmal ihre Schwester Katharina mißhandelt, die zufällig einer ähnlichen Scene beigewohnt.

Trotzdem Clementine, wie dem geneigten Leser bekannt ist, ein so zartes Gemüth hatte, daß eine kranke Fliege ihr höchstes Mitgefühl in Anspruch nahm, so konnte sie doch hier, nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt, nicht umhin, mit einer wahren Beruhigung und Genugthuung dem Straftam der gestrengen Mutter zuzuschauen. Die beiden Brüder hatten ihr, der schüchternen Jungfrau, schon manches Herzeleid angethan, und von Katharina hatte sie

erfahren, wie sie das arme Mädchen, das gezwungen war, in ihrem Zimmer zu verweilen, mit ihren ungezogenen Redensarten gequält. Auch sah sie in dem Act, der soeben drunten vollzogen wurde, eine Art göttlichen Strafgerichtes, wenn sie an den armen Herrn Eugen dachte, gegen welchen die beiden Brüder da drunten sich auf's Schändlichste benommen hatten. Clementine hatte in der Tiefe ihres Herzens nur den Wunsch, daß auch der Fuhrmann seinen Theil erhalten möge, was aber, wie wir bereits wissen, dieses Mal nicht geschah.

Katharina in ihrem Winkel hinter der Thüre hatte nicht sobald den Spectakel drunten vernommen, als sie erschrocken in die Höhe fuhr und Jungfer Strebeling bat, das Fenster zu schließen. Das junge Mädchen zitterte an dem ganzen Körper; denn sie hatte leider schon zu oft dergleichen Scenen mit anwohnen müssen, und jedes Mal hatten dieselben den Stachel des bittersten Schmerzes, das Bewußtsein eines tiefen Unglücks in ihrer Brust zurückgelassen. Auch jetzt faltete sie die Hände und horchte entsetzt zu, und sie konnte sich erst einigermaßen wieder beruhigen, als ihr endlich Jungfer Clementine mittheilte, ihre Mutter habe das Zimmer der beiden Brüder verlassen.

Katharina, welche besser, als Madame Schoppelmann selbst, den bösen und wilden Character der beiden Brüder kannte, fürchtete, – und wohl nicht mit Unrecht – daß aus einem solchen Auftritte doch einmal das größte Unglück entstehen müßte; denn wenn die Mutter einmal in ihrem Zorne zu weit ging und durch irgend etwas die Herrschaft, deren Kraft in der Macht der Gewohnheit, in Worten und Blicken der alten Frau lag, verlor, so konnte etwas Entsetzliches geschehen.

Endlich war es drunten wieder ruhig geworden, und Clementine setzte sich neben das junge Mädchen, nahm dessen beide Hände und schaute tief betrübt in die dunkeln, thränen erfüllten Augen.

»Das ist ein trostloses Leben!« sagte Katharina und blickte zum Himmel auf; »und ich sehe gar kein Ende, keinen Ausweg. Gott sei mir gnädig!«

»Nur nicht verzweifeln, mein liebes Herz!« bat Clementine, »nur den Muth nicht verlieren! Auf Regen folgt Sonnenschein, das ist ein altes und wahres Sprüchwort.«

Katharina schüttelte mit dem Kopfe. »Mir hat die Sonne in der letzten Zeit zu glänzend geschienen,« sprach sie nach einer Pause; »ich habe zu viel Glück gehabt, ich war zu selig, und das muß ich nun durch langen Kummer abbüßen.«

»Es geht gewiß vorüber,« entgegnete Jungfer Strebeling; »nur den Muth nicht verlieren! Oh lieber Gott! wenn ich Alles so genau wüßte, wie Sie noch an dem Altar zu sehen mit dem Herrn Eugen! Ihnen geht's gewiß noch sehr gut, mein Herz; denn das ist gar nicht anders möglich. Bei all dem Kummer, den Sie jetzt haben, sind und bleiben Sie doch ein Glückskind; Sie sind nicht wie andere arme Menschen, denen Alles in dieser Welt fehlschlägt.« – Dabei seufzte die alte Jungfer aus tiefstem Herzen.

»Eigentlich ist es wahr,« sagte Katharina; »wir können einander trösten; Sie haben das gleiche Schicksal wie ich.«

»Oh, noch viel schlimmer!« entgegnete Clementine; »ich bin eine armselige Creatur, ich taue gar nicht für das Leben. Oh du lieber Gott! ich hätte in ein Kloster gehen sollen – wenn ich nur katholisch wäre!«

Jungfer Clementine machte bei diesen Worten ein so überaus wehmüthiges und jammervolles Gesicht, daß sich

Katharina, trotz ihres tiefen Schmerzes, nicht enthalten konnte, der Leidensgefährtin durch ihre Thränen einen freundlichen Blick zuzuwerfen.

»Sind neue Briefe gekommen?« fragte sie theilnehmend; und Clementine nickte stumm mit dem Kopfe.

»Traurige?« fragte das junge Mädchen.

»Zwei sehr traurige,« entgegnete Clementine und zog unter ihrem Halstuche zwei Briefe hervor, welche sie vorbei sorgfältig öffnete, ehe sie dieselben der Freundin übergab. — »Ja, richtig, dies ist der erste,« sagte sie, nachdem sie einen Blick hineingeworfen; »den lesen Sie zuerst, Katharine, und dann erst den anderen.«

Das junge Mädchen nahm den Brief und las wie folgt:

»Angebetete Clementine!

»Wie steh' ich vor Ihnen, in Gedanken nämlich, oder vielmehr wie sitz' ich hier vor Ihnen an meinem Schreibtisch, die Feder in zitternder Hand haltend, das Papier mit meinen Thränen benetzend! Bis jetzt glaubte ich nicht an Wunder, aber jetzt glaube ich daran. Bis jetzt wußte ich nicht, daß auf dieser verderbten Welt noch wirkliche Engel umherwandelten zur Lust und Freude, ja zum himmlischen Troste des bedrängten menschlichen Herzens; jetzt weiß ich, daß sich noch Engel unter uns sehen lassen, nämlich, daß ich das Glück hatte, einen solchen zu sehen, und dieser mir erschienene hülfbringende Engel, das sind Sie, angebetete Clementine. — —

»Und doch, wie hat mich Ihre Hülfe, wenn gleich erquickt, auch zugleich gedemüthigt, ja tief in den Staub hinab gedrückt!«

Bei diesen Worten sah Katharina fragend in die Höhe.

»Es ist nur wegen des Geldes, das ich ihm geschickt,« sagte schüchtern die alte Jungfer.

»Ah so – oh – oh!« entgegnete Katharina, mit dem Kopfe nickend, und fuhr fort zu lesen:

»Sie reichten mir die Hand, theuerste Clementine; oh, mißverstehen Sie mich nicht! Ihre Hand – bildlich gesprochen. An dem gähnenden Abgrund der Armuth und Verzweiflung, in welchen ich mich hineinstürzen wollte, traten Sie auf mich zu, reichten mir diese Hand und hielten mich so von dem Schrecklichen zurück.

»Ich glaube Ihnen gesagt zu haben, daß ich mich von dort hieher zu meinem Onkel begab, zu dem Manne, der sich des verwaisten Knaben annahm, der mich unterstützte und auf einen Weg brachte, an dessen mühevollen Ende mir ein Lichtpunkt glänzt, das schönste Ziel – Sie, Clementine, Ihr Besitz! Doch, ach, wie fand ich diesen Mann wieder! Sein Vermögen war zerrüttet; statt von ihm Hülfe zu erwarten, mußte ich ihm und seinen acht noch unversorgten Kindern helfen! So, Clementine, wurde die Gabe angewandt, welche Ihr volles, schönes Herz über mich ausgeschüttet, – Thränen ersticken meine Stimme; ich kann nicht weiter schreiben. Bis nächstens mehr.

»Ihr getreuer  
*Johannes Müller.*«

»Das ist allerdings sehr traurig!« sagte Katharina.

»Lesen Sie noch den zweiten,« entgegnete Clementine; »der ist kurz, aber in wahrer Verzweiflung geschrieben; er hat sogar die Ueberschrift vergessen.«

Katharina las:

»Wen das Unglück mit seinem giftigen Haß verfolgt, den schlägt es darnieder, wenn ihn auch gleich Engel schützend umgeben.«

»Das ist eigentlich eine Lästerung!« sagte betrübt die alte Jungfer.

»Mein unglücklicher Onkel glaube sich durch die Hülfe, welche von Ihnen so großmüthig gespendet wurde, einigermassen retten zu können – umsonst! – vergebens! – umsonst! – Schlag auf Schlag trifft ihn ein hartes Schicksal und mich mit ihm. Verzeihen Sie mir, theure Clementine, aber ich habe geschworen, mit ihm, der an mir so lange Vaterstelle vertrat, zu Grunde zu gehen. Wegen sechshundert Gulden droht dem edlen Manne eine Schuldhaft. Der Himmel erbarme sich seiner acht unglücklichen Würmer! – Leben Sie wohl, Clementine – meinen nächsten Brief erhalten Sie – denn ich gehe mit ihm – aus den Mauern des Gefängnisses. – Oh, es ist entsetzlich!

»In Verzweiflung  
*Johannes Müller.*«

Katharina faltete kopfschüttelnd diese Briefe zusammen und gab sie ihrer Freundin zurück. »Das ist sehr sonderbar,« sagte sie nach einer Pause.

»Entsetzlich, nicht wahr?« jammerte Clementine.

Das junge Mädchen dachte einen Augenblick nach, ohne eine Antwort zu geben, und darauf sagte sie: »Aber nehmen Sie mir nicht übel, Clementine, so sehr es mich freut, daß Ihr Herz endlich einmal einen Gegenstand gefunden, für den es sich interessirt, so möchte ich doch etwas Genaueres erfahren, wer dieser Gegenstand eigentlich ist, und ob Sie über seine näheren Verhältnisse genauer unterrichtet sind. Nehmen Sie mir nicht übel, ich will mir nicht herausnehmen,



ein Examen mit Ihnen anzustellen; aber sagen Sie mir etwas Näheres über diese Geschichte in Ihrem eigenen Interesse.«

Jungfer Strebeling hatte die Briefe wieder an sich genommen, sie zusammen gefaltet und an ihrem gewöhnlichen Orte verwahrt; dann nickte sie mit ihrem Kopfe, d. h. sie ließ denselben tief auf die Brust herabsinken, was ihr ganz das Ansehen einer geknickten Blüthe gab; und diesen Eindruck wollte sie auch hervorbringen.

»Sie sahen also,« fragte das junge Mädchen, »den Herrn Müller zum ersten Mal –?«

»Dort drüben,« erwiderte die alte Jungfer, indem sie ihre blauen Augen nach der Gegend des musikalischen Hauses hindrehte.

»Richtig, beim Gesang von der Lotusblume,« fuhr das junge Mädchen fort. »Aber darauf sahen und sprachen Sie ihn nicht wieder?«

Bei dieser Frage schwieg Clementine eine längere Weile. In ihrer Brust kämpfte die jungfräuliche Scham und das Bewußtsein, der Freundin, die ihr Alles mitgetheilt, einen wichtigen Moment ihres Lebens verschwiegen zu haben.

»Nun, Clementine?« fragte das junge Mädchen abermals.

»Oh ja,« brach Clementine endlich ihr Stillschweigen; »ich habe ihn wieder gesehen, aber wo? das werde ich unter keiner Bedingung sagen.«

»Und da sprachen Sie mit ihm?« fuhr Katharina fort; »auch über seine Verhältnisse?«

»Oh nein, das nicht,« sagte die alte Jungfer, »gewiß nicht; Sie können sich kein zarteres Gemüth denken, als das des Herrn Müller. Gott im Himmel, wie kann man auch gleich von Verhältnissen sprechen oder von – Liebe? So was wäre mein Tod! Oh nein, ich nehme Antheil an ihm, weil er

so zart, so still, so bescheiden ist. Oh Katharine, als ich ihn damals sah, verrieth er mir mit keiner Sylbe, welchen Antheil er an mir nimmt; aber seine Blicke sprachen, und einzelne Andeutungen ließen mich die Gefühle seines Herzens errathen – er liebt mich über alle Maßen!« sagte Clementine schauernd und dachte an das Gänseblumenspiel.

»Und wer ist die Mittelperson!« fragte das junge Mädchen weiter, »durch welche diese Briefe an ihn und Sie gehen?«

»Das darf ich um keinen Preis sagen,« versicherte Clementine, »ich habe das feierlich beschworen, und so gern und freiwillig. – Ist nicht das Geheimnißvolle und Verschwiegene einer Sache so schön, so zart, so angenehm?«

»Das ist wahr,« dachte Katharina, und ein stechender Schmerz durchzuckte ihr Herz. Ihre Gedanken waren in diesem Augenblicke von der Sache Clementinens abgeschweift; sie dachte an vergangene Tage, wo auch sie so unendlich glücklich gewesen war in ihrem süßen Geheimniß. Und wie roh, wie rücksichtslos hatte man die Hülle von demselben weggerissen! – Katharinens frische Wangen waren nicht umsonst gebleicht, ihre dunklen Augen, nicht ohne Grund eingefallen. Hatte sich doch die Begebenheit jener Nacht wie ein Lauffeuer durch die unteren Stadtviertel verbreitet, und mit welch' höhnischer Freude und Bosheit hatten gute Freundinnen und alle Klatschschwestern nacherzählt, daß Herr Eugen Stillfried spät Abends bei der schönen Katharine gewesen sei und daß ihn die Mutter dort ertappt u.s.w.

Katharina fuhr mit einem tiefen Seufzer aus ihren Träumereien und sagte: »Ach, Clementine, Ihre Geschichte ist wohl traurig, aber es bleibt Ihnen doch die Hoffnung. Doch bei mir ist Alles, Alles aus!«

Clementine war erschrocken von dem tiefen Schmerz, der nun plötzlich wieder in den Zügen des jungen Mädchens wühlte. Die gute alte Seele vergaß ihren eigenen Kummer und faßte mitleidig die Hände der Freundin, um sie zu trösten.

Katharina schüttelte mit dem Kopfe und sagte nach einem längeren Stillschweigen, indem sie endlich den Fragen der Jungfer Strebeling nachgab: »Ich glaube, er hat mich vergessen, er hat ein falsches Spiel mit mir getrieben!«

Clementine sah sie fragend an.

»Hätte er mir nicht nach jenem schrecklichen Vorfalle schreiben müssen?« fuhr Katharina fort; »hätte er mir, im Falle es Schwierigkeiten gemacht, mir einen Brief zukommen zu lassen, nicht wenigstens ein paar Worte müssen sagen lassen, mir eine Nachricht von sich geben, wie es ihm ergangen an jenem unheilvollen Abend? Aber ich erfuhr von ihm nicht eine Sylbe; nur aus den Gesprächen der Brüder habe ich erfahren, daß er noch an jenem Abend die Stadt verlassen; wohin er gegangen ist, weiß ich nicht.«

»Das ist freilich nicht recht,« sagte Clementine; aber Sie müssen auch nicht vergessen, wie emsig Ihre Mutter bemüht sein wird, alle Briefe, die an Sie kommen, zurück zu halten, sowie zu verhindern, daß jemand Fremdes mit Ihnen spricht.«

»Das ist wohl wahr,« entgegnete das junge Mädchen; »aber fand er nicht früher Mittel und Wege, mir irgend ein Zeichen des Verständnisses, eine Botschaft zukommen zu lassen? und jetzt, wo ich so sehnlich wünsche, etwas von ihm zu erfahren, nicht das Geringste, keine Sylbe!« — —

Unterdessen war Madame Schoppelmann nach vollzogenem Strafamte durch die Vorrathskammer an ihren Herd zurückgekehrt. Das Feuer unter dem Wasserkessel war in der Zwischenzeit fast erloschen, und die Mühe, welche die dicke Frau sich nunmehr geben mußte, dasselbe wieder anzufachen, hatte nebenher den guten Erfolg, daß sich ihr Zorn bedeutend verminderte und sich in gelinden Kummer und in Betrübniß verwandelte. Mit diesen beiden unangenehmen Begleitern setzte sie sich auf ihren Stuhl am Feuer nieder, nahm die große Kaffeemühle auf den Schooß, und während sie solcher Gestalt Vorbereitungen traf, für den Nachmittag ihr Lieblingsgetränk anzufertigen, begann sie ein Selbstgespräch, wie sie es bei ähnlichen Veranlassungen häufig zu machen pflegte. Zuerst schüttete sie die braunen Bohnen in ihre Mühle und drehte den Schwengel einige Male heftig herum. »Das Ding kann nicht so fortgehen,« sagte sie zu sich selber; »der Haß unter den Kindern richtet meine ganze Wirthschaft zu Grunde und wird nicht besser, wenn sie bei einander bleiben. Eine Partie muß aus dem Hause – aber welche? Wohin soll ich mit den beiden Buben? Die will kein ordentlicher Christenmensch bei sich aufnehmen, und wenn ich sie nicht unter der Fuchtel habe, so treiben sie noch größeres Unheil, als jetzt schon. Oh, es ist eine betrubte, betrubte Geschichte!« – Damit mahlte die Gemüsehändlerin mit solcher Heftigkeit und Erbitterung ihren Kaffee, daß ihr der Schwengel zuweilen aus der Hand und rasselnd einige Mal allein herumfuhr, ehe sie seiner wieder habhaft werden konnte. – »Und das Mädchen,« fuhr sie zu sich selbst redend fort, »es ist im Grunde ein gutes Geschöpf, und ich hätte nie über sie klagen können, wenn der böse Feind nicht jenen Herrn Eugen ihr in den Weg geführt hätte. – Ihn sollt'

ich nochmals hier haben, ich wollt' es ganz allein mit ihm ausmachen; ich wollt' ihn lehren, ehrsamen Bürgerstöchtern nachzulaufen: – Gott sei es geklagt! aber die alte Staatsrätthin hat Recht gehabt. Respect vor der Frau! man kann sie nur loben, daß sie ihr Haus rein erhält vor solchem Ungeziefer. – Ja, das Mädchen – meine Katharina – ich muß sie doch aus dem Hause thun, sonst giebt es noch einmal ein wahres Unglück. Will sie auf's Land zu ihrer Tante schicken; aber wer bürgt mir dafür, daß dann er nicht auch wieder bald da herumschleicht? Mit dem Gelde, das er hinauswirft, kann man Unterhändler und Spione genug haben.«

Der Kaffee war gemahlen, aber Madame Schoppelmann noch nicht mit sich im Reinen, was mit ihrer Tochter zu thun sei. Das Passendste erschien ihr wohl, sie aus dem Hause zu entfernen – aber auf welche Art und wohin?

Mit der Beantwortung dieser Frage wollen wir dieses schon sehr große Capitel nicht noch verlängern, und schließen mit der Versicherung, daß der geneigte Leser erfahren wird, was Madame Schoppelmann beschlossen.

#### ZWEIUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

*Worin der geneigte Leser von dem Erzähler dieser Geschichte veranlaßt wird, eine kleine Fußreise zu machen.*

In einem kleinen Städtchen, vom früheren Schauplatz unserer Geschichte jenseits der Grenze, war ein Gasthof, wenn wir nicht irren »Zum goldenen Bären« genannt. Doch thut hier der Name nichts zur Sache, denn für uns kommt nur der Gasthof als solcher in Betracht, und hier war am andern Morgen nach seiner Flucht aus der Stadt Eugen Stillfried

angelangt mit seinem lustigen Rath, dem getreuen Pierrot und Sultan, dem Neufundländer. Eugen beschloß, sich hier eine Zeit lang aufzuhalten, vor allen Dingen um Nachricht aus der Stadt abzuwarten über das Befinden seines Gegners, den er zu Boden geschlagen, namentlich aber von Katharina, die er in einem Schreiben von Allem in Kenntniß setzte und sie bat, mit wenigen Worten sagen zu wollen, wie er sich im Allgemeinen, besonders aber ihr gegenüber verhalten solle. Da es ihm nicht rätlich erschien, das Schreiben dem Postamt zu vertrauen, so wurde Joseph dazu ausersehen, den Brief nach der Stadt zu bringen, um dort seine Erkundigungen einzuziehen und wo möglich eine Antwort von Katharina zu erhalten.

Der getreue Diener reiste auch in der nächsten Nacht wieder nach der Stadt zurück; doch glauben wir annehmen zu können, daß er entweder nicht den Muth hatte, sich in der Nähe des Marktplatzes lange umher zu treiben, oder im Falle der Noth der Madame Schilder einen Besuch zu machen, ihr den Brief zu geben und auf Antwort zu warten; oder wenn er es doch gethan, so sind wir wohl berechtigt, zu glauben, daß jene würdige Frau den Brief unterschlug oder ihn sogar dem Herrn Conrad Schoppelman einhändigte; genug, obgleich Pierrot zwei Tage fortblieb, so brachte er doch von Katharina keine Antwort zurück, wohl aber die Nachricht, daß sich Fritz, der Fuhrmann, ziemlich außer Gefahr befinde, und daß, wenn er auch einige Wochen das Bett hüten müsse, für sein Leben durchaus keine Gefahr sei.

Eugen gab sich mit dieser Botschaft nicht zufrieden, er wollte anfänglich selbst hinüber, doch gab Herr Sidel hiezu unter keiner Bedingung seine Einwilligung; ja, in Folge

der Unterredung hinüber entschloß er sich, obgleich widerstrebend, selbst nach der Residenz zurückzugehen, dort zu erforschen, wie die Sachen ständen, namentlich aber den Versuch zu machen, ob es möglich sei, Katharinen zu sehen und zu sprechen.

Der lustige Rath reiste auch wirklich ab, kehrte aber ebenso unverrichteter Dinge zurück, wie Joseph. Durch seine Bekanntschaften im musikalischen Hause hätte es ihm nicht schwer werden sollen, indem er sich dort aufhielt, die Aufmerksamkeit des gegenüber wohnenden jungen Mädchens auf sich zu ziehen. Er behauptete aber bei seiner Zurückkunft, in dieser Richtung alles Mögliche gethan zu haben; ja, er setzte hinzu, Katharina müsse ihn gesehen haben, sei ihm aber durchaus nicht gewillt erschienen, in irgend eine Unterhandlung mit ihm zu treten. Wenn wir uns erinnern, daß Herr Sidel von jeher nicht geneigt war, das Verhältniß seines jungen Freundes zu jenem Mädchen zu billigen, noch viel weniger aber dasselbe aus irgend eine Art zu unterstützen, so können wir wohl annehmen, daß er sich in dieser Sache, obwohl in der besten Absicht, eine Unwahrheit zu Schulden kommen ließ. Er sah in jener Liebe durchaus nichts Ersprißliches für seinen Freund; ihm schien es überhaupt für die ganze Zukunft Eugen's besser, wenn es ihm möglich würde, denselben für eine Zeit lang aus dem Leben und Treiben jener Stadt zu entfernen. Herr Sidel ahnete nicht, wie theuer Katharina dem Herzen seines Freundes wirklich war, er hielt diese Geschichte, wie so manche frühere ähnliche, für vorübergehend. Nebenbei hatte Eugen seinem Vertrauten leider nichts von der Unterredung mit der Staatsräthtin gesagt, und Herr Sidel, dem alles daran gelegen war, Mutter

und Sohn zu vereinigen, glaubte, daß zu diesem Zweck eine Entfernung sehr heilsam sei. Die Staatsrätthin erfuhr alsdann nicht Geschichten von ihrem Sohne, auf's Gehässigeste verdreht, unendlich vergrößert und verschlimmert, und dem jungen Manne wurden an sich unbedeutende Worte der Mutter nicht auf die gleiche Art überbracht. Das war die an sich gute Absicht des lustigen Rathes, und aus diesem Gesichtspunkte müssen wir es verzeihlich finden, wenn er sich bei seiner Rückkehr aus der Residenz einige Unwahrheiten zu Schulden kommen ließ. Nach seiner Angabe war der junge Schoppelmann durchaus nicht außer Gefahr, der Justizrath Werner dagegen, wie er aus guter Quelle erfahren haben wollte, auf's Eifrigste bemüht, die nöthigen Mittel zu erhalten, um Eugen auch jenseits der Grenzen des Landes verfolgen zu können; Katharina aber hatte sich, so sei es ihm erschienen, gelinde ausgedrückt, bei seinem Erscheinen vollkommen theilnahmlos gezeigt. Er hätte, als sie ihn zum ersten Male wieder gesehen, weder eine große Ueerraschung, noch viel weniger eine Freude auf ihrem Gesichte entdeckt. Ihr Aussehen sei gut und wie gewöhnlich gewesen, man habe durchaus nichts Besonderes an ihr bemerkt.

Man kann sich denken, wie unangenehm diese Nachrichten auf Eugen einwirkten. Er hatte gehofft, in der nächsten Zeit nach der Residenz zurückkehren zu können, um sich mit seiner Mutter auszusöhnen und dieselbe durch die größte Nachgiebigkeit zu vermögen, daß sie zu seiner Verbindung mit Katharina endlich ihren mütterlichen Segen ertheilte. Das war jetzt alles in weite Ferne gerückt, und wenn ihn auch die Hoffnung nicht verließ, daß sich diese süßen Träume einst verwirklichen könnten, so ließ doch die gewaltsame und einigermaßen künstliche Spannung seines



Gemüthes nach, und andere Lebensbilder, andere Ansichten und Wünsche strömten durch seine leicht bewegte Brust und drängten das, was dieselbe noch gestern allgewaltig ausgefüllt, leicht, wenn auch nicht schmerzlos, in den Hintergrund.

Die beiden Freunde saßen in dem Garten des benannten Gasthofes unter einem schattigen Kastanienbaume. Eugen war trübe gestimmt, und der lustige Rath suchte ihn aufzuheitern.

»Du hast mir so oft,« sagte er nach einer längeren Pause, »von deiner ersten Kunstreise erzählt und mir dieses Leben mit so glänzenden Farben ausgemalt, daß ich wahrhaftig Lust bekomme, etwas Aehnliches mitzumachen. Wir sind jetzt für die nächste Zeit vollkommen frei; es wäre überhaupt, wegen vergangener Geschichten, besser, statt mit Extrapost zu reisen und in den Gasthöfen Zimmer in dem ersten Stock zu bewohnen, sich bescheidener Fortkommensmittel zu bedienen und unbemerkter zu leben. Was willst du hier in diesem langweiligen Neste liegen, um abzuwarten, ob und wie sich die Sachen in der Stadt gestalten? Laß uns ein Bischen in dieses schöne Land hinauswandern. Der Spätsommer ist da, wir werden einen prächtigen Herbst haben, laß uns das genießen! Bald,« setzte er lächelnd hinzu, »werden die Geschichten in der Stadt vergessen sein, du kehrst heim, söhnst dich mit deiner Mutter aus, wer weiß, was sonst noch geschieht? Und wenn dir im guten Falle einmal gewisse enge Grenzen gesteckt sind, so kommst du doch nimmer dazu, etwas Aehnliches ausführen zu können, eine Zeit lang ein ungebundenes, fröhliches Leben zu führen, das uns jetzt so angenehm, ja gewissermaßen glänzend winkt. Wir wollen uns,« schloß er mit komischem Pathos, »in den

böhmischen Wäldern niederlassen und dort eine Räuberbande zusammenziehen.«

»Wir sind wahrhaftig beinahe in gleichem Falle mit Karl Moor,« sagte Eugen; »ich wenigstens, vertrieben von meinem väterlichen Hause, gewaltsam getrennt von dem Mädchen, die ich wahr und treu liebe, wahr und treu, trotz deiner Botschaften, Mephisto!«

»Das ist anerkennenswerth,« lachte Herr Sidel, »und Gott soll mich in Gnade bewahren, daß ich ernstlich daran dächte, an dieser Wahrheit und Treue zu rütteln; aber glaube mir nur,« setzte er ernster hinzu, »es ist wahrhaft besser, wenn wir für eine Zeit lang vollständig verschwinden. So lange du da warst, ließ sich deine Mutter bereitwillig gegen dich einnehmen, wenn man dagegen eine Zeit lang nichts von dir gehört, so wird ihre mütterliche Liebe zu dir stärker als je erwachen und dich wieder aufnehmen, vorausgesetzt, daß du dich alsdann dieser mütterlichen Zuneigung werth zu machen suchst.«

»Und für Katharina,« fügte Eugen hinzu, »ist es auch wohl besser, wenn sie längere Zeit nichts von mir hört! Was sagt deine höllische Beredsamkeit über diesen Punkt?«

»Ich bleibe vollkommen bei meiner Ansicht,« entgegnete der lustige Rath; »du hast das junge Mädchen einige Male gesehen, du bist von ihrem Aeußeren, meinethalben auch von ihrem Inneren entzückt und du denkst nun mit deinem bekannten Leichtsinn dich an das Mädchen zu fesseln – nimm's mir nicht übel, ehe du sie hiezu genau genug kennst. Um eine so glänzende Partie zu machen, wie du eine bist – ich spreche von deinem Vermögen, nicht von deiner Persönlichkeit – um also eine solche Partie zu machen, wird sich jedes Mädchen zusammennehmen und ihre glänzende Seite

herauskehren, namentlich, da dieses Katharinen bis jetzt so leicht wurde.

Da kommt das Schicksal; roh und kalt  
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt –

und wirft sie – in die Hände der Gebrüder Schoppelmann. Man hat dich als Ungeheuer der schlimmsten Gattung dargestellt; man wird Versprechungen und Drohungen nicht schonen, um das Mädchen von dir abwendig zu machen; nun gut, das ist die Zeit der Prüfung. Wenn sie wirkliches Gold ist, so laß sie es jetzt bewähren, überlaß sie auf kurze Zeit sich selbst, sieh zu, ob sie dir wirklich treu anhängt, und wenn das der Fall ist, in Gottes Namen denn, so sage auch ich: Amen!«

Da Eugen auf diese Rede nicht antwortete, so fuhr Herr Sidel nach einer Pause fort:

»Glaube mir, Eugen, sie wird in dieser Prüfung nicht zu Grunde gehen, und wäre dieses doch der Fall, dann hättest du nicht viel dabei verloren; nebenbei habe ich drinnen Alles eingeleitet, um genau zu erfahren, was in dem Hause am Marktplatze vor sich geht – aber jetzt laß das Kopfhängen sein, sei der Alte wieder, laß uns ein neues Leben anfangen; und bei diesem neuen Leben müssen wir besorgt dafür sein, dem getreuen Pierrot eine gelinde Strafe zukommen zu lassen, denn ich bin der festen Ueberzeugung, daß bei der Geschichte von jener Nacht dieser Kerl die Hand mit im Spiele gehabt.«

»Wenn man das annehmen könnte,« entgegnete Eugen, »so wäre es besser, man schickte ihn augenblicklich fort.«

»Gewiß nicht!« sagte der lustige Rath. »Trägt er wirklich auf beiden Schultern und hat neben dir noch einen anderen

Herrn, so wird er augenblicklich zu diesem zurückkehren, um über unsere Schritte bis hieher zu rapportiren.«

»Wenn dein Verdacht gerecht wäre,« meinte Eugen, »so hätte er uns wohl in der Stadt verlassen und nicht so dringend gebeten, ihn mitzunehmen.«

»Heilige Einfalt!« versetzte Herr Sidel, »seine Aufträge sind wahrscheinlich noch nicht zu Ende.«

»Ich habe ihm auf deinen Rath deutlich genug erwiesen, daß er mein Vertrauen vollständig verloren,« antwortete Eugen, »und bat er trotzdem nicht de- und wehmüthig, ja fast kniefällig, ihn mitzunehmen?«

»Das ist mir ebenfalls aufgefallen,« entgegnete der lustige Rath, »und könnte mich auf die Vermuthung führen, als habe Joseph sich gegen einen anderen Herrn ebenfalls eines kleinen Verrathes schuldig gemacht, indem er uns nicht vollständig verrieth. Dem sei nun, wie ihm wolle, wir haben ihn einmal mitgenommen, er ist da, und wenn du auch dieses Mal, wie gewöhnlich, schwach bist, so werde ich so viel wie möglich das Meinige thun, daß ihm für wirklich begangenes Unrecht die nothwendige Strafe wird. Aber jetzt sage mir, was hältst du von dem Vorschlage? Ist es dir genehm, ein Bischen in der Welt herum zu ziehen, so wollen wir gleich morgen damit anfangen; unsere Sachen lassen wir hier, denn zu einer Fußreise, wozu ich dich veranlassen möchte, taugt vieles Gepäck nicht; ein kleines Bündel, wenig Geld, ein tüchtiger Knotenstock und ein froher Muth – mehr braucht's nicht.«

»Und was willst du, daß wir beginnen sollen?« fragte Eugen.

»Das wird sich alles finden; wir ziehen einmal auf's Gerathewohl hinaus und sehen, ob und wo uns endlich einmal etwas aufstößt. Finden wir irgend zufällig eine Schulmeisterstelle vacant, gut, so werde ich mich darum bewerben, du wirst mein Famulus und der getreue Pierrot kann in doppelter Hinsicht die Stelle eines Einheizers versehen, indem er nämlich die Oefen und die unaussprechliche Freude, die Schulkinder zu bearbeiten, erhält. Vor allen Dingen aber pflichte meinem Vorschlage im Allgemeinen bei; denn du wirst mir doch zugeben, daß es hier in diesem Nest ungeheuer langweilig ist.«

Eugen fand sich mit dem neuen Lebensplane, den der lustige Rath entworfen, vollkommen einverstanden, und so wurden denn zur Ausführung desselben die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Man bezahlte die Rechnung im Gasthofs, ließ die mitgenommenen Koffer unter dem Vorwande zurück, man wolle eine kleine Fußtour unternehmen und werde später darüber verfügen. Die nothwendige Wäsche und Kleidungsstücke wurden in Felleisen verpackt, und während Herr Sidel mit Hülfe Pierrots sie recht vollstopfte und sie dem getreuen Diener zur Probe umhängte, dachte er bei sich, wie dies ein treffliches Mittel sei, die Bestrafung desselben jetzt schon anzufangen.

So zogen die Drei an dem andern Morgen hinaus und beschlossen, es dem Zufalle zu überlassen, wo er sie hinführen wolle. Zu diesem Zwecke waren sie von der großen Landstraße abgegangen und folgten einem kleinen Fahrwege, der die benachbarten Dörfer und Städte mit einander verband. Eugen, sowie der lustige Rath hatten eine sehr einfache Toilette gemacht, bestehend in einem leichten Sommerrocke, auf dem Kopfe einen Strohhut; der getreue Pierrot aber trug

beide Felleisen. So wandelten sie dahin unter dem Gesang der Vögel und dem Duft der Blumen. Der Feldweg, auf dem sie sich befanden, war breit genug, um einen einfachen Karren durchpassiren zu lassen, und daß dergleichen Fuhrwerke auf ihm fortbewegt wurden, sah man an den bald tief bald schwach eingedrückten Geleisen. Der Weg lief, wie die meisten seines Gleichen, ungebunden, wie es ihm gerade einfiel, über die Felder dahin; bald wandte er sich, ohne allen sichtbaren Grund, etwas links, dann wieder scheinbar ebenso unabsichtlich rechts, eine beständige Schlangenlinie; oftmals verließ er auch diesen schlangenähnlichen Lauf wieder, um plötzlich mit scharfem Winkel nach einer anderen Richtung abzubiegen, nach einer Sandgrube, einem Kalkofen oder dergleichen, und wenn er diese verschiedenen Gegenstände solcher Gestalt näher betrachtet und seine Neugierde befriedigt hatte, so wandte er sich wieder ebenso scharf der alten Richtung zu. Dergleichen Extravaganzen und außerordentliche Abschweifungen hatte aber der mit der Zeit karge Bauer oder der Fußgänger, welcher es gerade sein mochte, nicht geduldet, und wo der alte Fahrweg einer solchen Lust, über das Feld hinzubummeln, nicht widerstehen konnte, da waren kleine, gerade ausgehende Fußpfade entstanden, welche bald parallel mit jenem Wege liefen und dann rechts oder links durchschnitten, sich eine Zeit lang von ihm trennten, um sich am Ende nach einer scharfen Biegung mit ihm zu vereinigen. Das Ganze sah hiedurch von Weitem aus wie ein Flußbett mit kleinen Armen und Nebenflüssen, und wie ein solches verschwand es auch hier und kam dort wieder zum Vorschein, bald, wie der Lauf eines Stromes sich rechts und links um Hügel und Berge windet, bald aber wie es ein ächter und gerechter Fahrweg zu

thun pflegt, in diesem Punkte eigensinnig wie ein altes Kutschenpferd, und wo sich Hindernisse befinden, gerade ausrennend. Es ist das von jeher eine Theorie aller Fahr- und Hohlwege gewesen, nie einen Hügel oder eine Schlucht zu umgehen, sondern mit größter Mühe darüber weg oder hindurch zu klettern, sich selbst zum Verderben, dem armen Fuhrmanne zur größten Beschwerde, oft zum Unglück.

Wenn man so einem Feld- und Hohlwege gedankenvoll folgt – man muß aber nicht eilig sein, sondern zu Betrachtungen aufgelegt – so entwickelt derselbe in seinem Laufe so schöne poetische Bilder und Gedanken, wie man sie in manchem Buche vergebens sucht. Jetzt ist er auf der Höhe und schaut rings um sich herum, hinweg über ein hügeliges Land bis zu fernen tiefblauen Bergen; auf allen Seiten sieht man gleiche alte Fahrwege aus dem Grün der Felder freundlich heraus winken mit ihrem weißen, sandigen Boden; die kennen sich all unter einander besser als wir uns einzubilden vermögen – sie blinzeln sich während des Tages zu, wenn sie, von der Sonne beschienen, so glänzend weiß da liegen, und in der Nacht, wenn hoch über ihnen der volle Mond steht und man sie aus der Entfernung nur ahnet, zwischen dem dunkeln Haidegestrüpp hindurch, ein nebelhafter, blasser Streifen.

Ja, man muß es wissen, in welchem innigem Rapport diese Feldwege unter sich mit den breiten, langweiligen Landstraßen stehen. Das ist eine Art natürlicher Telegraphenverbindung; denn bald berühren sie sich, laufen durch einander, kreuzen sich nach allen Richtungen, und dadurch auch wird es so bald im ganzen Lande bekannt, was namentlich nächtlicher Weile auf solchen Fahr- und Hohlwegen alles geschieht. Die Nachbarn haben es doch gewiß nicht gesehen,

wie jenes junge frische Bauernmädchen mit dem herrschaftlichen Jäger, der bei sinkendem Abend nach seinen Revieren zu gehen pflegt, dort unter jenem Hügel gesessen – ein Plätzchen, das außerordentlich gut versteckt ist, und kein Mensch hat's gehört, wie sie dort zusammen geplaudert und gelacht. Und ist es darum für alle Welt auf ewig verschwiegen geblieben? Gewiß nicht! Neben dem alten Holzwege haben sie dagesessen, und der listige Gesell, obgleich er sich anstellte, als laufe er ruhig über die Höhe davon, hielt sich doch oben an der Ecke auf und blinzelte neugierig zurück, und als er nun nächtlicher Weile, wahrscheinlich zur Mitternachtstunde, dort unten im Grunde den alten Kameraden traf, der ihn rechtwinkelig durchschneidet, da blieben die beiden Schwätzer bei einander sitzen und erzählten einander, was sie gesehen und gehört: dieser schmunzelnd von dem Liebespaar, jener schauernd von einer schweren Unthat, die sich weiter oberhalb begeben und als sie genug ausgeruht und geplaudert hatten, trollten die vier Arme des Kreuzweges nach allen Seiten auseinander und fanden bald wieder andere Pfade, die sie durchschnitten, liefen auch endlich in's Dorf, wo das arme Mädchen schon längst süß träumend schlief, und trafen endlich auch auf die Chaussee, wo das Gericht den Mörder verfolgte und dieser sich entsetzt umschaute, wenn der Wind rechts und links in den Baumgipfeln neben ihm daher sauste und ebenfalls wiederholte, was der alte Hohlweg erzählt.

Von den Kreuzwegen sagt man, daß sich dort zu Nacht Hexen, Koblode und dergleichen Gesindel aufzuhalten pflegen, und das ist wahr und hat in dem vorher Erwähnten seinen guten Grund. Doch seien sie in Erdlöchern und hinter



alten Baumstämmen und horchen den Erzählungen der alten Wege, und was sie auf diese Art erfahren vom Thun und Treiben der Menschenkinder, das wenden sie an zu ihrem Schaden und Unheil. Drum, wenn der geneigte Leser gewillt ist, aus der vorstehenden Abschweifung vom geraden Wege unserer wahrhaften Geschichte irgend eine Lehre zu ziehen, so ist es die: bei vorkommenden Gelegenheiten auch dem harmlosesten Fahr- und Hohlwege nicht unbedingt zu vertrauen.

Unser Kleeblatt that ebenfalls so, indem sie neben und hinter einander gingen, ohne längere Zeit ein Wort zu wechseln. Doch thaten sie das weniger aus Mißtrauen gegen den Weg, auf dem sie wandelten, als vielmehr, weil Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war. Eugen dachte an die Stadt und Katharina, der lustige Rath an seinen Vorschlag, in dessen Folge die Drei auf dem Feldwege dahin wandelten, auf einen glücklichen Zufall hoffend, der ihnen etwas Angenehmes und Lehrreiches zuführen möchte; der Geist des getreuen Pierrot aber war am Ernsthaftesten, und wir können sagen, betrübt beschäftigt, denn er dachte an die Narrheit der Menschen und an die Wandelbarkeit der Glücksgüter. Wie hatte er noch vor einigen Tagen so stolz hinten auf dem Wagen seines Herrn gesessen, sich schaukelnd auf dem Federsitze, die Arme würdevoll über einander geschlagen und den Hut auf dem rechten Ohr, wobei er zuweilen den Postillon zurief, schneller zu fahren, und wobei er es auch nicht unterließ, einem armen Handwerksburschen mitleidig nachzublicken, der neben ihm daher zog, keuchend unter der Last seines Felleisens! Und jetzt hatte

auch ihn das unerbittliche Schicksal von der Höhe herabgeworfen, und auch er wandelte jetzt dahin im Schweiß seines Angesichts, seufzend unter der Last des ihm Aufgebürdeten. Ach, und er trug sogar zwei Felleisen! Die Sonne schien recht heiß von dem wolkenlosen Himmel, die Zeit seines zweiten Frühstücks war längst vorüber, und dazu konnte er nicht einmal seiner Lieblingsbeschäftigung nachhängen und einigen Tabak rauchen; denn er besaß letzteren nur in Gestalt von Cigarren, die seinem Herrn gehörten.

Jetzt waren die Drei auf der Höhe eines Hügels angekommen, wo ein anderer Feldweg, ganz gleich demselben, dem sie bis jetzt gefolgt, diesen in einem rechten Winkel durchschnitt. Auf diesem Punkte blieb der lustige Rath, welcher den Vortrab führte, einen Augenblick stehen und wandte sich an Eugen mit der Frage, nach welcher Richtung man sich weiter begeben solle, ob die alte beizubehalten sei, oder ob es nicht besser wäre, rechts oder links abzuschweifen.

»Für Jemand, wie du, der den Zufall zum Führer erkor,« antwortete Eugen lachend, »ist es begreiflich, daß er auf einem Kreuzwege, wie dieser, einigermaßen in Verlegenheit gerathen kann. Hier ist guter Rath theuer, und ich möchte um Alles in der Welt dem Schicksale nicht vorgreifen, indem ich beschlösse, der alten Richtung zu folgen oder eine neue einzuschlagen. Was meinst du? Sollen wir den Strich des Windes entscheiden lassen, oder willst du dich, ein moderner Augur, nach dem Fluge der Vögel richten?«

»Beides ist sehr schwer,« meinte lachend der lustige Rath, »der Wind, der südöstlich zu gehen scheint, schneidet gerade zwischen dem Kreuzwege hindurch und zeigte also nach rückwärts über das angebaute Feld; – was den Flug der Vögel anbelangt, so scheint es mir sehr schwer zu sein, sich

darnach zu richten, denn außer diesen Schwalben da, die in einem unerträglichen Zickzack fliegen, bemerke ich weit und breit nichts, als dort einen Raubvogel, der eben zur Erde herabschießt; und welche Richtung zeigt uns der an?«

»Du bist ein schlechter Zeichenerklärer,« versetzte Eugen; »der Vogel, welcher sich dort zur Erde hinabschwingt, sollte offenbar bedeuten, das uns das Schicksal befiehlt, es ebenso zu machen, das heißt, uns hier niederzulassen, bis ein neuer Zufall, nach deinem Vorschlage, uns weiter hilft.«

»Vortrefflich!« antwortete der lustige Rath; »hier im Angesicht dieser weiten gewaltigen Natur, unter dem Blau des Himmels thu' ich dir feierlichst Abbitte dafür, daß ich dich in früheren Zeiten so oft für ungelehrig erklärt; ich fange an, stolz auf meinen Zögling zu sein.«

»Ich danke für das Compliment,« entgegnete Eugen; »aber ist diese Höhe nicht zum Ausruhen sehr einladend? Sieh hier, dicht am Wege jenes Heiligenbild unter dem Lindenbaum, der seine Zweige schattengebend ausbreitet – wie vortrefflich können wir hier ausruhen und neue Kräfte zu weiteren Unternehmungen sammeln?«

»Da unten ist auch ein Wirthshaus,« erlaubte sich schmunzelnd Joseph zu sagen, »ich erkenne es an dem großen Baume, der daneben steht, mit seinem Kranz von Tannenzweigen.« Der brave Diener hatte in Betreff von Orten, wo es zu essen und zu trinken gab, einen merkwürdigen Instinct und ein Talent im Auffinden von Wirthshäusern, das ganz erstaunlich war.

Der lustige Rath schien augenscheinlich über diese Aeußerung des Bedienten gerührt zu sein; zuerst zuckte ein Lachen über sein Gesicht, dann aber nahm er eine sehr feierliche Miene an, klopfte dem einigermaßen erstaunten Joseph

auf die Achsel, indem er so ernst wie möglich sagte: »Guter Pierrot, die Zeit der Wirthshausfreuden ist leider vorbei. Wir sind nicht mehr im Stande, dein Herr, ich und du, dort anzuhalten, wo der liebe Gott dem durstigen Reisenden so freundlich eine Hand entgegenstreckt, das heißt, wir sind es nur dann, wenn wir vorher etwas verdient haben. Ja, die Zeiten haben sich traurig geändert. Du wirst es schon noch erleben. Dein Herr ist durch einen unglücklichen Zufall für einige Zeit vollkommen verarmt, und es geschieht wahrlich nicht aus Lust am Spazierengehen, daß wir uns hier ohne Wagen und Pferde auf freiem Felde befinden.«

Pierrot sah bald seinen Herrn, bald den lustigen Rath mit aufgesperrtem Munde, mit wahrhaftem Erstaunen und mit sehr dummem Ausdruck an. Namentlich auf dem Gesichte seines Herrn hafteten ängstlich hoffend seine Blicke. Doch Eugen zuckte die Achseln und nickte mit dem Kopfe.

»Es ist so, guter Pierrot,« fuhr der lustige Rath fort, »und wir lassen dir in dieser Stunde noch die Wahl, ob du mit uns gehen oder nach der Stadt zurückkehren willst. Im letzteren Falle sollst du auf's Genügendste mit Reisegeld versehen werden, und ich will auch obendrein nicht ermangeln, dir einen wichtigen Empfehlungsbrief an den Herrn Justizrath Werner mitzugeben.«

Bei Nennung dieses Namens zuckte der Diener augenscheinlich zusammen, und die Erinnerung an diesen Herrn brachte in ihm allerhand schreckliche Vorstellungen von schweren Actenfascikeln und von schnappenden Bedienten lebhaft in's Gedächtniß zurück. Er versicherte hierauf, er könne unter keiner Bedingung seinen Herrn verlassen, möge auch kommen, was da wolle.

»Schön!« sagte hierauf der lustige Rath; »deine Antwort, mein treuer Pierrot, ist lobenswerth. Damit du siehst, wie schon diesseits die Belohnung für gute Thaten öfters erfolgt, so lege deine beiden Felleisen unter jenem Baume nieder, öffne das kleine, und du wirst dort für uns genug finden, um das Wirthshaus da unten mit hohem Baume und Tan-  
nenkranz vergessen zu können.

### DREIUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

*Die Reisenden befragen das Schicksal, welches nicht antwortet, ihnen aber einen seltsamen Character zuführt.*

Joseph that, wie ihm geheißten. Er legte beide Felleisen behutsam nieder, namentlich aber das kleinere, und als er dasselbe langsam öffnete, konnte er sich auch erklären, weißhalb ihm auf dem Wege hieher so oft ein eigenthümlicher Braten- und Käseduft um die Nase gezogen, wie eine schmerzliche Erinnerung an vergangene Tage, wie ein Klang aus der guten alten Wirthshauszeit.

Der lustige Rath hatte zu einem soliden Frühstück nicht das Geringste vergessen, und Pierrot deckte behende, wie nie, am Fuße des Heiligenbildes, im Schatten des Lindenbaumes, eine gut besetzte Tafel. Da war kalter Braten und Schinken, Brod, Käse und Rothwein in anständiger Menge vorhanden, und die Drei ließen sich mit großem Behagen um die weiße Serviette nieder, auf welcher all' diese Herrlichkeiten standen.

»So hat mir lange nichts geschmeckt,« sagte Eugen nach einer Pause, welche dadurch entstanden war, daß er ein

Glas Rothwein hastig ausgetrunken und dann aufgesprungen war, einen tiefen Athemzug zu thun; »wahrhaftig, kein Frühstück oder Mittagessen, so lange ich mich erinnere.«

»Das macht der Marsch von vier Stunden!« bemerkte lustig Herr Sidel, dem es ebenfalls außerordentlich schmeckte, der aber dabei nicht vergaß, dem getreuen Pierrot ebenfalls seinen Theil zukommen zu lassen. »Gieb nur Achtung, Eugen, welch herrliches Leben wir erst führen werden, wenn wir einmal eine ähnliche Mahlzeit mit unserer Hände Arbeit verdient haben!«

»Mit unserer Hände Arbeit?« sagte kopfschüttelnd Eugen und besah seine feinen weißen Finger, welche, glatt und weich, wie die eines Mädchens, bis jetzt durch den Glacéhandschuh geschützt worden waren, und doch hatte auch schon an ihnen die Sonne ihre Verheerungen angestellt, indem sie um das Handgelenk herum einen kleinen rothen Streifen gebrannt.

»Die Arbeit unserer Hände allerdings,« sprach der lustige Rath, »oder die unseres Kopfes, das ist am Ende gleich viel.«

»So laß uns endlich einmal einen soliden Plan entwerfen, oder willst du deine Theorie vom Zufall wirklich aufrecht erhalten und durchführen?«

»Auf alle Fälle!« meinte Herr Sidel mit komischem Ernste. »Da wir einmal ein ungebundenes Leben führen wollen, so soll es auch nicht einmal durch unsere Gedanken und Wünsche gefesselt sein, oder gezwungen, sich in vorher gedachten Geleisen zu bewegen.«

»Dann sitzen wir aber hier gleich schon fest,« erwiderte lachend Eugen, »und müssen auf einen Zufall warten, der uns sagt, welchen der vier Wege wir nehmen sollen.«

»Gewiß!« sagte Herr Sidel; »doch hatte ich mir schon vorgenommen, mit deiner Bewilligung den getreuen Pierrot in unseren Kriegs-rath zu ziehen; vielleicht weiß er aus seiner Knaben- oder Jünglingszeit aus vier unbekanntem Wegen den richtigen heraus zu wählen, und auf eine Art, daß diese Wahl etwas Gütiges für sich hat.«

Der getreue Pierrot, nachdem er gesehen, daß die ansehnlichen Vorräthe, die vorhin auf der Serviette geprangt, auf eine wahrhaft erstaunlich schnelle Art verschwunden (er hatte aber das Seinige auch dazu beigetragen), überlegte bei sich, daß ein längeres Hierverweilen bei der Aversion des Herrn Sidel gegen das Wirthhaus da unten leicht gefährlich werden könnte, und ließ sich nach einigem Nachdenken bereitwillig finden, ein äußerst zweckmäßiges Mittel anzugeben, um, wie hier, im Falle des Zweifels eine Richtung festzustellen.

Er beseitigte aber zuerst den Rest des Kalbsbratens und Käses, indem er denselben sehr geschickt in die Serviette hinein rollte. Eine gute Portion Brod hatte er schon früher bei Seite gebracht. Auch trank er vorher eine Flasche leer, die ihm zufälliger Weise an die Seite gerollt war; dann öffnete er lächelnd seinen großen Mund und sprach: »Wie Sie wissen, gnädiger Herr, und auch Sie, der Herr Rath, so schicken die Metzgermeister ihre Knechte aus der Stadt auf's Land, um gute und wohlfeile Kälber einzuhandeln.«

»Ganz richtig,« sagte lachend Herr Sidel, »und dabei machen sie zuweilen Metzgergänge, das heißt, sie finden oftmals keine Kälber.«

»So ist's,« antwortete der getreue Pierrot; »da liegen nach allen Richtungen um sie herum die Dörfer, wo sie ihre Kundenschaft haben; aber wer weiß, in welchem Dorfe an diesem

Tage nun gerade viele Kälber gefallen sind? Da hilft sich nun der Metzgerknecht auf folgende Art: er geht auf die Straße hinaus und wirft seine Mütze so hoch, als er kann, in die Luft hinauf; natürlicher Weise fällt sie alsbald wieder herab, und dann paßt er genau auf, wohin der Schirm der Mütze gerichtet ist; dahin geht er hinaus, nach jener Richtung nämlich, und findet da immer Kälber, so viel er mag.«

»Bravo! köstlich! vortrefflich!« jubelte der lustige Rath. »Das ist ein ganz capitales Mittel, und dir, als dem Erfinder, oder wenigstens als dem, der uns damit bekannt gemacht, soll es auch gestattet sein, diesen Wurf zu unternehmen. Nebenbei bist du auch der Einzige, der eine Mütze trägt, und für uns, mit unseren Strohhüten, würde das Oracel stumm bleiben.«

Pierrot lachte außerordentlich vergnügt, daß der Herr Sidel auf seinen Scherz einzugehen schien, sah aber vorher fragend seinen Herrn an.

»Ich erkläre dieses Mittel ebenfalls für vortrefflich,« sagte Eugen, »und auch gewiß für untrüglich. Sollten wir nicht eine Wette machen, nach welcher Seite der Mützenschirm zu liegen kommt? – ich bin für dort hinaus.«

»Bei solch wichtigen Sachen muß man nicht wetten,« gab Herr Sidel scheinbar ernst zur Antwort; »komm her, getreuer Pierrot, stelle dich genau in die Mitte des Kreuzweges und mache dein Manöver.«

Joseph begab sich dahin; nicht ohne eine Befriedigung in seinen Zügen auszudrücken, sowie einen gewissen Stolz, daß man sein Mittel für würdig befinde. Darauf nahm er seine Mütze in die Hand, schien ein paar Mal die Kraft seines



Armes zu probiren und schnellte sich dann, so hoch er konnte, in die Höhe; aber oh Unglück! der Wurf war nicht senkrecht gelungen, und als die Mütze in einem kleinen Bogen wieder herab kam, blieb sie an den Zweigen des Lindenbaumes hängen und obendrein noch in so unangenehmer Haltung, daß der Schirm zu Boden sah.

Erstaunt und überrascht sahen die drei nach der Mütze empor, und selbst der Herr Sidel kratzte sich einen Augenblick unschlüssig am Kopfe.

»Wenn wir auf den Fall dieser Mütze,« bemerkte Eugen nach einer Pause, »das heißt auf die Art, wie der Schirm zu liegen kommt, ein wirkliches Gewicht legen und ihm als Oracelspruch folgen wollen, so sagt uns der Schirm der Mütze, indem er zu unseren Füßen auf den Boden zeigt, wir sollen da bleiben und hier geduldig warten, bis uns das Schicksal eine Aufforderung zu Theil werden läßt.«

»Darin hast du Recht,« sagte Herr Sidel; »wir haben überhaupt nichts zu verlieren und deßhalb keine Eile; lagern wir uns wieder im Schatten dieses Baumes und rauchen unter anmuthigen Betrachtungen unsere Cigarre.«

Eugen und der lustige Rath streckten sich hierauf wieder in den Schatten des Baumes auf das Gras nieder, und Pierrot beschäftigte sich damit, durch verschiedene Steinwürfe seine Mütze vom Baume herunterzubringen, was ihm endlich auch gelang.

Die beiden Anderen hatten sich eine Cigarre angezündet und bliesen in angenehmer Ruhe den blauen Rauch von sich.

»Wenn wir keinem Zufalle zu folgen hätten,« sprach Eugen nach einer längeren Pause, »so würde ich unbedingt vorschlagen, den Weg dort hinaus zu nehmen, wo das Terrain

sich sanft abflacht und von der Höhe in ein Thal hinab fällt, das zwischen grünen Bäumen und Sträuchern gewiß auch fließendes Wasser enthält, so einen kleinen Fluß, an dessen Ufer man so angenehm dahin dämmert; auch ziehen mich, ich weiß nicht, weßhalb, die schroffen, dunkelblauen Berge an, die in weiter Ferne über jenem Thale so ernst und feierlich nach uns hinblicken. Ich komme mir in diesem Augenblicke wie ein fahrender Ritter vor, und dann bilde ich mir ein, da hinaus auf den Spitzen jener Felsen liegen allerlei verzauberte Schlösser und verwunschene Princessinnen, die nach Erlösung schmachten.«

»Ei, ei,« sagte lachend der lustige Rath, »du denkst an fremde Princessinnen und wendest diesen dein Gesicht zu, während du in deinem Rücken eine andere arme Jungfrau sitzen läßt!«

»Schweig, Mephisto,« entgegnete Eugen, »du hast gar keinen Sinn für Poesie.«

»Leider nur zu viel!« seufzte Herr Sidel; »denn sonst hätte ich meine ehrbare Schule nicht aufgegeben, um zu dir zu ziehen und jetzt als anderer Sancho Pansa mit dir als zweitem Don Quixote durch das Land zu streifen.«

»Wir haben wirklich eine Aehnlichkeit mit diesem ehrenhaften Ritter, doch sind wir noch miserabler daran – ich ohne Pferd, du hast nicht einmal einen Esel, und dann fehlt uns das eigene Bewußtsein unseres Werthes, die feste Ueberzeugung, sich aus dem sicheren Pfade zum Ruhme zu befinden, die jener hatte.«

»Und Dulcinea von Toboso!« sagte lachend der lustige Rath.

»Ist vorhanden,« entgegnete Eugen, »aber in diesem Falle Sancho Pansa'n angehörig; ich meine nämlich jene abgebliehene Dame, mit welcher wir dich, Ehrenfester, an dem Tage der Promenade Blumen zupfend fanden.«

»Brrrr!« sagte, sich schüttelnd, Herr Sidel, »dafür muß ich danken. Ueberhaupt steht auch nirgendwo geschrieben, edler Ritter von der traurigen Gestalt, daß Euer ganz ergebenster Schildknappe sich eine Dame erkoren habe, das war ein Vorrecht Eurer Ritterschaftlichkeit und blieb Euch vorbehalten. — Aber sieh einmal dort den Fahrweg hinab, welcher sonderbares Fuhrwerk wird dort sichtbar! Jetzt kannst du's deutlich sehen, da es auf der Höhe des Hügels ist; schau genau hin, es wird bald wieder in der Senkung des Weges verschwinden!«

»Wahrhaftig,« sagte Eugen, »das ist ein seltsamer Aufzug. Was kann das wohl sein? Ich möchte auf Zigeuner rathen, doch sehe ich zu wenig Fußgänger bei dem Karren.«

»Es wird der Zufall sein,« meinte der lustige Rath mit ernster Miene, »der uns hier von dieser Stelle erlöst.«

Der Karren, oder was es sonst war, der die Aufmerksamkeit der beiden Freunde auf sich gezogen hatte, verschwand jetzt wieder hinter den nächsten Hügeln, und es konnte noch eine ziemliche Weile dauern, ehe er an die Stelle kam, wo sich die Beiden gelagert; denn dort unten machte der Fahrweg eine der oben erwähnten Abschweifungen, dieses Mal nach einem Kalkofen, und beschrieb deßhalb einen großen Umweg, ehe er wieder die frühere Richtung einnahm. Doch hatte sich der Fußgänger, der dieses Weges kommen mußte, auch hier zu helfen gewußt, indem er, jene weite Biegung liegen lassend, gerade zu ging, einen kleinen Fußpfad octoierend, der bald Gemeingut wurde. Auf

diesem Fußwege nun sahen die beiden Freunde eine sonderbare Gestalt, die den Hügel herauf kam, gerade auf die Stelle los, wo sie lagerten. Es war ein Mann, man hätte sagen können, ein junger Mann, denn so waren die Körperbewegungen; das Gesicht aber sah sehr eingefallen und runzelig aus. Er trug einen Sommeranzug, Rock, Weste und Beinkleider von demselben Stoffe. Doch hatte dieser Anzug, seine Farbe, die ehemals grau gewesen, so viel durch äußere Einflüsse zu leiden gehabt, daß man die Grundfarbe nicht genau feststellen, ja, nicht einmal mit einiger Genauigkeit bestimmen konnte, ob die obgenannten drei verschiedenen Bekleidungsstücke nicht einstens aus drei ganz verschiedenen Stoffen gemacht worden seien. Der Rock war eher durch Regen und Sonnenschein, als durch häufiges Waschen abgebleicht, die Weste sah ziemlich dunkel und schmutzig grau darunter hervor und hatte einen verdächtigen Glanz an den Taschen und am unteren Rande. Ueber die Beinkleider ließ sich nicht viel sagen. Sie schienen am längsten gedient zu haben oder am stärksten gebraucht worden zu sein. Das waren arme defecte Wesen, die sich in der Gegend der Fußknöchel krampfhaft empor zogen und ausgefranst und ganz erdfarbig waren. Diesem Anzuge gemäß hätte die Gestalt, welche ihn trug, still und schüchtern an den Hügel hinschleichen müssen; dem war aber durchaus nicht so, sondern der Mann, der auf die eben beschriebene Weise daher kam, warf sich in die Brust, machte große und sichere Schritte und hatte in ganz kurzer Zeit die Spitze des Hügel erreicht. Auf dem Kopfe trug er einen Strohhut, der merkwürdiger Weise an allerlei Stellen mit verschiedenen Feldblumen besteckt war; wie sich später ergab, verbarg der

graue Spaziergänger auf diese Art die defecten Stellen seiner Kopfbedeckung. Sein Gesicht war nicht unangenehm zu nennen, es hatte einen freundlichen Ausdruck; die dunkeln Augen blickten keck und fröhlich um sich, und die emporgezogenen Augenbrauen, sowie die stolz in Falten gelegte Stirn zeigten viel Selbstbewußtsein, ein Gemüth, das von seinem eigenen Werthe vollkommen überzeugt ist. Es wäre eigentlich besser, von dem Hemdkragen nicht zu sprechen, indem dieser fast zur Fabel geworden war; doch sind wir in die Nothwendigkeit versetzt, dem geneigten Leser zu versichern, daß ein ähnliches Ding da war, welches, von einem rothseidenen, strickartigen Halstuche festgehalten, den nackten Hals umflatterte. Hiezu trug die Gestalt einen knotigen Stock, den sie heftig schwang, bald indem sie Quarten und Terzen damit in der Luft hieb, bald indem sie ihn sehr kunstreich an einem Finger herumwirbeln ließ oder auf der Nagelspitze balancirte. Jetzt hatte der Spaziergänger die Höhe des Hügels erreicht und wurde nun der Gesellschaft ansichtig, die im Schatten des Lindenbaumes lagerte. Bei diesem Anblicke blieb der Fremde stehen, setzte den rechten Fuß stolz auf die unterste Stufe des Heiligenbildes, machte mit dem Knotenstock eine Bewegung, als stoße er ein Schwert in die Scheide, und sagte, indem er den Versuch machte, die rechte Hand in den knopflofen Rock zu stecken:

»Da also findet man Euch, edle Waffenbrüder, tapfere Gesellen, da also ruht Ihr aus auf Euren faulen Bäuchen, während rings herum der Teufel los ist! Ja so!« unterbrach er sich lachend, indem er seine heroische Haltung verließ und grüßend an seinen Hut langte; »ich ließ mich wieder einmal von der Poesie meiner Gedanken fortreißen, verzeiht mir

deßhalb, ehrenwerthe Herren und Kampfgenossen. Trommler, der bekannte Trommler entbietet Euch seinen Gruß und erkundigt sich nach Eurem schätzbaren Wohlbefinden.«

Eugen und der lustige Rath sahen lachend in die Höhe, und der Letztere sagte, indem er höchst ehrerbietig seinen Strohhut schwang: »Ich entbiete dem bekannten Herrn Trommler den freundlichsten Gruß in unser aller Namen und erkundige mich nach Ihrem schätzbaren Wohlbefinden.«

Bei diesen Worten überflog eine düstere Freude das ernstkomische Gesicht des also Angeredeten. »Nein,« sprach er und hob dabei die Hand wie beschwörend gegen den Himmel, »Trommler kann sich nicht irren, er ist so glücklich, auf diesem elenden Fleck Erde drei Kunstgenossen zu begrüßen. Gewiß,« fuhr er enthusiastisch fort, »ein Irrthum ist hier unmöglich. Die zwei kleinen Felleisen zu drei Mann, und der leichte künstlerische Anzug und vor Allem das heilige Feuer, das aus Ihren Augen blitzt – glauben Sie mir, Trommler kennt seine Leute. Sie,« damit wandte er sich an Eugen, »arbeiten im Fache jugendlicher Liebhaber, die Natur scheint Sie dazu absonderlich erschaffen zu haben. In Ihnen,« sagte er zum lustigen Rath, »verehere ich noble Familienväter, und in jenem würdigen Manne dort hinten mit dem komischen Blick und dem nicht ganz kleinen Mundwerk biete ich hiermit einem trefflichen Komiker die Bruderhand.«

»Siehst du,« sagte Herr Sidel leise zu Eugen, »das ist der Zufall! Wir sind durch ihn reisende Schauspieler geworden und müssen die Rollen, die uns das Ungefähr zugeworfen, bereitwillig auffassen und bestens durchführen.«

Eugen nickte mit dem Kopfe.

»Sie haben,« wandte sich nun der lustige Rath an den Schauspieler, »ein vortreffliches Engagement, wie mir scheint.« Dabei konnte er aber nicht unterlassen, seine Augen leicht blinzelnd auf dem Anzuge des Künstlers einen Augenblick ruhen zu lassen.

»Das Engagement ist nicht schlecht,« sagte Herr Trommler mit großer Wichtigkeit; »wir leben in einem sehr collegialischen Verhältnisse, wir haben eine Art Republik errichtet, wir spielen in Erwartung anderer Zeiten vorderhand auf Theilung.«

»So lange etwas zu theilen ist,« sagte lachend der lustige Rath, »im anderen Falle aber —«

Herr Trommler zuckte die Achseln und versetzte nach einer Pause: »Ich kann nicht umhin, zuzugeben, daß bei uns schon Zeiten vorgekommen sind, wo das Resultat der Theilung sehr unbefriedigend war – was will man machen? Künstlers Erdenwallen! Verstehen Sie mich recht, so ohne allen Verdienst, ohne alle Einnahme sind wir nur in höchst seltenen Fällen gewesen! Oftmals lebten wir an jenen Abenden, wo kein baares Geld einlaufen wollte, herrlich und in Freuden, das kann ich Sie versichern; denn wenn man in solch elenden Nestern, auf miserabeln Dörfern, wo kein Kunstgefühl ist, die Bemerkung machte, daß an eine baare Einnahme nicht zu denken sei, so hatte der Director oder vielmehr seine Frau den klugen Einfall, gegen Erlegung von Victualien, Essens- und Trinkwaaren aller Art die Hallen des Kunsttempels zu öffnen: erster Platz: etwas Geflügel, Käse, Rauchfleisch und dergleichen, zweiter Platz: Butter, Brod und Eier – und das ging so fort bis zum letzten, wo als Nebenverdienst der directorischen Kinder auch Aepfel und Nüsse angenommen wurden.«

»Und ist Ihre Gesellschaft vollständig besetzt?« fragte Eugen.

Hierauf trat Herr Trommler einen Schritt zurück, faltete die Hände vor seinem Leibe, drückte sich straff hinunter, wie er es als Tyrann zu machen pflegte, in dem Augenblicke, wo er seine unruhig gewordenen Kriegsvölker beschwichtigen sollte; auch sein Gesicht, stolz empor gehoben, hatte hiezu den nothwendigen Ausdruck. »Wer will,« sagte er nach einer Pause im tiefsten Basse, »ein Fatum bezweifeln, ein unbeug-sames, strenges Fatum, das über unseren Häuptern dahin rollt, uns hier leitend, dort zurückweisend, aber immer wirkend und schaffend zu unseres Lebens Bestem. —

»Es war heute in der Frühe – Morgendämmerung, die Lager brachen auf, die Nebel stiegen in die Höhe, über die fernen Berge hinweg sah man den röthlichen Schein der aufsteigenden Sonne. Da trat der Führer der vielen Tausende, die zu unseren Füßen schliefen, an mich heran, lehnte sich auf meine treue Schulter und sprach: ›Wir brechen auf,‹ sagte er, ›und ich habe mir vorgezeichnet drei Städtchen und drei Wege, wo wir unser Glück versuchen könnten und den Tempel der Kunst aufrichten.‹ So sprach der Principal zu mir, während sie vor den Thüren der Scheuer saß und den stärkenden Morgenkaffee aufgoß. – Wie schon gesagt, nach drei Städten können wir ziehen, das ist Schmalzhausen, Käseheim und Schloßfelden. Was meinst du, welcher von diesen dreien sollen wir den Vorzug geben? Ich habe mich für Schmalzhausen entschlossen. – Da dachte ich, Trommler nämlich, an ein Gesicht, welches ich in vergangener Nacht gehabt, und in welchem ich deutlich vor mir gesehen diesen Hügel mit dem Zauberbaume. Und hier vorbei führt der Weg nach Schloßfelden, da klang es in mir:



hier unter dem Zauberbaume wird dir etwas absonderlich Angenehmes passiren, und

Mein Bruder, sprach ich, reite heute nicht  
Den Schecken, wie du pflegst. Besteige lieber

Das sich're Thier, das ich dir ausgesucht.  
Thu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum.

Und darauf sagte mir der Principal: Trommler, ich danke Ihnen, und entschied sich für Schloßfelden, und wohl zu unserem Glück und Heil; denn indem ich jetzt die mir vorhin gestellte Frage, ob unsere Gesellschaft vollständig sei? beantworte, rufe ich mit Freuden aus: wenn wir Sie, verehrte Herren und Kunstfreunde, zu gewinnen im Stande sind, so können wir uns ohne Furcht mit jedem Hoftheater messen.«

»Schön gesprochen!« lachte Herr Sidel, »und glauben Sie, wenn wir uns geneigt zeigten, ihrer Truppe beizutreten, daß uns der Director annehmbare Bedingungen zugestehen würde?«

Herr Trommler zog die Achseln außerordentlich in die Höhe, neigte seinen Kopf stark auf die linke Seite und sagte: »Im Augenblicke sind unsere Kassen leer; doch da ich überzeugt bin, daß wir durch Ihren Beitritt in Schloßfelden glänzende Geschäfte machen werden, so glaube ich, versichern zu können, daß der Herr Director – ein vortrefflicher Unternehmer – Ihre Engagementsforderungen bestens preisen wird.«

## VIERUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

*In welchem die Reisenden mit einer Künstlergesellschaft zusammentreffen und ein gutes Nachtlager finden.*

Unterdessen war der Karren, den man vorhin im weiten Felde gesehen, näher und näher gerückt und jetzt am Fuße des Hügels angelangt, auf welchem sich unsere Gesellschaft befand. Der Karren war ein Mittelding zwischen einem solchen und einem Wagen, das heißt, er hatte vier Räder; der Kasten, der blau und roth angestrichen war, ruhte auf Druckfedern und war mit einem überspannt von roth und weiß gestreiftem Zeuge, unter welchem sich die Damen der Gesellschaft, das war die Frau des Directors mit ihrer Schwester, sowie der ersteren vier Kinder befanden. Der Mann, der diese ganze Kunstanstalt leitete, hielt es nicht unter seiner Würde, sein Pferd vorwärts zu treiben und auch solcher Gestalt den Thespiskarren zu dirigiren. Er war ein großer starker Mann und hatte in seinem Aeußern etwas von einem Müller; denn sein Anzug bestand in einem gelblich-weißen tuchenen Rock, der bis unter das Kinn zugeknöpft war und von da in ansehnlicher Länge bis auf die Füße niederwallte. Seine Kopfbedeckung bestand in einem einst weiß gewesenen Filzhut, und darunter hervor blickte ein stark knochiges, ziemlich geröthetes Gesicht mit kohlschwarzem Haupthaar und einem mächtigen Backenbart von derselben Farbe.

Am Fuße des Hügels hielt der Karren, und der Schauspieldirector rief in das Innere desselben: »Jetzt könnt' es nichts schaden, wenn ihr ein bischen ausstieget; reicht mir die Kinder behutsam heraus, sie können ein wenig laufen,

und dir und deiner Schwester wird's, glaub' ich, auch Vergnügen machen, den ziemlich starken Hügel hinan zu steigen. Die Sonne sinkt schon nieder, es ist nicht mehr so arg heiß.«

»Wie du meinst, Hektor,« sagte eine Frauenstimme aus dem Wagen.

»Hier nimm den kleinen Hugo« – Hugo wurde auf den Boden gesetzt. – »Sei artig, Hypolit,« fuhr die Dame fort, »man kann nicht immer gefahren werden, das Pferd will auch ein wenig ausruhen.« Hypolit schien nicht dieser Ansicht zu sein, sondern wischte sich verdrießlich die Augen und stampfte unartig mit seinen kleinen Beinen in der Luft, ehe ihn der Vater auf den Boden setzte. Hierauf kamen die beiden Directorstöchter, junge Damen von sechs bis acht Jahren, Euphrosine und Amalie, und ihnen folgte die Principalin selbst. Sie war eine Frau in gutem Alter, zwischen den Dreißig und Vierzig, ziemlich korpulent, mit dunkelm Haar, freundlichen Augen und einem munteren Wesen. Ihre Schwester, die hierauf mühsam über das Rad herab kletterte, hätte man im zweifelhaften Falle gewiß für keine Verwandte erklärt. Sie war angeblich die jüngere Schwester, in der Wirklichkeit aber die ältere, hatte eine lange, dünne Figur, hellblonde Haare und spielte Anstandsdamen und Heldinnen.

Herr Trommler hatte nicht sobald gesehen, daß drunten am Fuße des Hügels die Familie des Directors angekommen war und ausgeschifft wurde, als er sich einen Augenblick von unseren Freunden verabschiedete und seinen Collegen entgegen eilte. Unten nahm er den Director auf die Seite und schien angelegentlich mit ihm zu sprechen. Eugen sah

augenblicklich, daß sich die Rede des Schauspielers auf ihn und den Herrn Sidel bezog.

»Nun was meinst du,« sagte Letzterer, »zu diesen Aussichten, die sich uns hier plötzlich eröffnet haben? Bist du dem Zufalle dankbar oder nicht?«

»Das muß die Zukunft lehren,« sagte lachend Eugen; »du kennst auch meine Neigungen genugsam, um zu wissen, daß ich mir lange gewünscht, ein ähnliches Leben einmal für eine Zeit lang mitzumachen. Aber was ist mit Joseph?« setzte er leise hinzu.

»Joseph,« antwortete Herr Sidel mit sehr wichtigem Gesichte, »wird, im Falle man uns engagirt, gerade so gut ausübender Künstler, wie wir Beiden. Hast du es gehört?« wandte er sich an den getreuen Pierrot; »wir sind im Begriffe, zum Theater zu gehen, und wenn wir uns für dich verwenden, was gewiß geschehen soll, so werden sie dich ebenfalls an- und aufnehmen. Aber hör' und achte auf meine Worte: dein Herr heißt von diesem Augenblicke an Eugen Wellen – ich muß das,« setzte er lachend hinzu, »unserem vortrefflichen Präsidenten zu Liebe thun. Ich bin der Herr – nun, wie heiße ich gleich? – meinetwegen Müller; also merke dir das ganz genau, getreuester Pierrot, der Herr Wellen und der Herr Müller. Du kannst dich Herr Hannibal nennen, ein sehr schöner Name und passend für dein Aeußeres. Merke dir aber, lieber Freund, daß unsere früheren Namen für uns jetzt nicht mehr existiren, vergiß dieselben also vorderhand: sei, was frühere Tage anbelangt, verschlossen wie ein Grab, überhaupt so schweigsam wie möglich, und glaube mir, daß es nur von deinem Betragen abhängt, ob dein Herr sich ferner deiner annimmt oder ob man dich in die weite Welt hinausshickt.«

Dem getreuen Pierrot war es schon nicht bei der Verhandlung vorhin, noch weniger aber jetzt bei der Rede des Herrn Sidel außerordentlich wohl zu Muthe. Er hatte von jeher keine große Achtung vor Schauspielern gehabt, sogar vor denen nicht, welche er in der Residenz gesehen und die doch in der elegantesten Toilette umhergingen und in sehr schönen Häusern wohnten. Nun aber hier erst der Colleague, der sich eben präsentirt mit seinem grauen farblosen Anzuge — oh, das Leben, das unter diesen Aussichten dem armen Pierrot für die Zukunft vor die Augen trat, schien ihm ebenso Grau in Grau gemalt. Doch was war zu thun? In Geduld folgen und sehen, wie lange diese Idee seines Herrn wieder einmal dauern würde. Glücklicher Weise waren ähnliche Vorgänge da, und Joseph erinnerte sich, daß Herr Eugen Stillfried die Veränderungen liebe.

Mittlerweile war die Gesellschaft fahrender Künstler den Hügel heraufgekommen, und der Herr an ihrer Spitze beeilte sich, unsere Freunde dem Principal und der Principalin vorzustellen. Dies war bald geschehen, und der Director schlug vor, hier einen kleinen Ruhepunkt zu machen, theils weil er nach einem Marsche von sechs Stunden in der That das Bedürfniß fühlte, sich niederzulassen, theils aber auch, weil er hoffte, so behaglich im Schatten sitzend, die neu aufzunehmenden Mitglieder milder gestimmt zu finden und für sich bessere Bedingungen heraus zu schlagen.

Das Letztere wurde ihm gerade nicht schwer; denn da unsere Freunde einmal geneigt waren, diesem sich darbietenden Zufalle zu folgen, auch andererseits, wie wir recht gut wissen, von den Bedingungen des Directors in keiner Weise abhängig waren, so wurden beide Parteien bald einig. Sie spielten gleich der übrigen Gesellschaft mit auf Theilung

und behielten sich nur das Recht vor, mit achttägiger Kündigung wieder austreten zu können.

Das Fuhrwerk, welches wir vorhin erwähnt, und das der Familie des Directors zum Fortkommen diente, enthielt außerdem nur die besten Garderobesachen. Ein anderer Wagen, mit der Einrichtung des Theaters, mit Decorationen und Requisiten war noch zurück und wurde von dem jungen Bruder des Directors geleitet.

Der Principal traf die Bestimmung, daß die Gesellschaft hier unter der Linde auf den zurückgebliebenen Wagen warten solle, während er mit den neu angeworbenen Mitgliedern jetzt gleich nach dem nicht mehr sehr entfernten Schloßfelden aufbrechen wolle, um dort die Quartiere zu besorgen. Die Gesellschaft sollte in der Dämmerung nachrücken. Er pflegte es immer so zu machen und wollte es um Alles in der Welt nicht leiden, daß der Troß jubelnder Straßenbuben den einziehenden Thespiskarren begleite.

Nachdem sich Eugen, nunmehr Herr Wellen, sowie Herr Müller und Herr Hannibal von den Damen und dem Herrn Trommler verabschiedet – letzterer war dazu bestimmt, an des Directors Stelle das Pferd des kleinen Karrens weiter zu führen – begaben sie sich mit dem Principal auf den Weg und ließen die andere Gesellschaft hinter sich.

Noch eine Zeit lang gingen sie auf der Hochebene fort, und wenn sich auch der Fahrweg bald hob, bald senkte, so hatten sie doch volle zwei Stunden zu marschiren, ehe sie an den Abhang dieser Ebene kamen, an das Thal, nach welchem Eugen schon im Laufe des Tages sehnsüchtig geblickt, mit seinen grünen Gebüschchen, über das hinweg die fernen blauen Berge blickten.

Der Principal schien sich ein wahres Vergnügen daraus zu machen, so stattlich aussehende Mitglieder die Seinigen nennen zu können. Er erlaubte sich auch wegen der ganzen Haltung derselben nicht viele zudringlich erscheinende Fragen über ihre frühere Künstlerlaufbahn und begnügte sich damit, als Eugen durchblicken ließ, sie seien bis jetzt nur bei großen, bedeutenden Bühnen beschäftigt gewesen und nur durch gewisse Verhältnisse gezwungen worden, so bei ihm eine Zeit lang zu privatisiren. Wir sagten so eben, der Director begnügte sich mit dieser Aussage, wollen aber damit nicht zugestehen, als habe er dieselbe geglaubt. Er war ein alter Practikus, hinter den Lampen, wenn auch nicht ergraut, doch groß geworden, und wenn er auch in Betreff seiner drei neuen Mitglieder nicht die volle Wahrheit traf, so schoß er doch auch nicht weit daneben. Zwei von den Dreien, dachte er bei sich, der Herr Wellen und der Herr Müller, haben irgend etwelche lockere Streiche aufgeführt, in deren Folge sie in Verbindung des Dritten, des Herrn Hannibal, der eigentlich weit unter ihnen stehe, gezwungen wurden, was man so im Leben nennt, durchzugehen. Das ist mir nun am Ende gleich viel, specularte der Principal weiter, die drei Bursche sehen gut aus, werden das Bischen schon lernen, was sie gebrauchen, um den Bauern einen vergnügten Abend zu machen, und wenn die Sache auch nicht geht, so sind wir ja beiderseitig an gar nichts gebunden.

So schlenderten sie dahin, und rauchten von den feinen Cigarren des Herrn Wellen.

»Sagen Sie mir,« hub der Director nach einem längeren Stillschweigen an, »mir scheint, der Herr Hannibal dort habe sich schon viel in komischen Fächern versucht, er scheint mir wenigstens das ganze Zeug zu haben, wär' auch gewiß

für's Ballet und die Pantomime sehr verwendbar. In letzterer werden Sie auf alle Fälle den Pierrot geben. Sie müssen mir verzeihen, aber dazu ist ihr Gesicht in der That wie gemacht.«

Herr Müller konnte sich nicht enthalten, bei dieser Bemerkung laut hinaus zu lachen, und antwortete: »Ich muß den Scharfblick des Herrn Directors bewundern. Wenn auch Herr Hannibal im Allgemeinen bis jetzt kein schlechter Schauspieler war, so steht er doch einzig in seiner Art in der Rolle des Pierrot da. Wahrhaftig, wenn nicht die Pantomime leider auf unseren größeren Theatern nach und nach ganz verschwände, so hätte dieser vortreffliche junge Mann in dieser sonst so beliebten italienischen Charactermaske eine glänzende Karriere machen müssen, einen ungeheuren Weg, etwa wie Grimaldi seiner Zeit als Clown.«

»Für uns,« entgegnete der Director, »ist die Pantomime noch beständig sehr dankbar und ergiebig, und unser Publicum begieriger darauf, als auf die schrecklichsten Schauer- und Trauerstücke. Nebenbei ist es für unsere Künstler eine Art Ausruhen; sie brauchen keine Rollen zu lernen und können sich bei unserer Pantomime in einem ungezwungenen Extempore gehen lassen. Man giebt im Allgemeinen den Faden des Stückes an. Die Personen sind immer die gleichen: Harlekin, Colombine, Pantalon und Pierrot. Der Alte wird betrogen, die Tochter von Harlekin entführt, und Pierrot bekommt seine Schläge, wie das so der Brauch ist.«

»Ganz richtig,« sagte lachend der lustige Rath, »Pierrot bekommt seine Schläge, und das aus dem FF.«

Dem Herrn Hannibal war es bei diesen Worten nicht sehr angenehm zu Muthe, und wenn auch die beiden Felleisen



– sie waren bei dem Wagen zurückgeblieben – seine breiten Schultern nicht mehr drückten, so lastete doch das Bewußtsein, so plötzlich und unverhofft aus einem ehrlichen und soliden Bedienten ein vacirender Künstler geworden zu sein, schwer auf seiner Seele.

Vor den Augen unserer Wanderer that sich aber jetzt im Strahle der Abendsonne ein wunderliebliches Bild auf. Es war, als habe die Natur sich am Ende selbst gelangweilt bei Erschaffung der, wenn gleich sehr fruchtbaren, doch ermüdend einförmigen Hochebene, die sich meilenweit nach allen Seiten ausdehnte, und als habe sie jetzt in ihrer köstlichsten Laune daran ein weites Thal gewirkt voller Lieblichkeit und Anmuth.

Unsere Reisenden standen am Abhange der Ebene, und der breite Fahrweg, auf dem sie bis jetzt gewandelt, mit seinen langweiligen Karrengeleisen, seiner gleichen, weißgrauen Farbe, seiner einförmigen Abgrenzung von grünem Rasen, mit einigen bunten Blumen verziert, schien bei dem Anblicke der Gegend zu seinen Füßen plötzlich ein ganz anderer geworden zu sein: voll Uebermuth und Jugendkraft. Er wand sich lustig hin und her, vertiefte sich zum Hohlweg mit steilen Wänden, die bald grün bewachsen waren, bald zackige Felsen zeigten, bald bröckeliges Gestein und Erde, zusammengehalten durch die Wurzeln mächtiger Bäume, welche hoch über ihm ein Laubdach bildeten, während unten diese Wurzeln selbst, phantastisch verschlungen, dem Auge des Dahinwandelnden die angenehmste Abwechslung boten.

Hie und da verflachten sich die Wände des Hohlwegs auf kurze Zeit, und das geschah immer an solchen Stellen, wo er sich im tollen Uebermuth plötzlich rechts oder links wandte,

oder wo er eilig und lustig niedersteigend sich um die Felszacken wand, als wolle er selbst seinen raschen Lauf zügeln.

An solchen Stellen nun zeigte sich vor den Augen unserer Reisenden das vor ihnen liegende Thal in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit. Eugen hatte vorhin richtig geahnet. Dort unten schlängelte sich ein kleiner Fluß; hier, wo die beiden Thalwände enger zusammen standen und wo das Wasser von der Hochebene mit raschem Falle herunterstürzte, trieb es Mühlen und Fabrikwerke. Weiter hin wurde das Thal immer weiter und breiter, und da liefen die Wellen des kleinen Flusses ruhiger und eilten lustig dem flachen Lande zu; aber von der Höhe sah man noch lange, lange die Krümmungen desselben, besonders jetzt, wo der röthlich schimmernde Strahl der Abendsonne darauf lag und der kleine Fluß zwischen den grünen Wiesen sich dorthin wie eine goldene Schlange ringelte.

Das große Dorf oder kleine Städtchen, der Bestimmungsort unserer Reisenden, lag dicht an den Fuß des Berges geschmiegt. Auf seiner linken Seite stand auf der sanft ansteigenden Thalwand eines der reizendsten alten Schlösser, die man sehen konnte. Es war ein mittelalterliches Gebäude, aber, wie es schien, auf's Sorgfältigste restaurirt mit zackigen Zinnen, einem hohen Thurme, vielen kleinen Erkern und Nebengebäuden, mit der freiesten Phantasie zusammengestellt, oder wie die damaligen Verhältnisse gerade einen Neubau bedingten. Alles das war durch Terrassen und Brücken mit einander verbunden, so ein wahrhaft malerisch schönes Ganzes bildend.

Als die Wanderer dieses Schlosses zum ersten Mal ansichtig wurden, blieb der Schauspieldirector einen Augenblick stehen, fuhr mit der Hand über das Gesicht und sagte: »Ich

habe so gewisse Gegenden, verschiedene Städte, zwischen denen ich Jahraus, Jahrein herumziehe. Dem Orte da unten war eigentlich für jetzt noch kein Besuch zgedacht; Trommler brachte mich auf die Idee, und es ist mir jetzt lieb, daß es so gekommen ist, einestheils, weil ich Euch, Ihr Herren, auf dem Wege dahin gefunden, und zweitens, weil ich gar gern hieher gehe. Der Ort da unten hat für mich immer etwas Gutes gehabt, der Aufenthalt dort mir etwas Angenehmes gebracht. Das sind nun schon lange Jahre, seit ich zum ersten Male hier war. Damals war das Schloß noch in vollem Glanze, d. h. es wurde von der gräflichen Familie, der es angehört, selbst bewohnt, und das war auch eine gute Zeit für unser einen. Da wurden wir wöchentlich ein oder zwei Mal eingeladen, im Schlosse selbst unsere Vorstellungen zu geben. Es befindet sich dort ein ganz charmant eingerichtetes kleines Theater. Die Gräfin, die Gemahlin des Besitzers, protegirte uns, und wenn wir abzogen, erhielten wir gewöhnlich noch ein Geschenk, das meistens unseren Verzehrkosten gleich kam. Das war noch eine gute, glückliche Zeit; aber auch später, als das Schloß schon leer stand, ging ich doch noch gern dahin. Es ist hier, wie wir es nennen, ein gutes Klima. Die Leute verlangen nicht zu viel, sind zufrieden mit dem, was wir ihnen geben können, und bezeugen ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie unsere Vorstellungen häufig besuchen.«

Die Sonne war nun im Begriff, unterzugehen, und da die Wanderer Westen gerade vor sich halten, so erschien ihnen das ganze lange Thal vor ihnen wie mit glühendem Lichte erfüllt. Die Luft war warm und würzig, Käfer und Nachschmetterlinge flogen; und als sie immer tiefer hinabstiegen, drangen von unten menschliche Stimmen an ihr Ohr,

sowie das Klopfen der Hämmer und das Rauschen der Wasser, während hinter ihnen die Bergwand sich in die Schatten der Nacht hüllte und einsam und schweigend da lag in feierlicher Stille, die nur zuweilen unterbrochen wurde durch das Gekreische des Raubvogels oder den lauten lustigen Ruf von Kindern, welche dort oben gespielt hatten und nun mit Beeren und Blumen beladen nach Hause zurückkehrten.

Fremde waren hier etwas Ungewöhnliches, deßhalb schauten die Leute, die vor ihrer Hausthüre standen, unseren Wanderern neugierig nach und ergingen sich in Muthmaßungen, wer es wohl sein könne, hie und da blieb der Schauspieldirector einen Augenblick stehen und rief lustig einen Namen. Der Gerufene kam dann augenblicklich in die Straße herein und schien sich in den meisten Fällen wahrhaft zu freuen, den alten Bekannten wieder zu sehen. Wenn er alsdann wieder unter seine Hausthüre zurücktrat, so sah man beim Lichte des Herdfeuers, welches auf die Gasse hinausdrang, daß die ganze Familie sich neugierig versammelte, um zu erfahren, wer es gewesen sei, der eben vorübergekommen und begrüßt.

So zogen unsere vier Wanderer durch den größten Theil des Ortes und kamen endlich an das Wirthshaus, wo der Schauspieldirector gewöhnlich einzukehren pflegte. Es war dies ein großes, weitläufiges Gebäude, und neben demselben befand sich eine Terrasse mit Rebenlaub überdeckt, auf welcher die Gäste saßen. Wir müssen gestehen, daß der Schauspieldirector von den Wirthsleuten auf's Freundlichste empfangen wurde; ja, auch einige von den Gästen erschienen am Rande der Terrasse, um sich zu erkundigen, ob es denn wirklich der Herr Sommerfeld sei, der eben angekommen.

Nachdem nun der Principal die Stärke seiner Gesellschaft angezeigt und gesagt, sie würde in einer kleinen Stunde mit Kind und Kegel eintreffen, machte er sich alsbald wieder auf den Rückweg, um den Seinigen entgegen zu gehen und ihnen zu helfen, damit auf dem steilen Pfade in's Thal herab Niemand Schaden leide; denn so ein ausgezeichnete Künstler der Herr Trommler auch war, so besaß er doch nicht allzu große Geschicklichkeit in der Leitung von Pferd und Wagen.

Das Wirthshaus, vor welches wir den geneigten Leser im Dunkel des Abends geführt, sind wir aus letzterem Grunde vorerst unmöglich im Stande genauer zu beschreiben. Wir sehen nichts, als die unbestimmte Masse des Gebäudes, im oberen Stock ein einziges Fenster erhellt, den Hausflur dagegen hell beleuchtet von der lodernden Flamme des Küchenfeuers. Zwischen dem Rebenlaub hervor glänzen einige Lichter und dort hört man ein Gespräch und das Klirren von Gläsern. – Eugen, der es mit dem Principal so abgemacht, verlangte ein besonderes Zimmer für sich und den Henri Müller und ein daran stoßendes für den Herrn Hannibal, was ihm augenblicklich angewiesen wurde.

Das Wirthshaus selbst hieß: »Zur wilden Rose.«

#### FÜNFUNDREISSIGSTES CAPITEL.

*Herr Justizrath Werner entwickelt Heirathprojecte, die aber nicht auf genommen werden, wie er es voraussetzt.*

An jenem Tage, wo Eugen die letzte Unterredung mit seiner Mutter hatte, in welcher er versprochen, einen Theil jener Papiere, die sich in dem kleinen versiegelten Packete befanden, in ihre Hände zu liefern, hatte die Staatsrätin, wie

wir bereits wissen, ihren Hausfreund, den Justizrath Werner, bitten lassen, sie doch ja im Laufe des Nachmittags zu besuchen. Daß er nicht erschienen, und welche Geschäfte ihn zurückgehalten, wissen wir ebenfalls. Madame Stillfried, obgleich sie nicht die geringste Kenntniß davon hatte, was sich an jenem Abend begeben, befand sich trotzdem den ganzen Rest des Tages in einer ahnungsvollen Sorge und Angst, die sich als gerechtfertigt erwies, sobald nämlich – es war gegen zehn Uhr – der Justizrath Werner in höchster Aufregung in dem Stillfried'schen Hause erschien und, nachdem er sich der ungewöhnlichen Stunde halber bei der alten Dame hatte melden lassen, vorgelassen wurde und ihr darauf das Geschehene erzählte.

Der ganze Anschlag gegen Eugen, von dem übrigens die Mutter keine Ahnung hatte, war vollständig verunglückt; denn als man nach dem jungen Mann in seiner Wohnung gesucht, war er verschwunden, und was den Justizrath am meisten beunruhigte und in Sorgen versetzte, der getreue Pierrot mit ihm, der doch so gemessene Befehle erhalten hatte, nicht die Stadt, ja nicht einmal die Wohnung seines Herrn zu verlassen.

Da, zum ersten Mal seit längerer Zeit, sowie auch einige Zeit später wegen der ähnlichen Veranlassung, hatte die Staatsrätthin mit dem Herrn Werner mehrere ziemlich lebhaft, ja heftige Unterredungen, in deren Verlauf sie ihn gar beschuldigte, daß er, wie es schiene, sein Möglichstes thue, den Sohn von der Mutter gewaltsam zu entfernen, unter dem Vorwande, jene Papiere zu erlangen. Das war nun an sich auch vollkommen richtig; doch bemühte sich der Justizrath begreiflicher Weise, der Staathsrätthin jene Gedanken auszureden, indem er ihr versicherte, es sei durchaus

nicht glaubwürdig, daß Eugen ernstlich im Sinne gehabt, ihr einen Theil jener Papiere in die Hand zu geben. Doch wenn die Mutter auch am Ende dieser Behauptung gegenüber still schwieg, so glauben wir doch annehmen zu können, daß sie bei jener Unterredung in dem offenen, ehrlichen Auge ihres Sohnes nicht eine Spur von Falschheit entdeckt hatte, und daß sie auch heute noch seinem Versprechen mehr glaubte, als den Worten des Justizrathes.

Als dieser sie nun eines Abends verlassen, blieb sie noch einen guten Theil der Nacht in ihrem kleinen Lehnstuhl in der Fensterecke sitzen, hielt den Kopf in die Hand gestützt und dachte eifrigst an vergangene Zeiten, wohl auch zuweilen an die Zukunft. Bei den letzteren Gedanken verfinsterte sich ihr Gesicht und sah eine Zeit lang gehässig, menschenfeindlich aus. Sie sprang in solchen Momenten auf und eilte mit raschen Schritten durch das Zimmer. Plötzlich aber, während sie so heftig auf und nieder ging, konnten sich ihre Züge mit einem Male aufhellen, ihr Blick wurde alsdann freundlich, ja ein leichtes Lächeln spielte um ihren Mund, und dann konnte sie plötzlich stehen bleiben und sich selbst fragen: »Und warum nicht?« Auch schienen die freundlichen Bilder, die auf diese Art ihre Seele beschäftigten, häufiger wieder zu kehren, und unter dem Einflusse derselben begab sie sich endlich zur Ruhe. Wir glauben, annehmen zu können, daß die alte Dame seit langen Jahren zum ersten Male wieder freundliche und angenehme Träume hatte, und wenn auch zuweilen ein finsternes Bild hindurch schritt, so war es ein Gedanke an das, was an jenem Abend mit ihrem Sohne geschehen, von dem sie durch ihren Diener genaue Kunde erhielt.

Am Morgen nach jenem Vorfalle hatte sie den alten Jacob zeitig zu sich heraufkommen lassen, und ihm den Befehl erteilt, sich augenblicklich nach den näheren Umständen jenes traurigen Vorfalles vom gestrigen Abend zu erkundigen. Doch wußte der alte Diener diesen bereits bis in die kleinsten Einzelheiten, und in der Küche hatte man schon vom frühen Morgen an debattirt und berathschlagt, auf welche Weise es am besten thunlich sei, der Staatsrätin die Wahrheit unumwunden mitzutheilen.

Jetzt, da ihm die Herrschaft mit dieser Frage auf halbem Wege entgegen kam, ermangelte Jacob nicht, den Sachverhalt auf's Klarste aus einander zu setzen, und obgleich er nichts Unwahres zu Gunsten des jungen Herrn Stillfried sagte, so stellte er doch das, was derselbe gethan und was ihn dazu angetrieben, in so klarem Lichte dar, daß an seiner Handlungsweise auch nicht der geringste Schatten kleben blieb. Dabei müssen wir eingestehen, daß der alte Jacob, der sich um das Thun und Lassen seines jungen Herrn fast nicht weniger als der Justizrath selbst bekümmerte, und der oftmals noch besser unterrichtet war, nicht unterließ, der Mutter einige von den Fäden zu zeigen, welche jene ganze Geschichte dirigirt. Daß dabei des Justizraths Werner gerade nicht schmeichelhaft erwähnt wurde, können wir uns leicht denken; doch verdächtigte dies leider in den Augen der Staatsrätin die Aussagen des alten Bedienten; denn sie wußte, wie feindlich ihrem Freunde sowohl Jacob, als auch die ganze übrige Dienerschaft gesinnt war. Sobald demnach Jacob auf das geneigte Gehör hin, das ihm die Staatsrätin geliehen, anfang, seine Herzensmeinung auszusprechen, brach sie die Unterhaltung kurz ab und blieb mit ihren Gedanken allein.



Mehrere Tage später, nachdem sie mit dem Justizrath die letzte lebhaft unterredung über diese Gegenstände gehabt, schritt die alte Dame in ihrem Zimmer auf und ab; bald blieb sie nachdenkend hier, bald dort stehen, drückte zuweilen die Hand vor ihre Stirn oder stützte sich auf die Lehne ihres Fauteuils, um eine Zeit lang, in tiefes Nachsinnen verloren, in die Gegend hinaus zu blicken. Wir sind nicht im Stande, anzugeben, womit sich ihre Gedanken eigentlich beschäftigten; doch glauben wir annehmen zu können, daß sie eine Fortsetzung der freundlichen Bilder waren, welche schon ewig Mal seit der Unterredung mit Eugen ihrem Geiste vorgeschwebt. Und wenn sie heute Morgen wieder daran dachte, wie unendlich schön es doch sein müsse, sich mit ihrem Sohne auszusöhnen und im Verein mit ihm und vielleicht noch sonst einigen Personen ein freundliches, angenehmes Leben zu führen, so trat das Bild des Justizraths Werner finster und grollend zwischen diese Träume und zerriß sie, indem er wie beschwörend die Hand erhob.

So verfließen der Staatsrätin die ersten Stunden des Tages, und als es eilf Uhr wurde, erschien der Justizrath zu dieser seiner gewöhnlichen Zeit, um der Freundin seinen Besuch zu machen.

Er schien noch ernster als gewöhnlich gestimmt, legte nach einem kurzen Gruße seinen Hut ab und stellte sich mit über einander geschlagenen Armen vor den kleinen Lehnstuhl und die Fensternische, in welcher letzterer die Staatsrätin Ihren Platz wieder eingenommen.

»Geht es Ihnen gut?« sagte er nach einer Pause; »haben Sie eine ordentliche Nacht gehabt? Es sollte mich das eigentlich wundern auf all den Schrecken, den Verdruß und

Kummer, den man Ihnen gemacht; da ich namentlich nebenbei überzeugt bin, daß die Leute Ihres Hauses nicht erman-  
geln werden, Ihnen die Vorfälle jenes Abends auf ihre Art  
darzustellen. Nicht wahr? Doch gleichviel!« – Ohne indeß  
auf diese verschiedenen Fragen eine Antwort abzuwarten,  
fuhr er nach einer kleinen Pause fort: »So begab ich mich  
denn, wie schon gesagt, an jenem Abend spät und am ande-  
ren Morgen selbst in die Wohnung des Herrn Stillfried, und  
zwar in doppelter Eigenschaft: sowohl um mich der Papiere  
eines Mannes zu versichern, der unter schwerem Verdacht  
entflohen, wie auch als Bevollmächtigter der Mutter jenes  
jungen Mannes, fand aber,« setzte er bitter lachend hinzu,  
»weder in der einen noch in der anderen Eigenschaft das  
Gewünschte. – Ach, man hat trefflich gegen uns conspirirt,  
und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte uns der Feind to-  
tal aus dem Felde geschlagen; jener arme Teufel lag schwer  
darnieder.«

Hier schwieg der Justizrath einen Augenblick still, sicht-  
lich in der Erwartung, die Staatsrätthin werde ihm irgend ei-  
ne Frage stellen. Dies geschah aber nicht; sie hatte die Hän-  
de gefaltet und schaute, scheinbar unbeweglich, zum Fen-  
ster hinaus.

Der Justizrath warf einen flüchtigen Blick auf ihr Gesicht,  
und ein Zeichen der Ungeduld flog über seine Züge. – »Die  
Wohnung fanden wir also,« sagte er nach einigen Secunden,  
»wie er sie kurze Zeit vorher verlassen. Sie müssen wenig  
Zeit gehabt haben, ihre Sachen einzupacken, denn es war  
fast Alles von Toilettegegenständen und Kleidern da. In sei-  
nem Schreibpulte, dessen Behälter und Schubladen alle ver-  
schlossen waren, stand nur ein geheimes Fach offen; aber  
es war ohne Gewalt und mit dem gewöhnlichen Schlüssel

geöffnet. Daneben auf dem Boden befand sich ein fein gearbeitetes Kästchen, ebenfalls offen und – leer.«

Bei diesen Worten seufzte die Staatsrätin tief auf; doch war es unmöglich, auf ihrem unbeweglichen Gesichte zu lesen, ob dieser Seufzer getäuschter Erwartung galt, oder aber in einem gerade entgegengesetzten Gefühle seinen Grund hatte.

»Jener Kerl,« fuhr der Justizrath fort und ließ seine beiden Hände plötzlich herabhängen, »jener schuftige Bediente hat mich offenbar betrogen und verhöhnt, er, den ich vor dem Zuchthause gerettet –«

»Und – ihm zum Diener gegeben,« sagte die Dame mit sehr leiser Stimme.

Dem Justizrath klang das fast wie ein Vorwurf, und er schaute aufmerksam, fast verwundert auf das Gesicht der alten Dame. Diese aber hatte dasselbe nach wie vor abgewandt und blickte gleichmüthig wie vorhin zum Fenster hinaus.

Der Justizrath zuckte leicht mit den Achseln und fuhr fort: »Allerdings habe ich ihn dem Herrn Eugen zum Bedienten gegeben, und zwar mit Ihrer Bewilligung, Sophie, Sie wußten um diesen Schritt, Sie billigten ihn. Doch weiter! Jener Mensch hat mich also betrogen, das ist klar; denn ich kann mir nicht denken, daß die beiden Anderen ihn gewaltsam mit sich fortgenommen; dazu waren sie nicht in der Lage. Die Sache also kurz und gut genommen, wir haben umsonst gearbeitet.«

»Das weiß Gott in seinem Himmel!« sagte die alte Dame und wischte sich mit ihrem Taschentuche die Stirn.

»Wir haben um so mehr umsonst gearbeitet,« sprach der Justizrath mit sehr gedehntem und lauerndem Blick auf die

Dame weiter, »als durch das mißlungene Unternehmen jenes Abends die Unterhandlungen, die Sie mit Ihrem Sohne gepflogen, ebenfalls und wahrscheinlich für immer abgebrochen sind.«

»Um so mehr wohl für immer abgebrochen sind,« versetzte die Staatsrätthin mit festem Tone, »als die Vorfälle jenes Abends für ihn gewiß keine Aufmunterung sein werden, wieder mit uns anzuknüpfen. Die Unterhandlungen zwischen streitenden Parteien sind doch jedenfalls eine Art Waffenstillstand, und vielleicht auf einen solchen vertrauend, ist er arglos in die Falle gegangen; während wir ihm die eine Hand zur Versöhnung boten, stießen wir mit der anderen nach seinem Herzen.«

»Das heißt,« entgegnete der Justizrath mit eiskalter, ruhiger Stimme, »wir sind in dem Falle verschiedene Wege gegangen; obgleich fest und innig Verbündete, hat doch ein Theil derselben mit dem Feinde verhandelt, während der andere schlachtfertig dastand.«

»Ich verstehe den Vorwurf, der in Ihren Worten liegt, vollkommen,« sprach die alte Dame, »doch glaube ich Ihnen schon neulich gesagt zu haben, daß Eugen unaufgefordert und freiwillig zu mir kam.«

»Unaufgefordert und freiwillig, so sagten Sie,« antwortete der Justizrath, und bei diesen Worten flog eine Secunde lang über seine Züge ein eigenthümliches Lächeln. — »Doch lassen wir diese unangenehmen Auseinandersetzungen ruhen; die Sache ist abgemacht, wir müssen neue Pläne entwerfen.«

Hier wandte die alte Dame ihr Gesicht zum ersten Male von dem Fenster weg, und sah dem Justizrath aufmerksam, wir möchten fast sagen: ängstlich, in die Augen.

»Sie sind über die Grenze entstoßen,« sagte dieser nun, indem er seinerseits dem Blicke der Dame auswich. »Es wäre mir ein Leichtes gewesen, ihre Verfolgung nachdrücklich einzuleiten; doch wozu soll das führen? Zu neuen Unannehmlichkeiten, zu abermaligen Entwürfen, die vielleicht wieder fehlschlagen. Ich habe zu dieser Verfolgung keinen Schritt gethan; ich bin endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es besser ist, wir lassen den Herrn Eugen Stillfried für die Zukunft gänzlich aus unseren Berechnungen, aus unseren Planen.«

»Gott sei Dank!« sprach die Staatsrätthin, doch klang das dem Ohr des Anderen nur wie ein leiser Seufzer.

»Lassen Sie uns wie bisher ehrlich zusammen verfahren,« fuhr der finstere Mann fort, indem er hastig mit der Hand über die Augen fuhr, um seine erregten Züge zu glätten; »lassen Sie uns unseren Weg klar machen, wenigstens das eine Ziel fest im Auge behalten, mit aller Kraft dahin streben, wenigstens dieses Eine zu erreichen.«

Die Staatsrätthin, welche fragend in die Höhe blickte, nickte nun schweigend mit dem Kopfe, als der Justizrath mit dem Finger auf jenes kleine Kästchen wies, in welchem sich das uns bekannte Miniaturbild befand.

»Nur jenes einzige Ziel wollen wir erreichen, das Glück jener Verlassenen zu begründen, indem wir ihr einen Namen geben und sie in die Gesellschaft, der sie eigentlich angehört, zurückführen. Was das Erste anbelangt, so sagten Sie ja selbst, Sophie, daß Ihr Sohn sich nicht abgeneigt gezeigt hätte, der – Schwester zu Liebe einen Theil jener Papiere zurück zu geben. Wenn dem also ist, so wird er unseren ferneren Weg da er denselben Zweck hat, gewiß nicht durchkreuzen.«

»Aber er stellte eine Bedingung?«

»Ich kenne diese Bedingung, und es ist mir lieb, daß er sie gestellt; wir sind damit im Stande, seinen späteren Einreden zu begegnen. Lassen Sie mich Ihnen meinen Plan entwickeln; ist er zu verwirklichen, so werde ich es thun, und tritt dann Herr Eugen gegen uns auf, so erfüllen Sie ihm seine Bedingung in Betreff jenes Mädchens, und er wird uns in Ruhe lassen.«

»Ich soll eine solche Heirath gutheißen?« fragte erstaunt die Dame.

»Und warum nicht?« entgegnete gelassen der Justizrath; »die Stände sind freilich verschieden, aber erstens ist das Mädchen nicht ohne Vermögen, und zweitens, was für Sie das Wichtigste ist: ich habe mich in der letzten Zeit ernstlich bei verschiedenen Personen nach ihrem Lebenswandel erkundigt, und der ist vollkommen untadelhaft; man sagt nur das Günstigste über sie.«

Erstaunt blickte die Staatsrätin ihren Freund bei diesen Worten an; sie wollte auf seinem Gesichte lesen, ob er im Ernste oder im Scherze spreche. Doch behielten seine Züge den gewöhnlichen ruhigen, ernsten und nachdenkenden Ausdruck.

»Es ist mein Ernst,« sagte er, nachdem er jenen forschenden Blick der Staatsrätin bemerkt und ausgehalten; »was können Sie am Ende dagegen machen? Seien Sie froh, daß er keine schlimmeren Bedingungen gestellt.«

»Schlimmere Bedingungen?« fragte verwundert die alte Dame, worauf der Justizrath die Achseln zuckte, und lächelnd sagte:

»Sie wissen so gut wie ich, daß Ihr Herr Sohn mich nicht besonders liebt; er hätte auch zum Preis für seine Papiere

für immer meine Entfernung aus dem Hause verlangen können, und eine solche Bedingung,« setzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, »wäre für mich viel schlimmer gewesen.«

»Daran dachte ich nicht,« entgegnete die Staatsrätthin und sah wie früher, angelegentlich zum Fenster hinaus.

Ueber die Züge des Herrn Werner flog ein finsterer Schatten, und seine Mundwinkel zuckten einen Augenblick; doch war sein Gesicht gleich darauf wieder ruhig und freundlich wie vordem. Er rückte einen Sessel von der Wand vor die Fensternische, setzte sich hinein, nahm seinen Stock zur Hand, mit dessen Knopfe er zwischen seinen Fingern zu spielen begann.

»Es war schon einige Mal,« fuhr er nach einer längeren Pause fort, »unter uns davon die Rede, das Schicksal – Ihrer Tochter festzustellen; blos zu diesem Zwecke trachtete ich so unablässig nach dem Besitze gewisser Papiere, durch deren Vernichtung andere in unseren Händen befindliche volle Kraft und große Wichtigkeit erhielten. Nach den letzterwähnten Documenten giebt es mit dem gleichen Rechte ein Fräulein Stillfried – wie ein Herr Eugen Stillfried lebt und wirkt. Sobald wir uns dieses Recht festgestellt haben, und es vor den Augen der Welt unzweifelhaft ist, so wird es uns nicht schwer fallen, für Fräulein Stillfried eine passende, anständige Verbindung zu finden.«

»Eine Heirath?« fragte die Mutter überrascht.

»Allerdings, Sophie, eine Heirath!« sagte ernst und bestimmt der Justizrath. »Das sollte der Endpunkt sein,« setzte er finster hinzu, »um nicht zu sagen: der Lohn für meine langjährigen Bemühungen und Qualen, für durcharbeitete Tage, für durchwachte Nächte, das sollte mein Asyl sein, wohin ich mich zurückzöge, da doch sonst keine Heimath, kein

Herd für mich zu erwarten steht. Jener neuen Familie wollte ich mich widmen, ihr helfen, wo Menschenhilfe möglich ist, sie in ihrem Fortleben, ihrem Wachstum glücklich und still zufrieden beobachten, für sie leben und arbeiten, um für alles das eine einzige Belohnung zu erhalten, welche darin bestünde, daß einst – Ihre Enkel mir nach meinem Tode eine bessere Gedächtnißrede halten sollten, wie es Ihre Kinder – Ihr Sohn wollte ich sagen – zu meinen Lebzeiten thun wird.«

---

»So war mein Plan, und wie Sie mich kennen, Sophie, habe ich ihn festgehalten und halte ihn fest bis zum letzten Athemzuge. Oh, Sie wissen es nicht, was es heißt, ein Kind zu besitzen und dieses Kind nie das seinige nennen zu dürfen, nie mit dem Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit seine Hände zu ergreifen, nie seinen liebevollen dankenden Blick aufzufangen; was es heißt, zuschauen zu müssen, wenn es sich an die Brust Anderer schmiegt, wenn es Anderen den vollen Ausdruck der Liebe und Zärtlichkeit zukommen läßt, und wenn dann plötzlich sein Blick erkaltet, sein zärtliches Lächeln sich in ein förmliches verwandelt, wenn es nun einmal dem – fremden Menschen die Hand reichen muß!!«

»Ob ich es weiß?« sagte die alte Dame erschüttert; »ob ich jene Qualen kenne?«

»Nein, Sie kennen sie nicht,« versetzte der sonst so ruhige Mann mit heftigem Tone; »Sie erhielten als Mutter das erste Lächeln Ihres Sohnes, die ersten freundlichen Blicke Ihrer Tochter. Und ich? – Eugen, den ich eine Zeit lang so sehr geliebt, für den ich in seinen Kinderjahren gethan, was in meinen Kräften stand, der auch mir Jahre lang mit größter



Zärtlichkeit anhing – ihm wurde, sobald er denken konnte, gelehrt, mich zu hassen, mich als den schändlichsten und verabscheuungswürdigsten aller Menschen anzusehen. – Und was sie anbelangt,« setzte er mit unendlich weichem Tone hinzu, mit einem Tone, den man so selten von diesem harten Manne hörte, »so haßt sie mich nicht, aber ich bin ihr gleichgültig, und wenn ich je im Gefühle meines Unglücks ihr weiches Haar etwas heftig küßte oder ihre kleinen Hände zu innig drückte, so wandte sie sich erschrocken, ja sich fürchtend ab vor dem fremden Manne.«

---

»Doch genug von diesen Erinnerungen!« fuhr er nach einer längeren Pause fort, während er den vorhin weggeschleuderten Stock wieder aufgenommen und dabei seinen Zügen Zeit gelassen, sich wieder vollkommen zu ebnen und zu beruhigen. »Genug davon, Sophie! – Was sagte ich vorhin? – Ja so, ich sprach von einem Plane, den ich mir entworfen und den ich auf alle Fälle auszuführen fest entschlossen bin. Nur bin ich gezwungen, diesen Plan der gestrigen Vorfälle wegen vollständig umzukehren, und statt, wie es bisher meine Absicht war, durch den Besitz des Namens zu einer Heirath zu gelangen, muß ich jetzt den Versuch machen, durch eine gute Heirath zu dem Besitz des Namens zu gelangen.«

Die Staatsrätthin sah erstaunt in die Höhe.

»Ich muß mich bemühen,« fuhr der Andere fort, »durch eine sehr anständige Partie die Leute vergessen zu machen, daß hier früher etwas vorgefallen, und wenn das Mädchen einmal ›Frau von so und so‹ ist, dann wird nach dem Laufe

der Welt kein Mensch es ferner wagen, daran zu zweifeln, daß sie wirklich ein Fräulein Stillfried gewesen.«

»Und diese Partie?« fragte mehr und mehr überrascht die alte Dame.

»Ist bereits gefunden,« entgegnete ruhig der Justizrath, »und Ihnen dies anzuzeigen, war eigentlich der Zweck meines heutigen Besuches.«

»Ich könnte fast erschrecken,« antwortete die Staatsrätthin; doch fiel ihr der Justizrath schnell in's Wort: »wenn Sie nicht überzeugt wären, daß das Wohl und Wehe jener jungen Dame mir ebenso nahe am Herzen liegt wie Ihnen.«

»Aber es betrübt mich in der That, es schmerzt mich,« sagte die Dame nach einer Pause, »daß Sie mir eine so wichtige Sache erst dann mittheilen, wenn sie, wie ich nach Ihren Aeußerungen schließen muß, als eine abgemachte zu betrachten ist.«

»Abgemacht freilich in so weit, als mich nur die triftigsten Gründe dazu bewegen könnten, diese Verbindung, welche ich für das Glück des jungen Mädchens betrachte, rückgängig werden zu lassen. Aber ich bin von Ihnen überzeugt, Sophie, Sie haben nichts Ernstliches dagegen einzuwenden.« – Bei diesen Worten nahm der Justizrath den Stockknopf zwischen die Finger und rieb ihn emsig mit der Handfläche, während er die alte Dame fest ansah.

Diese zuckte die Achseln, blickte zum Fenster hinaus, und als sie ihr Gesicht dem Freunde wieder zuwandte, glänzten Thränen in ihren Augen. »Und es ist derselbe, von dem Sie früher sprachen?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Derselbe, Sophie!« entgegnete der Justizrath. »Der junge Herr von Steinbeck, von einer sehr anständigen Familie, obwohl nur ein kleines Vermögen da ist.«

»Und er will das Mädchen heirathen, ehe er sie gesehen?« fragte die Mutter und biß ihre Lippen fest zusammen.

»Nicht bevor er sie gesehen,« antwortete lächelnd der Justizrath; »er hatte Geschäfte dort oben im Lande, und da authorisirte ich ihn, sich bei der jungen Dame vorstellen zu lassen.«

»So, das thaten Sie?« sagte die alte Dame und blickte ihn mit großen Augen an, und man wußte im ersten Augenblicke nicht, war diese Frage im Voraus zustimmend gemeint, oder drückte sie einen tiefen Schmerz aus über das, was die Fragende eben erfahren. Aber während sie diese Frage stellte, preßte sie ihr Schnupftuch fest in die Hand, und diese Hand zitterte heftig.

»Das that ich,« erwiederte der Justizrath mit ruhiger Stimme. »Sie wissen, theure Sophie, wie sorgfältig ich einen Plan von allen Seiten beleuchte, und wie ich stets nur nach reiflichem Nachdenken zur Ausführung schreite; überlegt haben wir nun in dieser Sache wahrhaftig genug. Und doch war ich fest überzeugt, daß wenn ich ihn nun vor endlicher Ausführung ausgesprochen hätte, Sie mich mit tausend Gründen zurück gehalten haben würden. – Ich kenne das und habe deßhalb gehandelt zu Ihrem Besten und zum Besten des jungen Mädchens.«

»Herr von Steinbeck!« sagte die alte Dame leise vor sich hin, und ein unangenehmes Lächeln glitt über ihre Züge.

»Es ist das leider einer von den vielen jungen Leuten, die nicht in Ihrer Gnade stehen,« sprach achselzuckend der Justizrath; »aber seine kleinen, unbedeutenden Fehler abgerechnet – und wer hätte keine? – ist Herr von Steinbeck sehr anständig.«

»Er ist schlimmer als fehlerhaft,« sagte die alte Dame wegwerfend; »er ist lächerlich.«

»In Ihren Augen, Sophie,« entgegnete der Justizrath; »wann hielten Sie von jungen Leuten aus unserer Zeit nicht alles für lächerlich! und diesen Fehler – ich muß es so nennen – haben Sie bis heute nicht abgelegt. Der junge Mensch, von dem wir reden, hatte bis jetzt nichts zu thun und füllte seine Zeit mit lauter unnützen Dingen aus; das ist wahr. Aber man kann dagegen nicht sagen, daß er zuweilen ausschweifend oder verschwenderisch sei; im Gegentheil, er hält das Seinige zu Rath und ist in seinen Finanzen sehr geordnet. – Schließlich werden Sie mir erlauben, Ihnen die Bemerkung zu machen, daß ich glaubte, in Ihrem Sinne zu handeln, als ich die Verhandlungen bis auf jenen Punkt betrieb, wo sie jetzt angekommen sind. Sie – als Mutter haben freilich am Ende das Recht, Ihren – Geschäftsfreund zu desavouiren und jene Verhandlungen kurzweg abubrechen; aber Sophie, dieser Geschäftsmann, dieser Geschäftsfreund könnte alsdann geneigt sein, künftig unbedingt seinen eigenen Weg zu gehen und ohne alle Rücksicht über das Schicksal jenes jungen Mädchens zu bestimmen, die ihm das Schicksal – nun doch einmal anvertraut hat,« schloß er mit einem leichteren Tone und einer Verbeugung.

Er war bei der letzten Rede von seinem Stuhle aufgestanden und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, in dem Zimmer mehrmals auf und nieder. Die alte Dame blickte zum Fenster hinaus und drückte ihr Schnupftuch an die Augen, aus denen die Thränen niederströmten, obgleich sie weit aufgerissen in die Ferne starrten. Die Staatsrätthin dachte an Eugen, der sich ihr neulich so liebevoll genähert, und wie es doch wohl ganz anders gehen könnte, wenn sie jenem

ernsten Manne dort zu sagen vermöchte: »Sprechen Sie mit meinem Sohne darüber, er weiß um Alles, er soll auch ein Wort mitreden dürfen, wo es das Schicksal seiner Schwester gilt.« Aber das war unmöglich. Sie hätte nimmer gewagt, dem Anderen gegenüber ein solches Wort zu sprechen. Und Eugen – wo war er? Hatte er nicht die Stadt verlassen, ohne in Bezug auf die gehabte Unterredung der Mutter noch ein einziges Wort zu sagen? konnte sie sich auf ihren Sohn verlassen? – Ohne seine Kraft versucht zu haben, war sie fest überzeugt, er würde ihr eine schwache Stütze sein, und ein solches Mißtrauen, das immer bestanden, hatte von jeher ein trauliches Verhältniß zwischen Mutter und Sohn verhindert.«

Der Justizrath trat nach einiger Zeit wieder vor die Fensternische, und nachdem ihn die Staatsrätin eine Weile kopfschüttelnd angeblickt, sagte er endlich fest und bestimmt, fast ärgerlich: »Laß das Weinen, Sophie! Ohne mich zu compromittiren, ist an jener Sache nichts mehr zu ändern. Glauben Sie mir um Gotteswillen, daß ich Alles genau überlegt und geprüft. Ich verlange ja nicht Ihre Einwilligung zur Hochzeit auf morgen oder übermorgen; Sie sollen sich nur dem ganzen Projecte nicht abgeneigt zeigen und den Herrn von Steinbeck, der sich Ihnen morgen vorstellen wird, nicht ungnädig aufnehmen.«

Die alte Dame machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe, und nachdem der Justizrath längere Zeit vergeblich hatte warten müssen, sagte sie kurz und mit schneidendem Tone: »Es wird mir also sehr angenehm sein, den Herrn von Steinbeck bei mir zu sehen.«

»In seiner Eigenschaft –?« setzte der Justizrath lauernd hinzu.

»In seiner Eigenschaft als Bräutigam,« sagte die alte Dame mit schon viel ruhigerer Stimme.

So endigte diese Unterredung, wie schon so viele ähnliche in diesem Hause, in diesem Zimmer. Der Justizrath entfernte sich nach einigen unbedeutenden Worten, und die Staatsrätthin blieb wie immer mit ihrem Kummer, mit ihrem Schmerze allein. —

#### SECHSUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

*Worin der Leser erfährt, wie gefährlich offen stehende Hinterthüren und unternehmende Hofbediente sind.*

Während sich dies droben bei der Herrschaft begeben, mußte drunten bei der Dienerschaft etwas nicht weniger Wichtiges verhandelt werden. Verhandelt ist eigentlich nicht das richtige Wort, denn zu einer Verhandlung gehören mehrere Personen, die sich im Verein mit einem Gegenstande beschäftigen; dies war aber bei der Stillfried'schen Dienerschaft im gegenwärtigen Augenblicke durchaus nicht der Fall. Sie, die sonst so einträchtig zusammen lebte, und namentlich um diese Morgenstunde stets beisammen im Hauptquartiere, in der Küche, zu finden war, machte sammt und sonders heute Morgen hievon eine betrübte Ausnahme.

Die Küche stand offen, wie gewöhnlich, auch pickte in derselben die Schwarzwälderuhr in dem gleichen Tacte wie sonst, und Martha, die Köchin, war ebenfalls in ihrer Küche; aber, was seit langen Jahren nicht vorgekommen war, sie befand sich allein, nicht rührig und thätig, nein, sie saß hinter

dem Küchentisch auf einem Stuhle, sie hatte die Hände zusammen gefaltet in den Schooß gelegt, sie blickte tief nachdenkend in eine Ecke der Küche, und nur dann und wann fuhr sie aus ihren tiefen Träumereien in die Höhe und griff mit einer schrecklichen Geberde nach der großen Spicknadel, um sie einem armen Hasen, der vor ihr auf dem Tische lag, mit wahrhaft kannibalischer Lust durch das Fleisch des Schenkels zu stoßen. Ja, sie that also; aber alles das in tiefes Nachdenken versunken, und als sie alsdann die Nadel drüben wieder heraus zog, merkte sie erst, daß sie den Speck vergessen hatte, und dann sank sie wieder in ihren Stuhl nieder mit einem herzbrechenden Seufzer.

Martin, der Kutscher, der seinerseits nicht um eine Million des Morgens aus der Küche geblieben wäre, befand sich heute im Stalle; und dort saß er auf der Futterkiste, hatte eine alte wollene Pferdedecke auf dem Schooße und trommelte mit den Füßen einen Trauermarsch: drumm – drumm – – drumm – – drumm! Dabei hatte er den Kopf in die Hand gestützt und schaute nachdenkend an die Decke.

Selbst Jacob, der alte ruhige Diener, der sehr schwer aus dem Gleichgewichte zu bringen war, beschäftigte sich einsam und allein auf der Porcellan- und Silberkammer, und wenn man bemerkte, wie heftig er die Schösser auf- und zudrehte, so konnte man wohl auf die Vermuthung kommen, auch ihm sei etwas absonderlich Unangenehmes passiert, was den bedächtigen, ruhigen Mann so seltsam verwandelt; zuweilen ging er in dem Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, blickte mitunter auch wohl Minuten lang zum Fenster hinaus, hielt die Hand an die Stirn, drückte mit zwei Fingern seine Nasenspitze fest zusammen, kurz,

betrug sich wie Jemand, der über eine wichtige Sache eifrig nachdenkt.

Nanette, das Kind, die im gewöhnlichen Leben durch ihr naives, kindisches Betragen und ihre vorzüglichen Einfälle die lustige Person in der Küche abgab, war heute Morgen am meisten verwandelt und saß in dem Waschzimmer, unter großen Haufen von Wäsche, als ein Bild der Traurigkeit. Sie hatte stark aufgelaufene, roth geweinte Augen und war gar nicht mehr zu kennen. Zuweilen arbeitete sie emsig in ihrem Geschäfte, sortirte die Wäsche und legte sie in schönen Haufen in die dazu bestimmten Schränke; gleich darauf zeigte sie wieder eine Geistesabwesenheit, die offenbar zum Weinen war. Da legte sie Hemden und Servietten auf einander, Tischtücher, Strümpfe und Küchenschürzen neben Nachtmützen der gnädigen Frau; oftmals aber auch that sie wie Martha und legte die Hände ganz in den Schooß und versank in eben solch tiefes Nachdenken, wie ihre Collegin in der Küche. Doch müssen wir dabei bemerken, daß Nanette bei diesen unverkennbaren Ausbrüchen des tiefsten Schmerzes auch lichte Momente hatte, wo ihr Auge freudig glänzte und ihre Mundwinkel sich zum Lächeln in die Höhe hoben. In solchen Augenblicken erhob sie sich von ihrem Geschäfte, trat an's Fenster und schaute auf die Straße hinab. Ja, wir müssen gestehen, daß sie alsdann auch mitunter ihre Lippen bewegte und anfang, ein Lied zu summen, von dem aber nur die Worte zu verstehen waren:

Freudvoll und leidvoll –  
Gedanken sind frei.

Das mochte in den vier eben benannten Räumen des Stillfried'schen Hauses eine gute Stunde so gedauert haben,



da riß sich Martin, der Kutscher, zuerst empor aus seinem Schmerze. Er warf die Stalldecke in einen Winkel, rutschte von der Futterkiste herab und ging nach der Küche, seine schwarze Tuchmütze tief in die Augen gedrückt, die rechte Hand in den Rock gesteckt, mit langsamen, feierlichen Schritten. In der Küche angekommen, setzte er sich stumm hinter die Thüre auf seinen gewöhnlichen Platz neben der Schwarzwälderuhr und nickte, ohne ein Wort zu sagen, leise, aber bedeutsam mit dem Kopfe.

Martha, die Köchin, that sich in diesem Augenblicke die offenbarste Gewalt an, um nicht in ein lautes Weinen auszubrechen; ja sie begann mit einer wahren Wuth den armen Hasen zu spicken, stopfte ihm aber in ihrem Schmerze solche schreckliche Speckbrocken in den Leib, daß sie von dreien immer zwei wieder heraus ziehen mußte. Und wenn dies geschah, wandte sie sich achselzuckend zu Martin, und ihre jammervolle Miene wollte offenbar ausdrücken: »Muß man nicht zerstreut sein bei solchen entsetzlichen Veranlassungen?«

Auch der alte Jacob sah, daß er heute Morgen keinen Sinn für Porcellan und Silber habe, und schloß deßhalb seine Schränke und ging hinab, um ebenfalls in der Küche Trost zu suchen.

Sein Eintritt war das Zeichen zu einigen wirklichen Thränen der Köchin; der alte Martin wischte sich heftig die Augen, worauf sich selbst Jacob veranlaßt sah, eine starke Prise zu nehmen. Dann klopfte er heftig auf den Deckel seiner Dose und sagte: »was nützt alles das Geflenn? geschehene Dinge sind nicht zu ändern; jetzt muß man dafür sorgen, die Sache auf eine anständige Art zu Ende zu bringen.«

Wir können hier als Erzähler nicht umhin, die Vermuthung auszusprechen, als glaube der geneigte Leser, die Vorfälle im Schoppelmann'schen Hause in Bezug auf Herrn Eugen Stillfried seien es, was die Dienerschaft des elterlichen Hauses so in Schmerz und Betrübniß versetzt. Wir müssen aber erklären, daß der Grund hievon ein anderer ist. Hatte auch die Nachricht von dem neulichen Vorfalle die sämtliche Dienerschaft so bestürzt gemacht, so war dagegen die Thatsache, daß Herr Eugen dem jungen Schoppelmann Tüchtiges ausgewischt und daß er darauf schleunig die Stadt verlassen, so erfreulicher Art, daß man sich hierüber bald wieder beruhigte. Auch hatte Jacob, der den Zusammenhang genau zu kennen schien, die Versicherung abgegeben, es sei für den jungen Herrn weit besser, daß er für eine Zeit lang die Stadt verlassen habe.

Etwas Anderes war es demnach, was die Gemüther der sämtlichen Stillfried'schen Dienerschaft so schmerzlich drückte. Jacob hatte gesagt: geschehene Dinge seien nicht zu ändern, und man müsse nur dafür sorgen, daß die Sache auf eine anständige Art zu Ende gebracht werde. Martha hatte bei diesen Worten augenscheinlich geschaudert.

»Ich habe das Ding schon lang gemerkt,« sprach Martin, »da mögt ihr sagen, was ihr wollt. Wenn ich auch nicht gewußt, um was es sich handelt, so sah ich doch, daß etwas nicht richtig war.«

»Und woran saht Ihr das?« fragte erschrocken die Köchin.

»Das will ich Euch sagen,« fuhr der Kutscher fort. »Seht Ihr, die Nanett', die war bis vor einem halben Jahre ganz anders. Damals hatte sie noch über alles so recht herzlich gelacht; das konnte man ihrer großen Jugend schon verzeihen; denn nebenbei gesagt, wenn man ihr etwas auftrug, so

hatte sie es immer pünktlich ausgerichtet; dabei bekümmerte sie sich um die ganze Welt nicht; die Hausthüre machte sie höchst ungern auf, Ausgänge für sich zu machen, liebte sie gar nicht, und wenn man sie einmal wegschickte, so kam sie in der aller kürzesten Zeit zurück.«

»Das ist alles wahr,« sagte Jacob.

»Hat sich aber in der letzten Zeit sehr verändert,« fuhr der Kutscher fort.

»Richtig,« meinte die Köchin, und legte die Spicknadel nieder mit einem so verblüfften Gesicht, als erstaune sie über ihre eigene Dummheit, das nicht früher gemerkt zu haben.

»Seit einem halben Jahre,« so sprach Martin weiter, »wenigstens seit ein paar Monaten, habe ich die Nanett' nicht mehr aus Herzensgrund lachen hören; das war, wenn es vorkam, nur so ein erzwungenes Gekicher, und wenn man einmal einen Spaß mit ihr machte, da konnte sie im vollen Ernste verlegen werden. Wißt ihr noch, wie ich vor einiger Zeit sagte: ich hätte jetzt alles Ernstes Lust, mich zu verheirathen, und wenn sie dazu geneigt wäre, so wollte ich mit der Madame ein Wort sprechen?«

»Das war aber auch ein schlechter Spaß,« sagte einigermaßen ärgerlich die Köchin; »man muß den jungen naseweisen Dingern solche Grillen nicht in den Kopf setzen.«

»Da hat sich was in den Kopf zu setzen!« lachte der Kutscher. »Doch hört weiter! Zerstreut war die Nanett' in letzter Zeit auch sehr. Wißt Ihr noch, wie sie der gnädigen Frau vor vierzehn Tagen das Salzfaß servirte, als diese ein Glas Wasser befohlen?«

»Gerechter Gott, das ist wahr!« sagte die Köchin; »das hätte ich fast vergessen.«

»Und wie gern ging sie in letzter Zeit aus!« sprach der Kutscher. »Hat sie nicht sogar mehrere Male gebeten, für Euch auf den Markt gehen zu dürfen? Da traf sie mit ihm zusammen; das könnt Ihr mir glauben.«

»Ja, und wie lange blieb sie nicht jedes Mal aus!« sagte die Köchin entrüstet, der auf einmal eine ganze Gasbeleuchtung aufzuflammen schien; »und dann fällt mir auch noch ein, so oft ich sie in der letzten Zeit rufen mußte, stand sie unter der Hausthüre.«

»Was hilft da alles Gerede?« mischte sich jetzt Jacob in das Gespräch, das die beiden Andern bis jetzt auf's Eifrigste allein geführt. »Glaubt Ihr, daß der junge Mensch gute Absichten auf das Mädchen hat?«

Die Köchin sah erröthend auf den halbgespickten Hasen.

»Das glaube ich wohl,« bemerkte wichtig der Kutscher, »und ich habe dem Monsieur heute Morgen, als ich sie bei einander traf, unsere Meinung über diesen Punkt ziemlich klar auseinander gesetzt.«

»Und Ihr habt sie also wirklich bei einander getroffen?« fragte schüchtern die Köchin und hantierte eifrig mit ihrer Spicknadel.

»Das will ich meinen!« entgegnete bestimmt Martin. »Ich bin schon im Hause der Erste des Morgens aus den Federn, und wenn ich für meine Pferde Wasser hole, so dreht Ihr Euch alle noch ein paar Mal herum. Das denke ich denn heute Morgen selber, als ich so durch das stille Haus gehe, und sage mir: So ein Kutscher hat doch ein mühseliges Geschäft! und dabei nehme ich meine Eimer und trage sie in den Stall. Wie ich nun so durch den Hof gehe und von Weitem die kleine Thüre erblicke, die auf die Gasse führt, hinten am Hause, so denke ich: Blitz auch, steht die nicht offen?

das wär' mir eine saubere Wirthschaft! da hätten Diebe die allerbeste Gelegenheit! Wie ich näher trete, sehe ich, daß ich mich wahrhaftig nicht geirrt: die schweren Riegel sind zurückgeschoben, und als ich langsam näher trete, höre ich leise zusammen sprechen.«

»Leise zusammen sprechen?« wiederholte die Köchin mit einem tiefen Athemzuge.

»Und wessen Stimme erkenne ich?« fuhr der Kutscher fort. »Die Stimme der Nanett'. Ich denke, mich soll der Schlag treffen, und höre zugleich die Stimme eines Mannes, und die Beiden plaudern von Liebe und ewiger Treue und solchen Geschichten.«

»Ach, hört doch auf!« bat schüchtern die Köchin und wandte ihr Gesicht schamvoll auf die Seite von dem gespickten Hasen hinweg, als habe dieses arme Geschöpf irgend einen Antheil an der trauervollen Geschichte.

»Ja, da hat sich was zum Aufhören!« sagte der Kutscher einigermaßen entrüstet. »Die Beiden hörten auch nicht, wie ich kam – ich, der Kutscher – und dachte mir doch, der Bursche, den ich da trappirte, müßte augenblicklich um eine Ecke verschwinden und das junge Ding sich in Verzweiflung ein Mauselloch suchen.«

»Nicht?« fragte die Köchin, offenbar auf's Schmerzlichste überrascht.

»Gott bewahre! die Nanett' wurde freilich ein Bischen roth, zupfte an ihrer Schürze und stammelte ein paar Redensarten ohne Sinn und Verstand, aber der Monsieur – es war ein Hofbedienter – stellte sich trotzig vor mich hin, legte die Hände auf den Rücken und sagte mit unbeschreiblicher Frechheit: Guten Morgen, Herr Kamerad! – Der Teufel auch! ich habe keine Lust, Sein Kamerad zu sein, und mir wäre es

auch nie eingefallen, des Morgens in aller Frühe an fremden Hinterthüren herum zu schnuppern und junge Mädels zu verführen und mich patzig anzustellen! und was man zu einem ähnlichen Falle weiter sagt. Da wurde der Kerl ebenfalls grob und murmelte etwas von einem alten Esel, worauf ich die Nanett' am Arme hereinzog und die Thüre wieder zuriegelte. So steht die Geschichte. Ich habe aber zur Vorsorge noch ein Vorhängeschloß angebracht.«

»Ja, ja, es hat mich überrascht,« sprach Jacob bedächtig, indem er abermals eine Prise nahm; »wir hatten das Mädchen so, wie man sagt, in unsere Familie aufgenommen, in unseren Kreis, wo Eins für das Andere lebt, wo man sich hilft, wo man keine Geheimnisse vor einander hat.«

»Ja, das ist wahr!« jammerte Martha.

»Und da sich uns nun das junge Mädels zu entfremden sucht, durch diese Liebschaft, so kann man wohl sagen, daß sie dadurch unserer Gemeinschaft treulos geworden ist.«

»Gewiß!« jammerte die Köchin; »und das hätte ich von diesem Kinde in meinem ganzen Leben nicht gedacht. Nein, es ist unverantwortlich, ganz ausgesucht abscheulich!«

»Sagen wir lieber: es ist der Lauf der Welt,« entgegnete Jacob; »man sollte eigentlich niemals auf eine von Euch Vertrauen setzen: wenn der rechte Wind kommt, segelt Ihr doch aus dem ruhigsten Hafen in die offene See hinaus. – Aber Freund Martin,« – wandte er sich an diesen – »habt Ihr das Mädchen nachher nicht gehörig ausgefragt, was sie für Hoffnungen und Erwartungen von diesem Hofbedienten hat?«

»Ja, das habe ich freilich gethan, und habe ihr auch bemerklich gemacht, daß wir hier unter uns solche Liebschaften nicht gebrauchen können. Und was meint Ihr wohl, daß

sie mir darauf zur Antwort gab? – Sie bedaure recht sehr, das Haus verlassen zu müssen, aber sie wolle noch den nächsten Herbst heirathen.«

»Heirathen?« sagte empört die Köchin; »so ein unreifes naseweises Ding!«

»Ja, hört nur weiter, was sie noch mehr sagte: mit der gnädigen Frau habe sie schon vor acht Tagen darüber gesprochen, und die sei vollkommen damit einverstanden. – Hinter unserem Rücken mit der gnädigen Frau zu verhandeln!«

»Das ist allerdings stark!« meinte auch Jacob.

»Und sich verheirathen zu wollen!« lachte krampfhaft die Köchin; »ich wohne mit der Nanett' nicht mehr in Einem Zimmer; eine Person, die mit dem Gedanken umgeht, nächstens heirathen zu wollen –«

»Wird Ihr deßhalb doch nicht gefährlich werden, Jungfer Martha,« meinte Jacob lächelnd; »so eine Brautschaft steckt nicht an, darüber kann Sie sich beruhigen.«

Hier wurde die Unterredung durch einen starken Zug der Klingel aus dem Zimmer der Staatsrätthin unterbrochen. Jacob eilte die Treppe hinauf, und als er nach einigen Minuten wieder herunter kam, blieb er nachdenklich an der Küchentüre stehen, stemmte seine beiden Arme in die Seiten und schüttelte bedeutsam mit dem Kopfe.

»Nun, was giebt's?« fragte Martin, der erstaunt diesem außerordentlichen Benehmen zusah.

Auch die Köchin, welche im Begriffe war, den endlich fertig gewordenen Hasen in die Bratpfanne zu legen, hielt dieses unglückliche Schlachtopfer an den beiden Hinterläufen in die Höhe und blickte ebenfalls mit Verwunderung auf Jacob.

Dieser schüttelte mehrmals seinen Kopf, nahm außerordentlich bedächtig eine Prise und sagte: »Das ist wirklich sonderbar.«

Auf diese Ausrufung hin gelangte der Hase noch nicht in die Bratpfanne, vielmehr wurde er wieder auf den Küchentisch placirt, und Martha trat dem alten Kammerdiener näher und fragte: »Was ist denn so sonderbar, Meister Jacob?«

»Wirklich merkwürdig!« sagte dieser, »nun rathet einmal: was hat mir die gnädige Frau für einen Auftrag ertheilt?«

»Vielleicht, daß die Nanett' plötzlich aus dem Hause soll?« meinte freundlich lächelnd die Köchin.

Jacob schüttelte abermals mit dem Kopfe und versetzte: »Das ist es nicht; aber es kam mir sehr unerwartet.«

»Nun, so sagt's gerade heraus, Jacob!« meinte der Kutscher. »Wie können wir eigentlich errathen, was Euch die gnädige Frau für einen Auftrag ertheilt hat! Betrifft es vielleicht einen von uns? mich zum Beispiel?«

»Oder mich?« meinte eifrig die Köchin.

»Euch könnte es schon mitbetreffen,« sagte pfiffig lächelnd der alte Bediente.

»Gerechter Gott! 's ist doch nichts Schlimmes!« rief Martha auf diese Worte.

»Nein, nichts Schlimmes,« sagte nun Jacob außerordentlich freundlich; »gar nichts Schlimmes, was Gutes in jeder Hinsicht, und wenn es schon an sich was Angenehmes für uns Alle ist, namentlich für Euch, alte Martha, so kann es doch am Ende der Anfang zu etwas ganz Glückseligem sein, was uns Alle betrifft. – Hurrah!«

Bei diesen Worten lachte der alte Diener herzlich hinaus und stieß den Kutscher, der sich ihm ebenfalls genähert, freundschaftlich mit der Faust auf die Brust.



»Als ich hinauf kam,« fuhr er nach einer Pause fort, »saß die gnädige Frau auf ihrem Lehnstuhle an dem bekannten Plätzchen, und ich sah ihren Augen an, daß sie heftig geweint hatte. – Er war ja da gewesen!« setzte Jacob mit einer finsternen Miene hinzu. »Die gnädige Frau war sehr aufgereggt, und als ich vor ihr stand und nach ihren Befehlen fragte, wandte sie ihr Gesicht von mir ab, und es dauerte einige Secunden, ehe sie zu mir sagte: ›Ihr kennt die Frau Schoppelmann, die Lieferantin, genauer, nicht wahr, Jacob?‹ – ›Allerdings, gnädige Frau,‹ sagte ich, ›seit langen, langen Jahren.‹ – ›Es ist im Grunde eine ordentliche Frau,‹ meinte sie. – ›Wenn mir die Frau Staatsrätthin zu Gnaden halten wollen,‹ sagte ich, ›eine kreuzbrave Frau, nur hie und da ein Bischen auffahrend und heftig.‹ – ›Und ihre Kinder?‹ sagte sie. – ›Die taugen nichts!‹ antworte ich Esel, denn ich denke, sie spricht von den Söhnen; und als sie mich darauf erstaunt ansieht, fühl' ich die Dummheit, die ich gemacht, und sage: ›Nun, Euer Gnaden, ich habe die beiden jungen Schoppelmannen gemeint; was aber das Mädchel anbelangt, so giebt's nichts Braveres und Besseres in der ganzen Stadt.‹ – ›Meint Ihr das wirklich, Jacob?‹ sagte sie darauf mit einer außerordentlich freundlichen Stimme. ›Nun, ich will's ja glauben; also –«

Bei diesen letzten Worten sah Jacob mit lustiger Miene bald den Kutscher, bald die Köchin an. »Also jetzt kommt der Auftrag; nun, was meint ihr?«

»Dummheiten!« murmelte der Kutscher; »seid doch nicht so ein alter Kerl; fahrt zu!«

»Ich habe also den Auftrag,« fuhr der alte Diener ernst und feierlich fort, die Frau Schoppelmann sammt ihrer Tochter Katharine auf heute Nachmittag vier Uhr zur gnädigen Frau zu bestellen.«

»Ah, der Tausend!« rief die Köchin; »das ist freilich eine gute Kommission.«

»Gefällt mir auch,« sagte der Kutscher; »möchte nur das Gesicht von der dicken Frau sehen.«

»Das ist am Ende gar nicht einmal freundlich,« meinte Jacob; »sie hat einen alten, hartnäckigen Kopf; nun, wir wollen ihr die Sache schon gehörig vorstellen.« Damit holte der alte Bediente seinen Hut vom Nagel herunter, zog ein Paar waschlederne Handschuhe an und begab sich in die Stadt, seinen Auftrag auszurichten.

Da er aber seiner alten Beine wegen ziemlich langsam durch die Straßen stolperte, wir dagegen die Macht haben, mit der Schnelligkeit der Gedanken ihm vorauszuweichen, so treten wir schon in den Hofraum der Gemüsehändlerin ein, ehe Jacob noch das Thor des Stillfried'schen Hauses hinter sich in's Schloß gezogen.

#### SIEBENUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

*Erzählt von neuen Planen der Gebrüder Schoppelmann und von einem Kriegsrathe, in welchem nicht viel beschlossen wurde.*

Es war ein angenehmer, warmer Nachmittag im Spätsommer, gegen Anfang September, und um diese Zeit gegen zwei Uhr Mittags drang durch eine Häuserlücke in der Nachbarschaft ein kleiner Strahl der Sonne in den sonst so schattigen Hof des alten Hauses. Es herrschte dort um diese

Zeit die tiefste Ruhe und Stille. Die zwei- und vierfüßigen Bewohner des Misthaufens und des kleinen Wasserpfuhls, befiedert und unbefiedert, die Ferkel, kleinen Hunde, Hühner und Enten, hielten nach eingenommenem Mittagsmahl ihre Siesta. Die großen Hunde, die Wächter des Hauses, hatten eifrigst einen kleinen Streifen Sonnenlicht aufgesucht, der schmal und lang auf dem Pflaster des Hofes glänzte; in der Verlängerung desselben aber, wo er sich an der Mauer des Hauses brach und auch diese bis oben hinauf beschiene, befand sich ein Stuhl, und auf diesem Stuhle saß der Fuhrmann, Herr Fritz Schoppelmann, mit leicht verbundnem Kopfe, sich als Genesender an der freundlichen, warmen Luft erfreuend. Man kann leider nicht sagen, daß ihn das Gefühl des Dankes bewegte, welches fast immer in der Brust desjenigen wohnt, der von einem schweren und lebensgefährlichen Krankenlager aufstand; was sein Herz allenfalls bewegte, war Grimm und Wuth auf den, der ihn doch so rechtmäßiger Weise niedergeschlagen, und zugleich ein verdrießlicher Gedanke über die verlorene schöne Zeit, die er auf dem Krankenlager bei der mageren Kost der Mutter, welche der Arzt ihm vorgeschrieben, hatte verbringen müssen.

Sein Bruder Conrad, der vor ihm auf einem Schemel saß, war nicht minder schlecht gelaunt. Ihn hatte der strenge Wille der Mutter die ganze Zeit zu Hause gehalten; er hatte sogar ein paar Jagdpartieen auf Feldhühner ausschlagen müssen, und, was noch schlimmer war, die Gemüsehändlerin zog es vor, ein paar Procente weniger zu verdienen, indem sie sich die Producte nach der Stadt bringen ließ, statt dieselben, wie sonst, durch ihre Söhne an dem betreffenden Ort einkaufen zu lassen.

Conrad, der Jäger, hatte eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen, und während er daraus rauchte, schaute er mißmuthig in dem Hofe umher. »Das ist doch hier gerade wie ein Gefängniß,« sagte er seufzend.

»Viel schlimmer!« meinte der Fuhrmann; »in einem Gefängnisse hat man doch Ruhe in seinen vier Wänden und wird nicht mit guten Lehren und dergleichen molestirt! Das sag' ich dir, Conrad, ich halt' es bald nicht mehr aus, und wenn ich wieder vollkommen gesund bin, so gehe ich der Alten durch und suche mir einen Dienst, mag es sein, wo es will.«

»Das ist auch meine Ansicht; soll der Teufel das langweilige Leben hier zu Lande holen! Mich ekelt die Stadt an und die ganze Geschichte; 's ist ja gar nichts mehr! Jetzt hab' ich doch seit einem halben Jahre keinen vernünftigen Schuß mehr gethan, und muß hier in der langen Weile sitzen. Und was für einen Genuß haben wir? Einen Schoppen Wein zu trinken. Hol' der Teufel die ganze Wirthschaft!«

»Ja, und den armseligen Schoppen Wein nur versthleener Weise!« setzte ingrimmig der Fuhrmann hinzu. »Und für diesen Schoppen Wein werden wir von dem alten Vieh, der Schilder, noch betrogen und über's Ohr gehauen, daß es eine Schande ist. Die Hälfte müssen wir jedes Mal abgeben, und von der anderen Hälfte, die wir unter uns theilen, zieht sie uns das Meiste für alte und neue Rechnungen ab.«

»Meine Taschen sind leer,« sagte der Jäger mit einem trostlosen Blick in die Höhe. Und während er beide Füße weit von sich abstreckte, suchte er mit seinen beiden Händen in den wirklich leeren Taschen umher.

»Hat sie jetzt nicht schon an tausend Gulden der alten Jungfer abgezapft? und ich bin überzeugt, sie hat ihre fünfhundert Gulden bei sich verwahrt liegen, während wir, außer dem Kopfe in der Schlinge, nichts davon übrig behalten haben.«

»Das muß anders werden!« sprach giftig der Jäger und spuckte vor sich auf den Boden.

»Meinst du wirklich?« fragte Fritz mit einem lauernden Blicke.

Conrad nickte mit dem Kopfe und sah sich scheu um, dann rückte er seinen Stuhl so nahe wie möglich neben den des Bruders, beugte seinen Mund an dessen Ohr und sagte: »Meinst du denn, ich hätte alles Ernstes Lust, mich drüben für die Hexe abzuplagen? Wir sollen die Arbeit thun und sie das Geld einstecken? Nein, das kann ich dich versichern, wenn sie einmal etwas Ordentliches angesammelt hat, so werde ich mich wahrscheinlich veranlaßt sehen, nöthigenfalls selbst eine Zwangsanleihe bei ihr zu machen. He! was denkst du darüber?«

»Vollkommen einverstanden!« versetzte der Fuhrmann mit einem unangenehmen Lächeln. »Aber um die fünfhundert Gulden ist es nicht der Mühe werth. Wie ist's denn mit ihrer größeren Speculation, von der sie heute Morgen gesprochen?«

»Die warten wir erst ab,« antwortete Conrad pffiffig lächelnd; »die Briefe dafür sind bereits geschrieben.«

»Und meint sie, es werde gehen?« fragte der Fuhrmann.

»Sie zweifelt nicht daran,« fuhr Conrad mit Bestimmtheit fort. »Die sechshundert Gulden, welche die Strebeling hergegeben, haben den armen Familienvater und den getreuen Freund aus dem Schuldgefängniß befreit. Seine Gläubiger scheinen geneigt, einen Vergleich mit ihm einzugehen, wodurch er wieder in den Besitz des Geschäftes käme und im Stande wäre, seine sieben oder acht Würmer vor dem Hungertode zu erretten. Aber die Gläubiger sind nur dann geneigt, etwas für ihn zu thun, wenn sich Jemand findet, der eine Bürgschaft übernimmt im Betrage von ungefähr zweitausend vierhundert Gulden. – Es ist von der Hexe, der Schilder, außerordentlich pffiffig, statt baares Geld jetzt eine Bürgschaft zu verlangen; denn das kommt am Ende für uns auf Eins heraus. *Verlangen* will sie auch nicht einmal eine solche Bürgschaft; Gott bewahre! Sie übergibt nur einen lamentablen Brief, wo so was von ewigem Abschied drin steht, vom Todtschießen und dergleichen, und dann wird sie der Strebeling erklären, sie wolle mit der Geschichte nichts mehr zu thun haben. – Gieb nur Acht, das wirkt! Die alte Jungfer wird sie förmlich nöthigen, eine Bürgschaft von ihr anzunehmen, und das geht nur in dem Falle, wenn sie mit vollgiltigen Pfandscheinen oder Schuldbriefen herausrückt. Da sie obendrein ihr Geheimniß bewahrt haben will, so muß sie die Schilder noch bitten, daß diese selbst die Bürgschaft übernimmt, indem sie ihr die Pfandbriefe übergibt. Das wird aber die Schilder nur dann thun, wenn sie zu gleicher Zeit etwas Schriftliches bekommt, worin deutlich zu lesen steht, daß ihr jenes Geld von der Jungfer Strebeling zur Bezahlung einer alten Schuld oder dergleichen übergeben wurde.«

»Vortrefflich!« meinte der Fuhrmann; »wenn die alte Jungfer damit noch heraus rückt, so haben wir was Artiges bei einander.«

»Namentlich,« fuhr bedeutsam der Jäger fort, »wenn wir es zufälliger Weise verständen, die ganze Summe an uns zu bringen, und zwar mit den anderen, schon vorhandenen fünfhundert Gulden.«

»Dafür ist mir gar nicht bange,« sagte der Fuhrmann mit festem Tone, »wenn bis dahin meine Geschichte am Kopf vollkommen in Ordnung ist.« Mit diesen Worten schob er den Verband etwas auf die Seite und tastete mit den Fingern auf der verwundeten Stelle umher. »Wenn ich dahin lange,« fuhr er fort, »habe ich immer noch einen ganz verfluchten Schmerz; ich meine immer, die Sache ist noch nicht ganz in der Ordnung; auch des Nachts weckt es mich oft auf, gerade als bohre man mir ein glühendes Eisen dort hinein. – Oh, wenn es mir nur in diesem Leben vergönnt wäre, jenem Kerl alles das heimzugeben!«

»Glaube mir nur,« bemerkte der Jäger, »der hat auch sein gutes Theil bekommen. Du hättest einmal das Blut auf den Steinen vor dem Fenster sehen sollen; ich hab's den andern Morgen gleich abwaschen lassen. Es war ganz unnöthig, es da zu lassen. Die Alte ist eine kuriose Frau, das kann ich dich versichern; in ihrem Herzen hält sie doch mehr auf jenen Kerl als auf uns, und blos, weil er ihrer schönen Tochter nachgelaufen ist. Ha! hahaha!«

»Sei still!« sagte der Fuhrmann; »das Hofthor geht auf; die Alte kommt vom Markt.«

Und dem war in der That so. Das Hofthor öffnete sich knarrend, die großen Hunde, welche bis jetzt faul in der

Sonne gelegen, sprangen empor und eilten in lustigen Sätzen und wedelnd auf die Gebieterin zu; ja sogar der Haushahn erwachte aus seiner stillen Betrachtung, hob den Kopf empor, schaute stolz um sich, und begrüßte die dicke Gemüsehändlerin mit einem majestätischen Krähen.

Auch in der Haltung der beiden Söhne hatte sich bei dem Eintritt der Mutter Einiges verändert. Der verwundete Fuhrmann ließ den Kopf auf die Brust hängen und sah offenbar sehr angegriffen und hinfällig aus. Conrad aber nahm eine große Flasche mit Bleiwasser aus der Tasche und befeuchtete mit demselben einen sehr trocken gewordenen Lappen, den er alsdann mit einer großen und wichtigen Handbewegung dem Bruder auf den Kopf patschte.

Madame Schoppelmann schien sich in ihrer guten Laune zu befinden, Sie hatte offenbar einen guten Markttag gehabt, was denn auch an den leeren Körben zu sehen war, welche zwei Mägde hinter ihr drein trugen. Vor ihren beiden Sprößlingen blieb die Mutter einen Augenblick stehen, stemmte ihre Arme in die Seiten und sagte lächelnd: »Nun, wie sieht's aus? Heilt's tüchtig? Es wäre Zeit, daß die Geschichte einmal zu Ende ginge.«

»Ja, mir wär's auch schon recht,« brummte der Fuhrmann, und der Jäger setzte mit sehr wichtigem Tone hinzu:

»Und mir erst! Ich muß gestehen, das Krankenwärterspiel ist nicht meine Passion.«

Auch Katharina kam hinter der Mutter vom Markte zurück. Sie hatte ein kleines leeres Körbchen in der Hand, und ihr großer Strohhut hing an einem rothseidenen Bande an dem rechten Arme. Ihr folgten noch ein paar Colleginnen der Mutter, welche ebenfalls, ihr Bedauern ausdrückend, vor den beiden Brüdern stehen blieben.



Katharina aber, ohne sich viel nach ihnen umzusehen, schritt mit erhobenem Kopfe bei den Beiden vorbei und stieg die Wendeltreppe hinauf in ihr Zimmer.

»Nun, wie geht's, Herr Schoppelmann?« fragte eines der Weiber; »bald wieder gesund und munter?« Und eine andere setzte hinzu: »Ach, so ein junges Blut reißt sich bald wieder heraus!«

Auf diese theilnehmend sein sollenden Aeußerungen der beiden Weiber murmelte der ältere Herr Schoppelmann etwas zwischen den Zähnen, was ein argloses Herz für einen Dank wegen gütiger Nachfrage hätte hinnehmen können. Wir aber, die wir uns der strengsten Wahrheit befleißigen, sind leider in dem Falle, eingestehen zu müssen, daß die Aeußerung des Fuhrmanns so viel besagte als: sie sollten ihn zufrieden lassen und seinetwegen zum Teufel gehen.

Hierauf folgten die beiden Weiber der dicken Gemüsehändlerin, und alle Drei begaben sich in die uns bekannte Vorhalle.

Wir hatten schon vorhin Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß das Marktgeschäft heute äußerst gut von Statten gegangen zu sein schien, und dem war auch so. Frau Schoppelmann hatte nicht blos ihren eigenen Gemüsestand an Kleinhändlerinnen und tägliche Kunden ausverkauft, sondern auch die Waaren der ihr zugethanen Nachbarinnen waren unter ihrer Protection ebenfalls auf's Schnellste verkauft worden.

»Es ist ein wahrer Segen,« sagte eines von den Weibern in der Vorhalle zu der dicken Frau, »wenn man mit Euch zu thun hat; da fliegt Alles nur so weg, und während die Anderen noch bis heute Abend draußen stehen müssen, wo ihnen Alles verdorrt und verwelkt, sind wir schon um zwei

Uhr fertig; ja, es ist wahrhaftig ein offenbarer Segen bei Eurer Sache.«

Die Gemüsehändlerin hatte sich an ihren Tisch niedergelassen, einestheils um mit ihren Colleginnen abzurechnen, andernteils weil sie ermüdet war, und drittens, weil es einigermassen ihr Hochmuth und Stolz war, wenn die anderen Weiber stehend mit ihr verkehrten. Heute aber lud sie die beiden Weiber durch eine Handbewegung und ein freundliches Wort ebenfalls zum Niedersitzen ein.

»Ja, ja,« sagte sie nach einer Pause; »unser Herrgott ist wirklich gnädig gegen eine arme Wittfrau und giebt seinen Segen, daß mein Geschäft so ziemlich gedeihen kann. Aber ach du lieber Himmel! es ist nichts vollkommen auf der Welt, und wo einem hier gegeben wird, da wird einem da wieder genommen.«

Hier seufzte die dicke Frau und die beiden andern Weiber seufzten ebenfalls, ohne eigentlich genau zu wissen, warum.

»Ich kenne Euch Beide schon längere Jahre,« fuhr das Oberhaupt des Gemüsemarktes fort, »und habe Euch von jeher als rechtschaffene Weiber kennen gelernt; deßhalb will ich nun auch Euren Rath in einer für mich besonders wichtigen Angelegenheit hören.«

Die beiden Weiber horchten geschmeichelt auf, und während die Eine demüthig ihren Kopf neigte, als wollte sie sagen, sie sei ganz zu den Befehlen ihrer reichen Collegin, legte die andere fest und sicher die Hand auf den Tisch, schaute keck in die Höhe und schien damit andeuten zu wollen: ihr wißt, daß ich mich vor dem Teufel nicht fürchte; meinen Rath sollt ihr haben, gerade heraus, mögt ihr ihn annehmen wollen oder nicht!

»Ihr alle habt die verdrießliche Geschichte mit meiner Katharine gehört,« sagte die dicke Frau, indem sie ihre Ellbogen auf den Tisch stützte, »Ihr habt sie von den Leuten draußen gehört, und ich habe Euch gesagt, was Wahres daran ist. Das ist nun freilich schon genug, um Jemand außer sich zu bringen; aber es ist doch nicht so arg, wie ich mir Anfangs gedacht. Ich habe die Wahrheit in der ganzen Geschichte auch erst so nach und nach erfahren, sonst wäre ich an dem Abend ganz anders aufgetreten.«

»Ja, das muß ich sagen,« meinte die Frau mit dem erhobenen Kopfe und dem herausfordernden Wesen, »an dem Abend seid ihr zu gut gewesen, und wenn es mich hätte mein Leben gekostet: todt hätt' er sein müssen.«

»Ach, Nachbarin,« sagte die andere Frau, die demüthig scheinende, »er soll ja auch so gut wie todt sein; so sagt man wenigstens, er liege in D. übel, sehr übel zugerichtet.«

»Narrenpossen!« entgegnete Madame Schoppelmann. »Wen meint Ihr denn eigentlich? Von wem spricht Ihr?«

»Nun, von dem Herrn Stillfried,« sagte die Herausfordernde; »von dem sprach doch Ihr auch, als Ihr vorhin sagtet, es wär' Euch leid, daß es an jenem Abend nicht noch ganz anders gekommen sei.«

»Allerdings,« erwiderte die Gemüsehändlerin, »aber ich wollte mich ausdrücken, es sei mir eigentlich leid, daß dem jungen Menschen bei der Geschichte schon so viel geschehen sei, als ihm geschehen.«

»Ist er denn wirklich so arg zugerichtet?« fragte die Demüthige.

»Ein Arm soll gleich hin gewesen sein;« gab die Andere mit trotzig aufgeworfenem Munde zur Antwort, und dabei griff sie nach einem Messer, als fühle sie nachträglich noch

ein Privat-Mordgelüste. »Ein Arm soll gleich hin gewesen sein,« wiederholte sie, und klopfte mit der Klinge auf den Tisch, »und zwar der linke, glaube ich, und den rechten Fuß hat man, wie man mir erzählte, den andern Morgen gleich abnehmen müssen.«

»Ihr seid ein recht albernes Weibsbild, Frau Klingler!« sagte ärgerlich die Gemüsehändlerin. »Wie kann man sich nur so dummes Zeug vorschwätzen lassen? Gott soll mich in Gnaden bewahren! Wenn das wahr wäre, so hätte ich meiner Lebtag keine ruhige Stunde mehr.«

»Also 's war nicht so schlimm?« sagte die Demüthige mit sanftem Gesichtsausdrucke; »ich habe mir das wohl gedacht.«

»Mir aber hat man erzählt,« fuhr Frau Klingler fort, »er sei übel zugerichtet worden. Nun, wenn dem nicht so ist, und er mit dem blauen Auge davon kam, da glaub ich wohl, wie Ihr vorhin sagtet, es thu' Euch leid, daß die Geschichte nicht anders gekommen sei. Ja, mir thät' das auch leid, das muß ich schon sagen.«

»Schwätzt doch nicht immer so in den Tag hinein!« sprach ärgerlich Madame Schoppelmann und schlug mit der Faust auf den Tisch; »laßt mich doch auch einmal zu Worte kommen und versteht mich recht! Wenn ich vorhin sagte, es thäte mir leid, daß die Geschichte so gekommen ist, wie sie kam, so wollt' ich damit sagen, daß es mir unangenehm ist, daß dem jungen Menschen überhaupt von meinem Hause etwas Widerwärtiges geschah; denn ruhig überlegt, hat er eigentlich die allerwenigste Schuld gehabt; meine beiden Galgenstricke da draußen haben die Sache wieder angezettelt.«

»Ah!« rief Madame Klingler und legte ihre Hände in den Schooß.

»Seht Ihr wohl!« sagte die Demüthige; »das habe ich mir doch gleich gedacht. Der arme junge Mensch hat gewiß keine Schuld gehabt.«

»Keine Schuld habe ich eigentlich nicht gesagt,« antwortete die Gemüsehändlerin. »Aber so junge Leute nehmen dergleichen Sachen nicht scharf; so den Bürgermädeln nachzulaufen und ihnen den Hof zu machen, das halten sie obendrein noch für ein verdienstliches Werk.«

»Das weiß Gott!« sagte eifrig Madame Klingler; »darüber kann ich auch der Welt eine Geschichte erzählen, eine traurige Geschichte, ehe ich den seligen Klingler geheirathet. — Da war ein Officier —«

»Ja, wir wissen das schon,« sagte Madame Schoppelmann, mit der Hand von sich weisend, »Ihr habt mir das schon oft erzählt; aber mit meiner Katharine ist es doch ganz anders.«

»Natürlich,« sagte die Demüthige, »ganz anders; Frau Klingler, das muß Sie zugeben.«

Madame Klingler that demgemäß auch, d. h. sie schwieg still; doch stieß sie, an jene Geschichte und den Officier denkend, den sie vor dem seligen Klingler gekannt, einen tiefen Seufzer aus.

»Die Sache ist also die,« nahm Madame Schoppelmann wieder das Wort: »Der junge Mensch ist meiner Katharine auf Schritt und Tritt nachgelaufen. Ihr Beide habt mir das selbst oft erzählt.«

»Gewiß,« warf Madame Klingler dazwischen, »ich hatte es nicht über's Herz bringen können, Euch das zu verschweigen, obgleich — das muß ich jetzt doch schon gestehen —

der junge Mensch sich immer sehr ordentlich und anständig aufgeführt.«

»Ach ja,« seufzte die Demüthige, »es war etwas Rührendes darin. Du lieber Gott, es ist für mich doch gerade wie heute Morgen geschehen, als die Katharina meinem Buben, dem Fritzle ein kleines Kränzchen von Vergißmeinnicht geschenkt, und als der Herr Stillfried gerade dazu kam. Hat er nicht dem Kinde einen ganzen Gulden geschenkt und ist darauf ganz glücklich fortgegangen, d. h. der Herr Eugen nämlich; mein Bub' war aber auch zufrieden, denn —«

Madame Schoppelmann rückte auf ihrem Stuhle ungeduldig hin und her; ihre Hände suchten die Hüften, und sie rief mit sehr lauter Stimme: »Aber um's Himmels willen, unterbrecht mich doch nicht ewig! Wenn Ihr so fortfahren wollt, so kommen wir ja nicht zu Ende.«

»Das ist wahr,« sagte Frau Klingler und warf der Demüthigen einen ernsten Blick zu; diese dagegen der Frau Klingler einen sanften, worauf die dicke Gemüsehändlerin fortfuhr:

»Nun hat aber der Herr Stillfried gar nicht die schlechten Absichten gehabt, wie mich der Bub', der Conrad, wollte glauben machen; ich weiß das jetzt ganz genau, und wenn durch jenen unangenehmen Abend das Glück der Katharine verscherzt ist, so bin ich, leider Gottes! ganz allein daran Schuld.«

»Sieht Sie, Schoppelmann, sieht Sie,« antwortete eifrig Madame Klingler, »das kommt von Ihrer traurigen Heftigkeit! So armen jungen Leuten muß man ein anständiges Plaisir gönnen, und nicht gleich mit dem Knittel drein schlagen.«

»Halt' Sie Ihr Maul!« sagte Madame Schoppelmann so sanft wie möglich; »ich hätte Sie an meiner Stelle sehen wollen; da läuft einem das Blut über. Nicht wahr, Frau Claasen?«

»Allerdings,« entgegnete die also Angeredete. »Aber die Frau Klingler hat keine Kinder.«

»Weil sie mir leider gestorben sind,« seufzte diese; »gleich nachdem ich den seligen Klingler geheirathet. Ich hatte mit dem Mann gar kein Glück.«

»Sie haben dem Herrn Stillfried einen Brief geschrieben!« rief Madame Schoppelmann mit außergewöhnlicher Stimme. »Wer, das habe ich nicht herausgebracht; aber ich bin fest überzeugt, die Beiden da draußen. Sie haben ihm geschrieben, meine Tochter, die Katharine, hätte ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen und erwarte ihn Abends um neun Uhr auf ihrem Zimmer. Darauf ist denn der arme Narr gekommen; ich hätte aber auch den sehen mögen, der einer solchen Einladung nicht gefolgt wäre!« Dabei erhob sie stolz ihr Haupt und sah die beiden Weiber wie fragend an.

Diese machten es unter sich ebenso, und wir sind vollständig überzeugt, wenn Madame Klingler auf dem Gesichte der Demüthigen den geringsten Zweifel in das Wort der Madame Schoppelmann bemerkt hätte, so würde es eine heftige Scene gegeben haben.

Aber diese sagte mild lächelnd: »Das muß schon wahr sein; darauf hin wär' die ganze Stadt gekommen, Grafen und Herren.«

»Er kam also,« fuhr die Gemüsehändlerin voll Selbstgefühl fort, »und das Weitere wißt Ihr, leider Gottes! so gut wie ich.«

»Der arme junge Mensch!« seufzten die beiden Weiber, dieses Mal von der gleichen Gesinnung beseelt.

»Nachdem nun das Unglück einmal geschehen war,« fuhr Madame Schoppelmann fort, »und ich der festen Meinung war, Katharine sei ebenfalls mit im Einverständniß und deßhalb auch im Unrecht, so zwang ich das Mädels, ihren Bruder während der Krankheit zu pflegen, und das war unter besagten Umständen nicht gut, es war hart von mir.«

»Es war sehr hart,« sagte bestimmt Madame Klingler und schaute die Claasen herausfordernd an, ob sich diese vielleicht unterstände, anderer Meinung zu sein.

»Durch diese Geschichten ist mir nun das sonst so gute und folgsame Mädels ganz rappelköpfig geworden, und wenn ich nicht mit Gewalt an mich halten müßte, so gäbe es oftmals arge Händel.«

»Sieht Sie wohl, sieht Sie wohl?« konnte sich Madame Klingler zu sagen nicht enthalten.

»Mit ihren beiden Brüdern,« sprach Madame Schoppelmann weiter, »kommt sie natürlicher Weise gar nicht mehr aus; ich begreife es vollkommen, daß sich ihr Alles im Kopf herumdreht, wenn sie den Fuhrmann ansieht, der zuerst nach dem Herrn Stillfried geschlagen.«

»Das begreife ich auch vollkommen,« sagte die Klingler mit einer Bestimmtheit und Ruhe, welche deutlich anzeigte, daß sie entschlossen, sich nicht wieder über das Maul fahren zu lassen, sondern um jeden Preis ihre Meinung zu sagen. »Das begreife ich,« wiederholte sie, »ich habe damals mit dem Officier eine ähnliche Geschichte gehabt. Dem klemmte mein Bruder beinahe einen Finger ab, ebenfalls an meinem Fenster, worauf ich augenblicklich in Ohnmacht fiel, dann mich aber anders besann, in die Höhe sprang und ihm – meinem Bruder nämlich – das Gesicht so arg zerkratzte, daß er sich während vier Wochen nicht konnte sehen lassen.«



»Thu' Sie mir den einzigen Gefallen und schweig Sie mir endlich von Ihrem Officier und von Ihrer ganzen Leidensgeschichte!« sagte Madame Schoppelmann sehr ernst. »Ich habe Sie und Frau Claasen daher gebeten, weil Ihr ein paar rechtschaffene Weiber seid, um Eure Ansichten, Euren Rath zu hören, aber zu sonst nichts. Vergeßt das nicht!«

»Ja, Ihr müßt das nicht vergessen,« sagte die Demüthige worauf Madame Klingler bemerkte:

»Nein, ich werd's wahrhaftig nicht vergessen.« Doch dachte sie bei diesen Worten an ihre harmlose Jugendzeit, an den Officier mit dem eingeklemmten Finger und an den Bruder mit der zerkratzten Nase.

»Nein, es thut sich länger nicht,« fuhr hierauf Madame Schoppelmann nach einem kleinen Nachdenken und mit einem tiefen Seufzer fort. »So leid es mir in meinen alten Tagen noch ist, das Mädels nicht mehr um mich zu sehen, so muß sie doch fort aus dem Hause hier. Nur weiß ich nicht, was ich mit ihr beginnen soll, ob ich sie auf das Land zu meinem Bruder thue oder ob ich ihr irgend einen Dienst suche. Und darüber mochte ich Euren Rath haben. Jetzt sprecht, was meint Ihr davon?«

Madame Klingler warf den Kopf in die Höhe und sah die Demüthige stolz und herausfordernd an. Obgleich sie sich selbst natürlicher Weise noch keine Ansicht gebildet hatte, so wartete sie doch begierig auf ein Wort aus dem Munde der Madame Claasen, um, diese augenblicklich bekämpfend, der entgegengesetzten Meinung zu sein.

Madame Claasen aber faltete demüthig ihre Hände, und während sie die Schultern hoch empor zog, senkte sie den Kopf tief herab auf ihr Halstuch. Dann blickte sie Madame Schoppelmann von der Seite an und sagte gar nichts.

»Nun,« fuhr die Gemüsehändlerin nach einer längern Pause fort, »was denkt ihr darüber? Sprecht Ihr zuerst, Frau Klingler! Seid Ihr für das Land oder für den Dienst?«

»Ja,« sagte die also Aufgeforderte nach einem augenblicklichen Stillschweigen, »also daß die Katharine überhaupt aus dem Hause soll, das steht fest bei Euch!«

»Unwiderruflich!« antwortete die Mutter.

Hierauf versank Madame Klingler in ein tiefes Nachdenken; denn sie hoffte, Madame Schoppelmann würde während desselben mit ihrer eigenen Ansicht herausrücken und ihr solcher Gestalt erlauben, sich derselben anzuschließen. Da aber die Gemüsehändlerin die Antwort der Madame Klingler erwartend, ebenfalls still schwieg, die demüthige Frau Claasen es aber am allerwenigsten wagte, ihre persönliche Meinung Preis zu geben, so entstand eine große Pause, welche sich unter den obwaltenden Umständen wahrscheinlich in's Unendliche ausgedehnt hätte, wenn in demselben Augenblicke nicht ein Mann unter der Thüre der Vorhalle erschienen wäre, der den Namen der Madame Schoppelmann ausrief.

Da das einzige Fenster in dem Gemache zu wenig Licht herein fallen ließ, um Jemand augenblicklich erkennen zu können, namentlich wenn dieser unter der Thüre stand und so auch von dort das volle Licht abhielt, so war es der Gemüsehändlerin, trotzdem, daß sie ihre rechte Hand wie einen Schirm über die Augen hielt, nicht möglich, zu wissen, wer dort stand und wer ihren Namen gerufen.

»Nun, das muß ich sagen,« rief der Eintretende lustig, »Ihr scheint Eure alten Freunde schnell vergessen zu haben, Frau Schoppelmann! Kennt Ihr denn den Jacob nicht mehr? Sollt'

Euch doch Euer Herz sagen, daß ich's bin. Alte Liebe rostet nicht! so heißt's wenigstens im Sprichwort.«

»Ei, der Jacob!« rief lustig die Gemüsehändlerin und erhob sich so schnell wie möglich von ihrem Sitze. »Wo kommt Er her? Weiß Er wohl, daß Er ein Schalk ist, solche Dinge von alter Liebe da vor den beiden Weibern auszuplaudern!«

Madame Claasen und Madame Klingler, die sich vor der Livree des herrschaftlichen Bedienten respectvollst erhoben, kicherten leise über diesen ungeheuren Spaß, und die Erstere erlaubte sich, die Bemerkung zu machen: »So also kommt man hinter Eure früheren Geschichten, Frau Schoppelman!«

»Das ist schon lange her,« sagte lächelnd der Bediente, »und war Alles in Ehren mit der damaligen Jungfer Margareth; konnte nichts machen: der selige Schoppelman war der Glückliche.«

»Nun, setzt Euch einmal daher,« antwortete vergnügt die dicke Frau und machte dazu einen tiefen Knix, »wenn es dem Herrn Kammerdiener anders recht ist, in so geringer Behausung einen Stuhl zu nehmen.«

Die beiden weiblichen Rätthe der Frau Schoppelman wußten in diesem Augenblicke nicht, wie sie sich zu benehmen hatten. Sie knieten ebenfalls und waren im Begriff, sich knixend und rückwärts zur Thüre hinaus zu ziehen; doch sagte Jacob, der ihre Absicht merkte: »Ich will die Damen durchaus nicht stören; ich habe auch im jetzigen Augenblicke zu einer längeren Unterredung nicht die Zeit; was aber,« setzte er bedeutsam hinzu, »durchaus nichts zu sagen hat, denn ich werde bald Gelegenheit haben, Euch wieder

zu sehen. – Ich komme in einem Auftrag der Frau Staatsrätthin an Euch; sie läßt Euch nämlich ersuchen, heute Nachmittag so gegen vier Uhr mit Eurer Tochter, der Katharine, zu ihr zu kommen.«

Hätte man in diesem Augenblicke der Frau Schoppelmann gesagt, draußen auf offenem Markt tanze der Rathhausthurm auf dem Pflaster umher, sie hätte sich nicht mehr gewundert, als über diese Botschaft. Sie wußte anfänglich nicht, was darauf zu antworten sei, und behalf sich statt der mangelnden Worte mit einem neuen, tieferen Knixe.

Die beiden anderen Weiber sahen, gerade so verblüfft von dem eben Gehörten, hierin eine Aufforderung, gleichfalls zu knixen, und thaten es so ehrerbietig wie möglich. Doch gewährten diese drei Knixe einen mannigfaltigen Anblick, und während die der Madame Klingler und der Madame Claasen in die Tiefe gingen, schien Madame Schoppelmann auf eine außergewöhnliche, noch nie dagewesene Art in die Breite zu knixen.

Jacob nahm diese Höflichkeitsbezeugung sehr herablassend auf, schützte aber dringende Geschäfte vor und entfernte sich eilig mit der Bemerkung, Madame Schoppelmann und Katharina möchten um vier Uhr ja nicht fehlen.

Die Gemüsehändlerin hatte kaum so viel Ueberlegung, den so schnell entschwundenen alten Freund bis an die Schwelle des Gemachs zu begleiten. Das Anerbieten von einem Gläschen Liqueur blieb ihr auf der Zunge stecken und wurde erst gemacht, als Jener das Hofthor schon längst hinter sich hatte, auch großmüthiger Weise nicht mehr zurückgezogen, als die beiden Weiber, es auf sich beziehend, freundlichst bejahend dankten.

Madame Schoppelmann rückte nun auch wirklich, aber wie im Traume, mit einer großen Flasche hervor, schenkte drei Gläschen voll ein, sank dann auf ihren Stuhl nieder und ließ die Hände in den Schooß fallen. »Um vier Uhr mit der Katharine!« sagte sie und schaute kopfschüttelnd die beiden Weiber an.

»Das muß ich sagen,« meinte Frau Klingler, »das ist eine sehr merkwürdige Geschichte; das hat jedenfalls was zu bedeuten.«

»Zu bedeuten hat's was,« pflichtete die demüthige Frau Claasen bei und nahm heimlicher Weise einen großen Schluck aus ihrem Glase.

»Aber der Katharine muß ich es doch jetzt schon sagen,« rief schnell aufstehend die Gemüsehändlerin. Damit eilte sie zur Thüre hinaus an die kleine steinerne Treppe und rief mehrere Male den Namen ihrer Tochter.

Als die Mutter wieder zurück in die Vorhalle ging, kam die Tochter die Treppe herab und trat in das Gemach, wo sie von den beiden Weibern mit Freundlichkeit, ja mit einem Anflug von Hochachtung begrüßt wurde.

Wenn auch Katharina nicht mehr so entsetzlich bleich aussah, wie an jenem Tage, wo wir sie zuletzt gesehen, und wenn auch das tiefe Weh, das damals aus ihren Augen zuckte, vor einem schmerzlichen Zuge verschwunden war, der jetzt um ihren verschlossenen Mund spielte, so sah man doch ihrem ruhigen, leidenden Blicke an, wie vielen Kummer das Mädchen in letzter Zeit gehabt, und eine Vergleichung gegen sonst und jetzt mußte für den ruhigen Beschauer wahrhaft erschütternd sein. Das waren freilich noch die glänzenden Augen von ehemals; doch hatte das Mädchen die langen Wimpern tief gesenkt, und die ganze

Welt schien ihr in diesem Augenblicke nicht mehr der Mühe werth zu sein, sich froh darin umzuschauen. Ihr Mund, der sonst so heiter geöffnet war und wo die frischen Lippen und weißen Zähne glänzten, wie ein Strauß von weißen und rothen Rosen, die noch nichts berührt hat, als der herabfallende Morgenthau, war jetzt ernst geschlossen und zeigte höchstens ein wehmüthiges Lächeln; ja der Körper des schönen Mädchens, sonst so elastisch und frisch beweglich, schien alles Leben verloren zu haben, denn Katharina, die sonst in voller Kraft der Jugend auftrat, ein Bild der frischesten Gesundheit, schlich jetzt verdrossen und still umher, und sie, die früher so fest, ja herausfordernd Jedem gegenüber trat und zum Gruße leicht und lächelnd mit dem Kopfe nickte, trat jetzt, ohne ein Wort zu sprechen, vor die Mutter hin und stützte sich, wie ermüdet, mit der Hand auf den Tisch, was sie vordem nie gethan.

Wenn Katharina von der Botschaft, die man ihr nun mittheilte, auch nicht so außerordentlich erfreut und überrascht schien, wie ihre Mutter, so malte sich doch ein Erstaunen, und keineswegs ein unangenehmes, in ihren Zügen.

Madame Klingler stellte sich vor sie hin, stemmte sehr herausfordernd die beiden Arme in ihre Seiten und sagte: »Nun, mein Schatz! was meinen Sie dazu, Jungfer Katharine?« Dann wandte sie sich an die Mutter, hob vielsagend die rechte Hand in die Höhe und fuhr in einem Tone fort, der ein Widersprechen von vorn herein abschneidet: »Ihr könnt mich nun meinetwegen für eine alte Gans erklären oder nicht, so viel ist gewiß und das steht fest: die Staatsrätthin hat Euch nicht umsonst mit Eurer Tochter rufen lassen. Gebt nur Achtung, da hat sich was zugetragen; am Ende ist der Herr Eugen mit seiner Mutter ausgesöhnt,

und wir können morgen schon unser Compliment der gnädigen Frau machen.« Bei diesen Worten sah sie die demüthige Frau Claasen mit wahrhaft wildem Blick an, hoffend, dieselbe würde sich unterstehen, irgend welche Einsprache gegen ihre Worte zu machen.

Doch mochte die Demüthige dieselben Gedanken hegen, wie ihre Collegin, oder nicht, genug, sie sprach kein Wort, wischte sich aber wehmüthig die Augen, trank ihr Schnapsglas leer und deutete alsdann auf ihr Herz, als wollte sie sagen: hier steht's geschrieben!

Madame Klingler, die sehr in der Laune war, einen kleinen Streit anzufangen, hätte gewiß gar zu gern gefragt, was denn eigentlich da geschrieben stehe; doch hob Madame Schoppelman die Sitzung auf und verabschiedete die beiden Weiber.

Katharina ging in ihr Zimmer zurück, setzte sich mit gefalteten Händen an ihr Fenster, und wenn auch zuweilen in ihrem Herzen etwas aufzucken wollte wie ein früherer glücklicher Gedanke, wie das Bild eines neuanbrechenden sonn- und rosenbeglänzten Lebensstages, so zerriß doch gleich darauf ein heftiger Schmerz diese glückseligen Phantasieen; sie preßte die rechte Hand fest auf ihr wild klopfendes Herz und sagte: Er hat mir ja nicht die geringste Nachricht von sich gegeben, er hat mir ja nicht ein einziges Wort geschrieben, nicht einmal zwei kleine Worte – er hat mich vergessen!

#### ACHTUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

*Der geneigte Leser lernt das Wirthshaus zur wilden Rose, sowie kleine Theaterverhältnisse näher kennen.*

Das Gasthaus zur wilden Rose, an welches wir den geneigten Leser in einem der vorhergehenden Capitel führten, lag fast am äußersten Ende des bedeutenden Dorfes, dessen erster Gasthof, Post- und Schauspielhaus es zugleich war. Das Haus an sich war groß und geräumig, hatte im unteren Stock bedeutende Räumlichkeiten für Schenkstuben verschiedener Grade; so z. B. war eine da für die durchreisenden Fuhrleute mit ihrem Anhang, eine zweite für die Bauern, die hier ihren Schoppen tranken, eine dritte für die Honoratioren, als: den Schultheißen, den Schulmeister, den Förster oder auch zuweilen den Pfarrer, und an dieses stieß noch ein kleines Gemach, für vornehme Fremde bestimmt, die hier abgesondert ihr Mittag- oder Abendessen verzehren wollten.

Diese verschiedenen Zimmer waren ihrem Range nach auch verschieden ausgeschmückt. Während sich in dem Fuhrmannszimmer und dem darauf folgenden Gemache neben hölzernen Tischen und Bänken an den Wänden nur ein alter Kalender befand, sah man in dem dahinter befindlichen Raume, wenn auch die Möbel die gleichen waren, die Wände doch schon besser verziert; denn hier prangte eine Geschichte der heiligen Genovefa mit Hirschkuh, Schmerzenreich und Golo, dem Grausamen, Alles sauber und bunt colorirt, mit schönen rührenden Unterschriften, welche von den Bauern und den zahlreichen Fliegen sehr aufmerksam durchgelesen wurden. Das Honoratiorenzimmer hatte schon Sessel, deren Sitz mit braunem Leder überzogen war, einen Tisch mit grünem Wachstuche, und an den Wänden die Bildnisse der königlichen Familie in einer sauberen, im nahen Städtchen verfertigten Lithographie, welche nur den einzigen Fehler hatten, daß man nämlich bei ihrem Anblicke auf



die Vermuthung kommen konnte, sämmtliche Glieder dieser erlauchten Familie, wie sie hier abconterfeit waren, litten an leiblichen Gebrechen; denn während die Einen schielten, hatten die Anderen einen verdrehten Hals oder hohe Schultern, oder an Armen und Beinen verschiedene bis jetzt unentdeckte Gelenke. Ja, Seine Majestät der König, im grau-samsten Waffenschmuck, saß auf einem Pferde, welches, ruhig stehend, eine solche entschiedene Neigung zum Umfallen zeigte, daß ein getreuer Unterthan nicht im Stande war, dieses Bild ohne Schrecken anzusehen.

Im letzten Zimmer hing das Bildniß der Wirthin des Hauses, in der That recht sauber gemalt, vor langen Jahren von einem durchreisenden Künstler verfertigt, welches dem heutigen Beschauer einen Begriff davon gab, welch' hübsche Frau die Wirthin zur wilden Rose damals gewesen war. Wenn wir vielleicht auch annehmen können, daß der Künstler, der sich in dem wild romantischen Thale länger aufhielt, als er Anfangs gewollt, der schönen Wirthin in jeder Hinsicht, also auch bei Anfertigung dieses Portraits, geschmeichelt habe, so wollen wir doch den Worten des alten Schulmeisters Glauben schenken, der uns auf Befragen hoch und theuer versicherte, es habe nichts Liebenswürdigeres, Lustigeres und Hübscheres gegeben, als die Wirthin, die Frau Rosel. Ja, wenn man mit dem Schulmeister näher bekannt wurde und das eben angedeutete Gespräch weiter verfolgte, so konnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, als sei diese große Liebenswürdigkeit der Wirthin daran Schuld gewesen, daß sich der regierende Lehrer des Dorfes niemals verheirathete.

Wer aber noch Zweifel gesetzt hätte in die Worte des Schulmeisters, der brauchte sich nur die Mühe zu geben

und Frau Rosel mit Kennerblick zu betrachten, so fand er selbst das, was in diesen späteren Jahren von ihrer Schönheit und Possierlichkeit übrig geblieben war, noch so bedeutend und wichtig, daß er gewiß geneigt war, dem damals durchgereisten Maler auf's Wort zu glauben und das Portrait im vornehmsten Gastzimmer für vollkommen echt und untadelhaft zu halten.

Frau Rosel war Wittwe, und obgleich sich ihr Name »Rosel« von ihrem Vornamen »Rosalia« herschrieb, ihr Familienname aber ganz anders lautete, so hatte man sich doch so daran gewöhnt, nur von der Frau Rosel zu sprechen, daß man den wirklichen Namen darüber ganz vergaß. Ja, bei öffentlichen Verhandlungen, wenn z. B. von ihrem Anwesen oder von ihren Gütern die Rede war, las man in den Blättern nicht anders, als etwa: der Krautacker der Frau Rosel, oder: die hintere Hausecke der Frau Rosel u.s.w. Selbst ihre einzige Tochter, welche man in der Taufe »Maria« nannte, wurde von Leuten, die nicht auf so vertraulichem Fuß mit ihr standen, um sie bei ihrem Vornamen nennen zu dürfen, Jungfer Rosel genannt.

Die Mutter Rosel war eine große starke Frau, sehr rund und sehr dick. Man hätte sie für eine entfernte Anverwandte von unserer guten Freundin, Madame Schoppelmann, halten können, doch war die Wirthin weit proportionirter, auch lange nicht mit derselben Körperfülle bedacht. Dabei waren Beide im Temperament vollkommen von einander verschieden. Es gab nämlich nichts Vergnügteres und Lustigeres, als das ewig heitere Gesicht der Wirthin. Ihre Augen glänzten vor Fröhlichkeit, ihr Mund war immer zum Lachen geöffnet und zeigte dabei sehr weiße Zähne, deren sich kein junges Mädchen hätte zu schämen gehabt. Dabei hatte die Frau das

unschätzbare Geschenk von ihrem Schöpfer erhalten, daß es ihr nicht möglich war, etwas, das ihr in diesem Leben vorkam, lange von einer ernsten Seite zu betrachten. Sie nahm fast Alles für einen köstlichen Spaß auf, und wenn sie sich auch über etwas im ersten Augenblicke ärgerte, so dauerte das nicht viele Secunden, und es war ihr gelungen, etwas Komisches daran aufzufinden, worüber sie herzlich lachen konnte.

Das Wirthshaus zu wilden Rose lag nicht ganz auf dem Grunde des Thales, sondern auf einem kleinen Hügel, etwas höher als die übrigen Häuser des Dorfes. Man übersah das Letztere von den Fenstern des Wirthshauses, sah, wie sich der schlanke Kirchthurm aus den Stroh- und Ziegeldächern hervorhob; man überblickte das ganze Thal bis an die gegenüberliegende Bergwand, und wenn die Augen dort einem Wege folgten, der bald offen dalag, bald sich zwischen Bäumen und Felsen versteckte, so sah man das prächtige Schloß, welches die Anhöhe krönte, gerade vor sich liegen.

Der Karren des Schauspieldirectors war gestern Abend wohlbehalten angekommen, ein paar Stunden später auch der große Wagen mit dem Reste der Gesellschaft, mit Decorationen, Requisiten und Costumen. Frau Rosel hatte ihren alten Bekannten lachend empfangen, und ihm, sowie seiner Gesellschaft, auf das Billigste recht ordentliche Zimmer angewiesen. Auch hatte sie sogleich Befehl gegeben, den großen Tanzsaal im Hinterhause, der während des Sommers zur Aufbewahrung von allerlei Geräthschaften benutzt wurde, alsobald auszuräumen und reinlich zu putzen. Das war noch des Morgens in aller Frühe geschehen, und als der unermüdliche Principal schon um sechs Uhr eine Inspection

jener Räumlichkeiten unternahm, sah er zu seinem großen Vergnügen, daß hier schon sehr viel geschehen sei.

Frau Rosel war bereits in ihrer Küche beschäftigt, und dorthin begab sich auch der Schauspieldirector, um der Wirthin einen guten Morgen zu wünschen. Sie saß neben ihrem Herde, auf dem ein gewaltiges Feuer loderte und die umfassendsten Zubereitungen für verschiedene Frühstücke gemacht wurden. Ihre Tochter Marie, ein hübsches, junges Mädchen, von vielleicht achtzehn Jahren, das genaue Ebenbild der Mutter und deßhalb sehr ähnlich dem Portrait im Gastzimmer, schüttelte aus einer gewaltigen Kaffeemühle die gemahlten Bohnen in einen großen Topf, aus welchem später die verschiedenen kleineren angefüllt wurden.

»Nun, das freut mich wirklich,« rief Frau Rosel dem Schauspieldirector entgegen, »daß Sie sich einmal wieder hierher nach Schloßfelden verirrt haben; jetzt sind es bereits vier Jahre. – Ich glaube doch, es sind vier Jahre; nicht wahr, Marie?« unterbrach die Wirthin den eigenen Strom ihrer Rede.

»Behüt' uns Gott, Mutter!« sagte die Tochter; »das sind wenigstens schon sechs Jahre.«

»Meinst du wirklich, sechs Jahre?«

»Gewiß, Mutter, sechs Jahre! Frag nur den Herrn Director.«

»Dann war es in jenem Sommer,« sagte sichtlich erheitert Frau Rosel, »als die vielen Extraposten durchkamen. Nein, die Zeit vergesse ich mein Leben nicht.« Bei diesen Worten zuckte eine lachende Geberde wie ein Blitz aus ihren Augen.

»Ja wohl, Mutter,« bestätigte Marie und stieß die Frau Rosel leicht an den Arm, »das war in jenem Sommer, wo dir die Geschichte passirt ist.«

»Du bist ein gottloses Kind!« versetzte die Mutter laut lachend. »Was brauchst du mich an die Geschichte zu erinnern! Nicht wahr, du weißt es, wie das viele Lachen wehe thut, und deßhalb plagst du mich damit? Oh du Ausbund von Gottlosigkeit! Dabei war aber Frau Rosel, wie es schien, aus eigenem Antriebe und für nichts und wieder nichts so in's Lachen hineingekommen, daß sie ihre Hüften halten mußte und ihr die Thränen über die Wangen herab liefen. Und obgleich die Tochter von jener Geschichte gar nichts mehr erwähnte und nur hie und da die Mutter neckisch anstieß, oder mit einem Auge blinzelte, so rief doch Frau Rosel unter dem gewaltigsten Lachen, das sich in einen kleinen Erstickungsanfall zu verwandeln drohte: »So hör' doch auf, du gottloses Kind! Quäl' deine arme Mutter nicht so! 's ist ja eine Schande, wenn ich mich vor fremden Leuten so anstellen muß!«

»Das sind ja für uns keine fremden Leute, der Herr Director nämlich,« entgegnete Marie mit dem ruhigsten und treuherzigsten Gesichtsausdruck. Doch blickte beständig aus ihren dunkelbraunen Augen, namentlich aber im gegenwärtigen Moment, ein lustig neckender Schelm, der nicht im Stande war, irgend Jemanden in Frieden zu lassen. »Oh, der Herr Director kennt uns recht gut; er war ja, wie du selbst vorhin sagtest, in dem Sommer hier; weißt du, in jenem Sommer, wo die Extraposten kamen und wo die Geschichte vorfiel.«

Hier lachte Frau Rosel auf's Neue und heftiger als zuvor. Ihr ganzer Körper zitterte ordentlich zusammen, und sie konnte erst wieder an Erholung von dieser gewaltsamen

Aufregung denken, nachdem sie ihrer Tochter streng anbefohlen, augenblicklich die Küche zu verlassen und einstweilen nach dem Hühnerhofe zu sehen.

Das that denn auch Marie als ein folgsames Kind sogleich; doch sprang sie vorher auf die Mutter zu, schlang ihr die beiden runden Arme um den Hals, küßte sie auf den Mund und zischelte ihr darauf in die Ohren: »Aber vergiß mir die Geschichte nicht!«

Damit sprang sie in großen Sätzen nach der Küchenthüre, und ein gelinder Klapps, den die lachende Mutter nach dieser unartigen Tochter führte, traf nur ihr Kleid und wurde draußen auf dem Gange mit einem freundlichen Lachen beantwortet.

»Sehen Sie, so geht's, wenn man zu gut ist,« sagte Frau Rosel, nachdem sie wieder zu Athem gekommen war, zu dem Schauspieldirector. »Das böse Ding kennt meine schwache Seite! Wie andere Leute kitzelig an ihrem Körper sind, so bin ich, wenn ich mich so ausdrücken darf, kitzelig im Lachen, und wenn man mich in dem Punkte schon des Morgens beunruhigt, so habe ich auf den ganzen Tag keine stille Viertelstunde mehr. Und das weiß das ausgelassene Geschöpf. Ich bin darin eine ganz unglückliche Frau, und wenn sie mich heute unter Tags nur ansieht, und mag da zugegen sein, wer will, so muß ich laut hinausplatzen.«

»Aber war denn die Geschichte wirklich so schlimm?« fragte der Director, und gewiß nicht in der Absicht, Frau Rosel zum Lachen zu bringen, wie es vorhin Marie gethan. Doch zuckte schon bei dieser Frage wieder auf's Neue ein wahres Gewitter von Lachen in den Augen und Mundwinkeln der Wirthin, und sie rief aus: »Lassen Sie mich um Gotteswillen zufrieden mit der Geschichte! Jetzt fangen auch

Sie an, mich zu quälen! Sprechen wir von etwas Anderem, Vernünftigerem. – Wo waren Sie eigentlich all die Zeit über?«

»Wo soll ich herumgekommen sein?« sagte mit einem trüben Lächeln der Schauspieldirector; »bald hier, bald da. Viel gewonnen habe ich in den sechs Jahren nicht, und bin in der That froh, daß ich mit dem, was ich damals besaß, noch so auf dem Laufenden geblieben bin. Freilich, einen unersetzlichen Verlust habe ich gehabt: der kleine Bub', der, als ich mich zum letzten Male hier befand, zwei Jahre alt war – wissen Sie, Sie hatten ihn so gern, er lief Ihnen überall nach, und Sie thaten dem armen kleinen Geschöpf so viel Liebes und Gutes, Gott möge es Ihnen vergelten! – der ist gleich nachher gestorben. Es ging mir ein ganzes Stück von der Seele ab, wie ich das Kind verlor.«

Es war eigentlich gut, daß der Schauspieldirector das Gespräch, wenn auch ohne Absicht, auf etwas Trauriges brachte; denn das aufgeregte Gemüth der Frau Rosel beruhigte sich sichtlich dabei, und sie war froh, aus dem hellen, glänzenden, sonnenbeschiedenen Ankergrunde ihres Gelächters von vorhin wegsegeln zu können in eine schattige kühle Bucht, an deren Ufern Trauerweiden herabhangen.

»Ja,« sagte sie nach einer Pause, »das war ein herziges Kind; ich hätte es so gerne bei mir behalten; wenn Sie es mir gelassen hätten, wäre es vielleicht nicht gestorben.«

»Glauben Sie das ja nicht, Frau!« rief fast erschrocken der Schauspieldirector; »wir haben das Kind gepflegt, wie nur immer möglich, und als es anfang, krank zu werden, hielten wir in einem kleinen Dorfe an, und ich miethete eine gute Stube, wo die Frau mit dem Kinde blieb, während ich vorausziehen mußte, um Theater zu spielen und Geld zu

verdienen. Damals gelangen mir,« fuhr der Mann fort, »alle nachdenkenden finsternen Charactere wie sonst nie; denn ich dachte an das Kind, wenn ich mich anzog, und das gab meinem Gesichte ein betrübtes Aussehen, und wenn ich vor dem Publicum stand und spielte, dann dachte ich immer wieder nur an das kranke Kind, und dadurch klang meine Stimme dumpf und kläglich. – Doch das ist hinter uns, wie so Vieles – von was Anderm denn! Erzählen Sie mir lieber Ihre Geschichte von damals.« Der Mann fuhr mit der Hand über das Gesicht und sah die Wirthin mit einem erzwungenen Lächeln an.

»Laßt das gut sein!« entgegnete Frau Rosel; »nicht gleich wieder hinten nach solche Spässe. Ihr Schauspieler seid ein eigenes Volk: jetzt heiter, jetzt traurig, jetzt lachen, jetzt weinen, wie es gerade kommt und wie man die Hand umdreht.«

»Ganz richtig!« sagte der Schauspieldirector, und sein erzwungenes, aber freundliches Lächeln von vorhin verwandelte sich in ein natürliches, aber düsteres, und er setzte mit bitterem Spotte bei: »Ganz recht, dafür werden wir ja bezahlt.«

»Sie haben mir ja noch gar nicht einmal gesagt,« fuhr die Wirthin mit heiterem Tone fort, ob Ihre Gesellschaft dieselbe geblieben ist, wie damals.«

»Fast dieselbe,« entgegnete der Director, indem er mit dem Kopfe nickte.

»Die Frau habe ich gesehen,« sagte die Wirthin, »die sieht recht gut aus, wie damals; die Schwägerin ist ein Bischen älter geworden und der lustige Trommler war auch dabei. Aber die Anderen mit dem zweiten Wagen kamen mir zu spät; ich war schon im Bette. Sind die noch alle da, wie früher?«



»Fast Alle,« antwortete der Director.

»Ihr Bruder?«

»Befindet sich wohl.«

»Und Ihr dicker Vetter, der die alten Väter spielte, glaub' ich, er hat auch bei uns einmal den Rummelpuff gegeben in der falschen Catalani; ich habe damals unsäglich gelacht; was er für Einfälle hatte, das war zum Sterben!«

»Ja, es war allerdings zum Sterben,« sagte ernst der Schauspieldirector; »er ist auch daran gestorben, der arme Teufel!«

»Wer ist gestorben?« fragte entsetzt die Wirthin. »Und woran ist er gestorben?«

»An seinen Spässen,« entgegnete achselzuckend der Director. »Als wir einmal irgendwo waren, wo die wahre Kunst gar nicht ziehen wollte und wo wir uns auf allerlei Gaukeleien und Hanswursteaden verlegen mußten, da machte er ein verfluchtes Kunststück nach, das sie jetzt in den großen Städten sehen lassen: er spazierte nämlich auf einer Kugel, die sich unter seinen Füßen drehte, ein schief gelegtes Brett auf und ab, und dabei fiel er eines Tages hin – ich hatte ihn oft genug gewarnt – und verletzte sich so, daß er daran starb.«

»Das ist aber ganz schauderhaft!« meinte die Wirthin.

»Ja wohl,« entgegnete anscheinend ruhig der Director, »wie so Manches in der Welt.«

»Apropos!« fragte die Wirthin nach einem augenblicklichen Stillschweigen weiter, »was macht denn Herr Holder, der große Schauspieler mit der schönen Stimme?«

Der Director zuckte die Achseln und zog die Stirn in Falten. Darauf schaute er sich um, ob ihn von den Mägden Niemand belausche, und sagte: Das ist eine ganz eigenthümliche Geschichte. Frau Rosel. Er ist freilich noch bei mir, kam gestern mit dem zweiten Wagen, ist, wenn er guten Willen und keine böse Laune hat, heute noch ein Künstler, dessen sich keine Hofbühne zu schämen brauchte; aber hier – damit zeigte er auf die Stirn – wird es immer schlimmer.«

»Das erschreckt mich,« sagte die Frau; »er thut einem doch am Ende nichts zu Leide?«

»Oh, unbesorgt!« entgegnete der Schauspieldirector; »er ist im gewöhnlichen Leben wie ein Kind; ja, wie ein kleines Kind,« setzte er seufzend hinzu, »und nur Abends, wenn er vor den Lampen steht, da zeigen sich oftmals Spuren des zerstörten Denkvermögens. Das fängt so an, daß er in diesen Fällen seine Rolle plötzlich ganz und gar vergißt. Zuweilen hilft er sich nun durch ein höchst geistreiches Extemporiren; aber wenn er dazu nicht im Stande ist, seine Gedanken zu sammeln, und er die traurige Schwäche seines Kopfes fühlt und begreift, so geräth er oft in eine unbeschreibliche Wuth, und es muß nicht selten vor ihm und seinem Schwerte Alles von der Bühne flüchten. Ja, es geschah mir einmal, daß er in's Orchester hinunter sprang und anfang, einen armen Clarinettisten zu prügeln, von dem er behauptete, er schneide ihm absichtlich die fürchterlichsten Gesichter, und jener arme Teufel schnitt doch nur die Gesichter deßhalb, weil er es sich beim Blasen so angewöhnt hatte.«

»Und giebt es Niemanden, der in solchen Augenblicken eine Kraft auf ihn ausübt, der ihn von so lächerlichen Streichen abzuhalten vermag?« fragte die Wirthin.

»Es gab Jemanden,« entgegnete düster der Director, »und das war das kleine Kind, das uns gestorben ist. Dieses liebte er über Alles; er war ihm mit einer rührenden Anhänglichkeit zugethan, und die Spielereien des kleinen Wesens wirkten beruhigend auf seinen Gemüthszustand. Wenn er spielte, mußte das Kind auf seinem Stühlchen hinter der Coullisse sitzen, und wenn dies geschah, so hatten wir niemals den Ausbruch seines schlechten Humors, wie er seinen Zustand selbst zu benennen pflegte, zu befürchten. Er blieb alsdann meist ruhig, und wenn er sich je einmal erhitzte oder aufgereggt wurde, so begnügte er sich mit einigen Extemporationen, welche das Publicum nicht verstand, die aber auch nicht weiter störten.«

»Jetzt haben Sie aber auf einmal drei neue Leute engagirt, die gestern zuerst mit Ihnen kamen?«

»Mit denen hat es, glaube ich, eine eigene Bewandniß,« sprach pffiffig lächelnd der Director. »Unter uns gesagt, glaube ich nicht, daß sie schon viel auf den Brettern gearbeitet; jedenfalls sind es Leute, die in guten Verhältnissen waren.«

»Und die noch in keinen schlechten sind,« entgegnete Frau Rosel leise und wandte ihr Gesicht dem Schauspiel-director zu. »Der Eine von ihnen, der kleine Dicke, ließ sich heute Morgen erkundigen, was die Zimmermiete und das Frühstück für die Woche ausmache, und nachdem man es ihm gesagt, zahlte er für vierzehn Tage voraus.«

»Das ist mir nicht unlieb,« meinte der Director; »sie werden alsdann keine großen Ansprüche an mich machen, und ihre Stellen füllen sie doch so gut als möglich aus.«

»Werden Sie uns schöne Stücke geben?« fragte die Wirthin. »Ach, da sind ein paar, die möchten wir gar zu gern noch einmal sehen!«

»Sie wissen, Frau Rosel,« sagte der Director lächelnd, »daß ich Sie immer zu Rathe zog, wenn ich mein Repertoire entwarf, und das soll auch dieses Mal geschehen, wenn Sie alsdann billige Wünsche haben.«

»Gewiß sehr billige,« antwortete Frau Rosel. »Da ist mein Leibstück, die Räuber auf Maria-Culm; dann der Hans Sachs; den habe ich neulich in der Stadt gesehen. Ich bin überzeugt, wenn Sie den Hans Sachs spielen, so geht sogar der Herr Pfarrer in's Theater; denn das ist doch gewisser Maßen ein christliches Stück; und wenn wir den Herrn Pfarrer nur einmal dazu bewegen können, so hat's durchaus keine Schwierigkeiten mit den schwarzen Kirchenmänteln und den beiden alten Ritterschwertern, die sich in der Sakristei befinden; es sind sogar drei neue dazu gekommen.«

»Was, Ritterschwerter?« sagte der Director mit zufriedener Miene; denn in dem Artikel war er sehr schwach versehen.

»Gott bewahre!« entgegnete die Frau; »Kirchenmäntel. Ich habe selbst einen gestiftet; er ist dunkelbraun, fast wie schwarz, die anderen aber sind ganz schwarz.«

»Ah so! das ist nicht so übel.«

»Dann noch Eins,« fuhr die Wirthin fort, welche eine große Freundin der Kunst war und den Director von jeher auf jede Weise und bestmöglich unterstützt hatte; »da haben sie auch hier ein Feuerlöschcorps eingerichtet; es sind ihrer Zwanzig, und die haben sich lederne Helme machen lassen mit kupfernen Knöpfen darauf. Ich kenne den Vorstand sehr genau, Sie müssen sich seiner auch noch erinnern: der junge Striegel, der Sohn des verstorbenen Steueraufsehers; er hat sich lang in der Fremde herum getrieben; man sagt sogar, er sei bei einer Seiltänzerbande gewesen, und ich glaube

schon, daß was Wahres daran ist; denn klettern kann Ihnen der wie eine Katze, und Sprünge machen wie ein Eichhorn; deßhalb haben sie ihn auch zum Vorstand der Feuerlöschgeschichte gewählt. Eine sehr nützliche Anstalt; denn wo es nur in einem Kamin unrecht zu dampfen anfängt, da sind sie gleich bei der Hand und spritzen einem das ganze Haus voll Wasser. Freilich wird dadurch Manches ruinirt; aber es ist doch besser, wenn es von Wasser verdorben wird, als wenn es so unnützer Weise verbrennt.«

»Und was die Helme anbelangt,« unterbrach der Director den Redefluß der Frau.

»Die werden wir bekommen. An Helmen hat's Ihnen doch immer gemangelt. Das wird gar nicht fehlen, daß wir sie bekommen. Dafür geben Sie ihnen ein Freibillet oder lassen sie einmal mitspielen, so als Wilde, als Rathsherren oder als Räuber; daran ist doch immer Mangel.«

»Ich könnte sie auch mit ihrer Feuerspritze einmal benutzen,« sagte der Schauspieldirector nachdenklich, »da giebt es ein vortreffliches Stück: ›Steffen Langer aus Glogau‹, darin kommt eine ganze Brandspritze vor mit sämmtlicher Bedienung, was überall einen wunderbaren Effect gemacht. An allen Orten, wo ich etwas Sinn für die Kunst vorfand, war man von dieser Idee so frappirt, daß die Brandspritze, nachdem sie abgefahren war, stürmisch da capo verlangt wurde, und dazu mußten die Musikanten im Orchester einen Tusch blasen.«

Marie kam wieder in die Küche zurück, und in ihrem schelmischen Gesichte zuckte es immer noch umher, wie ein verloren gegangenes Lächeln, das sich alle Mühe giebt, wieder gefunden zu werden. Mit wahrhaft komischem Ernste ging sie an den Herd, konnte sich aber nicht enthalten, zu

sagen, ohne jedoch dabei die Mutter anzusehen: »Jetzt wollen wir aber auch nie mehr von der Geschichte sprechen.«

»Du bist ein gottloses Kind!« entgegnete Frau Rosel. »Du wirst noch einmal sehen, daß ich über deine Kindereien ernstlich böse werde.« Dabei war aber auf ihrem Gesichte von Zorn keine Spur, und ihre Augen funkelten sehr vergnüglich, und in ihren Mundwinkeln zuckte es heftig, so daß Marie, als sie zufällig aufblickte, ein leises Gekicher nicht unterdrücken konnte, was auch auf die Mutter so ansteckend wirkte, daß sie plötzlich mit aller Kraft laut hinauslachte und nachher wahrhaft komisch aussah, als sie sich vergeblich abmühte, einige ernste Züge zusammen zu bringen, um ihre naseweise Tochter würdevoll und strafend ansehen zu können.

Auch der Schauspieldirector mußte mitlachen, und die Mägde am Herde und Marie lachten jetzt so heftig wie möglich, und Frau Rosel am tollsten von Allen, so daß es durch das ganze Haus schallte und im ersten Stock, wo Eugen und Herr Sidel wohnten, ganz deutlich gehört wurde.

»Das ist ein lustiges Haus,« sagte der Letztere, der eben im Begriffe war, seine Morgentoilette zu machen.

Eugen lag bereits im Fenster und rauchte eine Cigarre mit unendlichem Behagen in die frische Morgenluft hinaus.

»Ich habe die ganze Nacht die besten Träume gehabt,« fuhr der lustige Rath fort, »und das war auch gar nicht anders möglich; denn gestern Abend bin ich unter einem ebenso herzlichen Lachen eingeschlafen, wie das, welches wir so eben gehört. Das muß hier ein außerordentlich vergnügtes Haus sein.«

»Ich habe es auch bemerkt,« versetzte Eugen, »und mir scheint, unsere Wirthin ist so lustiger Natur. Nun, das ist

schon angenehm; ich liebe nichts so sehr, wie fröhliche Gesichter um mich. – Nun, bist du bald fertig? Komm einen Augenblick daher an's Fenster; das Thal hier gewährt, namentlich in der Morgenfrische, einen außerordentlich entzückenden Anblick, und wir haben heute einen wahrhaft prachtvollen Tag.«

»Gleich, gleich!« sagte Herr Sidel; »ich muß nur noch meine Halsbinde umnehmen; ich kann mich unmöglich so im Negligé sehen lassen, das müßte unfehlbar unserem Ansehen schaden. – Aber da bin ich.«

Der lustige Rath legte sich nun ebenfalls in's Fenster und athmete mit sichtlichem Wohlbehagen die frische, duftige Luft ein, die aus dem Thale aufstieg und die aus den Wäldern von der andern Seite herüber wehte.

#### NEUNUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

*Aussichten vom Fenster, und in Folge derselben bedeutendes und anhaltendes Herzklopfen des Herrn Sidel.*

Das Wirthshaus befand sich, wie wir bereits erwähnt, am Ende des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe, von der man die Häuser desselben vollkommen übersah.

Da lagen die Dächer in ihren verschiedenen Formen vor ihnen mit ihren hohen und niedern Giebeln, mit Schiefer, Ziegeln und Stroh bedeckt, in den verschiedenen Farben dieses Materials selbst und in den verschiedenen Nuancen derselben, wie Regen, Schnee und Sonnenschein sie hervorgebracht. Auch Verzierungen aller Art unterbrachen die einförmige Ansicht dieser Häuserbedeckungen. Hier sah man auf

dunklem Schiefergrund ein rothes Kreuz oder den Namenszug und eine Jahreszahl; dort auf dem Ziegeldach etwas Aehnliches von schwarzer Farbe. Die Strohdächer hatten eine noch freundlichere und natürlichere Verzierung, nämlich hellgrüne und fast schwarze Moose und Flechten, die darüber hinuntergewachsen waren und sie wirklich sehr schön färbten. Auch wuchsen auf diesen Strohdächern hie und da kleine Gesträuche lustig in die Höhe. Diese waren wohl aus einem Samenkorn entstanden, das ein Vogel dort im Vorbeifliegen, unabsichtlich oder absichtlich, fallen ließ. Man konnte wohl das letztere annehmen; denn einer der Nachkommen jenes alten Vogels hüpfte jetzt mit vielem Wohlbehagen durch die zarten, schlanken Zweige und sang vergnügt sein Morgenlied. Zwischen diesen verschiedenen Dächern hervor ragte der Kirchthurm aus grauem Stein, mit einem langen und spitzen Schieferdach. Oben auf der Spitze stand ein vergoldeter Hahn, der in der Morgensonne funkelte und strahlte und stolz dem Südostwinde entgegen sah, welcher das glänzende, warme Herbstwetter gebracht.

In den Gassen des Dorfes herrschte eine unendliche Ruhe und Stille; nur zuweilen hörte man das Brüllen einer Kuh, die im Stalle gehalten wurde, oder das Krähen eines Hahnes, häufiger aber das Schnattern von Gänsen und Enten, die auf das Feld hinaus zogen, dem kleinen Bache nach, wo sie sich badeten, fischten und lustig umherplätscherten. Auch hier und da bellte ein Hund; aber wie Alles hier heute Morgen den Anstrich des Frischen und Lustigen hatte, so auch dieses Hundegebell. Es war nicht der Ton der Wachsamkeit und dabei des Ingrimms gegen vermeintliche Räuber, wie man in der Nacht wohl auf Dörfern zu hören pflegt; nein, es war



ein lustiges Hundegebell, und wer sich auf diese Unterscheidungen verstand, der mußte deutlich wahrnehmen, wie jene Töne von einem kleinen vergnügten Spitz oder Rattenfänger ausgingen, dem es gestattet wurde, mit dem Wagen auf's Feld hinaus zu ziehen, und der nun lustig und schreiend vor den Pferden daher sprang.

»Jetzt wäre es in der Stadt noch lange nicht Tag,« unterbrach der Herr Sidel das Stillschweigen, das einige Minuten geherrscht, »jetzt schwebt ein schrecklicher Dunst über den Straßen und Häusern, und deßhalb begreife ich auch vollkommen, weßhalb die Sonne dort gegen hier oft so verdrießlich scheint und weßhalb es bei uns in den Straßen gleich so unangenehm heiß wird, während hier die Luft so lange kühl und erquickend bleibt. Die arme Sonne im Kampf mit dem schlechten Gesindel, dem Dampf und Rauch, plagt und ermüdet sich, indem sie dasselbe verjagt und niederdrückt, und dabei erhitzt sie sich begreiflicher Weise und brennt alsdann unbarmherzig herab, wenn sie nun endlich Siegerin geworden ist. – Jetzt öffnen sich nach und nach langsam die Fenster in den Häusern der Stadt, und verdrießliche Gesichter schauen heraus und denken an die Langeweile, die sie den ganzen lieben Tag über auszustehen haben.«

»Auch wir haben es nicht besser gemacht,« meinte Eugen, »als wir noch in der Stadt waren.«

»Aber jetzt fühlen wir doch ganz anders,« entgegnete der lustige Rath; »ich wenigstens und du theilweise auch, obgleich ein guter Theil deines Wesens – deine Gedanken nämlich – noch in der Stadt zurückgeblieben sind.«

»Das läugne ich gar nicht,« sagte Eugen; »es ist mir das im Leben leider schon oft vorgekommen, und ich halte es

für ein großes Unglück. Eine Sache, die ich besitze, der ich nahe bin, wird mir leicht gleichgültig, verliert wenigstens an Interesse für mich; aber sowie ich mich von ihr entferne, wird sie mir wieder theuer, und dieses Gefühl wächst mit der Größe der Entfernung.«

»Das ist aber für deine zukünftige Frau eine sehr schlechte Aussicht,« meinte lachend der lustige Rath, »oder gilt deine Bemerkung von so eben nicht derartigen Gefühlen?«

»Leider wohl auch!« entgegnete Eugen. »Aber du mußt mich recht verstehen: in dem Falle braucht es keine Entfernung von Tagen und Meilen, da zieht es mich schon wieder mächtig zurück, wenn ich erst eine halbe Straße durchwandert, und schon nach einigen Minuten möchte ich wieder umkehren, wenn ich sie eben erst nicht ungern verlassen hatte.«

»Ja, ja, du bist ein merkwürdiger Heiliger!« sprach lachend Herr Sidel; »so einer ist noch nicht dagewesen. Und das Traurige an der Sache ist, daß du mich zum schlechten Kerl und Dieb gemacht hast; denn das Geld, das ich für deine Erziehung erhalten, muß ich leider als unverdient, als – gestohlen betrachten.«

»Da sprichst du ein wahres Wort,« sagte Eugen, »und ich freue mich nur, daß du selbst so viel Einsicht hast, dies zu begreifen.«

»Aber wenn deine Sehnsucht so gewaltig mit der Entfernung wächst, fuhr der lustige Rath fort, nachdem er sich für das Compliment bedankt, »so wirst du's leider Gottes bald hier nicht mehr aushalten können und nach der Stadt zurück verlangen, und damit wäre unsere ganze Kunstreise beendet.«

»Ein Ende muß sie jedenfalls einmal nehmen,« sagte lächelnd Eugen.

»Ehe sie noch angefangen hat?«

»Das nicht; ich weiß, daß ich nicht zurückkehren kann, und so sehr ich auch danach verlange, die Verhältnisse, an welche mein Herz denkt, und die ich in einiger Confusion zurückgelassen, bestmöglich zu ordnen, so ist es doch schon recht, daß ich einige Zeit hier zurückgehalten werde. – Wird nicht meine Freude desto größer sein, wenn wir uns auf den Heimweg begeben?«

»Ach ja,« sagte Herr Sidel ironisch lächelnd.

»Und wenn ich die Stadt wieder sehe, wo sie wohnt?«

»Ach ja!«

»Und Madame Schoppelmann mich in die Arme schließt?«

»Versteht sich! – Und Herr Fritz und Herr Conrad dir die Hände schütteln.«

»Ganz recht!« sagte lachend Eugen. »Das wird sich Alles so begeben, wie du so eben prophetisch vorausgesagt, und du wirst im Bunde der Sechste sein; ich werde dann ein großes Haus einrichten, und dir wird dann die ehrenvolle Aufgabe, die Herren Fritz und Conrad Schoppelmann bestens zu erziehen.«

»Das kannst du nicht von mir verlangen,« entgegnete der lustige Rath mit komischem Ernste; »denn wie du weißt, habe ich zur Erziehung gar kein Talent. Aber jetzt wäre es besser,« fuhr er mit anderem Tone fort, »wenn wir uns nach unserem Frühstück umsähen. Es riecht aus der Küche ungeheuer appetitlich herauf nach frisch gemahlenem Kaffee und neugebackenem Brod. – He! du Kleine!«

Dieser Ausruf galt Marien, der Wirthstochter, welche im Begriffe war, sich auf die Terrasse neben dem Hause zu begeben.

Das junge Mädchen sah augenblicklich in die Höhe.

»Die ist fast zu hübsch,« sagte Herr Sidel zu Eugen, »als daß ich so vom Fenster herab mit ihr sprechen dürfte.«

»Thu es immerhin!« entgegnete dieser; »denn ich halte es noch für viel unpassender, sie so lange warten zu lassen, bis du dich mit deiner dicken Figur hinabgewälzt hast.«

Diesem Rathe folgend, sprach also Herr Sidel zum Fenster hinab; doch verwandelte er das vertrauliche »Du« in ein respectvolles »Sie«.

»Würden Sie nicht die Güte haben,« sagte er demgemäß, »uns freundlichst für ein Frühstück besorgt sein zu wollen? Kaffee, Butter und Brod.«

»Für zwei Herren?« rief das Mädchen herauf.

»Natürlich, für zwei!«

»Und der Herr Hannibal?« sagte lächelnd das Mädchen.

»Richtig!« antwortete der lustige Rath, jetzt Herr Müller genannt, »Herrn Hannibal hätten wir beinahe vergessen.«

»Dieser Künstler,« nahm Eugen das Wort, »wird für sich allein frühstücken; aber wenn es Ihnen keine große Mühe machte, mein liebes Kind, so würde ich Sie bitten, unsern Kaffee auf die Terrasse bringen zu lassen; es muß sich da vortrefflich frühstücken lassen.«

»Recht gern!« rief das Mädchen, und sprang in's Haus zurück.

»Betrachte doch einmal diese Kirche,« sagte Eugen nach einer Pause, »sieh den viereckigen Thurm, überhaupt die zierliche, hübsche Bauart des Ganzen an und betrachte dir dort an dem Chor jene hohe Mauer, die sich eine Strecke

weit den Berg hinauf fortsetzt. Dort endigt sie mit dem kleinen runden Thurm, um höher hinauf, aber zerbrochen, wieder anzufangen. Die Kirche ist wahrscheinlicher Weise zu gleicher Zeit mit dem älteren Theile des Schlosses da oben entstanden und war mit ihm verbunden.«

»Das heißt,« entgegnete Herr Sidel, »jene Mauer, die wahrscheinlich um das Ganze dort herum lief, setzte das Letztere mit dem Kastell da droben in Verbindung und war eine Art leichter Schutzwehr gegen räuberischen Ueberfall, damit die von dort oben Zeit hatten, ihren Vasallen zu Hülfe zu kommen.«

»So mag's sein,« entgegnete Eugen, indem seine Augen dem Laufe der Mauer folgten und endlich auf dem Schlosse selbst ruhen blieben.

Dieses lag ernst, gewaltig und in gegenwärtigem Augenblicke, wo die Sonne hinter ihm aufstieg, dunkel, ja finster vor ihren Blicken. Die vordere Seite desselben befand sich in tiefem Schatten, und seine Zinnen, die hohen spitzen Thürme und Dächer zeichneten sich in schwarzen Massen an dem hellen Morgenhimmel ab. Durch eine Schlucht, welche die Felswand drüben bis tief hinab zerriß, drang der glänzende Strahl der Sonne in das Thal und übergieß es mit einem Meer von Licht und Glanz.

»Wenn ich nicht irre,« sprach Eugen nach einer längeren Pause während welcher er ernst und nachdenkend das Schloß drüben betrachtete, »so sind wir um acht Uhr zum Dienst commandirt.«

»Ganz richtig!« entgegnete der lustige Rath; auf der Tagesordnung steht: Aufschlagen des Theaters im großen Wirthshaussaal unter Beihülfe der ganzen Gesellschaft.«

»Und da müssen wir auch dabei sein?« fragte Eugen.

»Versteht sich von selbst, und es ist für uns von großem Interesse, unser Local genau kennen zu lernen.«

»Nun gut, das kann sich vielleicht bis gegen Mittag hinziehen; dann aber, das heißt nach dem Mittagessen, wollen wir gleich einen Gang dort hinauf nach dem Schlosse machen. Es interessirt mich außerordentlich, dasselbe näher zu betrachten; ich liebe diese alten Gebäude.«

»Mit diesem Vorschlag bin ich sehr einverstanden,« sagte der lustige Rath. »Aber jetzt laß uns hinabgehen; dort kommt unsere freundliche Hebe. Siehst du, sie winkt uns. Der vortreffliche Trommler würde sagen: Auf, nach Valencia!«

Somit stiegen sie die Treppen hinab, und als sie an der Küche vorbei kamen, warfen sie einen Blick hinein und sahen, wie die vier kleinen Kinder des Directors an einem Tische saßen und ihre Morgensuppe verzehrten. Jedes hatte eine kleine Schüssel vor sich und arbeitete mit einem zinnernen Löffel wacker darin herum; hinter ihnen aber stand der vorhin erwähnte vortreffliche Herr Trommler und hatte ebenfalls einen Löffel in der Hand, aber offenbar keine Schüssel zu seiner Verfügung; denn er speiste abwechselnd mit den Kindern, welche sich hiedurch außerordentlich belustigten und dieses ganze Geschäft wie einen großen Spaß zu betreiben schienen; denn bald rief das Eine, bald das Andere: »Jetzt mußt du aber auch mit mir essen, Trommler! Du willst ja heute Morgen gar nichts von mir. Mit den Andern,« sagte ein kleiner, frisch aussehender Junge, der zweitälteste Sprößling des Directors, »hast du schon vier Mal gegessen, und mit mir noch gar nicht.«

»Das ist in der That wahr,« sagte lächelnd der arme Künstler und folgte augenblicklich dem Verlangen, das man an

ihn gestellt. Es war ganz merkwürdig; obgleich auch er diese Geschichte als einen großen und köstlichen Spaß anzusehen schien und demgemäß mit einer freundlichen Herablassung mit den Kindern spielte, während er ihre Suppe versuchte (ungefähr gerade so, wie es ein hoher militairischer Beamter in der Kommißküche zu machen pflegt), so nahm er doch seine Löffel recht voll und aß auch jedes Mal ein tüchtiges Stück Brod dazu, und dann lachten alle Kinder und Herr Trommler mit.

»Sieh da,« sagte Herr Sidel lachend, »das ist ja unser freundlicher College und, wie mir scheint, in der Rolle als Kinderfreund. – Wir sollten ihn zu unserem Frühstück einladen,« sagte er leise zu Eugen; »der arme Mensch scheint mit der Spielerei dort einen ernsten Zweck zu verbinden; diese Suppe wird wohl das Einzige sein, was er für den Morgen zu erschwingen vermag.«

»Versteht sich,« versetzte Eugen, und während er unter die Küchenthüre trat, lud er Herrn Trommler freundlichst ein, mit auf die Terrasse hinaus zu kommen und ihnen das Vergnügen zu machen, dort mit ihnen zu frühstücken.

»Meinetwegen!« sagte der Künstler nach einem augenblicklichen Nachdenken; »ich hatte freilich schon meinen Kaffee auf das Zimmer bestellt; aber im Freien genießt sich so etwas außerordentlich deliciös. Und dann die Gesellschaft, meine Lords! Ich möchte um Alles in der Welt von Ihnen nicht für unhöflich gehalten werden.«

»So kommen Sie denn,« erwiederte Herr Sidel; worauf der wackere Künstler seinen Löffel niederlegte und die drei mit einander vor das Haus gingen.

Dort auf der Terrasse hatte Marie Alles auf's Freundlichste hergerichtet, und das Lieblichste in ihrem ganzen Arrangement war sie selbst, wie sie so freundlich lächelnd daneben stand, nur um zu sehen, ob sie auch nichts vergessen.

Herr Sidel behauptete später, er habe bei diesem Anblicke zum ersten Mal einen Stich in sein schulmeisterliches Herz gefühlt, und habe zum ersten Mal die volle Schönheit des jungen Mädchens empfunden. Auch Eugen blieb einen Augenblick befremdet und nachdenklich vor der liebevollen Erscheinung stehen, vor dem jungen, schönen Mädchen, das sie mit den großen, glänzenden Augen so freundlich ansah. – Ja, sie hatte etwas von Katharina; es war eine Aehnlichkeit zwischen den beiden Mädchen; nur war das Gesicht Katharinens edler, untadelhaft in seiner Schönheit, die Figur voll, ja majestätisch – eine stolze, vollblühende Rose, wogegen die Gestalt Mariens in ihrer Leichtigkeit und Biagsamkeit, in ihrer ewigen Heiterkeit und guten Laune mit einem neckischen Schmetterling zu vergleichen war.

Eugen reichte ihr die Hand zum Gruß dar, worauf sie mit der ihrigen laut lachend und derb einschlug und alsdann in großen Sprüngen über die Terrasse hinab in's Haus eilte.

Lächelnd schaute ihr Eugen einen Augenblick nach, und verdeckte dann die Augen mit der Hand, um mit dem Dunkel, das dadurch entstand, ein anderes liebes Bild vor sich erscheinen zu lassen.

Der lustige Rath, welcher diese Bewegung wohl verstand und sich vielleicht ein klein wenig ärgerte, nicht auch einen Handschlag erhalten zu haben, sagte mit einem ironischen Lächeln zu Eugen:

»Mich däucht,



Daß sie dem guten Gretchen gleicht.«

worauf Eugen nichts erwiderte, sondern sich gedankenvoll an dem Tische niederließ.

Die beiden Anderen folgten seinem Beispiele, und einen Augenblick darauf klapperten die Tassen, und es dauerte noch einige gute Minuten, ehe einer Zeit fand, ein Wort zu sprechen.

Die Terrasse war ein allerliebster Aufenthalt. An ihrer Fußmauer wuchsen drei, vier Linden, die im Laufe der Zeit starke Stämme geworden waren und deren weitverzweigte Aeste das trauliche Plätzchen dicht überschatteten. An dem Geländer der Terrasse selbst hatte man Schlingrosen gepflanzt, die es den großen Bäumen hatten gleich thun wollen und ebenfalls lustig in die Höhe gewachsen waren. Ihre zarten Ranken hatten sich um die Aeste der Linde geschlungen, und nachdem so jeder Baum mit einem Rosenetz umspinnen war, wuchsen dieselben immer weiter hinaus und flatterten in losen Zweigen herab. Hier half nun der Wind oder die Menschenhand nach und verband die losen Zweige unter einander oder mit dem nächststehenden Baume, und so bildeten sie nach und nach eine dichte Decke von Rosen und Lindenlaub.

Herr Trommler hatte sich das Frühstück außerordentlich schmecken lassen, und wie dankbar nahm er eine der guten Cigarren Eugen's und ließ den blauen Dampf mit unendlichem Wohlbehagen in die klare Morgenluft hinauf steigen! Obgleich ein starker Raucher, hatte er doch begreiflicher Weise so etwas Gutes lange nicht geraucht, und so saß denn der würdige Künstler, die Augen halb geschlossen, den feinen Dampf in sich ziehend, und hob nur zuweilen den Blick

etwas in die Höhe nach dem alten Schlosse zu, hinter dem jetzt die Sonne in aller Pracht aufzusteigen begann.

»Vor der Hitze sind wir hier geschützt,« sagte Herr Trommler nach einer längeren Pause, indem er vergnügt um sich blinzelte und den zitternden leuchtenden Punkten zusah, welche hie und da auf den Steinen der Terrasse sichtbar wurden, – einzelne Sonnenblicke, die in die Laube drangen, wo sich hie und da durch den leichten Luftzug in der Rosendecke ein Blatt verschob; draußen aber glänzte und funkelte das Licht des mächtigen, allgewaltigen Gestirnes in aller Pracht und Herrlichkeit und seine Macht empfand die Straße, welche durch die Felder lief und jetzt schon bei jedem Fußtritte dicke Staubwolken aufsteigen ließ; noch mehr aber die Pferde vor dem hochbeladenen Wagen, welche die Köpfe hängen ließen und mit dem Schweife wedelten, um zahllose Fliegen von sich abzuhalten.

»Sie sind, wie ich gestern erfuhr, zum ersten Mal in dieser Gegend,« sagte Herr Trommler zu Eugen; »nicht wahr, sie ist schön? Man könnte sich leicht entschließen, hier sein ganzes Leben zu verbringen. – Sie haben doch gute Zimmer erhalten? Man wohnt bei Frau Rosel ganz ordentlich und hat gute Betten – namentlich in den unteren Stockwerken,« setzte er mit einem Lächeln hinzu; »ich wohne etwas höher, weil ich die weiteste Aussicht vorziehe.«

»Wir können nicht klagen,« sagte Eugen; »ich wenigstens bin vollkommen zufrieden, und du,« wandte er sich an den Herrn Sidel, »wirst es wohl auch sein; denn, wenn man von lauter Lachen und Lustigkeit träumt, so muß man gut geschlafen haben.«

»Das habe ich auch,« erwiderte der lustige Rath. »Mit meinen Träumen kann ich dir leider nicht aufwarten; denn

die habe ich vergessen; aber sie waren schön, lustig und heiter, weßhalb ich zufrieden bin; denn man sagt, es komme viel darauf an, was man in der ersten Nacht, wo man sich an einem neuen Aufenthaltsorte befindet, für Träume habe, das sei prophetisch für diesen ganzen Aufenthalt selbst.«

»Das glaube ich auch,« meinte Herr Trommler, »und wenn mein Traum dieses Mal eintrifft, so müssen wir hier eine unerhörte Einnahme machen. Ich hatte nämlich diese Nacht ein seltsames Gesicht: mir war, als säße ich neben der Principalin an der Kasse, und obgleich wir gar Niemanden sahen, der zu uns kam, um Billete zu lösen, so füllte sich doch die Kasse auf eine wahrhaft erschrecklich geschwinde Art. Vom Boden herauf stieg es empor, eine wahre Fluth von Münzen, Silber und auch Gold darunter, und stieg immer höher, so daß wir zuletzt ganz erschrocken, die Principalin und ich, den Deckel zudrückten, damit das Geld, das immer noch höher anschwell, nicht herausrolle und auf dem Boden herumspaziere. Wir verschlossen auch glücklich den Kasten; doch als das geschehen war, schien das Geld in demselben rebellisch zu werden, und oben aus der Spalte heraus sprang ein Geldstück um das andere, und merkwürdiger Weise sämmtlich in meine Tasche. Da sagte die Principalin: behalten Sie es, guter Trommler, es soll Ihnen bleiben! und dann erwachte ich, und hatte leider nichts mehr als die Erinnerung an diesen Traum.«

»Aber der bedeutet unbedingt etwas Gutes,« sprach lachend Herr Sidel, »und Sie sollen sehen, wir machen hier ganz glänzende Einnahmen und Sie erhalten vom Herrn Director ein Benefiz.«

»Das gebe Gott!« seufzte Herr Trommler; und darauf wandte er sich als höflicher Mann an Eugen mit der Bitte,

ihm nicht vorenthalten zu wollen, was ihm in vergangener Nacht geträumt.

VIERZIGSTES CAPITEL.

*Läßt in Träumen ahnen, daß einer Geschichte, welche der Verfasser in einem früheren Capitel erzählt, vielleicht etwas Wahres zu Grunde liege, und zeigt die Einrichtung eines ländlichen Theaters.*

»In meinen Träumen von heute Nacht,« nahm Eugen das Wort, »fand ich frühere Erfahrungen bestätigt, daß man nämlich gewöhnlich darüber träumt, womit man sich den Abend vorher lebhaft beschäftigt.«

»Aha!« sagte lachend der lustige Rath, »dann kenne ich schon deinen Traum!«

»Dieses Mal hast du falsch gerathen. Ich dachte nämlich während des Einschlafens an den Namen des Wirthshauses, in welchem wir uns befinden.«

»An die wilde Rose!« rief Herr Trommler.

»Natürlich!« lachte Herr Sidel, »an eine wilde Rose; das meinte ich ja vorhin auch.«

»Schweig, Spötter!« sagte Eugen, »zu dir rede ich gar nicht mehr; du bist unfähig zu irgend einer poetischen Auffassung.«

»Nun, die Auffassung war doch nicht unpoetisch!«

»Ich dachte also an den Namen des Wirthshauses,« fuhr Eugen fort, »und dieser Name zur wilden Rose klang mir merkwürdig bekannt. Ich besann mich hin und her; ich dachte an meine Reisen, an all' die Gasthöfe, wo ich schon gewesen, und erinnerte mich so vieler Namen derselben,

wie nur immer möglich. Umsonst! Ich konnte mich nicht erinnern, jemals in einem Wirthshause desselben Namens gewesen zu sein. Und doch klang die wilde Rose unter meinen lebhaften Gedanken immerfort hindurch, wie ein bekannter, angenehmer Ton; und darüber schief ich ein.«

Herr Sidel war bei diesen Worten sichtlich in tiefes Nachdenken versunken; er stützte den Kopf auf die Hand, sah einen Augenblick vor sich nieder, dann aber hörte er aufmerksam zu, was Eugen weiter sagte.

»Darauf träumte mir denn,« fuhr dieser fort, »nach allerlei wirrem, unklarem Zeug von einem Abende, den ich mit dir« – bei diesen Worten wandte er sich an den lustigen Rath – »in einer Gesellschaft verbracht, wo du mich – es ist noch gar nicht lange her – hingeführt.«

»Ah, von der Leimsudia,« rief hier Herr Sidel; »jetzt dämert mir auch ein Gedanke auf.«

»Ganz richtig, von der Leimsudia,« sagte Eugen. »Aber wie ich im Traume so in die Gesellschaft hinein kam, verlor sich mein Gedanke an den Namen dieses Wirthshauses wieder; ich sah allerlei tolle und wilde Geschichten, dich unter Anderem als das Ideal eines Leimsieders, und erst nach und nach klärten sich meine Träume wieder ab. Da erschien mir Doctor Wellen, unser Arzt, und indem er mir einen Strauß wilder Rosen überreichte, erwachte ich.«

»Seltsam, sehr seltsam!« sagte Herr Sidel. »Jetzt fällt mir auf einmal die ganze Geschichte ein, und du wirst dich ebenso gewiß daran erinnern.«

»Freilich thue ich das,« entgegnete Eugen.

»Doctor Wellen erzählte uns von einem Freiwilligen, den er im italienischen Feldzuge getroffen, und der in der

Schlacht von Novara geblieben. Nicht wahr? Dieser hatte ihm eine Begebenheit aus seinem Leben vertraut, deren Schauplatz nahe einem Wirthshause zur wilden Rose war. — Ist's nicht so?«

»Ganz recht!« sagte Eugen; »ich erinnere mich jetzt genau.«

»Und der Doctor Wellen beschrieb die Gegend so außerordentlich umständlich,« versetzte Herr Sidel; »und diese Beschreibung paßt merkwürdig hieher. Ich habe doch nicht gewußt, weßhalb mir das Thal und das Schloß da drüben so gar nicht fremd vorkamen.«

»Mir ging es gerade so,« entgegnete Eugen. »Als wir gestern Abend den Berg hernieder stiegen und nun so plötzlich die unregelmäßigen Gebäude dort oben mit ihren Zinnen und Mauern vor meinem Blicke erschienen, da war es mir, als kenne ich das alles schon, als sei ich hier schon oft gewesen — und gern da gewesen. Das ist in der That sonderbar; es war mir gar nicht so, als käme ich in eine fremde Gegend; nein, es heimelte mich an, als wäre ich hier zu Hause.«

»Das kann ich von mir gerade nicht sagen,« meinte Herr Sidel. »Aber sollte es möglich sein, daß jene Geschichte des Doctors Wellen mit dem Schlosse und dem Thale zusammenhängt, daß hier wirklich der Schauplatz dieser Begebenheit wäre? In dem Falle hielte ich es für höchst seltsam, daß wir gerade hieher gekommen. Siehst du, Eugen, der Zufall!«

»Und ein glücklicher Zufall,« sagte Herr Trommler, indem er die ihm freundlich angebotene zweite Cigarre annahm. »Wie glücklich schätze ich mich, daß auch ich eine kleine Schuld an diesem Zufalle habe!«

»Da ist ja unser würdiger Colleague, der Herr Trommler,« rief der lustige Rath; »der muß Ortskenntnisse genug besitzen, um uns sagen zu können, ob da droben das Schloß zu jener Beschreibung des Doctor Wellen paßt.«

»Vom Schlosse droben weiß ich leider nicht sehr viel; wir haben freilich ein paar Mal oben gespielt, aber dann kamen wir kurz vor der Vorstellung hinauf und gingen gleich nachher wieder herunter. Für mich allein war ich nie droben.«

»Aber Sie werden doch wissen,« fragte Eugen, »ob sich in der Nähe des Schlosses eine kleine Kapelle befindet?«

»Das weiß ich nun gerade nicht,« antwortete der Künstler. »Leider muß ich bekennen, daß ich in der Umgebung des Schlosses nur von einem kleinen Wirthshause weiß; von einer Kapelle habe ich nie etwas gehört.«

»Wir werden uns irren,« sagte Eugen; »es giebt am Ende viele Wirthshäuser zur wilden Rose, die in der Nähe von alten Schloßern liegen.«

»Was die Wirthshäuser zur wilden Rose anbelangt,« sprach Herr Trommler, »so muß ich Ihrer Meinung widersprechen. In dieser Gegend des Landes giebt es nur das einzige dieses Namens; es ist keines mit einem gleichen Schilde auf zehn Stunden in der Runde.«

»Das Beste wäre,« meinte Herr Sidel, »wenn wir die Wirthin ersuchten, uns hierüber Auskunft zu geben. Ist jene Begebenheit hier geschehen, so muß sie am besten darüber Bescheid wissen.«

»Lassen wir das,« sagte Eugen bittend; »thu mir den Gefallen, lieber Freund, und forsche jetzt nicht weiter darüber nach. Nach Tische wollen wir zum Schlosse hinauf und uns da oben selbst überzeugen, ob jene Kapelle vorhanden ist

oder nicht. Es ist mir das wie ein interessantes, geheimnißvolles Buch; ich will es gern Seite für Seite durchlesen, möchte aber um Alles in der Welt zu Anfang nicht erfahren, was auf der letzten Seite steht. Ich bitte dich darum; wir wollen nachher langsam hinaufsteigen und uns droben überraschen lassen.

Herr Trommler war aufgestanden und an den Rand der Terrasse getreten. »Es ist Zeit,« sagte er dann; »im Augenblicke wird's neun Uhr schlagen; wir müssen in den Saal hinauf und den Principal bei Aufschlagung des Theaters unterstützen. Es ist dies allemal eine Art Festtag für uns,« setzte er freundlich schmunzelnd hinzu, »denn wenn das Geschäft beendigt ist, werden wir alle mit einem soliden Mittagessen regalirt.«

»Bravo!« entgegnete Eugen; »zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen! – Komm also, wir wollen sehen, welche Dienste wir beim Aufschlagen des Theaters zu leisten im Stande sind.«

Der große Wirthshaussaal des Gasthofes zur wilden Rose befand sich um die Zeit, als sich unsere Freunde dorthin begaben, in einer höchst malerischen Unordnung. Es war ein ziemlich langes, auch anständig breites und hohes Gemach, hatte auf einer Seite sechs Fenster, an den schmalen Seiten je eine Thüre, und war, was Wände und Decke anbetrifft, einstens weiß angestrichen gewesen. Doch hatte der Dunst der Talgkerzen, sowie der Staub, den die tanzenden Bauern mit ihren schweren Stiefeln aus dem nicht allzu fest gefügten Fußboden herausklopften, dieser ehemals weißen Farbe einen etwas trüben, grauen Ueberzug verliehen. Auch hatte man ihn vor nicht langer Zeit zum Trocknen von Hopfen benutzt, und da man zu diesem Zwecke Fächer anbringen



mußte, so hatte man diese durch in die Wand hineingeschlagene Blöcke befestigt, welche noch auf allen Seiten hervorragten, zum guten Aussehen des Saales keineswegs beitragen, wohl aber dem Director beim Aufschlagen des Theaters wesentliche Dienste leisteten.

Das Beste und Brauchbarste an der vorhandenen Einrichtung war der Kronleuchter, den Frau Rosel einstens in dem benachbarten Städtchen gekauft hatte. Er war zur Aufnahme von acht Oellampen berechnet, und wenn diese recht sauber geputzt waren, so spendeten sie Licht genug, um das Auditorium anständig zu erhellen.

Der Saal war durch verschiedenartige Gegenstände, welche man von dem Wagen des Directors abgeladen und hinauf geschafft hatte, sowie von anderen, welche Frau Rosel geliefert, in zwei ungleiche Hälften getheilt. Die letzteren Gegenstände, welche sich in der kleineren Hälfte des Saales befanden, waren ein paar Dutzend Fässer von verschiedener Größe, und ein Haufe Bretter, zum Podium des Theaters bestimmt.

In der größeren Hälfte des Saales befanden sich Kisten, die mit Garderobe und Requisiten angefüllt waren, und große zusammengerollte Leinwandstücke: Vorhänge und Decorationen.

Die ganze Gesellschaft war in dem Saale schon versammelt, als Herr Trommler in Begleitung unserer Freunde, der Herren Müller und Wellen, sowie auch des Herrn Hannibal, eintrat. Letzterer hatte sich am Fuße der Treppe eingefunden und machte ein Gesicht wie jemand, der sich wohl bewußt ist, daß es mit ihm anfangs zu Ende zu gehen, der aber trotz des angestrengtesten Nachdenkens noch nicht mit sich

im Reinen ist, welche Art eines jämmerlichen Todes er zu sterben bestimmt sei.

Herr Wellen und Herr Müller begrüßten die Frau und die Schwägerin des Directors und wurden hierauf dem Bruder des Letzteren, sowie dem Heldenspieler, Herrn Holder, vorgestellt.

Dieser war ein großer, kräftiger Mann und war gewiß einstens interessant, ja schön gewesen; doch hatten die Jahre und wildes Leben seine Gestalt gebeugt, und das Leiden, von dem der Director vorhin der Wirthin erzählt, seinem Gesichte einen unstäten, ja einen unheimlichen Ausdruck verliehen. Spärliches Haar bedeckte seine hohe Stirn; seine Gesichtsfarbe war bleich, den Mund kniff er meistens fest zusammen, und selbst wenn er sprach, öffnete er die Zähne nur so viel, als eben nothwendig war, um einen Ton hindurch zu lassen. Dadurch klang sein Sprechen dumpf und murmelnd, und da der Ton seiner Stimme kräftig und gewaltig war, so tönte dieselbe tief, wie aus dem Grabe hervor, was ihm bei manchen seiner Rollen wohl zu Statten kam, im gewöhnlichen Leben aber für das Ohr des Zuhörers nicht angenehm war.

»Herr Wellen – Herr Müller – Herr Hannibal!« sagte der Director. – »Und dies ist Herr Holder,« fuhr er nach einer Pause fort, »mein Heldenspieler.«

»Unseres Thrones feste Säule!« fügte würdig der Herr Trommler bei, indem auch er seinerseits auf Herrn Holder zeigte und ihm zugleich einen guten Morgen bot. Dann zeigte er ebenfalls auf die drei neuen Mitglieder und sagte vertraulich: »Ich kann Sie versichern, lieber Holder, drei liebenswürdige Collegen!«

»Collegen?« fragte finster der Heldenspieler, indem er die rechte Hand zwischen seinen Rock steckte. »Collegen? Von Ihnen vielleicht, Herr Trommler. Das ist möglich! Ob ich sie auch als solche anerkennen kann, wollen wir nach der ersten Aufführung sehen. – Es fühlt sich mancher berufen,« setzte er mit tiefer, grollender Stimme hinzu, »aber Wenige sind auserwählt.« Damit wandte er sich um und begab sich zwischen die Fässer zurück, die er anfang herum zu rücken und herzustellen.

»Er ist etwas eigen, der gute Holder,« sprach freundlich der Director zu seinen drei neuen Mitgliedern; »aber Sie werden sich schon näher kennen lernen; er ist gar nicht so schlimm, wie er sich anläßt.«

Herr Trommler zuckte mit einem Blick auf den so rasch davongegangenen Heldenspieler mitleidig die Achseln und sagte zu Eugen:

»Stolz will ich den Spanier,  
Wenn auch der Becher *nicht* mehr über-  
schäumt.«

Jetzt klatschte der Director dreimal in die Hände und rief: »Allons, meine Herrschaften, fangen wir an!« Zu gleicher Zeit legte er seinen langen Rock ab, um in Hemdärmeln freier und ungenirter arbeiten zu können.

Herr Trommler, der wohl seine guten Gründe hatte, es nicht ebenso zu machen, wie sein Chef, lief zu einer sehr kleinen Kiste – man hätte dieses Behältniß füglich eine Schachtel nennen können – und zog aus derselben seinen grauen Reiserock von gestern hervor; einen besseren, den er heute Morgen anhatte, legte er mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit ab und schlüpfte so behende in das alte

fadenscheinige Kleidungsstück, daß während dieses Umzuges kein Mensch im Stande war zu bestimmen, von welcher Farbe die Hemdärmel dieses würdigen Künstlers eigentlich gewesen. Ueberhaupt schien er den Vorsatz gefaßt zu haben, um Alles in der Welt keine Wäsche sehen zu lassen; denn während sich seine hohe, schwarze Merinohalsbinde fast krampfhaft unter dem Kinn herum zog, breitete dieselbe auf der Brust ein paar schützende Flügel aus, und das auf so ängstliche Art, wie eine Gluckhenne es zu machen pflegt, wenn sie ihre Brut dem herannahenden Feinde auf's Aengstlichste zu verbergen strebt.

Nach dem Gesetze aller Baukunde, zuerst ein solides Fundament zu legen, ging man denn auch hier zu Werk. Die oben erwähnten Fässer, die schon öfters den ehrenvollen Beruf erfüllt hatten, jene Bretter zu tragen, welche die Welt bedeuten, wurden reihenweise nebeneinander gestellt, und zwar so, daß die kleineren vorn, die größeren nach hinten zu stehen kamen. Hiedurch gewann man auf sehr kunstlose Art ein sanft ansteigendes Podium. Die Fässer wurden nun unter sich mit Latten verbunden, die Bretter darüber hin genagelt, und so war das Fundament in Kurzem fertig. Ja, es befand sich sogar hinten eine Versenkung, eine höchst nothwendige Einrichtung, die bei einem Schauspiel unmöglich fehlen darf.

Nachdem das Podium so hergestellt war, wurde die Hauptgardine angebracht, und hiezu fanden sich noch zwei eiserne Kloben vor, die vom vorigen Male, wo man hier gespielt, durch die Fürsorge der Wirthin stecken geblieben, und welche man nur dem Auge dadurch unsichtbar gemacht hatte, daß man sie mit weißer Farbe überstrich. Nach dem Vorhange wurden die Seitencoulissen aufgehängt, welche

bei einer nöthigen Verwandlung auf die einfachste Art gedreht wurden. Die vier Hintergründe, welche die Gesellschaft besaß, wurden nun ebenfalls ungefähr zwei Schuh vom hinteren Ende des Saales angebracht, da, wo das Podium bereits aufhörte. Hiedurch gewann man wenigstens unten einen Platz zum Verwandeln, der oben abging; denn statt daß bei anderen Theatern die Vorhänge in die Höhe gezogen und so entfernt werden, wurden sie hier herab gelassen, was ebenfalls einen sehr schönen Effect machte.

Decorationen besaß die Gesellschaft vier: ein bürgerliches Zimmer, ein Gemach in einem Schlosse, eine Straße und einen Wald. Letzterer wurde durch die schöne Kunst, mit Versatzstücken zu arbeiten, sehr leicht zu allem anderen Nothwendigen eingerichtet; mittelst eines Paares zierlich zugespitzter Bäume und einer Marmorfigur wurde ein Garten daraus. Ein paar Felsen hinein versetzt, verwandelten ihn in eine Felspartie; ein einfaches Kreuz machte ihn zum schauerlichen Rendez-vous für Mörder und Räuber, oder auch zum Spielplatze der verschiedenartigsten Geister. So half man sich, so gut man konnte, und das Publicum von Schloßfelden war so höflich und gut erzogen, daß es dem Director und seinen Decorationen Alles auf's Wort glaubte, seine Felsen für wirkliche und seine gemalten Bäume für die schönsten auf der Welt hielt. Es stellte keine Vergleichen an, es nahm in kindlicher Unschuld hin, was man ihm gab, und war so für seine paar Kreuzer heiter und zufrieden.

Als nun das Theater so weit hergestellt war, eine Arbeit, bei welcher der Heldenspieler, Herr Holder, das Uebermögliche geleistet, wurden sämmtliche Decorationen sowie die

Hauptgardine probirt, und erst als sich die ganze Maschinerie als vollkommen und untadelhaft erwiesen, schritt man zur Einrichtung der Garderobe.

Glücklicherweise stieß der Tanzsaal auf der Seite, wo sich die Bühne befand, an einen Heuboden, dessen Eingang kaum zwei Fuß von dem letzten Fenster des Saales entfernt war. Diese beiden Oeffnungen wurden nun mit Hülfe eines kundigen Zimmermannes zusammen verbunden, sowie mit einer alten Leinwand überdeckt, und als dieser Verbindungsgang hergestellt war, transportirte man die Kiste mit Garderobe und Requisiten auf den Heuboden, zog vermittelst einer alten unbrauchbaren Decoration eine Scheidewand, um die beiden Geschlechter zu trennen, und übergab darauf den einen auf diese Art entstandenen Raum den Damen zum Ankleiden, den anderen den Herren.

In den Raum der Zuschauer wurden nun vorn hin Stühle, darunter Bänke gestellt, die etwas höher waren als die ersten und den zweiten Platz bildeten. Nachdem dies alles geschehen, auch der Souffleurkasten aus drei Brettern zusammengenagelt war, erschien die Arbeit gethan und das Theater fertig.

Ogleich Herr Trommler während dieser ganzen Zeit bei seiner Arbeit die größtmöglichen Anstrengungen zu machen schien, die für diesen großen Künstler um so mühsamer war, als er zu gleicher Zeit unsere Freunde noch unterweisen mußte, so glauben wir doch versichern zu können, daß er sich durchaus nicht überarbeitete. Wenn er z. B. mit einem wahren Ingrim auf ein großes Faß oder schweres Brett losstürzte und beim Anprallen fand, daß diese Gegenstände nicht geneigt seien, sich so leicht bewegen zu lassen, so bestand er durchaus nicht hartnäckig darauf, dies

doch zu thun, sondern er schwang sich leichtfüßig über den fraglichen schweren Gegenstand hinweg, um seine Kraft an einem leichteren zu üben. Der Principal selbst sowie dessen Bruder arbeiteten ausdauernd und hielten sich ruhig an dem, was sie einmal ergriffen. Holder dagegen suchte sich die schwersten Stücke aus, und wenn auch eines seiner Kraft widerstehen wollte, so sah man, wie ein düsterer Schatten über sein Gesicht flog und sich seine Muskeln auf's Gewaltigste anstrebten, bis das, was er vor hatte, geschehen war. Oft sah man ihn bei einer solchen Veranlassung drei, vier Mal mit einer wahren Wuth auf's Neue angreifen; oft ließ er dabei ermattet die Arme sinken, um immer wieder auf's Neue anzufangen, und dabei schaute er mit wildem, eifersüchtigem Blick um sich herum, ob sich Jemand vielleicht unterstehe, in seine Nähe zu kommen oder ihm gar helfen zu wollen.

Die Arbeiten der Herren Wellen und Müller bei diesem Geschäfte waren eigentlich nicht der Rede werth; sie beschränkten sich mehr auf Handlangerdienste, auf das Darreichen einzelner Stücke, auf das Aufwickeln und Ordnen durcheinander gerathener Schnüre. Der Thätigkeit des Herrn Hannibal dagegen müssen wir volles Recht widerfahren lassen; denn wenn wir das auch dem Schauspieldirector nicht verrathen dürfen, so darf doch der Leser es wissen, daß nämlich der getreue Pierrot seine Laufbahn als Mensch und Staatsbürger in einer Schreinerwerkstätte begonnen hatte, aber nicht lange da verblieben war, weil seine Ansichten vom Arbeiten im Allgemeinen mit denen seines Meisters nicht in Einklang zu bringen waren, namentlich aber, weil er durchaus keine Neigung in sich verspürte, sich

zum Kindererzieher heranzubilden, was dagegen die Meisterin für die Hauptbeschäftigung eines Lehrjungen ansah.

Herr Hannibal half dem herbeigerufenen Zimmermann sogar bei jenem Verbindungsgange zwischen Theater und Heuboden, was ihm ein specielles Lob des Directors eintrug, der ihm auf die Schulter klopfte und ihm erklärte, er glaube bestimmt, daß Hannibal noch ein tüchtiges Mitglied der Gesellschaft werden würde.

Das weibliche Personal, aus den beiden Damen der directorlichen Familien bestehend, sowie aus einer kleinen dicken Soubrette Mademoiselle Jette, welche in ihren Freistunden Kindererzieherin bei der Principalin war, hatte bei der oben erwähnten Einrichtung des Theaters nur insofern Dienste geleistet, als es die Garderobestücke auf den Heuboden schaffte, die Stühle gerade rückte und dieselben nachzählte, worauf sich die Principalin einen Ueberschlag machte, welche Summe bei dem vollen Hause eingenommen werden könne. Nur die Schwägerin des Directors hatte sich bei den Arbeiten im Saale selbst aufgehalten und allerlei kleine Handleistungen gethan, zuerst an der Seite Eugen's, dann, als dieser sich durchaus nicht dankbar dafür erwies, bei dem Herrn Sidel, und später, als der herzlose Schulmeister sich ebenfalls für diese Herablassung durchaus nicht gerührt und erkenntlich zeigte, bei dem Herrn Hannibal, der, obgleich anfänglich bestürzt und überrascht von der Freundlichkeit der großen Künstlerin, sich doch im Laufe der Arbeit sehr geschmeichelt und hoch geehrt durch die Aufmerksamkeit fühlte und, als dies Seitens der Dame sehr günstig aufgenommen zu werden schien, nun keinen Nagel mehr einschlug und kein Brett mehr verrückte, ohne sich zuvor in



den grauen Augen seiner Zuschauerin Raths erholt zu haben.

Endlich war alles beendigt, und die ganze Gesellschaft ließ sich auf den Stühlen vor der Bühne nieder, um das vollbrachte Werk im Allgemeinen übersehen zu können. Eugen und der lustige Rath saßen ziemlich vorn an, bei ihnen der Director und Familie, mit Ausnahme der hellblonden dünnen Schwägerin, welche sich mit Herrn Hannibal auf den zweiten Platz begeben hatte, nur um zu sehen, wie sich von dort aus die Bühne ausnehmen werde.

Es sah Alles recht nett aus; die Fässer, auf welchem das Podium ruhte, waren ebenso wie der Souffleurkasten mit rothem Zeuge drapirt, der Vorhang war aufgezo- gen oder vielmehr herabgelassen, und auf der Bühne war die Walddecoration sichtbar.

Da trat der Heldenspieler, Herr Holder, aus der rechten Seitencoulisse hervor bis an die Lampen und verbeugte sich drei Mal sehr tief.

»Jetzt hält er seinen Zimmerspruch,« sagte Herr Trommler leise zu Eugen, »da werden Sie was hören; er läßt sich das nicht nehmen; denn das ist, wie er selbst sagt, seine liebste Rolle, in welcher er sich nämlich erlauben kann, einem Publicum, das gar nicht vorhanden ist, die schönsten Grobheiten zu sagen.«

»So wären wir denn einmal wieder fertig,« begann jetzt wirklich der Heldenspieler mit tiefer, dröhnender Stimme, und das Organ war so gewaltig, daß trotzdem, daß jede Sylbe von den fest geschlossenen Zähnen zerrissen wurde, doch jede klar und verständlich an das Ohr schlug. »So wäre denn wieder einmal diese miserable Bude aufgebaut, ein Tempel der Kunst, wie wir sie nennen, die doch in Wahrheit nichts

ist, als ein erbärmliches Narrenhaus. Ja, ein Narrenhaus! nicht jetzt, wo diese Stätte noch unentweiht vor unsern Augen liegt, aber es werden in dem Augenblicke, wo sich die Thüren öffnen und wo jene Narren – Publicum genannt – diese stillen Räume bevölkern, entheiligen. Ehe dies also geschieht, und ehe wir gezwungen sind, in die glotzenden stieren Augen zu sehen, und ehe wir es uns gefallen lassen, daß sie uns Beleidigungen aller Art in unser edles Künstlerantlitz schleudern, schwere Beleidigungen in der Gestalt von Beifall, leichtere in der Gestalt von Mißfallen – ehe alles das geschieht, und so lange wir noch hier unter uns und allein sind, will ich euch sagen, daß – daß –« Hier machte Herr Holder eine peinliche längere Pause, und fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schaute ängstlich rechts und links in die Coulissen. »Ja, will ich euch eigentlich sagen,« fuhr er mit fast tonloser Stimme fort und starrte hinunter auf die leeren Stühle.

»Bravo!« rief der Director in diesem Augenblicke, und »Bravo!« rief dessen Bruder; und die vier kleinen Kinder, die ebenfalls da waren, schrieten so laut, als sie mit ihren dünnen Stimmen vermochten: »Bravo, Herr Holder!« und der kleine Hektor setzte hinzu: »den Zimmerspruch, lieber Herr Holder!«

Der Heldenspieler auf der Bühne holte tief Athem, und als er dabei die niedergeschlagenen Augen erhob, hätte man glauben sollen, er tauche aus einem dichten Nebel auf und ziehe oberhalb desselben begierig die reinere Luft ein.

»Ja so, den Zimmerspruch?« murmelte er. »Richtig, richtig! Mir scheint, ich bin einigermaßen von meiner Rolle abgeschweift. Nun, es thut wahrhaftig nichts, könnt's noch öfters hören. –

»Diese Bretter, diese armseligen Bretter voller Astlöcher und Sprünge, aufgenagelt auf halb morsche Fässer, die zu altersschwach sind, um noch irgend eine Flüssigkeit in sich aufzunehmen und ertragen zu können, diese Bretter, welche die Welt bedeuten, haben wir also zusammen gefügt. Das Fundament wäre da, und lieblich darauf hingebaut Zimmer und Schloß, Wald und Straße. Möge nun unser Werk gedeihen, möge sich zahlreich füllen dieser Tempel der Kunst! Und möge sich das vielköpfige Thier, Publicum genannt, drunten an der Kasse seine dicken Köpfe blutig schlagen und sich am Eingange um eine Karte balgen, wie hungrige Buben um eine Semmel beim Bäcker! – Dazu sage ich Amen!«

»Wir auch, wir auch!« riefen sämtliche Zuhörer, und darauf ließ Herr Holder die Gardine wieder aufziehen, und die ganze Gesellschaft, geführt von der Principalin, begab sich in ein großes Zimmer neben der Küche, wo die Mittagstafel gedeckt war.

#### EINUNDVIERZIGSTES CAPITEL.

*Erzählt von einer Entdeckungsreise, die zu einem gewünschten Resultate zu führen scheint.*

Dieses Essen ging nun vorüber, wie manches andere Festessen, nur mit dem Unterschiede, daß hier keine Reden gehalten, vielmehr nur den Schüsseln zugesprochen wurde. Herr Holder saß neben den Kindern des Directors, finster und in sich gekehrt, und warf zuweilen einen mißtrauischen Blick auf die neuen Collegen, wogegen der würdige Herr Trommler sein Möglichstes that, um dieselben, die an seiner

Seite saßen, auf's Beste zu unterhalten. Von dem Herrn Hannibal können wir nicht verschweigen, daß er – wahrscheinlich unbewußt – an der Seite der Schwägerin des Schauspieldirectors (sie hieß Thusnelde) niedergesessen war und sich dort sehr wohl zu befinden schien; wenigstens war ihm dieser zweite Act seines neu begonnenen Künstlerdrama's nicht minder angenehm, als der eben vorübergegangene erste; denn hatte er droben fleißig mit Hammer und Säge gearbeitet, so that er jetzt hier unten mit Messer und Gabel deßgleichen, und fand dabei noch vollkommen Zeit, seine Nachbarin von der Seite anzusehen, die ihm häufig etwas zuflüsterte. Auch brachte er es in Folge dieser Zuflüsterungen zuweilen zu einem Lächeln; doch kam dies nicht häufig vor, denn die großen Bissen, mit denen er sich versah, drückten sein Gesicht so in die Breite, daß er trotz übergroßer Anstrengung nur selten im Stande war, obendrein auch noch zu lachen.

Daß der Reiz des Lebens in Abwechslung besteht, wußte auch der Schauspieldirector; deßhalb arrangirte er dieses heitere Familienfest nach der harten Arbeit droben, und um diesem Grundsatz treu zu bleiben, übergab er nach dem Diner dem Herrn Wellen, dem Herrn Müller und dem Herrn Hannibal jedem ein Packet alter vergilbter Papiere. Das waren Rollen zu verschiedenen Schau-, Trauer- und Lustspielen, womit sich diese drei Herren in den nächsten Tagen vertraut zu machen hatten.

Als nun die Tafel aufgehoben und die Gesellschaft auseinander gegangen war, Jedes seinem Geschäfte nach, verließen Eugen und der lustige Rath das Wirthshaus zur wilden Rose, um dem Schlosse droben in der Höhe einen Besuch abzustatten.

Sie gingen durch das Dorf, bei der alten Kirche vorbei; dort, hatte Eugen ganz richtig vermuthet, müsse ein Fußweg auf die Höhe führen. Da lag die kleine Kirche so still und friedlich inmitten des von Mauern eingefassten Friedhofes, und die warme Sonne umschlang so freundlich und herzlich die alten Mauern, drang so unwiderstehlich durch die langen, schmalen, vergitterten Fenster, daß das alte Gebäude unter diesen warmen Küssen ordentlich aufzuleben schien. Es war so still hier zwischen den Gräbern, so feierlich selbst außerhalb der Kirche, daß unsere Freunde mit abgezogenem Hute durch das kleine Thor schritten. Der Friedhof schien nicht mehr zu dem, was er war, benutzt zu werden; da war kein frisch aufgeworfenes Grab, wo die schwarze Erde aussah, als sei sie feucht von Thränen, hier war Alles bedeckt mit einem mitleidigen Rasen, einem vielfarbigen Blumenteppeiche, den die freundliche Natur über diejenigen von ihren Kindern deckte, die den Mühen dieser Welt erlegen waren und sich vertrauensvoll in ihren Schooß geflüchtet hatten.

Die alte niedrige Mauer war mit Grabsteinen bedeckt, von denen die meisten mit ganz geharnischten Ritterfiguren, oder mit Damen in dicken Halskrausen und langen, steifen Schnürleibern, oder auch mit Helm und Wappen von einer längst vergangenen Zeit erzählten, von alten Geschlechtern, die droben auf dem Schlosse eines nach dem andern gehaust, und die dann von der glänzenden Höhe ihres Berges und ihrer Stellung im Leben herabsteigen mußten in den engen Raum der kleinen Dorfkirche.

Wie schön waren die zwei kleinen Thore an beiden Seiten des Friedhofes! Ein flacher Bogen bedeckte jedes, und

in dem Schlußstein war das Wappen der gräflichen Familie da droben eingemeißelt. Doch war die unnachsichtige Hand der Zeit darüber hingefahren und hatte die Linien dieses Wappens verwischt, und es kostete Mühe, aus den wenig übrig gebliebenen die Formen des Helms und des Wappenschildes heraus zu bringen. Auch der Epheu, der neben diesen Thoren an der Mauer lustig emporwucherte, hatte seine langen, faserigen Wurzeln in Zeichen und Schrift eingedrängt, Beides beschattend, und wenn man davor trat, um Worte oder Buchstaben zu entziffern, so schüttelten sich die Blätter lachend im sanften Winde, als wollten sie sagen: Gebt euch keine Mühe mit den alten, moderigen Steinen, betrachtet uns lieber und denkt an euer eigenes Leben, das noch wie wir, frisch und grün vom Glanz der Sonne beschienen wird. – So denkt der Epheu, und deßhalb hält er sich auch so gern an alten Mauern und Kirchhöfen auf, als Gegensatz zu diesen ein freundliches »Wir leben!« wir leben neben den trüben Zeichen der Vergänglichkeit.

Hinter dem Kirchhofe führte der Weg aufwärts in die Berge, eine Zeit lang bei jener Mauer vorbei, welche die Freunde heute Morgen aus ihrem Fenster gesehen. Es war ein schmaler, wenig betretener Fußpfad, den die Kräuter, Blumen und Sträucher, welche unter dem Schutze der Mauer wuchsen, dem Menschen beständig streitig machten. Oft, wenn in der Länge der Zeit ein dichter Hollunderbusch empor gewachsen war, zu dessen Füßen sich Gräser und Moose angesetzt, hatten sich diese hie und da so weit vorgeschoben, daß sich der Weg einen großen Bogen zu machen genöthigt sah.

»Kommt dir das nicht alles so heimlich und bekannt vor?« sagte Eugen zu seinem Freunde; »mir ist es gerade, als sei

ich hier schon gewesen, als habe ich namentlich diesen Weg der Mauer entlang schon hundert Mal gemacht.«

»Ja, ja,« entgegnete Herr Sidel, »es geht einem zuweilen so. Hier ist das nun eigentlich kein Wunder, denn das alte Kirchlein da unten hat so viel Aehnlichkeit mit anderen, wo wir schon waren, und auch das Gemäuer, neben dem wir wirklich dahergehen. Erinnerere dich, es befindet sich etwas so sehr Aehnliches in E., daß man wohl die beiden Orte mit einander verwechseln und glauben kann, man wäre hier schon gewesen, während einem doch nur das Andere vorschwebt.«

»Ganz recht! dies mag hier der Fall sein; aber dir ist es gewiß auch schon im Leben begegnet, daß du Städte, Gegenden, wo du niemals gewesen, nun auf einmal auf deinen Reisen vor dir siehst und du dir plötzlich befremdet sagen mußt: das ist mir nicht unbekannt, das habe ich alles schon einmal gesehen.«

»Vielleicht in Abbildungen,« meinte Herr Sidel.

»Oh nein, gewiß nicht!« fuhr Eugen fort. »Abbildungen zeigen dir nur eine einzige Seite, und wenn du nicht gerade auf den Punkt kommst, von wo man sie aufgenommen, so erkennst du meistens das Original nicht wieder, und dann ist die Kenntniß, welche du auf jene mir unbegreifliche Art von fremden Städten und Gegenden erhältst, eine so wahre, eigentlich möchte ich sagen erschreckend genaue. Wenn du mich nach deiner löblichen Gewohnheit nicht auslachen willst, so möchte ich dir eingestehen, daß ich zuweilen im Traum glaube, solche Städte, solche Orte gesehen zu haben, die ich also nun später in der Wirklichkeit so plötzlich wieder erkenne.«

»Ich gebe das zu,« versetzte der lustige Rath, »obschon mir dergleichen noch nicht vorgekommen ist.«

»Du wirst sehen, daß sich das, was ich dir vorhin sagte, droben bei dem Schlosse, ja sogar bei dem Wege, der dahin führt, vollkommen bestätigen muß.« – Bei diesen Worten war Eugen stehen geblieben und blickte seinen Freund lächelnd an. – »Da vor uns,« fuhr er fort, »siehst du jenes alte, halb verfallene Thürmchen; dort scheint der Weg, auf dem wir eben gehen, zu verschwinden. Obgleich ich nun, wie du selber weißt, niemals hier in dieser Gegend war, so will ich dir doch genau beschreiben, wie und auf welche Art jener Weg von dem Thurm an weiter geführt ist.«

»Darauf wäre ich begierig,« meinte der lustige Rath.

»So höre mich an,« sagte Eugen. »Dort links hinter dem Thurme fällt der Weg plötzlich, statt wie bis jetzt zu steigen. Wir gehen abwärts bis zu einem schattigen Grunde, dicht mit großen Bäumen bewachsen. Es ist dort ein Wasser, nur weiß ich nicht, ob ein kleiner Bach oder ein Teich oder nur eine laufende Quelle; von dort steigt der Weg wieder und wendet sich auf der anderen Seite um den Berg bis zum Schlosse empor.«

»Wenn dem so ist,« bemerkte lachend Herr Sidel, »so bekomme ich einen ungeheueren Respect vor dir und werde dir, einem Hellseher und Propheten, meine vollste Achtung nicht versagen.«

»Deine Ungläubigkeit ist bekannt, mein edler Thomas,« sprach Eugen ebenfalls lachend. »Aber viel lieber, als deine übergroße Achtung, wäre mir eine kleine Wette, die wir um den fraglichen Gegenstand eingehen könnten.«

»Wozu das?« meinte Herr Sidel, »du würdest von mir doch dein eigenes Geld gewinnen. Aber sage mir, wenn du



wirklich auf übernatürliche Weise Kenntniß von dem Weg und dem Schlosse erlangt hast, werden wir droben jene Kapelle finden oder nicht?«

»Wir werden sie finden,« sagte Eugen fest und bestimmt. Und da sie nun an dem kleinen Thurme angelangt waren, so sprang Eugen bei diesen Worten über das zerbröckelte Mauerwerk, um einen Blick in das Thal zu gewinnen.

Der lustige Rath, der ihm gefolgt war, konnte nicht umhin, ehe er ein Gleiches that, auf die Fortsetzung des schmalen Weges zu blicken, auf dem sie hieher gekommen und der sich nun hart am Fuße des Thurmes herum wand.

Ja, es war so, wie Eugen gesagt. Dort senkte sich der Weg hinab zu einem schattigen Grunde, der mit hochstämmigen Bäumen bewachsen war.

Der lustige Rath trat kopfschüttelnd und lächelnd an die Seite seines Freundes.

Eugen blickte in das Thal hinab, das sich weit, weit hinaus, rechts von ihnen, mit dem flachen Lande zu vereinigen schien. Die beiden Höhenzüge – der, auf welchem das Schloß stand, und der andere, von dem sie gestern Abend herabgestiegen waren – liefen jenseits des Dorfes auseinander und verflachten scheinbar wenige Stunden von da. Es mußte ein fruchtbares Land sein, das Thal zwischen diesen beiden Höhenzügen. Da erblickte man große Strecken mit Kornfeldern und unendliche Wiesen, auf welchen man hier, wie aus der Vogelperspective, das zwerghafte Treiben der Menschen sah, wie sie mit Pferd und Wagen hinauszogen, wie sie hier Haufen des duftigen Heues zusammen trugen, dort das frische Gras erst niedermähten. Die letztere Arbeit konnte man deutlich erkennen an dem Blitzen der Sensen,

wenn sie so gehalten wurden, daß ein Sonnenstrahl darauf fiel.

Zu ihren Füßen lag die Kirche und das Dorf, und sie sahen es wie heute Morgen, nur von einer anderen Seite; aber es war durch die Gleichheit der Dächer und der Schornsteine fast ganz dieselbe Ansicht. Dort war auch das Wirthhaus, die wilde Rose, von der Sonne hell beschienen, welche lustig in den vielen Fenstern glänzte. Auf der Terrasse sah man Leute, und die Frau Rosel saß vor der Hausthüre.

---

»Siehst du dort den Weg, wie ich ihn dir beschrieben?« rief Eugen, als er nun wieder herabgestiegen war. »Gieb nur Achtung, es trifft Alles genau zu, wie ich dir gesagt.«

»Ich muß dich in der That bewundern,« entgegnete Herr Sidel mit vielem Ernste; »und sowie wir dort in jenem kühlen Grunde die mächtige Eiche erreicht haben, werde ich mich bemühen, einige Zweige davon abzubrechen, um dir, wie es in alten Zeiten der Brauch war, den wohlverdienten Seherkranz zu winden.«

So gingen sie mit einander fort, und es war in der That so, wie Eugen vorausgesagt. Zuerst führte der Weg sie abwärts zu jenem kleinen Thale, wo unter uralten Buchen und Eichen eine kleine Quelle aus den Felsen hervorrieselte und, abwärts eilend, zwischen dem dunkelgrünen feuchten Moose, zwischen den Farrenkräutern und Wasserpflanzen verschwand. Dann wandte sich der Pfad um den Berg herum, und nachdem sie hierauf eine gute halbe Stunde empor gestiegen waren, sahen sie das Schloß dicht über sich und vor sich liegen.

Der Weg führte sie zu einer kleinen Pforte, welche bis vor eine vorgeschobene, tiefer liegende Terrasse ging. Diese Pforte stand offen, und auf einer steinernen Treppe hinter derselben gelangten sie auf die Höhe jener Terrasse. Hier war Alles sorgfältig gehegt und gepflegt und auf's Beste erhalten. Feiner Sand bedeckte den Boden; neben zierlich angelegten Blumenbeeten wuchsen hohe Waldbäume, um deren Stämme Ruheplätze angebracht waren, und Alles hier zeigte eine schaffende, ordnende Hand. An einer zweiten, höher liegenden Terrasse, die an diese stieß, wuchsen Epheu, wilde Reben und Schlingrosen, und die verschiedenen Aeste und Zweige dieser Pflanzen waren künstlich geordnet und befestigt.

Zur zweiten Terrasse führte eine ähnliche Treppe wie zur ersten, und da die beiden Freunde Niemanden fanden, der ihnen den Eintritt verwehrt hätte, auch die kleine Pforte hier ebenfalls offen stand, so stiegen sie hinauf und sahen nun einen Theil des Schlosses vor sich liegen. Die Terrasse hier war ebenso angelegt, wie die untere, nur daß die hohen Bäume, welche die Aussicht benommen hätten, fehlten, und statt derselben zwischen Blumenbeeten und Gestellen mit duftigen Topfpflanzen überall kleine Parteien der seltensten und mannigfaltigsten Gesträuche waren, zwischen denen sich der Weg hindurch wand.

Das Schloß erschien auch hier als ein stattliches und gewaltiges Gebäude; doch war man zu nahe, um auch nur einen Theil desselben genau übersehen zu können. Hier lag vor dem Blick ein Theil des Gebäudes neben dem anderen, und eines erhob sich wieder über dem anderen. Da waren flache Dächer mit Terrassen und Zinnen neben hohen Giebeln, und zwischen zwei schlanken Thürmen wölbte sich ein

gothischer Bogen, der offenbar einem dahinter liegenden Zimmer zum Balcon diente. Eine schwere Steinbalustrade schloß den Bogen von vorn, und hier sah man die ersten Zeichen, daß das Schloß bewohnt sei. Auf diesem Balcon befand sich ein Blumentisch mit zierlichen blühenden Gesträuchen, daneben stand ein kleiner Tisch mit einem Lehnstuhl, auf der Balustrade selbst lag ein Buch, und neben demselben hing ein Damenschawl herab in röthlicher Farbe, was zwischen den grauen, gewaltigen Steinmassen dem Auge angenehm und wohlthuend erschien.

»Jetzt müssen wir Achtung geben,« sagte der lustige Rath, »und auf jeden Fall mit der Hand bereit sein, nach unseren Hüten zu fahren; denn ich bin fest überzeugt, im nächsten Augenblicke wird uns irgend ein knurrender oder murrender Cerberus in den Weg springen und uns fragen, warum wir uns zur Hinterpforte hereingeschlichen, statt den Haupteingang zu wählen, wie es anständige Fremde sonst zu thun pflegen.«

»Die Beantwortung einer solchen Frage,« entgegnete Eugen, »scheint mir sehr leicht zu sein; wir mieden den hellen, sonnenbeschienenen Fahrweg, wir schwangen uns durch der Wälder Dickicht hinauf, und als uns an der Hinterpforte kein ›verbotener Eingang‹ entgegen glänzte, so traten wir unangemeldet ein. Aber es ist doch merkwürdig, was das Schloß öde und leer erscheint, und was dagegen Alles gut erhalten aussieht, so wohnlich, wie ich noch nie ein solches Gebäude erblickte. – Sieh die Fenster mit ihren ungeheuren Scheiben, alle die kunstreichen Gitter am unteren Stockwerk unverletzt, da fehlt kein Blatt, kein Schnörkel. Dann die Zinnen auf den Mauern: Alles gut erhalten; ebenso die

Dächer mit ihren phantastischen Rinnen, aus welchen fabelhafte Ungethüme aller Art das Regenwasser speien; vor allen Dingen aber die zierlichen Terrassen. Ich sah nie etwas Lieblicheres und Angenehmeres, als namentlich die untere mit ihren dicken, schattigen Bäumen.«

Der Weg, den beide Freunde unter diesen Worten verfolgten, führte um einen runden Eckthurm herum, der am Ende der Terrasse zu stehen schien; und so war es denn auch. Die Schutzmauer der letzteren stieß hinter dem Thurme an das Mauerwerk, sich auf diese Art abschließend, und ließ nur Platz zu einem kleinen Thore, das zwischen Thurm und Mauer durch einen breiten und dunkeln Bogen in das Innere des Schloßhofes führte.

Derselbe war mit breiten Steinen gepflastert, und von dem großen Thore, welches die Beiden zur Rechten liegen sahen, führte ein breiter, mit Kies bedeckter Weg nach dem gegenüber liegenden Haupteingange. In der Mitte des Weges und des Schloßhofes war ein runder Platz, der offenbar die Bestimmung hatte, den Equipagen zum Ausweichen zu dienen. In der Mitte desselben erhob sich ein marmorner Brunnen mit zwei übereinander liegenden Schalen, deren oberste einen kleinen Wasserstrahl in die Höhe sandte. Dieser Brunnen mit seinem murmelnden, plätschernden Wasser belebte den Hof auf die angenehmste Weise. Um das Marmorbassin herum standen Sträucher und Blumen, ebenso wie an allen Thüren, die in den Hof mündeten, was den vier grauen hohen Steinmauern ein äußerst angenehmes und freundliches Ansehen gab. Fenster sah man keine hier heraus, wohl aber zwei Reihen sehr kunstreicher Arkaden, welche um alle vier Mauern herum liefen und den ersten

und zweiten Stock zu bezeichnen schienen, auch zugleich für die Zimmer derselben als Verbindungsgänge dienten.

An einer der Thüren, links von dem kleinen Thore, durch welches die beiden Freunde eingetreten waren, bemerkten sie nun die ersten lebendigen Wesen. Das war ein Reitpferd, ein Jagdhund, ein Stallknecht und ein alter Herr, welche, jedes auf seine Art, beschäftigt waren. Der Hund spitzte die Ohren und sah die Eintretenden überrascht und neugierig an, das Pferd wandte den Kopf mit einem leisen Wiehern herum, wahrscheinlich nach den Ställen, wo sich seine Kameraden befanden. Der Knecht hielt es am Zügel und mochte dem alten Herrn etwas gesagt haben, welcher ihn aber nicht zu hören schien, indem er in diesem Augenblicke die beiden Fremden ansah, die so plötzlich durch das Thor und vor seinen Blick traten.

Eugen trat auf den alten Herrn zu, nahm freundlich grüßend seinen Hut ab und bat um Entschuldigung, so ohne Erlaubniß eingetreten zu sein. »Mein Freund und ich,« sagte er, »haben, wie es scheint, den Hauptweg zum Schlosse verfehlt, und erlaubten uns, zu der Hinterthüre einzutreten. Jetzt aber, da wir einmal oben sind, bitte ich, uns gestatten zu wollen, dieses schöne Schloß und seine Umgebungen etwas näher zu betrachten.«

Der alte Herr, der, dem Aeußern nach zu urtheilen, ein Verwalter oder Rentamtman sein mußte, blickte die beiden Fremden mit klaren, freundlichen Augen fest an; dann zog er eine Sammtkappe von grüner Farbe, die er auf dem Kopfe hatte, höflich grüßend herunter und erwiderte, es mache ihm ein außerordentliches Vergnügen, ihnen diese Erlaubniß zu ertheilen, und wenn sie später auch das Innere des Schlosses zu sehen wünschten, bäte er nur, sich diese

Thüre zu merken, hinter welcher sie zur Linken im Corridor sein Arbeitszimmer finden würden.

Der alte Herr hatte etwas so außerordentlich Angenehmes und Vertrauliches in seinem Wesen, sein Haupt war mit schneeweißem Haar bedeckt, und nachdem er die eben angedeuteten Worte gesagt, grüßte er nochmals auf eine lebenswürdige, herzliche Art.

Eugen und der lustige Rath schritten quer über den Hof dem Haupteingange zu, und als der Erstere sich nicht enthalten konnte, – er wußte selbst nicht, warum – nochmals nach dem alten Herrn umzuschauen, sah er, wie dieser noch an der Thüre stand und den beiden jungen Leuten ebenfalls nachzublicken schien.

Hatten diese auf jenen beiden Terrassen die freundliche, heitere, der Sonne zugekehrte Seite des Schlosses gesehen, so bemerkten sie jetzt, nachdem sie das Hauptthor hinter sich hatten, die nördliche, ernste und gewaltige. Hier war ein tiefer Graben in den Felsen gesprengt, über welchem an schweren Ketten die Zugbrücke hing. Die dicken Mauern und Thürme neben dem Thore, über welchem in Stein gehauen ein riesiges Wappen zu sehen war, lagen im tiefsten Schatten; um so reizender aber war von hier aus der Blick in das sonnenbeschienene, helle und glänzende Thal zu ihren Füßen. Die beiden setzten sich einen Augenblick auf das Geländer der Brücke und verloren sich so recht im Anschauen des lieblichen Bildes.

Das Dörfchen Schloßfelden war von diesem Punkte aus kaum sichtbar; nur der Kirchthurm ragte empor, und ein paar von den letzten Häusern, sowie das Wirthshaus zur wilden Rose; aber was man von dem Dorfe auch sah, lag ebenfalls im Schatten, dunkel, in tiefe Farbentöne getaucht, aber

duftig am Fuße der gegenüber liegenden Bergwand, deren obere Theile jetzt von der Sonne hell beschienen wurden. Aus den Häusern drunten stieg hie und da Rauch auf, der tief unten violett gefärbt erschien, dann immer heller wurde und zuletzt, wie er das Sonnenlicht erreicht, glühend und durchsichtig erschien.

## ZWEIUNDVIERZIGSTES CAPITEL.

### *Glaube, Liebe, Hoffnung.*

Nachdem die beiden Freunde eine Zeit lang dort hinab geblickt, schritten sie über die Brücke hinweg, und Eugen wandte sich am Ende derselben links, einem Platze zu, der an der äußern Ringmauer des Schlosses zu liegen schien und wo viele uralten Buchen und Eichen standen.

»Dort hinten liegt die Kapelle,« sagte er lächelnd zu Herrn Sidel, der ihm schweigend folgte. »Ich bin nun fest überzeugt, daß wir wirklich auf jenem Platze sind, von welchem der Doctor Wellen damals so anziehend erzählte. Auch jener alte Herr kam mir so bekannt vor. Glaube mir, es ist derselbe, der mit in jene Geschichte verwickelt ist.«

»Ich muß gestehen,« entgegnete Herr Sidel, »daß ich es nicht mehr wage, an deiner prophetischen Gabe zu zweifeln, ja ich glaube, du hast mich angesteckt, denn ich weiß nicht, woher es kommt, aber diese gewaltigen Mauern, diese alten schattigen Bäume, das alles heimelt mich jetzt ebenfalls auf eine unbegreifliche Weise an.«

»Ah,« sprach Eugen, indem er plötzlich stehen blieb, »wie das prächtig ist!«

»Und dort ist auch in der That die Kapelle,« sagte ernst Herr Sidel.



Da lag wirklich ein Kirchlein vor ihnen, hinaus gebaut auf die äußerste Spitze des Felsens – so schien es wenigstens. Doch lief die Mauer noch so weit hinter dem Chore herum, daß man einen prächtigen Ruheplatz dort angebracht hatte; aber von dem Punkte aus, wo die beiden Freunde standen, schien es, wie gesagt, als stehe die Kapelle dicht am Abhange. Die Buchen und Eichen, welche hier stolz emporwuchsen, hatten sie bis jetzt den Blicken entzogen und bereiteten auch vor ihr ein dichtes undurchdringliches Schattendach aus, durch welches die Sonne nur mit einzelnen blitzenden Streiflichtern zu dringen vermochte. Desto liebevoller und glänzender aber umschlang das Licht das Chor der kleinen Kirche, drang durch die Fenster desselben ein, erfüllte sie mit Glanz und Pracht, so daß man glauben konnte, wenn man so davor stand und die Fenster röthlich hell erleuchtet sah, es werde dort ein Amt gehalten, und der Weihrauch dufte im Schimmer von Tausenden von Kerzen.

»Mich beschleicht ein eigenthümliches Gefühl,« sagte Eugen, als sie nun näher schritten; »und jene Erzählung tritt so lebendig und gewaltig vor mich hin, daß ich mich ordentlich fürchte, die Kirchthüre zu öffnen, um alles das zu finden, von dem ich überzeugt bin, daß es wirklich da ist.«

»Wenn die Thüre wirklich zu öffnen ist,« bemerkte der praktische Herr Sidel; »aber ich befürchte fast, wir werden den alten Herrn in seinem Arbeitszimmer incommodiren müssen. Doch nein, sie ist offen; jetzt bin ich auch wirklich begierig darauf, was wir hier finden.«

Die Thüre der Kapelle war unverschlossen, und Eugen öffnete sie und drückte sie weit auf.

Sie traten ein.

Da lag das Schiff der kleinen Kirche, hoch gewölbt, von schlanken Säulen getragen, lichterfüllt und glänzend vor ihnen namentlich das Chor derselben, dessen hohe, schmale Fenster auf die freie Gegend hinaus gingen und durch deren bunte, vielfarbige Scheiben das volle Sonnenlicht herdrang und eben durch diese vielen Farben einen unaussprechlich angenehmen röthlichen Ton bildete.

Ja, Eugen hatte richtig geahnet: das Wirthshaus zur wilden Rose war dasselbe, von dem jener Freiwillige in der Nacht von Pavia erzählt; dieses Schloß war dasselbe, das für ihn so glücklich und unglücklich gewesen war; und diese Kapelle war es, wo er mit Meisterhand seine Gebilde aufbaut.

Dort stand das Werk im Chor der Kirche, aus weißem Marmor gehauen; die Hauptfigur war eine Mädchengestalt: der Glaube, welche sich mit einem Arme auf die Hoffnung stützte, mit dem anderen die Liebe empor hielt, die gerade im Begriffe war, den Deckel des Sarkophages zu öffnen. —

Keiner der beiden Freunde vermochte ein Wort zu sprechen. Ihnen war der gegenwärtige Moment wahrhaft feierlich; Beide fühlten sich in eine fromme, kirchliche Stimmung versetzt, wie vordem noch nie. War es die Erinnerung an jene rührende Geschichte, die mit diesem Werke zusammen hing, war es die unendliche Schönheit desselben, was ihr Herz erfüllte? Genug, Keiner der Beiden fand Worte, sich gegen den Anderen auszusprechen, Eugen ließ sich in einen kleinen Betstuhl nieder und blickte die drei lieblichen Mädchenfiguren mit gefalteten Händen an, wogegen Herr Sidel, der selbst in seinen gefühlvollsten Augenblicken die praktische Seite des Lebens nicht aus dem Gesichte verlor, sich

stillschweigend zu der kleinen Orgel hinauf begab, welche gegenüber dem Chore angebracht war.

Wenn auch die drei Figuren des Werkes gleich edel und schön gedacht, sowie mit derselben Meisterschaft ausgeführt waren, so waren doch die Köpfe derselben unendlich verschieden. Der Glaube war ein Gesicht voll Ernst und Würde, streng, gewaltig, wie er sein soll, mit edlem kräftigem Ausdruck, zu welchem vertrauensvoll aufzublicken der arme Sterbliche schon im Stande ist. Wie innig und rührend umstanden aber hier in diesem Bilde Liebe und Hoffnung diesen Glauben! wie war auch der Ausdruck so unendlich mild und schön, mit welchem die Liebe empor blickte! Ja, dieses Gesicht aufzufinden und so darzustellen, wie es hier geschehen, darin hatte der Künstler seine ganze Meisterschaft bewährt. Die Züge, obgleich für Eugen völlig fremd, hatten doch etwas unsäglich Bekanntes für ihn. Noch nie hatte ihn etwas so angesprochen, wie dieses Gesicht; ihm hätte er unbedingt Vertrauen können, ihm hätte er sein volles Herz ausschütten mögen, wie noch vordem keinem menschlichen Wesen. – Und das that er auch. Während er so in dem kleinen Betstühle mit gefalteten Händen saß, da klagte er ihr – der Liebe – ohne Worte auszusprechen, von seiner freudlosen Jugend und allem dem, was ihn vom Vaterhause vertrieben, von seinem unglückseligen Verhältniß mit seiner Mutter; und dann sagte er ihr ferner, wie er so Niemanden auf der ganzen weiten Welt habe, als jenes Mädchen, das er liebe, und fragte zugleich, ob er sie lieben dürfe, ob er gegen den Willen seiner Mutter jenes Herz das seinige zu nennen berechtigt sei, ob die Mutter ihn dereinst noch

segnen werde, als ihren Sohn mit offenen Armen empfangen, wenn er, wie er denn nicht anders könne, an der Hand jenes Mädchens vor sie hintrete.

Das stumme Marmorbild gab auf all diese Fragen keine Antwort; aber es blickte fortwährend mit dem unaussprechlich rührenden Ausdruck den Glauben an und reichte der Hoffnung die Hand, als wolle es sagen: Glaube und hoffe! Auch waren seine Züge wie belebt; denn das Sonnenlicht, welches drüben durch eine rothe Scheibe herein fiel, warf so glänzende Farben auf den Marmorkopf, daß es die toten Züge ordentlich zu beleben schien. – Eugen war mit dem Gesichte auf das Betpult niedergesunken; da zitterten oben von der Wölbung der Kirche herab ernste, feierliche Orgelklänge, zuerst in rührender Klage, dann in einer lieblichen tröstenden Melodie, und die Töne, die ganz leise anfangen, schwollen jetzt gewaltig an und sangen von glücklichen, frohen Tagen, wenn die Nacht der Prüfung vorbei sei, und wurden immer lauter und lebhafter, und jubilirten und schmetterten endlich fröhlich durch einander.

Eugen lag eine lange Zeit, das Gesicht auf seine Hände gedrückt, und er fühlte, wie die letzteren feucht von seinen Thränen wurden; aber unendlich wohlthuend und beruhigend drangen die Orgeltöne in sein Herz, und es begann ruhiger zu schlagen, und folgte der Liebe, indem es dabei glaubte und hoffte. Langsam richtete er sich wieder empor, und wie er nun zufällig neben sich blickte, wo an der Seite des Chores eine andere kleine Thüre in's Freie führte, fuhr er entsetzt und erstaunt in die Höhe, faßte an seine Stirn und glaubte zu träumen. – Waren die beiden Marmorfiguren, die Liebe und die Hoffnung von ihrem Gestelle herabgestiegen,

oder hatten sich zwei überirdische Wesen dieser Hüllen bedient und sich dem erstaunten Blicke des jungen Mannes vorgestellt? –

Er sah neben sich zwei Mädchengestalten stehen, die verkörperten Gegenbilder der beiden Steinfiguren – der Liebe und Hoffnung. Beide standen, von dem Glanze des Sonnenlichtes rosig gefärbt, wie in überirdischem Scheine da. Die Liebe blickte ihn ernst, fast verwundert an, während die Hoffnung schelmisch lächelte.

Eugen fuhr von seinem Sitz in die Höhe und trat nun auf die beiden Mädchen zu; doch als er sah, daß sie vor seinen weit aufgerissenen Augen erschrocken zurück traten, blieb er stehen und verneigte sich lächelnd vor ihnen. Es war ihm unmöglich, in diesem Augenblicke zu Worte zu kommen; denn einestheils lähmte ihm die Ueberraschung die Zunge, und andernteils brauste da oben der Herr Sidel so gewaltig und kräftig durch's Register, daß es nicht möglich war, sich mit einer Sylbe verständlich zu machen.

Er konnte denn auch nach einem Augenblicke gegenseitigen Erstaunens nichts Anderes thun, als achselzuckend nach oben zu zeigen, wo der lustige Rath, versunken in die Töne, die unter seinen Fingern hervorquollen, mit Füßen und Händen das Orgelwerk bearbeitete.

Die Mädchen baten, ebenfalls durch Pantomimen, den Spielenden droben nicht zu stören, und ließen sich vor Eugen auf einer Bank nieder, geduldig erwartend, bis Herr Sidel mit seinem Choral, den er in's Unendliche variirte, fertig sein würde. Endlich kehrte er aus dem bunten Gewebe der sich tausendfach kreuzenden Töne zur einfachen Melodie zurück, und am Schlusse derselben hielt er einen tiefen Ton

noch unbeschreiblich lange an; dann schwieg die Orgel, und er stolperte die Treppe herab.

Unten angekommen, war er nicht wenig erstaunt, Eugen in der Gesellschaft dieser jungen und schönen Mädchen zu finden; doch war dieses Erstaunen nicht so überschwänglicher Art, nicht so ungläubig an das körperliche Dasein der beiden Gestalten, wie es vorhin bei Eugen der Fall gewesen war. Nein, er als praktischer Mann nahm die Sache gleich, wie sie war, begrüßte in der Einen die Wirthshaustochter von der wilden Rose, in der Anderen – dem lieblichen Gesicht mit blondem Haar, nach dem dort jener Genius der Liebe gebildet war – wie eine gute Bekannte; denn er erinnerte sich klar und deutlich der Erzählung jenes würdigen Präsidenten und wußte daraus genau, daß er hier die Tochter des Verwalters – wahrscheinlich jenes alten Mannes mit weißem Haar – vor sich habe. Er sprach darauf von dem prächtigen Wege auf das Schloß, von der reizend gelegenen Kapelle und von der Aehnlichkeit der beiden Marmorbilder mit den Originalen, die hier vor ihm ständen.

Eugen dagegen war nicht im Stande, sich so schnell und gut in die Wirklichkeit zu finden. Wenn ihm auch die kleine Marie mit ihrem lustigen, neckischen Wesen durchaus nicht gespensterhaft vorkam, so konnte er sich dagegen nicht enthalten, so oft er die Andere betrachtete, zu gleicher Zeit einen forschenden Blick auf das Marmorbild zu werfen, indem er nicht anders glaubte, als dies sei verblaßt, verschwunden, und die Stelle leer, wo es gestanden.

Und Rosalie – so war ja der Name der Tochter des Verwalters, wie sich Eugen jetzt deutlich erinnerte – hatte hier in Wirklichkeit genau die ernsten, ruhigen, melancholischen Züge, wie jenes Steinbild, und ihre Gesichtsfarbe war über

alle Beschreibung blaß, ja bleich. Ein schmerzlicher Zug zuckte um ihren Mund, und wen sie mit den großen, glänzend blauen Augen ansah, der bemerkte wohl, selbst wenn der kleine Mund augenblicklich lächelte, daß der schmerzliche Ausdruck dieses Gesichtes deßhalb nicht gewichen war, sondern jetzt – wenn auch verstohlen – aus den Augen hervorblickte. Ueber der hohen Stirn dieses Mädchens glänzte das schönste hellblonde Haar; in dicken, goldenen Flechten umgab es den Hinterkopf und breitete sich an den Schläfen fächerartig aus. Sie hätte, wie ihr Kopfputz heute geordnet war, auf jedem Balle erscheinen können; denn die kleine Marie hatte sie mit einem Kranz von blauen Kornblumen geschmückt und diesen so nett und anmuthig durch ihr Haar geschlungen, daß man nichts Lieblicheres sehen konnte.

Rosaliens Gestalt war schlank und von sehr schönen Formen, auch schienen ihre Glieder zart und fein zu sein. Sie war eine jener Gestalten, die man neben anderen, glänzenden, vollen und kräftigen im ersten Augenblicke leicht übersieht, die man aber, wenn man sie erst näher betrachtet, wegen des feinen Ebenmaßes, wegen der anmuthigen und zierlichen Bewegung nicht leicht wieder vergißt. Rosalie mußte für jeden Künstler ein Ideal sein; denn in ihr erschien Alles schön und wohlgeformt von der hohen Stirne bis zu den kleinen, feinen Händen und den zierlichen Füßen.

Es war für Eugen ein schmerzliches Gefühl, so diesem Mädchen, das ihn wunderbar anzog, gegenüber zu stehen, von ihr als ein völlig Fremder betrachtet zu werden, er, der doch durch jene Erzählung mit einem traurigen Theil der Geschichte ihres Lebens bekannt geworden war. Es schauderte ihn, wenn er an jene Begebenheit dachte, wenn er in das ehrliche, offene Auge des armen Mädchens sah und

wenn er sich nun sagen mußte: sie weiß vielleicht nicht einmal, daß die Hand, welche die ihrige zärtlich gedrückt, und welche mit hoher Meisterschaft ihr Ebenbild hervorgebracht, jetzt fern von hier in kalter Erde ruht, und sie ahnet nicht, daß das Auge, welches sie so liebevoll angeblickt, für ewig verschlossen ist.

Eugen, welcher bemerkte, daß der lustige Rath jetzt erst die Marmorgruppe aufmerksam betrachtete und seine Vergleichung anzustellen begann, erschrack bei dem Gedanken, Herr Sidel in seiner Wißbegierde könnte das Gespräch auf jenen Bildhauer bringen und am Ende mit dem, was er damals über den jungen Freiwilligen erfahren, vor den beiden jungen Mädchen heraussücken. Um dem vorzubeugen, wandte er sich an Rosalie, indem er um Entschuldigung bat, daß er und sein Freund hier so ohne Erlaubniß in das Heiligthum eingedrungen seien.

»Es bedarf das keiner Entschuldigung,« entgegnete die Tochter des Verwalters freundlich mit einer Verneigung des Kopfes. »Alle Fremden, die durch Schloßfelden kommen und die einigermaßen Zeit haben, kommen auf das Schloß, um dasselbe zu sehen, sowie die Garten und die kleine Kapelle – mit den Marmorfiguren darin,« setzte sie mit leiserer Stimme hinzu.

Aber der Ton dieser Stimme drang Eugen zu Herzen; ja er erschütterte ihn auf's Tiefste. Es lag für ihn so etwas unaussprechlich Angenehmes in dem Klange derselben, eine Erinnerung an frühere Tage, an seine Jugendzeit; er wußte selbst nicht genau, an was, aber er konnte sich nicht enthalten, dem Mädchen innig und herzlich in die Augen zu blicken; und dieser Blick war so fest und anhaltend, daß sie darüber ihre Augen niederschlug.



»Sie sind erst gestern Abend gekommen?« sagte Rosalie nach einer Pause, worauf Marie schnell antwortete:

»Ja, erst gestern Abend, und sie werden längere Zeit da bleiben und Komödie spielen; und beinahe alle sind sie wieder mitgekommen; der finstere Herr Holder und der lustige Herr Trommler; und *der* Herr und der andere da hinten sind neue Mitglieder der Gesellschaft.«

Rosalie sah bei diesen Worten den jungen Mann überrascht und fragend an, und ihn schmerzte dieser fragende Blick, diese Ueberraschung, die sich in ihrem Auge spiegelte. Er hätte gar zu gern seinen jetzigen Stand verläugnet; aber das war unmöglich, deßhalb verbeugte er sich stumm und gezwungen lächelnd.

»Wir wollen die Herren nicht stören,« sagte hierauf Rosalie, indem sie grüßend einen Schritt zurück trat. »Sehen Sie sich Kapelle und Schloß nach Belieben an; es wird meinem Vater eine große Freude sein.« Damit wandten sich die Beiden der Thür zu und eilten davon.

Eugen blickte ihnen gedankenvoll nach und fuhr mit der Hand über die Stirn, wie Jemand, der eine Erinnerung festzuhalten strebt und ein unklares Bild sich deutlich zu machen sucht.

Herr Sidel, der bis jetzt die Marmorgruppe betrachtet hatte und nun ebenfalls herbei kam, um auch noch seinen Theil an der Unterhaltung mit den beiden Mädchen zu nehmen, bedauerte sehr, daß sie die Kapelle schon verlassen. Dann blickte er seinen Freund befremdet an, der an die kleine Seitenthüre getreten war und dort, an dem Pfeiler lehrend, den Beiden gedankenvoll nachsah.

»Ei, ei!« sagte der lustige Rath, indem er Eugen sanft am Arme nahm, »welch' Interesse für jenes Mädchen! Wenn ich das nach Hause schreiben wollte?«

Eugen riß sich mit einem kurzen Seufzer aus seiner Stellung los und sagte: »Eigentlich hast du nicht ganz Unrecht, Mephisto. Gehen wir nach Hause zurück; steigen wir zur Atmosphäre hinab, in die uns der Zufall geworfen, zu Herrn Trommler und Genossen; die Luft hier oben auf dem Berge ist zu klar und rein für uns, sie greift die Nerven an.«

Und damit verließen sie die Kapelle und stiegen den Berg hinab zu dem kleinen Dorfe, ihrer nunmehrigen Heimath, das anfang, sich wie schläfrig einzuhüllen in tiefen Schatten und Abendduft.

Der Abend war so schön, wie der Tag es gewesen, und wie vom gleichen Gedanken getrieben, ließen sich die Beiden in der Hälfte des Berges auf einer Steinbank nieder und sahen, wie die Nacht herauf kam, so beruhigend, so ernst und gewaltig.

### DREIUNDVIERZIGSTES CAPITEL.

*Ein sehr kurzes Capitel, in welchem sich der Erzähler erlaubt, eine an ihn gestellte Frage bestmöglichst zu beantworten.*

Als vorliegende Erzählung so weit gediehen war, drückte eine »achtbare Dame« aus Hönningen in einem Inserat der Kölnischen Zeitung ihre Sympathieen für den treuen Hund Sultan, sowie den Wunsch aus, denselben einstens zu besitzen. Auch erkundigte sie sich auf zarte Weise nach seinem Alter, was er zu speisen pflege, und überhaupt nach vielen

Gegenständen, welche der leichtsinnige Erzähler dieser Geschichte vergessen hatte, dem Leser mitzuthemen.

Es ist für einen Autor ein außerordentlich angenehmes Gefühl, wenn er erfährt, daß die Personen, von denen er schreibt, die Gestalten, welche er erscheinen läßt, in der gefühlvollen Brust des Lesers Theilnahme, ja Freundschaft zu erwecken im Stande sind. Es ist dies schon bei einer kleinen Geschichte sehr belohnend, die schnell erzählt, schnell gelesen und schnell wieder vergessen ist; um so mehr aber sind solche Zeichen der Aufmerksamkeit auf's Höchste belohnend bei einer Arbeit, wie die vorliegende, die vielleicht für Manchen theilweise nicht übermäßig kurzweilig ist, die sich aber trotzdem – und das kann mir der geehrte Leser auf mein Wort glauben – weit leichter liest, als niederschreibt.

Dem mag nun sein, wie ihm will; die Zeichen der Theilnahme, welche der Erzähler dieser Geschichte schon so glücklich war, zu empfangen, haben ihn außerordentlich gerührt, und er verspricht dafür, beim Schlusse dieser Geschichte keine Person im Nebel verschwinden zu lassen, sondern getreulich zu berichten, wo jede ihr Plätzchen fand, auf dem sie von den gehabten Strapazen auszuruhen im Stande war.

Es ist aber in der That eigenthümlich und von unserem lieben Gotte weise so eingerichtet, daß, wie in der Natur, so auch in der Erzählung, dem Einen Dies, dem Andern Das gefällt. Was Jener verwirft, findet Dieser schön; was Diesem eines Nachdenkens werth genug erscheint, ist für Jenen vollkommen unbedeutend; er legt es gleichgültig bei Seite. Aber wenn der Erzähler einer Geschichte das unaussprechliche Glück hat, daß nicht nur die vernünftigen Geschöpfe, welche er reden und handeln läßt, das allgemeine Interesse zu

fesseln im Stande sind, sondern daß auch die unvernünftigen (Geschöpfe nämlich) einen stillen Familienkreis finden, wo man über sie spricht, an sie denkt, von wo aus man über sie Nachforschungen anstellt, das ist wahrhaft rührend, so außerordentlich rührend, daß ich, der ich so glücklich bin, mich in diesem Falle zu befinden, einige stille Thränen nicht unterdrücken konnte.

Der geneigte Leser, der mir schon Vieles verziehen hat, muß mir geneigtest auch diese kleine Abschweifung nachsehen, und da er es thut, gewinnt er dabei; denn ich hätte mich sonst veranlaßt sehen müssen, für eine sehr achtbare Dame in Hönningen am Rhein ein eigenes Hundecapitel zu schreiben, was Manchem doch gerade nicht angenehm gewesen wäre. Ich werde mich deßhalb auch so kurz als möglich zu fassen suchen, und der freundliche Leser wird mich vollkommen verstehen, wenn ich, statt wie bisher, zu ihm als Publicum zu sprechen, mich dieses Mal an eine einzelne Person wende, die in des eben benannten Dörfleins bescheidenem Grunde, sanft gelegen zwischen Köln und Koblenz – so glaube ich, – wohnt, vielleicht auch an den flachen Ufern des Rheines zwischen Bonn und Colonia, oder weiter aufwärts, allwo der Rhein sich verengt, wo steile Felsen sich in die klare Flut herabsenken und sich in ihr spiegeln mit ihrem grauen zerrissenen Gestein und den alten ernsten Burgen und Schlössern, wo Elfen und Meerweiblein ihr lustiges, neckisches Spiel treiben. Und daß sie im letzteren Revier sich aufhalte, ist mir wahrscheinlich.

Ja, Madame, Sultan lebt, Sultan ist wohl! Sultan, obgleich nur ein Hund, ist gerührt von der Gnade, die er vor Ihren Augen gefunden, und freut sich wie ein Kind, bei einer der einstigen Rheinfahrt Hönningen und Sie kennen zu lernen.

Von dem Verlaufe dieses treuen Thieres, den Sie so freundlich waren, vorzuschlagen, Madame, kann begreiflicher Weise keine Rede sein. Sultan, der treue Sultan, liebt seinen jetzigen Herrn und ist als Hund auch geschmacklos genug, die Ufer des Neckars, wo er geboren, selbst den Ufern des Rheins vorzuziehen, sogar jener malerischen, unaussprechlich schönen Stelle, an welcher Hönningen liegt.

Aber, Madame, Sie haben Recht: Sie haben mich an eine Pflicht erinnert. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß der treue Sultan nicht bis heute neben dem Wagen herspringt, in welchem sein Herr saß, sondern aus dem beachtenswerthen Grunde, weil dieser Wagen am anderen Morgen seinen Bestimmungsort jenseits der Grenze erreichte und dort stille hielt, that Sultan das Gleiche. Ja, er that noch mehr. Er legte sich, als es Nacht wurde, vor das Bett seines Herrn nieder, nachdem er vorher von dem getreuen Pierrot gewaschen und gekämmt worden war. – Sie pflegen das in Hönningen gerade so zu machen? – Darauf schlief Sultan; wir glauben auch, daß er träumte: es kommt dies bei Hunden zuweilen vor. Hönningens Jäger werden Ihnen dies bestätigen.

Als hierauf der Morgen kam, erwachte er, wie sich von selbst versteht, und lebte »still und harmlos«, wie Wilhelm Tell im vierten Acte, und das trieb er so fort, so lange sein Herr in jenem Grenzstädtchen verweilte. Er machte wenig Bekanntschaften, betrug sich ruhig und anständig, wie denn überhaupt Sultan ein gesetzter Hund war und ist. Das einzige Außergewöhnliche, was allenfalls von ihm zu berichten wäre, ist, daß er die stärkste Neigung an den Tag legte, mit Katzen, die ihm in den Weg liefen, kleine Zänkereien anzufangen. – Sie werden aus der Naturgeschichte wissen,

Madame, daß Hunde und Katzen in Feindschaft zu leben pflegen; es ist das so der Lauf der Welt, und wird auch in Hönningen nicht anders der Fall sein. Sprechen wie nicht weiter darüber!

Da kam jener Morgen, an welchem Eugen Stillfried, der lustige Rath und der getreue Pierrot eine Fußreise unternahmen. Glauben Sie ja nicht, Madame, daß Sultan zurück blieb; im Gegentheil, er sprang sogar voraus; er zog mit über Kreuz- und Feldwege, gerade wie ein vernünftiger Mensch, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß jene Wanderung sich auf's Sonderbarste dadurch auszeichnete, daß er durch Vor- und Zurücklaufen, durch Hin- und Herspringen den Weg drei bis vier Mal machte; doch soll sich bei Hunden diese Erscheinung zuweilen zeigen und für den Kenner durchaus zu keinen ernstern Besorgnissen Veranlassung geben.

Indem ich Ihnen, Madame, nun ferner berichte, daß Sultan unter jenem Baume – Sie wissen, wo das Heiligenbild stand – an dem von Pierrot servirten Frühstück den innigsten und gemüthlichsten Antheil nahm, sehe ich mich veranlaßt, auf eine Ihrer Hauptfragen: was Sultan zu speisen pflege? durch die Thatsache zu antworten, daß er bei jenem Frühstück kalten Braten und rohen Schinken dem gebackenen Geflügel vorzuziehen schien. Was das Getränk anbelangt, so liebt der getreue Sultan frisches, klares Wasser über alles, weßhalb ich, Madame, da Hönningen sehr wasserreich sein soll, in dieser Hinsicht für das Schicksal Sultans ganz unbesorgt wäre, wenn er je einmal in Ihre Hände gerathen sollte.

Nach Schloßfelden ging das getreue Thier ebenfalls mit und wurde dort auf's Beste einquartiert. Der entschlafene Hofhund der Frau Mosel hatte eine sehr schöne Hundshütte

hinterlassen, welche dem Gast angewiesen wurde. In dieselbe wurde frisches Stroh hinein gethan, einfaches Weizen- oder Gerstenstroh, wie es gewiß in Hönningens gesegneten Gefilden genugsam erzeugt und getrocknet wird. An jenem Abend nun, wo unser voriges Capitel schließt – Eugen hatte Schicklichkeitsgefühl genug, den getreuen Sultan nicht mit zum Spaziergange auf das Schloß hinauf zu nehmen, man nimmt überhaupt die Hunde nicht überall hin mit, Madame, – an jenem Abend also war Sultan zurückgeblieben, und während sein Herr sich auf dem Heimwege stillen Träumereien überließ, machte es drunten der Hund gerade so. Was er gedacht, bin ich unglücklicher Weise nicht im Stande, Ihnen heute genau anzugeben. Sollte jedoch die menschliche Wissenschaft es noch so weit bringen, auch die Hundesprache verstehen zu lernen, so werde ich mich bemühen, Sie auch in diesem Punkte vollkommen zu befriedige; Sultans Erinnerungen, Träume und Wahrnehmungen sollen alsdann – zu einem zierlichen Memoire vereinigt – Ihnen zu Füßen gelegt werden. Die Widmung an Sie, Madame, würde ich nicht ermangeln selbst zu schreiben, um dadurch einigermaßen die Schuld abzutragen, die ich gegen Sie habe, indem ich es bis dahin unterlassen, Ihnen recht viel und Ausführliches über Sultan, den getreuen Hund, zu erzählen.

Genehmigen Sie, sogar in Hönningen, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Den geneigten Leser im Allgemeinen muß ich für diese Abschweifung um Verzeihung bitten; doch hat mir das Publicum vorliegender Blätter, für welches ich bis jetzt geschrieben, so viel erquickliche und freundliche Theilnahme bezeigt und für die Gestalten, die ich aufgestellt, so warm und lebendig gefühlt, daß ich nicht umhin konnte – gewiß

in der freundlichsten Absicht, – jene Frage an mich, wenn sie auch nur einen Hund betraf, zu beantworten. Zugleich bekam ich hiedurch Gelegenheit, den treuen Sultan wieder in die Geschichte hinein zu ziehen, was unterlassen zu haben ich mir zum großen und gerechten Vorwurf gemacht.

VIERUNDVIERZIGSTES CAPITEL.

*Handelt von Angenehmem und Unangenehmem in einer Familie, und zeigt, daß die Bösen, wenn sie auch einen Weg gehen, doch oftmals verschiedener Meinung sind.*

An jenem so denkwürdigen Tage hatte sich Madame Schoppelmann schon um halb vier Uhr mit ihrer Tochter auf den Weg begeben, um ja zur rechten Zeit im Stillfried'schen Hause zu erscheinen. Sie hatte in ihrem Anzuge das Uebermögliche geleistet und sah ungemein stattlich aus; sie war auch in die Nähe des Hauses gekommen, ehe es noch drei Viertel geschlagen hatte, und spazierte nun mit Katharina in einer entlegenen Straße auf und ab, indem sie alles Ernstes behauptete, es müsse an den Kirchenguhren irgend etwas geschehen sein, denn nach dem richtigen Laufe der Zeit sollte es schon lange vier Uhr geschlagen haben. Endlich kam der ersehnte Moment herbei; der alte Jacob stand schon unter dem Thore, sie erwartend, und führte sie sogleich die Treppen hinauf zur Staatsrätin.

Diese hatte die Beiden ungemein freundlich empfangen und machte nach einigem Hin- und Herreden der hochgestaunten und sehr erfreuten Madame Schoppelmann einen Antrag, den diese eigentlich am allerwenigsten erwartet hatte.



»Ich fühle mich einsam und sehr allein,« hatte die alte Dame gesagt; »es ist hier in dem großen, öden Hause Niemand, mit dem ich mich unterhalten könnte; ich brauche Jemanden, der mit mir spricht, ein freundliches Wesen, das um mich ist, und deßhalb habe ich Sie bitten wollen, mir Ihre Katharine zur Gesellschafterin zu geben.«

Madame Schoppelman wußte im ersten Augenblick nicht zu antworten, und sie schlug in großer Verlegenheit mehrere Male mit beiden Händen auf die schwarzseidene Schürze; denn sie konnte nicht gleich das Wort finden, womit dieser Antrag anzunehmen sei, ohne doch wie Jemand zu erscheinen, der geneigt ist, mit beiden Händen darnach zu greifen.

Katharina hatte es leicht durchschauert, als sie in dieses Zimmer trat. Sie erkannte augenblicklich die Züge des Sohnes im Gesichte der Mutter, und wenn sie auch einige Verehrung für die alte Dame fühlte, so konnte sie sich doch nicht enthalten, all des Unangenehmen zu gedenken, was hier in diesen vier Mauern zwischen Mutter und Sohn schon vorgefallen war.

»Wenn Sie, was mein Anerbieten anbelangt, Bedenkzeit verlangen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden; doch würde ich bitten, mir baldigst eine Antwort zu sagen.«

Madame Schoppelman fand es aber durchaus ungeeignet, eine so vornehme Dame auch nur einen Tag warten zu lassen, weßhalb sie sich veranlaßt sah, ihrer Tochter, ohne daß es die Staatsrätin bemerkte, einen aufmunternden Blick zuzuwerfen.

Katharina, deren Herz übervoll war, machte darauf eine kleine Verbeugung, einen Schritt gegen die Staatsrätin, welche ihr Gesicht dem Fenster zugewendet hatte. Als sie

aber umschaute und in das bleiche schöne Gesicht des jungen Mädchens sah, welche sich ihr bittend nahte, mit einem unnennbar rührenden Ausdruck in den Zügen; als sie ferner bemerkte, wie sich Katharina erwartungsvoll und bittend vorbeugte, um von der Mutter ihres Geliebten ein freundliches, herzliches Wort zu erhalten, da füllten sich unwillkürlich die Augen der alten Dame mit Thränen; sie streckte ihre Hand aus, welche das junge Mädchen ergriff und innig küßte. Zugleich mit diesen Küssen fühlte die Staatsrätin heiße Tropfen auf ihrer Hand, und sie konnte nicht umhin, zu thun, was sie sich nicht vorgenommen, zu thun. Sie zog das junge Mädchen an sich und küßte sie auf die Stirn, während Katharina auf den Tritt vor dem Fenster unwillkürlich niedergekniet war, jenen mütterlichen Kuß empfangend mit einem Gefühl, dessen Wonne und Seligkeit über alle Beschreibung war.

Auch Madame Schoppelmann fühlte sich von diesem Anblicke mächtig angeregt. Sie zog ein rothkarirtes Schnupftuch aus der Tasche, und ehe sie es noch an die Augen brachte, plätscherte unter verschiedenen sehr lauten Tönen ein heftiger Thränenstrom daraus hernieder.

Jetzt ist Alles gut, dachte die dicke Frau; und da sie in ihrem ganzen Leben nicht gewohnt war, Thränen zu vergießen, ohne sich dabei traurigen oder freudigen Betrachtungen zu überlassen, so schaute sie auch hier durch den Schleier ihrer Thränen hindurch die schönen großen Zimmer an und die prächtigen Möbel, dachte auch an das große Haus und Keller und Küche, und wenn sie sich dabei vorstellte, daß ihre Katharina hier einmal als Gebieterin wandeln würde, so konnte sie ihre Thränen unmöglich so schnell versiegen lassen und weinte, daß es – um uns eines gewöhnlichen

Ausdrucks zu bedienen – einen Stein hätte erbarmen können.

»Laß es gut sein, mein Kind,« hatte die Staatsrätthin darauf zu Katharina gesagt und hatte sie abermals auf die Stirn geküßt und dann sanft emporgehoben.

Die dicke Gemüsehändlerin redete darauf Einiges von Gottes Fügung, von unermeßlichem Glück, und versprach schließlich, ihre Tochter solle morgen früh, wenn es die Staatsrätthin denn durchaus nicht anders haben wolle, sie, die arme Mutter, verlassen und in das große schöne Haus ziehen.

Das war denn auch am andern Morgen wirklich geschehen und die Nachricht von diesem Ereigniß hatte in der Nähe des Schoppelmann'schen Hauses Freude, Bestürzung und Trauer hervorgebracht. *Freude* bei all den Leuten – und es waren ihrer sehr viele, – die Katharinen gern hatten und durch diesen Vorfall eine neue glückliche Zukunft für das schöne Mädchen angebahnt sahen; *Trauer* dagegen bei Jungfer Clementine Strebeling, die sich so einsam und verlassen sah, und endlich *Bestürzung* bei den Gebrüdern Schoppelmann, welche sich diesen Vorfall gar nicht erklären konnten und von demselben nicht mit Unrecht eine unangenehme Rückwirkung für sich fürchteten.

Sie beschlossen, einen Kriegs Rath bei Madame Schilder zu veranstalten, und saßen zu dem Zweck in der trüben Hinterstube des kleinen Weinhauses, ihnen gegenüber die schmierige Wirthin, welche einige Papiere vor sich ausgebreitet hatte.

»Ehe wir die neue Sache besprechen,« sagte Madame Schilder, indem sie ihr Kinn in die Hand stützte, »wollen wir die andere gehörig abmachen und in's Reine bringen. –

Die Sache mit der alten Jungfer ist über alle Erwartung gut abgelaufen und ich möchte nur wissen, welcher Liebesteufel sie in ihren alten Tagen noch regiert.«

Frau Schilder sah bei diesen Worten auf die Seite, und das benutzten die beiden Brüder, um sich einen Blick des Einverständnisses zuzuwerfen. Dieser Blick dauerte nicht eine halbe Secunde, aber er war vielsagend.

»Wenn so eine alte Scheuer einmal anfängt zu brennen, da hilft kein Löschen,« sprach Conrad, der Jäger, mit gleichmüthigem Tone.

»Also die Sache wird sich machen,« warf der Fuhrmann leicht hin.

»Sie hat sich bereits gemacht,« sagte die Schilder, welche durch den großen Gewinn verblendet, ihre gewöhnliche Vorsicht vergaß. »Das heißt, sie wird sich machen,« fügte sie nach einer Pause, sich jetzt auf einmal erinnernd, hinzu. »Das sind freilich vor der Hand nur Papiere —«

»Die man aber leicht umsetzen kann,« meinte der Jäger.

»Aber wie ist denn eigentlich die Geschichte gegangen?« fragte der Fuhrmann.

»Nun, wie wird sie gegangen sein? — Ich habe ihr also den lamentablen Brief vorgelesen und ihr gesagt, daß den Herrn Johannes Müller nur eine Bürgschaft von zweitausend vierhundert Gulden zu retten im Stande sei. — Dies ist viel! gab mir die Strebeling zur Antwort, und ich denke schon, sie wird's abschlagen. Aber nein! nachdem sie einige Augenblicke mit sich überlegt, macht sie mir, wie ich anfänglich gedacht, wirklich den Vorschlag, ich solle die Bürgschaft leisten, und sie wolle mir dafür die vollgültigsten Papiere geben. — Jetzt paßt auf, wie ich in eurem Interesse gehandelt.«

»Daraufhin ich begierig,« sagte der Fuhrmann und strich sich das Kinn, und als in diesem Augenblicke die Wirthin ihre Papiere in die Höhe hielt, schielte er mit dem einen Auge zu seinem Bruder hinüber, der diesen Blick auf gleiche Weise beantwortete.

»Ich habe ihr also gesagt,« fuhr Frau Schilder fort, »daß wenn Papiere auch noch so gut seien, man, um zweitausend vierhundert Gulden zu decken, wenigstens Papiere im Werthe von dreitausend brauche.«

»Das war nicht so dumm,« meinte lächelnd der Fuhrmann.

»Und die hat sie gegeben!« fuhr triumphirend die Frau fort. »Hier sind sie; gute, vollgültige Obligationen, drei Stück, jede zu tausend Gulden; und was noch mehr ist, das ist auch die Schrift der Strebeling, worin sie erklärt, sie sei mir diese dreitausend Gulden schuldig gewesen und habe mich mit Obligationen bezahlt. Somit sind wir für alle Fälle gedeckt.«

»Das sind wir,« sagte ruhig der Fuhrmann und that einen langen Zug aus seinem Glase.

»Für alle Fälle,« setzte der Jäger bei und klopfte mit dem Brodmesser auf den Tisch.

»Wie ist's aber jetzt mit der Theilung?« fragte der Fuhrmann lächelnd.

»Theilung?« entgegnete die Frau eifrig und legte ihre magere gelbe Hand auf die Papiere. »Theilung?« wiederholte sie ängstlich. »Das ist ja doch alles bei uns vorher genau ausgemacht worden; was braucht ihr da noch zu fragen? Ich die Hälfte und ihr die Hälfte, so ist's billig.«

»Nun, billig ist's gerade nicht,« sagte der Fuhrmann mit einem sonderbaren Lächeln; »aber wir haben uns von Euch einmal über das Ohr hauen lassen. Sei's darum.«

»Die Schilder ist eine gute Frau,« sprach freundlich der Jäger; »und wenn wir von unserem Theil nichts mehr haben und sie freundlich bitten, leiht sie uns schon etwas von dem ihrigen.«

»Nicht so viel,« versetzte die Frau und hielt den Nagel ihres Daumens an den des Zeigefingers: »nicht Nagelsgroß.« Und bei diesen Worten blitzten ihre grauen Augen recht unheimlich. »Glaubt ihr, ich habe mein Gewissen wegen euch erschwert? – Und was nützt euch auch das Geld? Ihr jagt es durch die Gurgel oder verjubelt es sonstwo. Zehrt ihr mir nur euer Erbtheil im Voraus auf; die alte Schoppelmann hat für euch gespart; ich aber bin eine arme Wittfrau ohne Verwandte und Bekannte, und wenn die ganze Welt ausstirbt, erbe ich doch rechtmäßiger Weise keinen Pfennig.«

»Nun, nun, nicht so hitzig!« sagte der Fuhrmann; »es war ja nur unser Spaß.«

»Man weiß aber nie,« entgegnete die Frau, »wo bei euch der Spaß aufhört und der Ernst anfängt. Namentlich im Punkte des Geldleihens verwechselt ihr Beides beständig mit einander.«

»Wie gesagt, es war unser Spaß,« antwortete der Fuhrmann mit grobem Tone und drückte die Faust auf den Tisch; »Ihr seid aber ein ekelhaftes Weibsbild und könnt nicht einmal von Euren Verbündeten einen Scherz leiden.«

»Ja, von Euren Verbündeten,« lachte der Jäger; »das könnt Ihr denn doch nicht läugnen, wir sind fest verbunden und vereint, wie es in dem Handwerksburschen seinem Lied heißt. Und mir ist so wohl dabei, daß ich Euch zu Lieb'

überall mit hin ginge; sei es auch sogar in die geschlossene Gesellschaft.«

»Ihr habt einen schlechten Humor,« sagte die Frau mit gezwungenem Lächeln, indem sie ihr Papier vom Tische wegnahm. »Aber führt mir keine so garstigen Reden, oder wenigstens so lange nicht, bis die Sache vollkommen in Ordnung ist.«

»Das heißt, bis wir getheilt haben,« bemerkte wichtig der Fuhrmann.

»Und wann wird das vor sich gehen?« meinte der Jäger.

»Wann wird es vor sich gehen!« sagte ärgerlich die Frau; »ich muß doch wahrhaftig zuerst diese Papiere in Geld umsetzen, dann kann ich euch auszahlen.«

»Thut mir nur nicht so;« versetzte der Fuhrmann, und blinzelte seinem Bruder verstohlener Weise zu, und als er von den rastlosen Augen der Frau Schilder bei diesem Blicke ertappt wurde, kratzte er sich an der Nase, als sei ihm dort eine Fliege herum gelaufen. »Thut mir nur nicht so!« wiederholte er; »Ihr werdet das da wechseln lassen, um uns die paar lumpigen Gulden zu bezahlen? Ihr habt zehn Mal mehr in Baarem in Eurer Kiste verwahrt.«

Da fuhr die Frau erschrocken in die Höhe, und als sie es trotzdem versuchte, ihr Gesicht zu einem Lächeln zu zwingen, so entstand durch diese verschiedenen Gefühle, welche sich auf demselben abspiegelten, eine so abscheuliche Fratze, daß sogar der Fuhrmann, dem sonst nicht so leicht etwas den Gleichmuth benahm, verlegen lachte und dazu seinen Bruder unter dem Tische mit dem Fuße anstieß.

»Wozu die ewigen Neckereien?« sagte der Jäger, indem er diesen Druck mit dem Fuße kräftig erwiederte. »Laß die Frau Schilder gehen, sie wird's schon recht machen. Und

dann, wie lange kann es dauern, bis sie die Papiere umgesetzt hat? – Zwei, drei Tage, dann ruft sie uns herüber, und bei einer Flasche guten Vierunddreißiger wird getheilt. Nicht wahr, Frau?»

»Allerdings, allerdings!« entgegnete die Wirthin, welche in tiefes Nachsinnen versunken war und offenbar nicht wußte, was Conrad eben gesprochen. Sie hatte zwischen ihren zitternden Fingern ihr Haubenband gefaßt, und zerknitterte es Zoll um Zoll.«

»Nicht wahr,« fragte der Jäger, »einen guten Trunk bekommen wir extra?«

»Einen guten Trunk? Versteht sich, versteht sich.«

»Nun also, das wäre abgemacht,« sprach Conrad, indem er aufstand. »Gehen wir.«

»Aber die andere Geschichte,« sagte der Fuhrmann, indem er den Bruder wieder auf den Stuhl zurückzog; »wir wollen ja mit der Frau da über diesen Punkt sprechen. – Habt ihr Lust, uns anzuhören?« wandte er sich an die Wirthin.

Diese mußte über etwas Unangenehmes nachgedacht haben, in ihren Gedanken aber am Ende zu einem freundlichen Resultate gekommen sein; denn indem sie jetzt aus ihren Träumereien emporfuhr, erhellten sich ihre Mienen zusehends, und ihr Gesicht wurde so freundlich und angenehm wie nur immer möglich.

»Was soll ich denn hören?« sagte sie. »Sprecht nur zu, und wo euch mein Rath helfen kann, sollt ihr ihn umsonst haben.«

»Es ist dies die Geschichte mit der Katharine,« sprach der Fuhrmann. »Was uns das Mädchen für Kummer macht, es ist



nicht an den Himmel zu malen! Ihr habt doch schon gehört, daß sie bei Stillfried's ist?«

Die Frau nickte mit dem Kopfe.

»Was soll das bedeuten?« fuhr eifrig der Fuhrmann fort. »Weßhalb ist sie da? was soll sie dort?«

»Es ist nicht gut für uns,« sagte ebenfalls kopfschüttelnd der Jäger.

Frau Schilder zuckte mit den Achseln und meinte: »Angenehm ist es freilich nicht; aber daran läßt sich nichts ändern. Ihr werdet sehen, das läuft auf eine Heirath hinaus, und da die Sachen so stehen, so könnt ihr nichts Gescheidteres thun, als eine gute Miene zum bösen Spiel machen. Wenn die Katharine heirathet, wird ihr an den paar Batzen von eurer Mutter nicht viel gelegen sein, und wenn ihr euch ordentlich gegen sie betragt, so kann euch das gewiß nicht entgehen.«

»Und wenn der Kerl sie heirathet?« fuhr der Fuhrmann auf.

»So dankt Gott,« sagte die Frau, »daß ihr in eine vornehme Familie kommt, die euch aufhelfen kann.«

»So ist es nicht gemeint,« entgegnete der Fuhrmann kopfschüttelnd. »Abrechnung muß ich mit ihm halten; seinen Schädel muß ich ihm einschlagen, und wenn ich es vor dem Altar in der Kirche thun müßte.«

»Und was habt ihr davon?« meinte die Frau. »Man nimmt euch fest und steckt euch zwanzig Jahre ein.«

»Was liegt mir daran! wenn ich einmal Rache geschworen, das halte ich, und wenn ich zehnmal darüber zu Grunde ginge. Seht, Frau Schilder, es giebt Manchen, dem ich Eine hinauf setzen könnte, Manchen und Manche; aber die

Wuth, die ich auf jenen Kerl habe, da ist alles Andere Kinderspielerei dagegen.«

Der gute Fuhrmann hatte offenbar den Wein zu schnell getrunken, denn seine Augen hatten sich einigermaßen geröthet, sein Mund schäumte, und bei den letzten Worten schlug er auf den Tisch, daß er krachte. Dabei knirschte er mit den Zähnen und schaute so angelegentlich auf die Frau Schilder hin, und mit einem so unfreundschaftlichen Blicke, daß man hätte glauben sollen, Herr Eugen Stillfried sitze ihm leibhaftig gegenüber.

Der besonnenere Jäger, welcher fürchtete, Fritz möge in seinem aufgeregten Zustande mehr sprechen, als gerade nothwendig, stand auf und sagte: »Nun ja, du hast Recht; aber laß es jetzt gut sein und komm mit nach Hause. Die Alte wird uns schon lange vermißt haben.«

Anfänglich wollte der Fuhrmann hievon nichts hören, sondern er stemmte die Arme auf den Tisch, sah die Frau Schilder frech und herausfordernd an, biß die Zähne auf einander, daß sie laut krachten, und rief: »Ja Frau, hin muß er sein, und noch Mancher und Manche!«

Conrad zuckte ärgerlich mit den Achseln, und endlich faßte er den Bruder am Kragen und zog ihn vom Stuhle in die Höhe und mit sich fort.

Die Wirthin gab ihnen das Geleite bis an die Hausthüre; dort blieb sie stehen und schaute den Beiden nach, wie sie über die Gasse dahin gingen, nach dem Fenster zu mit dem mobilen Gitter, und dort hineinstiegen. So lange die Brüder noch sichtbar waren, behielt Frau Schilder auf ihrem Gesichte ein freundlich sein sollendes grinsendes Lächeln bei; doch als sie nun verschwunden waren und die Frau sich in dem Hausflur herumdrehte, fielen ihre Mundwinkel schlaff

herab, ihre Augen verloren alle Lebhaftigkeit, und sie sah ängstlich und forschend vor sich hin.

Das Haus lag düster vor ihr da mit der dunkeln Treppe, die in den ersten Stock führte, mit der finsternen, schmierigen Hinterstube; und alles das war so öde und unheimlich, erschien so traurig und verlassen, von dem gleichen Gefühle durchzogen, wie das Herz der schwarzgekleideten Frau, der Gebieterin und einzigen Bewohnerin dieses trostlosen Hauses. Sie wußte selbst nicht, woher es kam, aber es schauderte sie, so allein zu sein; sie hätte sich um Alles in der Welt ein paar lustige Gäste gewünscht, die lärmend und jubilierend die Stille aus dem Hause verjagt hätten. Aber von Gästen war Niemand da, und was allein den dunkeln Gang und das Hinterzimmer bevölkerte, das waren unheimliche Gedanken, die gespensterartig ihrer Brust entstiegen und wie verkörpert um sie her schwebten.

Die Frau mußte sich an dem Treppengeländer halten, denn es wurde ihr ganz dunkel vor den Augen. Sie hatte schreckliche Gesichte, und es war ihr, als zögen müßige neugierige Schatten aus der Hinterstube auf den Gang heraus und Treppe auf und Treppe ab und drängten sich um sie herum und betrachteten sie, die sich krampfhaft am Geländer der Treppe hielt, als sei sie selbst für ein Gespenst ein schrecklicher Anblick.

»Das macht das Blut,« sagte die Frau und faßte mit der Hand an ihre kalte Stirn; »das Blut, das so wild durch meinen Kopf rast. Ich weiß nicht, wenn ich nur den Gedanken los wäre! – Ich weiß nicht, was das ist,« fuhr sie nach einer längeren Pause fort und holte tief und mühsam Athem; »liegt mir doch das ganze Haus wie Blei auf der Brust. Wenn ich nur heute Abend schon fort könnte! – – Aber morgen

früh, da soll es nicht fehlen, da werden die beiden Hallunken kommen und hier ein leeres Nest finden, und werden nach der Frau Schilder und ihrem Gelde sehen, während ich mit demselben schon über alle Berge bin. – – Hahaha-ha!« lachte sie krampfhaft hinaus, und dann blickte sie erschreckt um sich, als lache auch Jemand anders dicht neben ihr.

»Ich mag nicht in das Zimmer gehen, und die Treppen hinauf auch nicht,« sprach sie nach einer Weile zu sich selber; »es ist doch ein verwünschtes trauriges Haus! wie werde ich froh sein, wenn ich diese elenden Gassen einmal hinter mir habe, und auch die Stadt, und hinaus komme in's Freie, wo die Sonne scheint und wo die grünen Bäume wachsen! Ach, Bäume und Sonne! Ich habe das schon lange nicht mehr recht gesehen! Ich möchte nur heute Abend noch einen Spaziergang machen; aber ich traue denen da drüben nicht. Da liegen sie auf der Lauer wie zwei wilde Thiere, und wenn sie mich das Haus verlassen sehen, – behüt' mich der Himmel! sie wären im Stande und brächen bei mir ein und nähmen mir Alles, Alles, Alles!« –

Während sich die Frau Schilder so in Gedanken mit den Gebrüdern Schoppelman beschäftigte, hatten diese nicht sobald ihr Zimmer erreicht und sich auf ihrem gewöhnlichen Ruheplatze, dem Bette, niedergelassen, als sie zugleich begannen, sich ebenfalls in Gedanken mit der Wirthin drüben zu beschäftigen.

»Du bist aber ein rechtes Vieh,« sagte der Jäger und stieß seinen Bruder freundschaftlich in die Rippen; »meinst du denn, Die da drüben traue uns überhaupt viel Gutes zu? Du hast wohl nöthig, ihr mit deinen dummen Redensarten: Mancher und Manche – Mucken in den Kopf zu setzen!«

»Ich war gereizt,« entgegnete der Fuhrmann; »das Blut stieg mir in den Kopf.«

»Weil du immer so schnell in dich hineinsäufst. Wenn du aber wirklich betrunken bist, so will ich kein Wort zu dir sprechen und dich ausschlafen lassen. – Nun, verstehst du mich recht?«

»Oh, was das anbetrifft,« sagte lachend der Fuhrmann, »ich kann dich versichern, daß ich ganz nüchtern bin; so ein Paar erbärmliche Flaschen Wein werden mir doch nichts thun! Aber der Aerger steigt mir zuweilen in den Kopf, und ich weiß wohl, daß ich dann dummes Zeug schwatze.«

»Also bist du im Stande, mich anzuhören und zu begreifen?« fragte der Jäger.

»Vollkommen!« antwortete lächelnd der Fuhrmann; »weiß sogar schon, was du sagen willst.«

»Die da drüben – die Schilder – hat was vor, sie will uns betrügen.«

»Und uns wahrscheinlich mit dem Gelde davon gehen.«

»So wollen wir ihr zuvor kommen.«

»Das ist ganz meine Meinung.«

»Aber was geschehen soll, muß gleich geschehen!«

»Heute Abend?«

Der Jäger nickte statt aller Antwort mit dem Kopfe; dann blickte er aber nach dem Nebenzimmer und sagte: »Bst!« wobei er die rechte Hand aufhob und nach der Thüre zeigte.

»Es ist die Katze,« meinte der Fuhrmann, der vollkommen und ganz nüchtern schien.

»Laßt uns einmal rechnen,« meinte der Jäger: »da hat sie die sechshundert Gulden von früher, dann die letzte Geschichte mit dreitausend macht dreitausend sechshundert.

Alles das ist Geld von der Strebeling; aber gieb nur Acht, sonst finden wir auch noch ein paar Kreuzer.«

»Finden?« sagte der Fuhrmann. »Du willst also heimlicher Weise danach suchen?«

»Ja, meinst du andere?« fragte der Jäger.

»Natürlich,« antwortete der Fuhrmann; »nur keine halbe Geschichte; entweder Alles oder gar nichts. Glaube mir nur, der alte Drache da drüben hat das Seinige so versteckt, daß es schwer hält, etwas zu finden. Nein, nein, wir gehen ihr geradezu auf den Leib.«

»Ist das dein Ernst?« fragte zweifelnd der Jäger.

»Vollkommen. Wir machen eine Zwangsanleihe bei ihr.«

»Und wenn sie sich weigert?«

»So schlag' ich sie todt,« sagte der Fuhrmann bestimmt, »oder drohe ihr wenigstens damit.«

Der Jäger kratzte sich am Kopfe und sprach nach einer Pause: »Höre, Fritz! die Geschichte will besonders überlegt sein. Die Schilder ist ein Satan; noch schlimmer! denn der Teufel giebt eher eine arme Seele heraus, als die einen Kreuzer von ihrem Gelde. – Willst du also wirklich Gewalt brauchen, wenn sie sich weigert?«

»Wir müssen wohl!« entgegnete düster der Fuhrmann; »du so gut wie ich. Haben wir nicht in den letzten Tagen zwei Briefe bekommen von dem verfluchten Juden, der mit einer Klage droht, wenn wir ihn dieses Mal nicht bezahlen? Glaube mir, der hält sein Wort; und was dann? – dann werden wir also eingeklagt, worüber sich unsere Alte freut, und da wir nicht zahlen können, läßt man uns einstecken, und dann hilft uns kein Mensch. Madame Schoppelman würde sich darüber freuen, wenn ihre Söhne ein halbes Dutzend Jahre brummen müßten.«

»Ja, ja, es ist freilich nicht anders zu machen,« sagte der Jäger nach einer längeren Pause. »Aber wir sollten der Schilder doch eher gütlich zureden, bevor wir Gewalt brauchen.«

»Da hast du Recht,« entgegnete der Fuhrmann, »und das ist auch meine Ansicht, die uns aber nichts nützen wird.«

»Nun ja, man versucht's.«

»Und wenn das, wie ich bestimmt weiß, nichts hilft, so sieht man zu, wie man mit ihr fertig wird.«

»Abgemacht!« sagte leise der Jäger und winkte abermals seinem Bruder, still zu schweigen; denn im Nebenzimmer hörte man wieder ein Geräusch, das aber dieses Mal nicht von der Katze herkommen konnte, denn es war ein schwerer Fußtritt, und zugleich ließ sich ein lautes Räuspern hören.

#### FÜNFUNDVIERZIGSTES CAPITEL.

*Madame Schoppelmann nimmt Gratulationen in Empfang, theilt gute Lehren aus und findet schließlich, daß sie ihr Gelerntes selbst vergessen.*

Madame Schoppelmann hatte sich in ihre Speisekammer begeben, die, wie wir wissen, neben dem Gemache ihrer Söhne gelegen war. Sie holte eine uns wohlbekannt große Flasche Liqueur von einem der Bretter herab, nahm zwei Gläschen dazu und ging nun zurück, wo sie hergekommen war, nämlich in ihre Vorhalle, wo sich Frau Claasen und Frau Klingler befanden, die gekommen waren, um der Frau wegen des ihrer Tochter Katharina widerfahrenen großen Glückes bestens zu gratuliren.

Die demüthige Frau Claasen stand unter der Thüre; sie hatte einen Zipfel der Schürze mit beiden Händen gefaßt und schien noch nicht im Reinen mit sich darüber zu sein, ob es nicht bei dieser Veranlassung passend wäre, einige Freudenthränen fallen zu lassen.

Frau Klingler dagegen stand stolz aufgerichtet neben dem Tische; sie hatte ihre beiden Arme keck in die Seiten gestemmt und schaute unverwandt auf die Frau Claasen, um deren Benehmen – mochte es nun sein, wie es wolle, mochte die Aermste vor Freuden lachen oder weinen – tadeln zu können.

Nun trat die dicke Gemüsehändlerin in die Vorhalle, setzte die Flasche mit den beiden Gläsern auf den Tisch, schenkte die letzteren voll und lud die beiden Weiber ein, sich zu bedienen.

Beim Anblicke des Schnapses hielt sich Frau Claasen nun nicht mehr länger; selbst auf die Gefahr hin, der Frau Klingler zu mißfallen, führte sie den Schürzenzipfel an ihre Augen, flennte etwas Weniges und sagte mit schluchzender Stimme: »Aber das ist so schön, so schön, ach, so schön!«

Frau Klingler hatte jetzt erreicht, was sie wollte. Sie schaute mit einem Blicke unbeschreiblicher Verachtung auf die Collegin. »Das muß immer weinen!« sagte sie mit erkünstelter Entrüstung; »ist denn das eine Gelegenheit, um traurige Gesichter zu schneiden?«

»Lass' Sie es gut sein, Klinglere,« meinte die dicke Gemüsehändlerin. »Es sind Freudenthränen, und die kann man einem schwachen Weibsbild, wie die Claasen ist, schon verzeihen. Ihr seid freilich anderer Natur; Euch hat vielleicht noch Niemand weinen sehen.«



»Gewiß noch Niemand,« meinte die demüthige Frau Claasen.

»Meint Ihr das wirklich, Frau Schoppelmann?« sagte die Klingler, indem sie ihr Glas erhob; »und auch Ihr, Claasen, glaubt so? Da seid Ihr beide auf dem Holzwege; wo es wirklich was Schmerzhaftes giebt, da kann auch ich weinen. Ja, ich versichere Euch, wenn ich nur an jene Geschichte denke mit dem Officier, da gab's Thränen, na – was für Thränen!«

»Wir glauben es Euch gewiß, wir glauben es!« sprach lächelnd Frau Schoppelmann. »Nun trinkt Euer Glas aus. Ich habe heute Morgen meine Katharine gesehen; sie ist recht zufrieden, und die Staatsrätthin auch, wie es scheint. Gott, der Gerechte! ich habe all' das Leid rein vergessen.«

»Ja, das kann man auch bei einer solchen Veranlassung,« meinte die Klingler; »wenn man bedenkt, was alles dahinter steckt.«

»Ja, was alles dahinter steckt,« wiederholte Frau Claasen, indem sie lächelnd ihr Haupt hin und her wiegte.

»Nun, was wird dahinter stecken?« entgegnete die Klingler halb lächelnd und halb mit einem ernsten Blick und blinzelte der Frau Schoppelmann zu; »sagt es mir, Frau Claasen, wenn Ihr es wißt!«

»Nun, eine Hochzeit wird dahinter stecken,« versetzte das demüthige Weib und schlug ihre Hände zusammen; »eine wirkliche und wahrhaftige Hochzeit.«

Dem wußte die Andere durch nichts zu widersprechen; sie winkte also herablassend mit der Hand. »Es ist gut, Frau Claasen, Ihr könnt Recht haben; ich glaube auch, daß eine schöne und glänzende Hochzeit daraus wird.«

»Das gebe Gott!« sagte die Gemüsehändlerin und faltete ihre Hände. »Nein, wie mich das Glück angreift, davon habt

Ihr beiden Weiber gar keine Idee; aber es ist gut so, gewiß ganz gut, denn ich werde ein Bischen mager dabei; ich versichere Euch, Ihr könnt mir's glauben oder nicht, aber es ist so. All' der Aerger, wenn er auch mein Gemüth angegriffen hat, hat mich nur immer dicker gemacht. Der Doctor sagt es auch, er bringt das Blut durch einander und stärkt die Nerven.«

»Wenn ich nur die Katharine bald einmal sehen könnte!« sagte Frau Klingler; »ich muß sie absolut baldigst sehen. Du meine Güte! wenn ich denke, daß ich ihr nächstens auf der Straße begegne, wie sie in der Kutsche mit der Frau Staatsrätthin ausfährt – und sie wird mit ihr ausfahren – glaubt Ihr das nicht auch, Frau Claasen?«

Glücklicher Weise schien diese ganz derselben Ansicht zu sein, und, also beruhigt, konnte Frau Klingler fortfahren: »Und wenn ich ihr begegne, das sag' ich Euch, Frau Schoppelmann, einen Knix mach' ich ihr, als käm' die Princessin daher gefahren. Gerade so.«

Die glückliche Mutter lächelte bei all' diesem vergnügt in sich hinein, und nur zuweilen überflog ein düstrer Schatten ihre Züge, und das war, wenn sie an ihre beiden Söhne dachte. Und sie dachte gerade neben dem glücklichen Loose, welches die Tochter zu betreffen schien und das sie sich so glänzend vorstellte, recht häufig an ihre anderen Kinder, und ein tiefer Seufzer entwand sich dann ihrer Brust.

Frau Claasen seufzte ebenfalls, und Frau Klingler, die nicht wußte, wie sie sich zu verhalten hatte, da sie das ernste Gesicht der dicken Gemüsehändlerin sah, wußte nichts Besseres zu thun, als die demüthige Frau an der Thüre finster anzublicken.

»Ja, meine beiden Buben!« sagte Madame Schoppelmann und seufzte abermals. »Wenn ich nur wüßte, was mit denen anzufangen ist! Glaub mir,« wandte sie sich speciell an die beiden Weiber, »daß ich gar nicht Lust habe, bis an's Ende meiner Tage hier das mühsame Geschäft fortzusetzen. Gott soll mich bewahren! Wenn meine Tochter Katharina wirklich einmal versorgt ist, so sehe auch ich mich nach einer Versorgung um, das heißt, ich will alsdann genau überlegen, auf welche Art und Weise ich dann meine paar noch übrigen Tage verbringen will.«

»Es versteht sich ja von selbst,« erwiderte Frau Klingler hierauf, »daß Ihr alsdann zu Eurer Tochter geht; das ist doch ein gewiesener Weg.«

»Nicht so ganz,« meinte die dicke Frau. »In so ein vornehmes Haus passe ich nicht hinein, und wenn es mir auch außerordentlichen Spaß machen würde, so hie und da wieder in die Kinderstube zu gehen und meine kleinen Enkel zu pflegen, so würde ich mich doch in den andern – den schönen – Zimmern ganz unbehaglich finden.«

»Ach ja, die kleinen, lieben Enkel!« sagte die demüthige Frau Claasen, und dann machte sie eine Bewegung mit dem rechten Arme als wiege sie schon eines dieser, bis jetzt blos in der Phantasie bestehenden Wesen hin und her.

»Aber wie kann ich mich zurückziehen?« fuhr die Gemüsehändlerin fort. »Wem soll ich mein Geschäft übergeben? Meinen beiden Söhnen? – Da soll mich Gott bewahren, daß ich meinen Namen so auf's Spiel setze! Nein, der soll bleiben, wie ich ihn geschaffen, solid und ehrlich, und soll noch in späteren Jahren mit Achtung genannt werden. Ich müßte mich ja vor meiner Kundschaft schämen, wollt' ich das

Geschäft in solche Hände geben, wie die der beiden Buben sind.«

»Leider!« sagte die Demüthige, und Frau Klingler konnte sich sogar nicht entschließen, anderer Ansicht zu sein, und sagte ebenfalls: »Leider!«

»Was aber anfangen?« fuhr die dicke Frau fort. »Du mein Gott im Himmel! Das macht mir recht betrübte und traurige Stunden. Wenn die Buben nur auswärts was Rechts anfangen wollten, ich würde sie ja mit Geld, so viel ich kann, unterstützen. Aber das hat auf der weiten Welt keinen anderen Trieb, als wie im Wirthshaus sitzen, den ganzen lieben Tag nichts verdienen, und das Geld auf die unwürdigste Art durchbringen. – Und dann bedenkt nur, wenn ich einmal nicht mehr da bin! Ich bin noch die einzige Person, die im Stande ist, mit den beiden Rangen fertig zu werden. Hab’ mir schon gedacht, man sollt’ ihnen ein Stück Land in America kaufen, da hätten sie Platz genug, um auszutoben; da ist schon Mancher zahm geworden. Sie fänden da keine Nachbarn, mit denen sie Streit anfangen könnten, auch keine Wirthshäuser, und müßten, um sich durchzubringen, tüchtig arbeiten. Es ist ein gesegnetes Land, das America.«

»Ihr habt eine gute Idee,« sagte Frau Klingler. »Ihr solltet das den Beiden vorschlagen.«

»Sie werden’s nicht annehmen,« entgegnete bestimmt die dicke Frau. »Nur die Noth kann die Beiden zu einem solchen Schritt treiben, wenn ihnen einmal das Wasser in den Kragen hinein läuft. So lange sie im Trockenen sind und die Füße unter meinen Tisch strecken können, denken sie nicht an’s Auswandern. – Nicht noch ein Gläschen Schnaps, Klinglere? Was meint Ihr, Claasen, noch ein Halbes?«

Beide Weiber ließen sich die Gabe gefallen, tranken die dargebotenen Gläser leer, und als sie darauf sahen, daß Madame Schoppelman keine Lust mehr zu haben schien, die vorhin begonnene Unterhaltung fortzuführen, sondern daß sie vielmehr die Hände in den Schooß legte und in tiefes Nachsinnen versank, hielten sie es für gerathener, sich langsam zurück zu ziehen, was sie auch ausführten, indem sie von der Oberin des Gemüsemarktes mit einer freundlichen Verneigung des Kopfes verabschiedet wurden.

Madame Schoppelman blieb auf diese Art allein an dem großen Tische sitzen, hielt die gefalteten Hände im Schooße und dachte eifrigst nach über Vergangenes und Zukünftiges; bald nickte sie mit dem Kopfe, bald schüttelte sie ihr Haupt hin und her; zuweilen fuhr ein Lächeln über ihre Züge, zuweilen aber seufzte sie aus tiefstem Herzensgrunde. Mehrmals begann sie auch nach ihrer Gewohnheit ein lautes Selbstgespräch, doch waren die Worte, die man vernahm, anfänglich so abgerissen und ohne allen Sinn, daß es unmöglich war, zu errathen, was sie damit eigentlich sagen wollte, und erst als dies eine gute Viertelstunde gedauert, legte sie ihre schwere Hand auf den Tisch, rückte auf dem Stuhle unruhig hin und her, und brachte ihre lauten Betrachtungen in eine ordentliche Reihenfolge und ließ sie ohne zu große Zwischenräume, wodurch sie verständlicher wurden. »Das ist eine verwetternete Geschichte,« murmelte sie. »Soll ich denn in meinen alten Tagen wieder anfangen wie ein Schulkind und auf der Schiefertafel herum kratzen? Du wirst es wohl müssen, Margareth,« gab sie sich selbst zur Antwort, und dann seufzte sie wieder tief auf. »Und mit der Dinte kann ich gar nicht umgehen,« fuhr sie nach einer Pause fort, »und wenn ich auch zwei Buchstaben geschrieben

habe, so sind mir schon alle Finger davon schwarz geworden. Pfui Teufel!« Und darauf seufzte die dicke Frau so entsetzlich tief und ungebührlich lange, daß sie vor diesem eigenen Seufzer erschrack und in die Höhe fuhr.

Dieses in die Höhe Fahren der Frau Schoppelmann ist nicht bloß geistig, sondern auch leiblich zu verstehen; denn sie erhob sich wirklich von ihrem Stuhle, und das mit einer bei ihr ungewöhnlichen Geschwindigkeit.

»Auch dazu kann man keinen von den Buben brauchen,« murmelte sie in sich hinein, indem sie von dem Kamine herunter eine große Schiefertafel holte und sie auf den Tisch legte. Dann brachte sie aus ihrer Commode, die sich im Nebenzimmer befand, ein ziemlich dickes Buch herbei, ein paar außerordentlich stumpfe Federn und ein Dintenfaß, dessen Inhalt so mit weißem Schimmel überzogen war, daß es des Umrührens mit einem starken Holze bedurfte, um den Schimmel in die Tiefe zu versenken und die klare schwarze Dinte zum Vorschein zu bringen.

Nachdem dieses Geschäft besorgt war, das Buch aufgeschlagen, die Schiefertafel in die Nähe gerückt, nachdem sich Madame Schoppelmann gesetzt, die Federn durch mehrmaliges Anschlagen an den Tisch von einer harten, schwarzen Kruste befreit hatte, setzte sie eine kleine Hornbrille auf und begann mit vielem Geseufze die Hieroglyphen auf der Schiefertafel mittelst anderer, ebenso unleserlicher Charactere in das große Buch zu übertragen.

Aber Madame Schoppelmann fühlte sich bei diesem Geschäft sehr unglücklich, und ihr Anblick bot etwas außerordentlich Komisches. Seit ihrer Mädchenzeit hatte sie so

recht keine Feder mehr in die Hand genommen; denn früher hatte dieses Geschäft der selige Schoppelmann besorgt, und in späterer Zeit Katharina.

Madame Schoppelmann hatte demnach, was das Schreiben anbelangte, sehr alte Traditionen aus der Schule aufbewahrt, die sie jetzt zur Anwendung brachte. Die Ellbogen hielt sie weit ausgebreitet und bedeckte damit Buch und Schiefertafel. Mit dem Zeigfinger der linken Hand folgte sie den Schriftzügen auf letzterer, während sie dieselben mit der rechten Hand so gut als möglich niederschrieb. Dabei hielt sie die Feder in der geballten Faust und so nahe wie möglich an der Spitze, wodurch zuweilen eine artige Schmutzerei entstand; denn sie nahm die Feder zu voll, weßhalb die Dinte auf das Papier niederträufelte und von der Schreiberin, die in einem solchen Augenblicke vielleicht zufällig auf die Schiefertafel blickte, zu einem schwarzen Fleck von mäßiger Ausdehnung zerrieben wurde.

Nach einem solchen Unglücke seufzte die Frau tief auf, überschaute dann mit wahren Schmerze die von der Hand ihrer Tochter so zierlich geschriebenen vorangehenden Seiten. Das war aber auch ein Unterschied wie Tag und Nacht, ein Elfentanz im Mondschein, schlanke, zierliche, hin und her schwebende Gestalten neben einem Hexensabbath, wo Kobolde und böse Geister mit Besenstielen und Heugabeln sehr ungenirt einen Ball halten. – Dabei sprach sie jedes Wort, jede Zahl laut vor sich hin, sowohl wenn sie es von der Schiefertafel ablas, als auch, wenn sie solche in das Buch einschrieb, wobei es denn auch zuweilen vorkam, daß sie den Zeigefinger ihrer linken Hand verrückte und dann während des Schreibens las: Zwei Bündel Rettige ... 4 fl. 30 kr., über welchen enormen Preis alsdann die Frau erschrack

und sich überzeugte, daß die oben genannte Summe einigen Pfunden Lachsforellen galt, welche gleich nach den Rettigen kamen.

So schrieb sie unter vielem Stöhnen und Klagen eine gute Weile fort, und wer ihre Lamentationen so mit angehört hätte, ohne zu sehen, was die Frau eigentlich treibe, der hätte unbedingt auf den Glauben kommen müssen, der Verstand der Madame Schoppelmann habe einigermaßen gelitten.

»Vier Pfund Butter 1 fl. 12 kr.« sagte sie mit einem kläglichen Tone und setzte seufzend hinzu: »2 Karpfen 48 kr.« Dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus und sprach wahrhaft jammernd: »24 Köpfe Antivisalat thut 1 fl. 10 kr.« Dann kam ein neuer Dintenfleck, und die unglückliche Schreiberin sagte im kläglichsten Tone: »Oh du mein lieber Gott!« und fuhr darauf mit höchster Entrüstung fort: »64 Krebse, das Stück zu 6 kr., macht in Allem 48 kr.« – »Nein, es ist ja unmöglich,« unterbrach sie sich dann selber; »das sind ja die 8 Büschel Zellerie, die Krebse dagegen machen 6 fl. 24 kr. So eine Plage habe ich noch in meinem ganzen Leben nicht durchgemacht. Oh! oh!«

Da verdunkelte sich die Helle, in welcher Frau Schoppelmann saß und schrieb, durch Jemand, der von außen in die Thüre trat, und die dicke Frau, welche über diese Unterbrechung nichts weniger als ungehalten war, legte ihre Feder hin und schaute in die Höhe.

Es war Jungfer Clementine Strebeling, die einen kleinen Ausgang besorgt hatte und nun, nach Hause zurückkehrend, der Frau Schoppelmann einen guten Tag bieten wollte, ehe sie in ihr Zimmer hinaufstieg. Die Jungfer hatte etwas Leidendes an sich; sie ließ ihr Köpfchen mehr als gewöhnlich hängen, sie schlug die Augen zu Boden, sie schien sich auf



ihren Sonnenschirm zu stützen; kurz, Madame Schoppelmann, welche sie einen Augenblick unter ihrer Brille hervor betrachtet, sagte ihr mit dem wohlwollendsten Ausdrücke, sie sähe ziemlich bummelig, ja miserabel und hinfällig aus.

»Oh lieber Gott!« seufzte Clementine und ließ sich auf einen der Stühle am Tische nieder. Man konnte es nicht niedersitzen heißen; es war ein Niederschweben, ein Herabflattern.

»Ist Ihr etwas Unangenehmes begegnet?« fragte die dicke Frau, die sehr erfreut war, ihre Feder niederlegen zu dürfen.

»Ach du mein lieber Gott! ich kann das eigentlich nicht sagen, fehlt mir was oder fehlt mir nichts? ich weiß es selbst nicht; aber ich fühle mich so elend, so hinfällig.«

»Lasse Sie sich einen Pfeffermünzthee machen,« sagte die alte Frau, »und wenn das nicht hilft, so lege Sie sich heute Abend Senfteig unter die Füße.«

»Ach du lieber Gott!« entgegnete Clementine. »Der Körper ist's nicht, Frau Schoppelmann; sieht Sie, das Gemüth ist krank, da fehlt's mir.«

»Ja, für das Gemüth weiß ich nichts,« sagte die Gemüsehändlerin; »dafür weiß auch kein Doctor was. Dem Gemüth kann man keinen Senfteig auflegen, sonst hätte ich auch das meinige schon ganz in Senfmehl eingeschlagen. Was Gemüth! von dem muß man sich nicht unterdrücken lassen. Gemüth – das ist der böse Geist, der lauert nur darauf, wo er Fröhlichkeit und gute Laune anfassen kann und zum Tempel hinausjagen. Was hat Sie denn wieder so Schreckliches gehabt?«

»Ach, das weiß ich eigentlich selbst nicht,« versetzte die alte Jungfer; »aber ich fühle mich so allein und einsam auf

der Welt, und jetzt, seit die Katharine fort ist, habe ich sogar Niemand mehr.«

»Das ist wahr,« entgegnete die Frau; »das Mädcl fehlt mir auch an allen Ecken.« Dabei sah sie seufzend ihr bekleckstes Schreibbuch an.

»Oh lieber Gott!« meinte Clementine, »es ist ein trauriges Leben, es ist gar nichts mehr auf dieser Welt!«

»Ich will nicht hoffen,« sprach auf einmal streng und ernst Madame Schoppelmann, »daß sie wieder Briefe von Ihrem sogenannten Herrn Vetter hat. Das sind mir schöne Geschichten, Jungfer Clementine! ich habe zufälliger Weise etwas darüber erfahren. Ein sauberer Vetter, der Herr Müller! Na, geh' Sie mir! Aber nehm' Sie mir's nicht übel, Strebelinge, mit dem Herrn ist's nicht sauber.«

»Um Gotteswillen! was meint Ihr, Madame Schoppelmann?« sagte erschreckt die alte Jungfer.

»Mit dem Herrn, mit dem ist's nicht sauber,« fuhr die Gemüsehändlerin fort und machte eine gewaltige Handbewegung, welche deutlich anzeigte, in dem Punkte lasse sie sich keine Einwendung gefallen.

»Aber du lieber Gott!« fuhr Clementine ängstlich fort, »was soll denn nicht sauber sein?«

»Die ganze Geschichte. Ein ordentlicher Mensch nimmt kein Geld von einem Mädcl, das er so gut wie gar nicht kennt, und am allerwenigsten von einer, mit der er ein Verhältniß anfangen möchte, das kann Sie mir auf's Wort glauben. Da geht so ein Mensch, wenn er brav ist, lieber her und arbeitet und hungert und springt am Ende resolut in's Wasser oder kann sich gar auch meinetwegen aufhängen. Das ist noch immer viel respectabler, als so einem armen, alten,

gebrechlichen Geschöpf, wie Ihr seid, sein Bischen Geld nehmen. Pfui Teufel!«

»Ja, das hat er auch alles thun wollen,« sagte zaghaft Clementine.

»Was hat er thun wollen?«

»Nun, arbeiten. – Und gehungert hat er auch.«

»Wird ihm nichts geschadet haben.«

»Und ein Leid wollte er sich auch anthun.«

»Hat's aber nicht gethan!« rief entrüstet die Gemüsehändlerin. »Der Lump! Sieht Sie, Strebelinge, da steckt eben die Schlechtigkeit! Wie ich vorhin gesagt, ein rechtschaffener Kerl, der geht lieber aus der Welt, wenn es denn nicht anders möglich ist, ehe er auf solche Art zu Geld kommt. Das ist immer miserabel. – Sieht Sie,« fuhr die dicke Frau nach einer Pause fort, »da war der selige Schoppelmann, der hatte einen Bruder, Johann Christian Schoppelmann. Nun, der war auch einmal in einer solch verzweifelten Lage und hatte auch ein Mädcl, die war viel reicher wie Sie; aber der ging nicht hin und ließ sich von dem Mädcl Geld geben – Gott soll mich bewahren! – Das that er nicht, und die hätte ihm so viel Tausend geben können, wie Ihr Hundert habt. Aber das fiel ihm nicht ein, und er hatte Schulden, der Johann Christian Schoppelmann, und konnte sie nicht bezahlen und war ein resoluter Mensch.«

»Um Gotteswillen!« sagte die alte Jungfer; denn sie war überzeugt, daß sie etwas Schreckliches zu hören bekomme.

»Da war nirgends eine Hülfe, denn sein Bruder, der selige Schoppelmann, hatte auch kein Geld. Was also machen? Der Termin war verfallen, die Schuld mußte bezahlt werden; im Geldsack war kein Kreuzer.«

»Du lieber Gott!« sagte schauernd Clementine.

»Was that also der Johann Christian Schoppelmann?« fuhr die dicke Frau mit einem finsternen Blicke fort.

»Nun?« rief angstvoll die alte Jungfer. »Was that er?«

»Was der Herr Müller auch hätte thun sollen.«

»Um Gotteswillen! Er sprang in's Wasser?«

»Nein, das that er nicht,« entgegnete ruhig die dicke Frau.

»Oder – du lieber Gott! ich kann es gar nicht aussprechen! – er hängte sich wohl gar auf?«

»Nein,« sagte Madame Schoppelmann, »daran dachte er nicht; aber er hat –«

»Sich erschossen!« rief die alte Jungfer mit gerungenen Händen.

Madame Schoppelmann sah ihr Gegenüber einige Augenblicke fest an, dann sprach sie mit ernstem, fast finsternem Blicke: »Nein, auch das that er nicht, sondern als sein Gläubiger kam und ihn mahnte, da sagte er zuerst: heute hab ich kein Geld, aber in vier Wochen will ich Euch bezahlen. Und darauf hin wurde der Gläubiger grob und drohte ihm mit Verklagen und Arrest; und darauf geschah das, was ich für respectabler halte, als dem armen Mädel sein Geld abborgen.«

»Und was that er?« fragte gespannt Clementine.

»Er warf seinen Gläubiger zur Thüre hinaus,« sagte ruhig und groß die dicke Frau, »und bezahlte später, sobald er Geld bekam.«

»Ah!« entgegnete Clementine, einigermaßen unangenehm überrascht, denn sie hatte etwas Poetischeres, etwas Zarteres erwartet.

– »Nein, das würde er doch nicht thun,« fuhr sie nach einer Pause mit großer Befriedigung fort; »nein, gewiß nicht, er würde das niemals thun.«

»Das glaube ich auch,« murmelte die Gemüsehändlerin. »Wird sich auch so was so ein kleines Ding, wie der Herr Müller sein mag, so eine Vogelscheuche herausnehmen? Sie wird das nicht thun, darauf schwöre ich Euch. – Nun, lassen wir eben die ganze Geschichte ruhen, Strebelinge, das hilft vor der Hand nichts; Sie wird schon noch einsehen lernen, daß die alte Schoppelmann Recht gehabt, und dann kann Sie wieder zu mir kommen; ich helfe Ihr alsdann doch aus der Patsche, wenn es noch möglich ist.«

Clementine seufzte tief auf, faltete ihre Hände und sagte, indem sie das Köpfchen schüttelte: »So weit wird es hoffentlich nie kommen. Aber sprechen wir nicht mehr davon, es ist besser.«

Die Gemüsehändlerin setzte sich nach diesen Worten wieder zum Schreiben zurecht, d. h. sie tunkte die Feder ein, bis dieselbe auf dem Boden des Dintenfassess aufstieß, und da sie dadurch natürlicher Weise zu voll mit Dinte wurde, so klopfte die Gemüsehändlerin sie alsdann auf dem Tische wieder aus, wodurch um das Dintenfaß herum ein artiger Kreis von schwarzen Flecken entstand. Dann schob sie ihre Ellbogen wieder so weit auseinander, daß ihr fettes Unterkinn fast auf dem Buche zu ruhen seinen, und nachdem diese Vorbereitungen beendigt, stieß sie einen tiefen Seufzer aus.

Jungfer Clementine Strebeling hatte diesen Vorbereitungen mit nicht geringer Verwunderung zugeschaut; denn die Anstalten, welche die dicke Frau traf, um wieder mit dem Schreiben anfangen zu können, waren, wie gesagt, so seltsamer und ungeheuerlicher Art, daß ein Uneingeweihter nicht eher wußte, was sie beginnen wolle, als bis sie mit dem Zeigefinger der linken Hand auf der Schiefertafel die richtige

Stelle aufgefunden hatte und alsdann vor sich hin sprach: »Vierundzwanzig Stück Borsdorfer Aepfel,« und darauf anfing, Zahlen und Gegenstände in der später nur ihr allein leserlichen Keilschrift in das Buch zu malen.

»Ich glaube, Ihr schreibt!« rief endlich die alte Jungfer, nachdem sie eine Zeit lang mit großem Erstaunen gesehen, wie der Oberkörper der dicken Frau eine Weile auf dem Tische hin- und hergerutscht. »Das habe ich ja von Euch noch nie gesehen, so lange ich Euch kenne.«

»Daß ich schreibe,« entgegnete die Gemüsehändlerin, welche froh war, einen Augenblick innehalten zu können, »das will ich glauben, mein Schätzchen; hab's auch seit zwanzig Jahren nicht mehr practicirt, kommt mich unbeschreiblich sauer an. Das war das Geschäft der Katharine. Was will ich aber nun machen? Das Mädchel ist fort; aufgeschrieben muß sein.«

Bei diesen Worten der Frau leuchtete es freundlich auf in dem Gesichte der Jungfer Strebeling. »Ei,« sagte sie, indem sie aufstand und sich dem Tische näherte, »was meint Ihr denn, Frau Schoppelmann, wenn ich das für Euch besorgte? Ich versichere Euch, ich schreibe eine recht brave Handschrift und bin außerordentlich pünktlich.«

»Ja, das glaube ich wohl,« versetzte die Gemüsehändlerin freudig überrascht und blickte mit lächelndem, strahlendem Gesichte in die Höhe. »Jungfer Clementine hat was gelernt. – Aber es geht doch nicht,« setzte sie nach einer Pause verdrießlich hinzu.

»Und warum geht's nicht?«

»Das will ich Euch sagen,« fuhr Madame Schoppelmann fort. »Wenn Ihr mein Buch auch für einmal einschreibt, was hilft mich das? Wahrhaftig nicht viel. Seht Ihr, das Geschäft

kommt jede Woche vier Mal vor, nach jedem großen Markttag, und da —

»Desto besser!« meinte Clementine, und ihr Blick war ganz glücklich und verklärt; »so schreibe ich Euch das Buch vier Male die Woche und bemerke obendrein noch auf der Schiefertafel, was Ihr mir jeden Tag dictirt, gerade so, wie es die Katharine gemacht. — Wißt Ihr was, Frau?« fuhr Clementine nach einer Pause, während welcher die Gemüsehändlerin sie erstaunt betrachtet, zu sprechen fort, »wißt Ihr was, Frau?« wiederholte sie, und dabei war es, wie wenn ihre Stimme ein klein wenig zitterte; »Nehmt mich mit in Euer Geschäft, ich will redlich für Euch thun, was ich kann, und wenn Ihr mir etwas dafür geben wollt, so bin ich wohl zufrieden.«

»Ja, wie ist mir denn?« fragte mehr und mehr überrascht die dicke Frau; »Ihr, eine Capitalistin, wollt Dienste nehmen, und Dienste bei mir, der Gemüsehändlerin?«

»Nennt es nicht so,« bat Clementine mit leiser Stimme. »Bedenkt doch, seit wie viel Jahren ich bei Euch aus und ein gehe, wie lange ich mit angesehen, was Katharine alles gethan, und daß es mir in der Seele weh thut, Euch so allein das ganze Geschäft besorgen zu sehen. Oh, glaubt mir, ich könnte Euch Vieles besorgen, wie z. B. die Schreiberei und was im Hauswesen so vorkommt, während Ihr auf dem Markte seid. — Denn,« setzte sie stockend hinzu, »für den Markt selbst taue ich gar nicht; das würde ich auch nicht einmal gern thun. Man muß das von Kindheit auf gewohnt sein, sich so dahin zu setzen und sich angaffen zu lassen.«

»Und man muß sich vor allen Dingen dabei zu benehmen wissen,« sagte die alte Frau mit großem Stolz; »da habt Ihr

Recht, Clementine, das Auf-dem-Markt-Sitzen ist keine Kleinigkeit; ich mußte dahin als eine Jungfer von sechszehn Jahren, und das kann ich Euch versichern, mein Aussehen war so, daß alles, was über den Markt bei meinen Körben vorbei kam, vor mir stehen blieb, und die alten Herren nahmen bedächtig eine Prise, und die jungen Laffen sagten: Sapperment, die ist einmal schön! Eines Tages – aber da schwätz ich dummes Zeug in den Tag hinein,« unterbrach sie sich selber, »statt Euch eine vernünftige Antwort auf Euren angenehmen Vorschlag zu machen.«

Clementine, welche wohl wußte, daß das Herz der Madame Schoppelmann sich nie froher bewegt fühlte, als wenn sie etwas aus ihrem vergangenen Leben erzählte, war klug genug, auf's Dringendste darum zu bitten, die Frau möge ihr zuerst erzählen, was eines Tages auf dem Markte passirt sei; ihre Sache habe immer noch Zeit.

»Oh, es ist gar nicht der Rede werth,« entgegnete Madame Schoppelmann geschmeichelt. »Also die jungen Laffen, welche um die Körbe herum standen, sagten –«

»Die ist einmal schön!« schaltete Clementine ein.

»Das sagten sie wahrhaftig,« fuhr die Frau fort, »und dagegen konnte ich nichts machen. Meine Mutter hatte mir auch gesagt: laß sie nur sagen und dich anschauen, wie sie wollen, aber wie einer zudringlich wird, so schlägst du zu. Sieht Sie, Jungfer Clementine, so sagte meine Mutter – Gott hab' sie selig! – und andere Moral hat sie mir nie gepredigt; war aber auch gar nicht nothwendig: in dem war Alles inbegriffen. Da gehen sie her und schreiben ganze Bücher über das Verhalten der Jungfern von mittleren und höheren Ständen, wie sie es nennen. Wozu das? – Luxus ist's, der



helle Ueberfluß! Und hätte ich zehn Töchter gehabt, ich hätte sie Alle mit dem Wort von meiner Mutter selig erzogen, denn darin liegt das ganze Geheimniß. Laßt sie euch angaffen und reden, was sie wollen, danach schüttelt man kein Ohr; aber wenn sie zudringlich werden, zugeschlagen und tüchtig zugeschlagen, treff' es, wohin es wolle und wen es wolle.«

Die Gemüsehändlerin holte nach dieser längeren Rede tief Athem, und dann fuhr sie fort: »So sitz' ich also eines Tages bei meinen Körben, kommt Einer daher und will Blumen von mir kaufen. Ich sage: da sind genug, wählt Euch aus. Er sucht und sucht, und zu gleicher Zeit kommen noch mehrere so Pflastertreter heran und lachen mit dem Ersten und stoßen ihn an und sagen: nur zu, nur zu! und ich sehe, daß sie irgend eine Schelmerei vorhaben.

»Endlich sagte der Erste mit so einer dünnen, piepsenden Stimme: wissen Sie was, Mamselle, Sie können wohl so gut sein und mir Ihren Strauß geben. – Meinen Strauß, Jungfer Strebeling! Das war nämlich ein Bouquet von Rosen, das ich mir vorn in's Mieder gesteckt hatte. Ich entgegnete ihm auch ganz ruhig, das seien meine Blumen und das bleiben auch meine Blumen. Da lachten die Anderen wieder und stupsten ihn in die Seite, und Einer sagte: siehst du wohl, das habe ich mir gleich gedacht. – Und nun, Jungfer Strebeling, was denkt Sie? Nun kommt der Erste dicht auf mich und –«

Damit sah die Frau ihr Gegenüber mit einem fragenden Blicke an, als sollte Diese errathen, was denn eigentlich geschehen sei.

»Ich will nicht hoffen – –« sagte Clementine schüchtern.

»Hoff Sie nur immer zu!« entgegnete die dicke Frau. »Er geht also bei Gott her und will mir den Blumenstrauß von

meinem Mieder herausziehen. Das war doch offenbar zu dringlich, und so nahm ich es auch, und hatte gerade in meiner rechten Hand eine ganze Menge wilder Rosen, aus denen ich einen Kranz machen sollte, und wie der also meinen Strauß nehmen wollte, spring' ich in die Höhe und schlage ihm meine wilden Rosen – es waren recht schöne Dornen daran, und obendrein waren die Blätter ganz naß – rechts und links um das Gesicht herum, und so nachdrücklich, daß Rosenblätter und Laub und Stengel und die Wassertropfen nach allen Richtungen hinaus flogen.«

»Nun?« fragte ängstlich Clementine, da die Frau einen Augenblick schwieg.

»Nun,« fuhr Madame Schoppelmann mit großem Selbstgefühl fort, »damit war die Geschichte aus. Er sagte wohl, ich sei ein wilder Teufel, aber dann gingen sie lachend davon; und das waren vornehme Herren, ein paar Barone und ein Graf. Und für ihn, den ich so bedient, habe ich später lange Zeit in die Küche geliefert. Ja, das kann ich Sie versichern, Strebelinge, so was giebt Respect. – Aber jetzt schwätz' ich da fort und fort, und Ihr hättet mich wahrhaftig unterbrechen sollen. Nun, wie war's denn mit Eurem Vorschlage vorhin? War das Scherz oder Ernst?«

»Mir war's vollkommen Ernst,« sagte schüchtern Clementine; »ich habe ja doch nichts zu thun, und wenn ich Euch helfen kann, so will ich es von Herzen gern thun.«

»Aber umsonst ist der Tod,« versetzte ernst die alte Frau. »Wenn Ihr für mich arbeiten wollt, so muß ich Euch auch dafür bezahlen.«

»Nein, nein,« sprach eifrig Clementine, »von Bezahlen, d. h. von Geld, kann keine Rede sein. Ich helfe Euch, wie

Euch Katharine geholfen, mit Ausnahme des Marktgeschäftes, und dafür – wenn Euch das nicht zu viel erscheint – wohne ich umsonst bei Euch und esse bei Euch.«

Die alte Jungfer seufzte tief auf, als sie die letzten Worte sprach. »Das lass' ich mir schon gefallen,« entgegnete lachend Madame Schoppelmann; »so wohlfeil hätt' ich nicht gedacht, einen Buchhalter zu bekommen. Im Grunde kann ich mir auch denken, daß Sie es nicht thut, um Geld zu verdienen, denn Sie ist ja, was man so bei uns nennt, eine reiche Person.«

»Das war ich wohl,« dachte Clementine, und einen Augenblick wollte ein trauriges Gefühl ihr Herz beschleichen. Dann aber richtete sie sich an dem süßen Gedanken, daß sie ja für *ihn* das alles geopfert, wieder in die Höhe, und dabei glänzte ihr Auge freudig auf. »Und wenn ich jetzt anfangen zu arbeiten,« sprach sie zu sich selber, »so thue ich es ja ebenfalls für ihn, und dafür muß mir doch einmal ein schöner Lohn werden.« Aber wenn sie genauer an diesen Lohn dachte, so schauderte sie leise in sich zusammen.

»Wenn das also Ernst ist,« nahm höchst vergnügt die Gemüsehändlerin das Wort, »so können wir in Gottes Namen gleich anfangen. Das Buch liegt schon seit zwei Markttagen ungeschrieben, und meine Schiefertafel steht in die Kreuz und quer so voll, daß ich selbst kaum daraus komme.«

»So muß Sie mir andictiren,« sagte Clementine und setzte sich vor das Buch hin. Ehe sie aber anfangen zu schreiben, nahm sie einen feuchten Lappen und vertilgte die vielen Seen und Ströme von schwarzer Dinte, die zahlreich auf dem Tische glänzten. Dann begann die Arbeit, und wir können versichern, daß sie rasch von Statten ging. Madame Schoppelmann wischte mit zufriedener Miene einen Tag um

den anderen aus, und da der neue Buchhalter erst dann zu ruhen beschloß, wenn das Buch in Ordnung sei, so wurde nach ein paar Stunden die Lampe angezündet, und während draußen der Abend herabsank und es ringsum dunkel wurde, arbeiteten die Beiden emsig darauf los.

SECHSUNDVIERZIGSTES CAPITEL.

*Berichtet von einem Vorfall, der anzeigt, daß die ewige Gerechtigkeit schon hier zuweilen den Schuldigen trifft.*

Die Gebrüder Schoppelmann, welche in den Nachmittagsstunden einen kleinen Ausgang gemacht, waren nach Hause zurückgekehrt und saßen neben einander auf dem Bette des Fuhrmanns. Ihre Unterhaltung war ziemlich einsylbig; Beide schienen mit ihren Gedanken beschäftigt. Zwischen den hohen Mauern des Nebenhauses hindurch drang von der breiten Straße, in welche die enge, schmutzige Gasse endete, ein schmaler Strahl des Gaslichtes der Laternen, leuchtete auf den Gitterstäben vor den Fenstern und warf einen bleichen Schein auf die beiden Köpfe der windigen Brüder.

Der Winkel war fast ganz dunkel und nur in dem musikalischen Hause, wie gewöhnlich, ein Fenster erhellt, hinter welchem man den Schatten eines Schulgehülfen erblickte, der nach des Tages Last und Hitze sein Gemüth mit sanften Melodieen erheiterte. Sanft und angenehm waren diese Melodieen, aber wohl nur für sein eigenes Ohr; denn in Wahrheit zu sagen, brachte er aus dem alten Klavier zuweilen entsetzliche Mißtöne hervor und sang dazu ein Lied, woran das Bemerkenswertheste war, daß es trotz Instrument und Noten beständig durch verschiedene Tonarten klang, und daß

jeder Vers fast einen ganzen Ton tiefer endigte, als ihn der Sänger begonnen und als ihn das eigensinnige Klavier vorschrieb. Das war aber für den Künstler da droben gleichgültig; es schien wenigstens so, und er mußte sich offenbar an den Tönen erfreuen, die er hervorbrachte; denn er sang alle Verse des Liedes durch, dann prälu dirte er ein wenig und fing wieder von vorn an:

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht,  
An seiner Seite klirrt das Schwert, das  
scharfe.

Die Gebrüder Schoppelmann saßen schon ziemlich lange auf dem Bette des Fuhrmanns, ohne viel mit einander zu sprechen. Jeder war mit sich selbst beschäftigt, und nur zuweilen, wenn der Sänger droben gar zu laut hinaus jammerte und zu kläglich versicherte, daß er die Dame, so er liebe, um keinen Preis nennen wolle, schaute der Jäger seinen Bruder an, worauf dieser entgegnete: »Das sind langweilige Kerle!« – Das Wetter draußen mochte neben anderen Ursachen auch wohl niederdrückend auf das Gemüth der Beiden wirken; denn der Himmel, der schon seit ein paar Tagen mit dunkeln Wolken bedeckt war, sandte heute Abend einen kalten, unfreundlichen, schon recht herbstlichen Regen herab. Draußen plätscherten die Rinnen; man hörte das Wasser rieseln, und wenn man so in den Schein der Laternen hineinsah, so bemerkte man die schweren Tropfen, die vom Winde in schiefer Richtung gegen die Wände der Häuser getrieben wurden.

Mittlerweile hatte der Singende droben ein höchst unmelodisches Accompagnement gefunden; denn ein Hund, der

draußen im Winkel vor dem Regen irgendwo untergekrochen war, fing an zu heulen, zuerst leise und schmerzlich, dann lauter und jammervoll; oft stieß er auch kurze traurige Töne aus, dann erhob sich aber seine Stimme wieder zu einem wahren Klaggesange, der sich zuletzt in unendlich hohen Tönen verlor.

Anfänglich hatte es die Beiden gefreut, daß der Schulmann droben auf so unangenehme Art gestört wurde; denn dieser war schon einige Mal an's Fenster getreten, hatte es geöffnet und sehr laut hinab gerufen: Bst! Bst! indem er hoffte, den Hund auf solche Weise zum Schweigen zu bringen.

»Das ist doch eine rechte Bestie!« sagte der Fuhrmann nach einer Pause. »Warum heult das Vieh eigentlich?«

»Das macht die Musik da droben,« versetzte der Jäger, »oder auch vielleicht der Regen.«

»Es könnte doch vielleicht heute Nacht Jemand hier in der Nähe sterben,« entgegnete der Fuhrmann; »dann heulen diese Bestien auch immer.«

»So—oh—oh—!« erwiderte der Jäger gedehnt und sah seinen Bruder an. »Das ist ein dummer Aberglaube; es ist ja Niemand krank in der Nähe. Ich weiß wenigstens Niemand.«

»Ja, man sagt so,« sagte gleichmüthig der Fuhrmann. — »Aber ich weiß nicht,« fuhr er nach einer Pause fort, »mich friert's heute Abend; es fängt doch schon an kalt zu werden.«

»Ach ja, der Herbst kommt,« meinte der Jäger und warf einen sehnsüchtigen Blick nach den Gewehren, die über seinem Bette hingen. »Jetzt wird es im Walde lebendig und schön, und wir sitzen hier und können nicht einmal hinaus.«

»Das muß man ändern,« sagte bestimmt der Fuhrmann. »Ich versichere dich, ich habe das Leben satt und will lieber irgendwo als Knecht arbeiten, als wie hier so miserabel meine Tage verbringen. Wir leben, d. h. wir essen und trinken; das ist aber auch Alles; wir sind wie die Schulbuben, die angezogen werden, die ihren Kaffee und ihr Mittagessen erhalten, aber wenn sie ein Taschengeld verlangen, auf die Finger geklopft werden.«

»Es ist empörend,« erwiderte der Jäger, »und du wirst sehen, mit uns wird's nicht mehr anders. Die Alte verdient viel lieber des Jahres ihre Tausend Gulden weniger, als daß sie uns wieder hinaus läßt, wie früher. Wir sollen hier in der Unthätigkeit verderben und verlahmen.«

»Weßhalb thun wir's?« fragte giftig der Fuhrmann. »Mir steht die ganze Wirthschaft bis hier oben; hast du heute Abend bemerkt, als wir in's Bierhaus gingen, wie der alte Kerl ein Gesicht machte, wie wir kamen? Freilich hatte ich kein Geld, aber das war früher auch oft der Fall, und da sprangen sie doch, als wenn wir Grafen und Herren wären. Ich versichere dich, Conrad, die Alte hat unserem Credit geschadet; und wenn uns nicht die Frau bedient hätte, so wäre uns – straf mich Gott! – die Schande angethan worden, daß wir trocken dagesessen wären. Sollen wir das alles so hinunter schlucken?«

»Und ich meine Prügel von neulich?« nahm ingrimmig der Jäger das Wort. »Meinst du, das hätt' ich vergessen? Sieh, Fritz, damals hat es mir in der Hand gejuckt, und es hätte was Garstiges geschehen können, wenn – —«

»Du nicht hinter der Bettlade festgesteckt wärest!« lachte der Fuhrmann.

»Und du thätest besser, darüber keine schlechten Witze zu machen,« fuhr der Jäger fort; »du am allerwenigsten; du hättest dich für mich verwenden sollen und mit der Alten ein vernünftiges Wort sprechen, oder sie sanft am Arm zurückhalten; aber statt dessen krochst du unter die Bettdecke und ließest mir geschehen, was da wollte.«

»Nun, das muß ich sagen,« sprach der Fuhrmann, »du kennst die Alte doch, beim Blitz, gerade so wie ich. Das hätte was genützt! Sie wäre dann über uns beide hergefallen. Nein, nein. Alles zu gleichen Theilen, ich meine Kopfwunde, du deine Prügel, das hebt sich auf.«

»Ich will nicht mit dir streiten,« sagte verdrießlich der Jäger. »Aber hast du wirklich vor, was zu wagen, daß wir für eine Zeit lang aus dieser verdammten Lage heraus kommen und ein Bischen Luft schöpfen können? Ich bin dafür mit Leib und Seele.«

»Darauf rechne ich,« antwortete der Fuhrmann und trommelte mit den Füßen auf die Bettlade.

»Und was geschieht, muß noch heute Abend geschehen,« meinte der Jäger.

»Das, denke ich, ist auch meine Idee. Gieb nur Achtung, es wird hohe Zeit sein, da drüben dem alten Thier, der Schilder, zuzukommen. Sie hat nichts Gutes im Sinne.«

»Was kann sie mit uns wollen?« lachte der Jäger.

»Narr! mit uns freilich nichts,« sagte der Fuhrmann; »aber mit unserem Gelde. Meinst du, sie habe vor, mit uns zu theilen? – Gott bewahre! Wenn wir ihr nicht noch heute Abend einen Besuch machen, so haben wir sie zum letzten Mal gesehen.«

»Und du meinst, sie könnte davon gehen,« fragte erstaunt der Jäger, »und ihre Wirthschaft dahinten lassen?«



»Was Wirthschaft!« entgegnete Fritz. »Von dem, was drüben ist, gehört ihr keine Glasscherbe.«

»Und der Wein in ihrem Keller?«

»Was so ein Jäger nicht für ein gutmüthiger Narr ist!« antwortete lachend der Fuhrmann. »Wein im Keller, sagst du? Sie hat ebenso wenig mehr welchen, wie sie außer uns Kunden hat; ich merke schon seit einigen Tagen, daß das letzte Faß leer ist; ich schmecke so was augenblicklich. Und was sie uns des Abends zu trinken giebt, das holt sie Nachmittags im Krug aus irgend einer anderen Weinschenke.«

»Du kannst Recht haben,« entgegnete nachdenkend der Jäger. »Mir ist es wahrhaftig auch schon so vorgekommen, und wir sind demnach in unserem Rechte.«

»Das will ich meinen!« lachte der Fuhrmann; »sehr in unserem Rechte! und wenn wir hinübersteigen und ein freundliches Wort mit der alten Schilder reden, so thun wir nach der Vorschrift und haben als gute Haushalter nach dem Unserigen ausgeschaut.«

»So sei es!« sprach der Andere und blickte nachdenkend in das Licht der Gaslaterne, die ihren falben Schein über sein Gesicht ergoß, über sein Gesicht und das des Bruders; und als sich nach einem Augenblicke Beide gegenseitig betrachteten, so machte Jeder die Bemerkung, der Andere sehe sehr bleich aus.

Zehn Uhr war's an demselben Abend. Es regnete noch immer trübselig und langsam fort, die Dachrinnen sprudelten und klapperten, die kleinen, fast vertrockneten Rinnen waren angeschwollen und brausten durch die Straßen, und in den feuchten Pflastersteinen spiegelte sich das Licht der Straßenlaternen in langen, röthlich zitternden Streifen; und wenn der Wind, der sich zuweilen erhob, in das gläserne

Gehäuse dieser Laternen drang und die Flammen hin und her wehte, so zerriß der Schein auf dem Boden, und Licht und Schatten jagten und verdrängten einander. Es war ein Wetter, von dem der ruhige Bürger sagt, man solle bei einem solchen keinen Hund auf die Straße jagen, und deßhalb waren Plätze und Gassen weit und breit leer. Die Bewohner der unteren Stadtviertel um den Markt, welche früh am Tage an ihre Geschäfte mußten, suchten dafür auch zu guter Zeit ihre Betten, woher es denn kam, daß um diese Nachtstunde hier Alles in tiefer Ruhe und Finsterniß begraben lag.

Das Schoppelmann'sche Haus machte hievon keine Ausnahme. Das große Hofthor war verschlossen und klapperte nur zuweilen in seinen Angeln, wenn ein Windstoß durch den Hof und durch den Thorweg sauste. Dann erzitterte es leise und stöhnte, und die großen Hunde, die dahinter lagen, fuhren in die Höhe und knurrten und schlugen auch wohl ein paar Mal laut an; dann aber schienen sie zu merken, daß es blos der Luftzug sei, was sie beunruhigte, und legten ihren Kopf wieder auf die Vorderpfoten, um fortzuschlafen.

Da klang es vor dem Fenster der Gebrüder Schoppelmann scharf und durchdringend, wie wenn man Eisen auf Stein wetzt, und daraus hörte man die Stimme des Fuhrmanns, welcher leise, aber eindringlich sagte: »Heb' doch in's Teufels Namen das Gitter mehr in die Höhe! Die Musik wird uns noch die Alte aus dem Schlafe auf den Hals laden. Halte fest! – So. Steig' ruhig hinaus.«

»Ich habe doch noch heute dieses alte Eisenwerk mit Oel geschmiert!« brummte der Jäger. »Weiß der Henker, was dem einfällt!«

»Die Nässe,« antwortete der Fuhrmann. »Aber jetzt komm!«

Und damit waren sie von der Fensterbank herabgeglitten und wandten sich dem musikalischen Hause zu, an dessen Mauern sie dicht vorbei bis zur Schenke der Frau Schilder gingen.

Hier war alles so dunkel und öde, wie in den anderen Häusern, die Thüre fest verschlossen, die Läden zugemacht; kein Lichtstrahl sagte denen da draußen, ob die Besitzerin noch auf sei und daß sie Hoffnung hätten, noch eingelassen zu werden.

»Sollen wir das gewöhnliche Zeichen machen?« fragte leise der Jäger.

»Gewiß nicht,« entgegnete der Fuhrmann; »auf das hin wird sie uns nicht öffnen. Ich will dir etwas sagen: du bleibst hier an der Thüre stehen; ich gehe hinten um's Haus herum, springe über die Mauer in den Hof des alten Klosters, wo das Fenster der Hinterstube hinaus geht, da wird sie sitzen und mir gutwillig aufmachen. – Gutwillig,« setzte er leise lachend hinzu, »wenn ich sie überrasche und erschrecke. Du mußt aber hier bleiben; denn wenn ich hinten anklopfe, könnte sie am Ende hier zur Thüre hinaus das Haus verlassen wollen.«

»Also wenn sie hier hinaus wollte –?« fragte der Jäger.

»So hältst du sie zurück,« antwortete bestimmt der Fuhrmann, »verhinderst sie vor allen Dingen am Schreien; das wirst du doch wohl können. Du nimmst sie einfach am Halse und hältst sie fest.«

»Gut!« sagte der Bruder; »ich will's besorgen.« Damit drückte er sich so dicht wie möglich an die Hausthüre, einestheils um im tiefen Schatten derselben nicht gesehen zu

werden, anderentheils um den herabfallenden Regentropfen zu entgehen.

Der Fuhrmann ging um das Haus herum; da war hinter demselben eine kleine Mauer, die er leicht übersprang und sich nun auf einem öden Platze befand, einem ehemaligen Klosterkirchhofe, den aber die herandrängenden Häuser nach und nach verengt hatten, so daß derselbe, der ehemals eine weite Fläche einnahm, jetzt auf etwa hundert Schuh im Quadrat zusammen gedrückt war. Aber alles Unheimliche des ehemaligen weiten Platzes mit seinen Grabsteinen, Kreuzen, zerbrochenen Sarkophagen hatte sich ebenfalls hier zusammen gedrängt, und um zu dem Fenster zu gelangen, welches von der Hinterstube der Madame Schilder auf diesen Platz führte, mußte man über große Haufen dieser Gegenstände hinwegklettern, was denn auch der Fuhrmann leise und umsichtig that.

Er hatte richtig geahnet; die Fenster waren, wenn auch schwach, erleuchtet, und als er langsam näher schlich, sah er die Frau Schilder an ihrem Tische sitzen; sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und las in einem großen Buche. Es war augenscheinlich eine Bibel.

Im ersten Augenblicke lächelte der Fuhrmann darüber und schüttelte den Kopf, im nächsten Augenblicke aber befremdete ihn doch das Treiben der Frau, als er sah, wie sie mit ihren Augen gierig über die Blätter hinfuhr, wie ihr Haar so zerstört, ihr Gesicht so bleich war. Zuweilen blickte sie in die Höhe und schüttelte mit einem unsäglich trostlosen Blicke den Kopf, als wollte sie sagen: das alles, was sie hier lese, bringe ihr doch keinen Trost. Und so mochte es wohl auch sein; denn nachdem sie eine Zeit lang in die Blätter gestarrt, nahm sie ein Messer, das neben ihr auf dem Tische

lag, schlug das Buch zu, steckte alsdann das Messer auf's Geradewohl zwischen die Blätter und begann dann wieder eifrigst eine so durch den Zufall aufgeschlagene Stelle zu lesen.

Da rollte ein Stein unter den Füßen des Fuhrmanns hinweg und polterte dumpf an die Wand des Hauses. Entsetzt fuhr die Frau in die Höhe und starrte mit einem schrecklichen Blicke nach dem Fenster. Ihre Angst schien sich auch nicht zu vermindern, als nun der Fuhrmann leise an die Scheiben klopfte. Einen Augenblick blieb die Frau unschlüssig stehen, dann machte sie eine zuckende Bewegung gegen das Fenster hin, wandte sich aber, ehe diese noch ganz ausgeführt war, wieder nach der Thüre, ohne auch diese erreichen zu können; denn sie war zu jedem Schritte unfähig, sie zitterte an allen Gliedern.

Jetzt klopfte der Fuhrmann stärker an das Fenster, legte auch seinen Mund dicht an die Scheiben und sagte: »Macht doch keine Faxen, Schilderin! Ich bin's ja, Fritz Schoppelman; wir wollen nur ein kleines Glas Wein bei euch trinken. Oeffnet die Thüre oder das Fenster, wie Ihr wollt.«

Auf diese Worte hin machte die Frau eine hastige Bewegung, das Zimmer zu verlassen. Doch schien sie sich an der Thüre eines anderen zu besinnen; sie warf einen trostlosen Blick rings um sich, dann trat sie seufzend an das Fenster.

»Was wollt ihr?« fragte sie den Fuhrmann, der jetzt sein ganzes Gesicht und so lächelnd als möglich am Fenster zeigte.

»Was ich will?« entgegnete er. »Nun, das ist einmal wieder eine lächerliche Frage! Ich habe es Euch ja schon gesagt: ein Glas Wein trinken. Oeffnet nur jetzt das Fenster oder vorn die Hausthüre.«

»Wollt ihr denn bei mir einsteigen wie ein Dieb in der Nacht?« versetzte die Frau, indem sie sich an einer Tischecke festhielt und ihren Körper schien ein leichter Schauder zu überfliegen.

»Was Dieb!« antwortete grinsend der Fuhrmann. »Sind wir nicht eure guten Freunde, mein Bruder und ich?«

»So, ist der Jäger auch da?« fragte die Frau, und blickte aufmerksam zum Fenster hinaus, wobei man auf ihrem Gesichte sah, daß ihr die Anwesenheit des jüngeren Bruders nicht so unangenehm war, wie die des älteren.

»Er steht draußen vor der Hausthüre,« murrte der Fuhrmann. »Aber jetzt macht endlich einmal auf! Ich habe es satt, hier im Regen zu stehen.«

Der Fuhrmann, der sich nun an die Scheiben legte, hörte, wie die Frau wirklich die Hausthüre öffnete, und gleich darauf sah er sie mit seinem Bruder zurückkommen. Der Jäger konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, als er den Andern so draußen vor dem Fenster im Regen stehen sah und als er vernahm, wie die Wirthin hoch und theuer schwor, ihr Fenster öffne sie nicht, und wenn der Fuhrmann in's Haus wolle, so solle er nur getrost vorn zur Thüre hereinkommen.

Das that er denn auch, und wenige Minuten nachher trat er in's Zimmer und setzte sich an dem alten schwarzen Tische nieder, vorn hin in den Schein der Lampe, während der Jäger sich etwas zurückzog und sich absichtlich oder unabsichtlich in dem Schatten niederließ. Die Frau stand an dem Tische und blickte den Fuhrmann fest an.

Dieser hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt, streckte die Beine weit von sich und pfiff eine Melodie dazu, während er den – wir möchten sagen: starren – Blick der Frau fest aushielt.

»Was wollt ihr also?« fragte diese.

»Vorderhand ein Glas Wein trinken,« entgegnete ruhig der ältere Schoppelmann.

Einen Augenblick schwieg die Frau still, dann sagte sie trotzig und bestimmt: »Ich habe keinen mehr, das Faß ist leer.«

»Keinen Wein mehr im Hause?« fragte der Fuhrmann lächelnd und versuchte es, mit seinem Bruder einen Blick zu wechseln, was aber unmöglich war, da dieser fast hinter ihm saß.

»Nicht einen Tropfen!« sagte die Frau, ohne irgend eine Bewegung zu verrathen. Auf morgen erhalte ich neuen, und dann steht mein Haus wieder zu euren Diensten.«

»So, also auf morgen?« antwortete lächelnd der Fuhrmann. »Das ist doch eine schlechte Wirthschaft, die ihren Wein ausgehen läßt; das thut man nur dann, wenn man das ganze Geschäft aufgeben will. Habt Ihr das vielleicht im Sinn, Frau Schilder?« Dabei blickte er die Frau lauernd an.

Diese zuckte die Achseln und entgegnete: »Wer weiß, was geschieht über kurz oder lang! Es kann wohl sein, daß ich es nicht wünsche, mein Leben hier in diesem Winkel zu verbringen. – So Gott nämlich will,« setzte sie leiser hinzu und blickte auf eine sonderbare Art um sich.

»Wenn Ihr also keinen Wein habt,« fuhr der unerschütterliche Fuhrmann fort, indem er seine rechte Hand aus der Hosentasche hervorzog, zu gleicher Zeit aber ein großes Einschlagmesser, das er langsam öffnete und damit den Rand des Tisches beschnitzelte; »wenn Ihr also keinen Wein mehr habt,« wiederholte er, »so wollen wir trocken von Geschäften reden; denn Wasser mag ich keines saufen.«

In dem Herausziehen des Messers lag an sich nichts Besonderes und ebensowenig darin, daß er von dem Tische kleine Stücke herunterschnitt. Er pflegte das beständig so zu machen, es war das, während er Wein trank, ein kleines Privatvergnügen für ihn. Obgleich nun die Frau diese Spielerei hundert Mal gesehen hatte und nie etwas dahinter gesucht, so erblaßte sie jetzt doch, als der Fuhrmann sein blitzendes Messer öffnete, und sogar der Jäger in der Zimmerecke schien unruhig auf seinem Stuhle hin und her zu rücken.

»Wir wollen also von Geschäften reden,« sagte der Fuhrmann, ohne in die Höhe zu blicken.

»Von Geschäften?« wiederholte die Frau mit tonloser Stimme; »das haben wir ja schon heute Mittag gethan.«

»Ganz richtig!« meinte der Fuhrmann, »ohne aber zu einem Resultat zu kommen.«

»Zu welchem Resultat?«

»Nun, zu einem klingenden!« lachte der Fuhrmann. Doch war dieses Lachen ein erkünsteltes, und seine Züge nahmen gleich darauf einen fürchterlichen Ernst an. »Wir brauchen Geld!« sagte er finster und trotzig, »ich und mein Bruder, viel Geld; wir haben keinen Kreuzer, Ihr habt genug.«

»Du mein Gott!« unterbrach ihn die Frau und wollte lächeln. Aber dieses Lächeln verwandelte sich in den Ausdruck höchsten Schreckens, als der Fuhrman sie jetzt mit seinen seltsam funkelnden Augen fest ansah. — »Geld?« fuhr sie mit leiser Stimme fort. »Woher soll ich solches nehmen? — Nun ja, wenn ihr es denn wollt, so will ich morgen früh nachsehen, wo ich etwas bekomme.«

»Morgen früh?« lachte hämisch der Fuhrmann. »Wie Ihr so schlau seid! — Was morgen früh!« fuhr er plötzlich mit



barscher Stimme fort, »sollen wir uns wieder von Euch zum Narren halten lassen? Rückt heraus damit!« rief er aufspringend, »Ihr habt Geld genug im Hause; ich rathe Euch, laßt Euch nicht lumpig finden! 's könnte Euer Schaden sein!«

»Aber was wollt ihr denn?« entgegnete erbleichend die Frau und machte ein paar Schritte rückwärts der Thüre zu.

»Nicht von der Stelle!« schrie erbost der Fuhrmann und faßte sie mit seiner schweren Faust am Handgelenk. »Ich will euch sagen, was wir wollen: das Geld der alten Jungfer wollen wir.«

»Ihr habt ja Euren Theil,« sagte zitternd die Frau.

»Was Theil!« fuhr der Fuhrmann fort. »Ihr habt an tausend Gulden baar da liegen, die will ich und das Papier von dreitausend Gulden als Pfand nehmen. Seht, Euch traue ich nicht so weit. – Ja als Pfand will ich sie nehmen, die Verschreibung, denn Ihr würdet uns doch keinen Kreuzer davon geben. Ja und lieber noch will ich das Papier zerreißen, als es in Euren Fingern lassen.«

Die Frau wußte einen Augenblick nicht, was sie darauf antworten sollte. Sie hatte wohl schon mit dem Fuhrmann ähnliche Szenen erlebt, doch war sein Blick bei diesen Veranlassungen nie so abscheulich gewesen, wie heute Abend; sie hatte sich nie so erschüttert und rathlos gefunden, wie in diesem Augenblicke.

»So wollt ihr mich also berauben?« sagte sie nach einer längeren Pause. »Ihr – zwei Männer eine schwache Frau? Es ist weit mit euch gekommen.«

»Da habt Ihr Recht!« entgegnete ingrimmig der Fuhrmann, »es ist weit mit uns gekommen. Aber wer ist daran Schuld, als Ihr schlechtes Weibsbild? Wer hat uns seit Jahren in dieses Haus gezogen, wer hat uns leichtsinniger Weise

geborgt, Geld und Wein? Wer hat an Zahlungs Statt lachend die Waaren angenommen, die wir unserer Mutter drüben gestohlen? – Ihr – Ihr und wieder Ihr!«

»Ja, das könnt Ihr nicht läugnen,« mischte sich der Jäger in's Gespräch, »das habt Ihr alles gethan, und auch den Gedanken angegeben zu der Geschichte mit der alten Jungfer drüben.«

»Und wer hat den Kopf in die Schlinge gesteckt?« fuhr der Fuhrmann fort. »Wir Beiden! – Und was haben wir davon? – Nichts, gar nichts! Unseren Theil habt Ihr wieder an Euch gezogen: uns ist, wie gesagt, nicht ein Kreuzer geblieben.«

»Das ist alles wahr,« bekräftigte der Jäger die Rede seines Bruders.

»Deßhalb rückt heraus,« fuhr der Andere mit gepreßter Stimme fort, »mit Papier und Geld, oder – es geschieht ein Unglück!«

»Papier und Geld!« wiederholte die Frau; doch klangen diese Worte fast unverständlich. »Alles soll ich hergeben?«

»Alles!« sagte bestimmt der Fuhrmann.

»Wenigstens das baare Geld,« meinte der Jäger. »Seid klug und thut, wie Euch der Fritz gesagt.«

»Also das baare Geld?« fragte die Frau mit einem tiefen Seufzer und blickte rathlos um sich.

»Geld und Papier!« entgegnete mit festem Tone der Fuhrmann.

»Nein, nein! gewiß nicht!« kreischte jetzt die Frau laut auf. »Nein, ihr bekommt es nicht! Lieber könnt ihr mich jetzt gleich auf der Stelle todt schlagen – Räuber und Mörder sein. Aber ihr sollt nicht Alles haben.«

Der Fuhrmann ließ den Arm der Frau los und griff nach seinem Messer, das er auf den Tisch geworfen. Doch drängte ihn der jüngere Bruder in diesem Augenblick zurück und rief: »So seid doch Beide klug und verständig! Gebe Jedes von euch die Hälfte nach! Holt das baare Geld, tausend Gulden voll gezählt, und dafür lassen wir Euch das Papier, bis es umgewechselt ist. Dann wird wieder redlich getheilt.«

Der Fuhrmann wollte etwas heftig entgegenen, doch zog ihn der Bruder einen Schritt zurück und flüsterte ihm zu: »Was nützen dich die Papiere? Sie gehen ja auf ihren Namen; wir können sie doch nicht verkaufen.«

Hierauf entstand eine längere Pause, während welcher der Fuhrmann sein Messer fest in der Hand hielt und die Frau mit einem tückischen Blicke von oben bis unten maß. Seine linke Hand ballte sich auf und zu, und er war anzusehen wie ein wildes Thier, das jeden Augenblick bereit ist, sich vernichtend auf seine Beute zu stürzen.

Die Frau sah und fühlte genau, was in ihrem Feinde vorging, und während sie heftig zitterte, brauchte sie zur Abwehr die einzige Waffe, die ihr übrig blieb: sie gab ihm Blick um Blick zurück und hielt sein Auge fest mit dem ihrigen. Dabei rieselte ihr der Schweiß über das Gesicht herab, und ihre Brust hob sich keuchend.

»Tausend Gulden baares Geld,« sagte beschwichtigend der Jäger.

»Sei es darum!« rief nach einer abermaligen längeren Pause der Fuhrmann und warf sein Messer hinweg.

»So will ich sie holen,« brachte die Frau mühsam heraus und ging mit wankenden Schritten zur Thüre hinaus.

Ihr folgten die beiden Brüder, und während der Fuhrmann dicht hinter der Frau ging, blickte sie sich jeden Augenblick scheu um; sie schien etwas Entsetzliches zu befürchten. An der Treppe brachen ihr fast die Knie zusammen, und während sie langsam hinaufstieg, wischte sie sich mit der linken Hand über das Gesicht und hielt sich mit der rechten krampfhaft am Geländer.

Der Fuhrmann blickte finster vor sich hin und stützte sich mit dem Arm auf den Treppenhofen. Conrad schlich an die Hausthüre und horchte hinaus, ob sich auf der Straße nichts rege. Aber da vernahm er nichts, als das Plätschern der Regentropfen und das Sausen des Windes, wenn er um die Straßenecke herumfuhr.

Die Frau blieb ziemlich lange aus.

»Was meinst du,« sagte der Fuhrmann, nachdem sie einen Augenblick gewartet, »sollen wir nicht ebenfalls hinaufsteigen und nachsehen, was sie droben in ihrer Kiste hat.«

Doch der Jäger schüttelte mit dem Kopfe und erwiderte sonderbar lächelnd: »Lassen wir das; wir wollen ihr ja nichts gewaltsam wegnehmen. Was sie uns freiwillig anleiht, damit sind wir zufrieden.«

Jetzt erschien auch die Frau wieder oben an der Treppe. Sie trug eine Lampe in der rechten Hand und hielt mit der linken ihre schwarze Merinoschürze fest, in welcher sich etwas Schweres zu befinden schien. Ihr Gesicht war furchtbar bleich und entstellt. Schon erhob sie den Fuß, um die erste Stufe hinab zu steigen, da zog sie ihn wieder zurück und blieb plötzlich droben wie angebannt stehen. Ihr Augen öffneten sich entsetzlich weit und starrten ohne allen Ausdruck

vor sich hin. Es war ein so unheimlicher Anblick, daß Conrad die Augen wegwandte und selbst der Fuhrmann mit der Hand über das Gesicht fuhr.

Immer noch stand die Frau oben, und ihr Blick wurde gläsern und kalt. Plötzlich fing sie an zu schwanken, die Lampe entstürzte ihrer Hand und erlosch.

Die beiden Brüder sahen nichts mehr.

Das Licht aus der Hinterstufe warf noch einen zweifelhaften Schein in den Hausflur. Sie sahen nichts mehr; aber was sie hörten, war um so fürchterlicher. Es klang wie ein tiefer entsetzlicher Seufzer, wie ein kurzer, trostloser Hülfefruf; dann klapperte es auf der Treppe und klingelte wie Geldrollen, die herab geworfen werden, und wie wenn aus den zerborstenen Hülsen die einzelnen Geldstücke herausrollten. Darauf hörten sie einen harten Fall; ein schwerer Körper rollte die Treppe herab, und der Fuhrmann, der sich entsetzt vorbeugte, um in der Dunkelheit etwas zu sehen, fuhr erschreckt zurück, denn eine kalte, leblose Hand streifte sein Gesicht.

Da sträubte sich sein Haar empor, und obgleich er sich bezwang und in die Hinterstube eilte, das Licht zu holen, so zitterte doch seine Hand, und die Knie brachen fast unter ihm zusammen.

Der Jäger hielt sich an dem Treppenpfosten, und als sein Bruder mit der Lampe zurückkam, um das Gräßliche, das sich hier begeben, zu beleuchten, kehrte er scheu seinen Blick ab und wandte sich der Hausthüre zu.

Das Leben der Frau Schilder hatte ein plötzliches Ende genommen; die kalte Hand des Todes hatte den Faden desselben zerrissen in dem Augenblicke, als man sie gezwungen, ihr Liebstes zu opfern. Sie war mit dem schrecklichsten

Bewußtsein gestorben, und die letzte Viertelstunde ihres Lebens mit dieser entsetzlichen Qual, vielleicht vermischt mit der Ahnung ihres nahen Todes, war eine fürchterliche Strafe für alles, was sie Uebles auf dieser Welt gethan.

Der Fuhrmann hatte es auch nur eine Secunde vermocht, diesen Anblick zu beleuchten. Da lag die Frau blutend an der Treppe in ihrem verschossenen schwarzen Merinokleide mit erdfahlem Gesichte. Und das Gräßlichste dabei war: um sie herum ausgeschüttet – dieser Todten zu einer fürchterlichen Verzierung – lagen goldene und silberne Münzen. Wie gesagt, nur einen Augenblick vermochte es der Fuhrmann, dorthin zu blicken. Hastig stellte er die Lampe auf den Boden, riß seinen Bruder, der zitternd an der Thüre stand, am Arm und eilte mit ihm hinaus auf die Straße, die Hausthüre hastig hinter sich zuwerfend.

Erst als die Beiden wieder in ihrem Zimmer waren und das ausgenommene Gitter wieder vor dem Fenster befestigt hatten, war es ihnen möglich, das, was soeben geschehen, mit etwas ruhigerem Blute zu überlegen. Der Fuhrmann faßte sich zuerst und schlug sich vor den Kopf, seine Dummheit verfluchend, daß er nicht wenigstens so viel als möglich von dem Gelde aufgerafft, wogegen der Jäger versicherte: nicht um alle Schätze der Welt möchte er ein Stück von dem Geld in seiner Hand wissen.

Der Fuhrmann hatte auch noch an andere Sachen gedacht; denn nachdem er eine Zeit lang in sich versunken auf seinem Bette gesessen, fuhr er plötzlich in die Höhe und sagte mit unsicherer Stimme: »Das ist ein großes Unglück, Conrad! Wir müssen fort, noch heute Nacht. Man wird uns für – die Mörder der Frau drüben halten.«

»Um so gewisser wird man das thun,« entgegnete der Jäger, »wenn wir entfliehen. Bah! welches Anzeichen könnte auf uns deuten?«

»Viele!« sprach ernst der Fuhrmann; »unter anderen mein Messer, das ich drüben weggeworfen.«

»Hast du das gethan?« fragte schauernd der Jäger. »Das ist schlimm, sehr schlimm! Wir können es nicht wieder holen.«

»Leider nicht; die Thüre ist verschlossen,« antwortete der Fuhrmann.

»Auch wenn sie offen stände,« sagte der Jäger, »brächten mich vier Pferde nicht in das Haus hinein. Mir graut davor; ich kann morgen unmöglich dort vorbei gehen.«

»Ich auch nicht,« entgegnete der Fuhrmann. »Deßhalb laß uns für eine Zeit lang unsichtbar werden, bis der Spectakel vorüber ist.«

»Aber wohin?«

»Das ist deine Sache; ich kenne nur die offenen Landstraßen; die Wälder mit den Schlupfwinkeln sind dir bekannt.«

»Gut! so gehen wir über die Grenze bei D. Ich habe dort in der Umgegend einen alten Bekannten, der uns gern eine Zeit lang aufnimmt. Wahrhaftig, du hast Recht, wir wollen fort! Ich hätte doch beim Anblick des verschlossenen Hauses drüben keine ruhige Stunde mehr.«

»Und Verdacht erregt es gewiß nicht, daß wir fort sind,« meinte der Fuhrmann. »Der Frau drüben ist von Menschenhand nichts geschehen, das werden die Doctors schon heraus doctern; und wenn sie auch mein Messer entdecken, so werden sie es neben dem Tische finden, von dem ich Holzsplitter abgeschnitten. — Aber was meinst du, Conrad — einen kleinen Zehrpennig sollten wir doch mitnehmen?«

Bei diesen Worten stieß er ihn mit der Schulter an und machte ein Zeichen mit dem Kopfe nach der Thüre des Nebenzimmers.

»Thu, was du willst,« erwiderte der Jäger; »ich will zu Allem Ja sagen; aber ich bin so abgeschlagen, daß ich weder Hand noch Fuß rühren kann und zu Allem unfähig bin.«

»Laß mich nur machen!« sagte der Fuhrmann, zog seine Stiefel aus und schlich sich auf den Strümpfen zur Thüre hinaus.

Conrad, der Jäger, blieb auf dem Bette sitzen und sah wieder in die Nacht hinaus und auf den Schein der Gaslaterne drüben an der Straßenecke. Doch kehrte sein Blick wieder von dort zurück und heftete sich mit einem unbeschreiblichen Grauen auf die Thüre des kleinen Wirthshauses drüben, die sie vorhin so fest verschlossen hatten. Wenn aber der Schein der Laterne darüber hinfiel und das Licht, vom Winde bewegt, hin und her flackerte, so war es ihm gerade, als bewege sich die Thüre, als öffne sie sich leise, und als schaue eine schwarze Gestalt heraus: die Frau Schilder mit einem blendend weißen Gesichte – und zeige auf ihn und nicke ihm zu, und alsdann glaubte er die Worte zu hören: das ist auch einer von den Beiden, die mich in den Tod gejagt. Da sitzt er.

Nach solchen Bildern, die ihm seine Phantasie vorspiegelte, sprang der Jäger entsetzt von dem Bette auf und fand, daß es ihm unmöglich sei, in diesem Hause zu bleiben und so Tag und Nacht die Thüre drüben vor seinem Blicke zu haben. Er langte sein Gewehr von der Wand herunter, seine Jagdtasche und seinen Hut, sah nach Pulver und Blei und hielt nur in dieser Arbeit inne, um auf leise Schritte zu lauschen, die sich vom Nebenzimmer her näherten.



Es war der Fuhrmann, der von dort zurück kam und nun die Worte sprach: »Es ist Zeit – komm!«

Fritz nahm ebenfalls einen alten Jagdranzen von der Wand, den er sich umhängte, und als dies geschehen, ließ er etwas hineingleiten, das klang, als seien es schwere Geldstücke in einem Säckchen.

Darauf verließen Beide das elterliche Haus, ohne sich viel umzuschauen, ohne viel zu reden. Als sie an dem Hause der Frau Schilder vorbei kamen, blieb der Jäger zitternd einen Augenblick stehen und horchte. Er meinte, er höre etwas in dem Hause; doch zog ihn der Bruder brummend mit fort. –

Die Frau Schilder hatte wenig Bekannte, Freunde wohl gar keine, weßhalb es denn auch wohl kam, daß Niemand darauf achtete, daß ihr Haus ein paar Tage verschlossen blieb und kein Mensch aus und ein ging. Es war schon oftmals vorgekommen, daß sich die Thüre längere Zeit nicht geöffnet, und Niemand hatte Arges dabei gedacht. Wer weiß auch, wie lange es noch gedauert hätte, bis man Verdacht geschöpft, daß hier etwas Unheimliches geschehen, und man das Haus gewaltsam erbrochen, wenn nicht ein Paar Buben, die zwei Tage nachher auf der Treppe vor der verschlossenen Thüre spielten, einen vorübergehenden Mann aufmerksam gemacht hatten auf kleine schwarze Tropfen, die über der Thürschwelle herabgeriesel, dort fest getrocknet waren und die wie Blut aussahen.

#### SIEBENUNDVIERZIGSTES CAPITEL.

*Erzählt von einigen Theatervorstellungen, und setzt den Leser in Kenntniß, auf welche Art Herr Hannibal zum Künstler gebildet wird.*

In Schloßfelden hatte man unterdessen unter dem Schutz und der Fürsorge des concessionirten Schauspieldirectors Müller, unseres guten Bekannten, das Publicum schon einige Mal mit klassischen Vorstellungen beglückt, und wir müssen gestehen, daß die Saison sich außerordentlich gut anließ. Der Saal war zum Erdrücken voll und kein Platz mehr zu haben gewesen, sowohl bei der Vorstellung »die Räuber auf Maria-Culm«, als der des »Hans Sachs«, noch mehr aber bei einer neuen Bearbeitung der »Genovefa«, dem Meisterwerk eines jüngeren Dramatikers, das sich der Schauspieldirector unter der Hand zu verschaffen gewußt hatte. In dieses letztgenannte Stück – es hatte sechs Acte und ein Vorspiel – war alles hineingelegt, was sich in der menschlichen Brust an Leidenschaften, an Tugenden und Fehlern bewegt und je bewegt hat, ferner alle Situationen, die einem geschickten Theatermeister einen Raum ließen, sich in der Luft und auf der Erde in Feuer und Wasser, im Orient und Occident vermittelst Maschinerieen und Decorationen bewegen zu können. Ja, eine Scene spielte in der Wüste, und hier führten sich die wilden Thiere des Waldes so lieblich und anständig redend ein, daß es zum Erstaunen war.

In diesem Stücke nun hatte unser vortrefflicher Herr Welten den Ritter Siegfried gespielt (es war seine Antrittsrolle), und Herr Müller, ebenfalls als solche, den grausamen Golo. Herr Hannibal, auf dessen Dressur sich nun nicht absonderlich zu verlassen war, gab einige Thiere des Waldes in höchster Natürlichkeit und zum größten Vergnügen namentlich der letzten Plätze.

Eugen fand dieses Publicum außerordentlich dankbar und bemerkte zu seiner großen Freude, mit wie Wenigem man es zufrieden stellen könne. Da fiel es Keinem ein, zu

bemerken, daß der Mantel des Ritters Siegfried im nächsten Augenblicke auf den Schultern des grausamen Golo erschien; noch viel weniger aber schien das Auditorium eine Ahnung davon zu haben, daß die beiden anständigen Ritterschwerter, die sich in der Requisitenkammer voranden, zum beständigen Dienst auf der Bühne verurtheilt waren. Und doch ging es einmal nicht anders: der Abstürzende hatte nichts Eiligeres zu thun, als, hinter den Coulissen angekommen, das Schwert sammt Scheide, oftmals auch Hut und Mantel, abzuwerfen, worein sich nun der Feind kleidete und, nachdem dies geschehen, von der anderen Seite ruhig, aber majestätisch auftrat. »Ha!« sprach er, »dorthin eilt der Verräther! Noch seh' ich die Federn seines Hutes flattern, noch seh' ich sein Schwert blitzen. – Weh ihm!«

Wie gesagt, die Zuschauer Schloßfeldens waren genügsam und zufrieden, und jede Vorstellung wurde von einer anständigen Einnahme, sowie von donnerndem Applaus gekrönt. Der Schauspieldirector war äußerst zufrieden mit dem Engagement unserer drei Bekannten und sprach dies bei der ersten Theilung, am Abend der ersten Vorstellung, unverhohlen aus. Das war bei dem schönen Momente, wo der Vorhang wieder aufgezogen und ein paar Fenster geöffnet wurden, um einige frische Luft herein zu lassen. Da fand sich die ganze Gesellschaft, nachdem sie sich wieder in ihren gewöhnlichen Anzug geworfen, auf der Bühne zusammen; die Principalin saß an einem kleinen Tische, hatte vor sich die Kasse stehen und ein ziemlich schmieriges Papierheft, worin die Namen der Künstler, sowie der Antheil, der ihnen zukam, verzeichnet war. Aber Alles im Leben hat seine Schattenseiten, so auch dieses Buch: denn es war zugleich ein Abrechnungsconto zwischen den Mitgliedern und dem

Principal, und das »Soll« desselben oftmals, wie z. B. bei dem Herrn Trommler, mit unangenehmen Zahlen bedeckt.

Die Theilung ging vor sich; der Heldenspieler, Herr Holder, strich sein Geld mit einer Miene der Geringschätzung ein, mit der Geberde des Capitalisten; dem es einmal Spaß macht, statt sich immer in großen Zahlen zu bewegen, einen kleinen, unbedeutenden Verdienst der Merkwürdigkeit halber in Empfang zu nehmen. Herr Trommler ging leicht und gewandt auf die Principalin los, schaute mit einem schmerzlichen Blicke auf die rechte Seite des Buches, wohin der Finger der Madame Müller wies, und strich seufzend das Geld ein, das ihm hingeählt worden. Jetzt kam die Reihe an die drei neu Engagirten, denen man, wie sich von selbst versteht, eine frische Seite eingeräumt hatte. Mit einem wohlwollenden Lächeln zählte die Principalin ihren Abendantheil hin, während sich der Principal schmunzelnd auf den Tisch stützte, wobei seine heitere Miene sagen wollte: nicht wahr, das ist schon etwas? Man stellt sich nicht so schlecht bei mir. Doch wer beschreibt das Erstaunen dieses würdigen Mannes, als Eugen seinen Antheil, sowie den des Herrn Müller leicht mit der Hand zurück schob und die Versicherung gab, es sei ihm unmöglich, für die jetzige Zeit, die er als eine Lehrzeit betrachte, sich bezahlen zu lassen, »Ich, sowie mein College, der Herr Müller,« setzte er hinzu, »haben, Gott sei Dank, noch einiges Erspartheil und werden uns nur dann entschließen, eine Gage von Ihnen zu nehmen, wenn wir einmal einsehen, daß wir Ihnen von wirklichem Nutzen sind. Was dagegen den Herrn Hannibal anbetrifft,« fuhr er fort, indem er diesem herbei rief, »so verhält sich die Sache anders. Er soll sein Geld nehmen,« setzte Eugen leise hinzu; »so ungeschickt er sich auch anzustellen pflegt, so ist doch

dieser junge Mann im Stande, Ihnen den allergrößten Nutzen zu bringen.«

Der Schauspieldirector sah ihn erstaunt an.

»Er hat seine Launen,« fuhr Herr Wellen ruhig fort; »aber wenn er in seinem eigentlichen Fache arbeiten will, so setzt er die Welt in Erstaunen.«

»Und was ist sein eigentliches Fach?« fragte der Principal.

»Das steht ihm doch auf seinem Gesichte geschrieben,« entgegnete Eugen. »Haben Sie je Züge gesehen, die mit einer kleinen Aufbesserung von Kreide und Schminke eine vollkommeneren und herrlicheren Pierrotmaske geben würden? Vergrößern Sie diesen an sich großen Mund nur um ein Weniges, malen Sie diese Unterlippe nur ein Geringes dicker, und das Publicum, das ihn sieht, stirbt vor Lachen.«

Der getreue Diener, der bei Nennung seines Namens näher herbei geschlichen war, hörte mit nicht geringem Erstaunen so viel zu seinem Lobe sagen, und da ihn dies ungewein überraschte, und sich diese Ueberraschung auf seinem ohnehin nicht geistreichen Gesichte deutlich und vorthelhaft aussprach, so hatte er in diesem Augenblicke wirklich ganz das Ansehen eines Pierrot, der so eben von Harlekin die schönsten Schläge bekommen.

»Sie bringen mich da auf eine Idee,« sagte lächelnd der Schauspieldirector, indem er seine rechte Hand in die Seite stemmte und mit der linken das Kinn unterstützte. »Pantomimen und dergleichen ist eine Leibspeise für das Publicum; aber seit mein armer, dicker Komiker starb —«

»Der von der Kugel herabrollte?«

»Derselbe. — Seit er nicht mehr ist, war ich nicht mehr im Stande, dergleichen zusammen zu bringen.«

»Mit Hannibal ist Ihnen geholfen,« sagte Eugen mit einer Bestimmtheit, die allen und jeden Zweifel niederschlug. Er faßte den Arm des Directors und fuhr fort: »Wenn ich Ihnen erzählen könnte, was dieser junge Mann in seinem Fache alles schon geleistet hat, Sie würden erstaunen. Aber —«

Hannibal stand noch immer da, stumm bei den Lobeserhebungen seines Herrn, und war nicht im Stande, zu begreifen, wie diese Rede eigentlich zu verstehen sei. Doch strengte er seine großen Ohren übermäßig an, um nicht ein Wort von dem zu verlieren, was Eugen im Begriffe war, noch ferner zu seinem Lobe oder Tadel vorzubringen. Er fand sich jedoch in der Ausübung dieses guten Vorsatzes dadurch gehindert, daß ihm sein Herr mit der freundlichsten Miene von der Welt den Rath gab, sein Geld einzustreichen und sich ein Bischen auf die Seite zu begeben.

Die Principalin schloß schmunzelnd ihre Kasse und ließ sie von ihrer Schwester auf das Zimmer zurück bringen. Herr Wellen und Herr Müller hatten in ihrer Achtung enorm zugenommen, und da Ersterer noch immer bei dem Schauspieldirector stehen blieb, um mit ihm zu plaudern, so konnte sich die Dame ebenfalls nicht entschließen, wegzugehen. Die untere Hälfte ihres Körpers war noch mit einigem Costume versehen; sie hatte die Genovefa gespielt und noch nicht die Zeit gehabt, sich ihres farbigen Rockes, der Tricots und Stiefelchen zu entledigen; auch stak ihr Kopf noch in der halben Wüstenfrisur, wie sie der getreue Gatte in der Wildniß wieder findet. Ueber ihre Schultern aber hatte sie ein großes schwarzes Umschlagtuch genommen, das so ziemlich alles, was man nicht sehen sollte, verdeckte.

»Sie werden sehen, daß ich Recht habe,« fuhr Eugen fort, nachdem sich der Herr Hannibal entfernt hatte. »Aus diesem jungen Manne ist für Ihre Anstalt der größte Nutzen zu ziehen; er ist ein Künstler im besten Sinne des Wortes. Aber er will mit Strenge und Ernst behandelt sein.«

»Ah!« machte der Director, und die Principalin nickte bestimmend mit dem Kopfe.

»Mit Ernst und großer Strenge,« fuhr Eugen fort. »Uebergeben Sie ihm morgen in irgend einer Pantomime eine beliebige Rolle, so wird er auf die Probe kommen und Ihnen sagen, er könne das nicht machen – weil er nicht will. Hartnäckigkeit und Eigensinn sind die Grundlagen seines Characters. Aber wie ich Ihnen schon sagte: er ist ein vortrefflicher Künstler.«

»Also man müßte ihn mit großer Strenge behandeln?« meinte der Director und streichelte seinen langen weißen Rock.

»Mit großer Strenge! zu seinem eigenen Besten allerdings. Und das Gute an diesem Künstler ist, daß er, sobald man ihn ernst und streng behandelt, baldigst einsieht, man habe nur sein Bestes gewollt, und sich alsdann sehr dankbar für die Mühe bezeigt, die man sich mit ihm gegeben.«

»Glauben Sie?« fragte der Director und stemmte beide Arme in die Seiten. »Und sind Sie nicht vielmehr der Ansicht, daß ihn eine etwas harte Ansprache widerwärtig und rapelköpfig machen wird?«

»Gewiß nicht!« entgegnete Eugen. »Ich kenne diesen Character zu genau; mit Güte erreicht man bei ihm gar nichts, mit der größten Strenge aber Alles.«

»Nun, wir wollen sehen!« sagte der Director schmunzelnd. »Aber ich befürchte nur Eines, daß es ihm nämlich bei

solchen künstlerischen Anstrengungen ferner nicht mehr bei uns gefallen möge und er auf und davon gehe. Es wäre mir das doch sehr unangenehm, einen Ihrer Freunde vertrieben zu haben.«

»Unbesorgt!« erwiderte Eugen lachend; »so lange wir dableiben, ist Herr Hannibal ebenfalls engagirt; und wenn er sich je mit Worten oder Mienen Ihrer Zucht oder Ihrem Unterrichte widersetzen wollte, so sagen Sie ihm einfach, Sie sähen sich veranlaßt, ihn von der Gesellschaft zu entlassen, und wollten hingehen und mir dies anzeigen.«

»Schön, schön,« meinte der Schauspieldirector und schnalzte mit den Fingern. »Auf diese Art wäre es denn doch möglich, wieder eine gute Pantomime zusammen zu bringen.«

Die Principalin hatte einfach mit dem Kopfe genickt, und da ihr Herr Hannibal, dem sie eine Gage ausbezahlen mußte, bisher als ein sehr unwichtiges Mitglied der Gesellschaft erschienen war, so gab sie dem Herrn Wellen vollkommen Recht, indem er einen Weg anzeigte, wie dieser junge Künstler brauchbar und nutzbringend zu machen sei.

Demgemäß hatte nun auch der Principal schon am folgenden Morgen die Mitglieder davon benachrichtigt, daß er eine Pantomime einzustudiren Willens sei. Auch wurden die Rollen vertheilt und Herr Hannibal die des Pierrot übertragen. Herr Trommler galt als ein vortrefflicher Harlekin. Doch fand diese Rollenvertheilung zuerst einigen Widerspruch bei der Schwägerin des Directors, welche in Pantomimen die Columbine, in Balleten aber die gefallene Princessin oder sonst irgend eine unterdrückte Unschuld zu machen pflegte. Sie hatte sich den Herrn Hannibal, der sich bereits ihrer Zuneigung in bedeutendem Grade erfreute, als Arlequino gedacht und sich in ihrem Geiste ausgemalt, wie schön es sein



würde, wenn sie, seine zarte Columbina, hier mehrmals Gelegenheit hätte, in seine Arme zu flattern. Dieser Geist des Widerspruches hatte sich durch sie auch des Herrn Hannibal bemächtigt, und er trat vor den Director hin, jeder Zoll ein Künstler. Er hatte den Hut etwas auf das linke Ohr gerückt, hielt die eine Hand in der Rocktasche, während er die andere dazu benutzte, die zu seiner Rede nöthigen Gesten zu machen.

So trat er also vor den Principal, der, in seinen langen, weißen Ueberrock eingeknüpft, die Hände auf den Rücken gelegt, ruhig wartend dastand. Wir glauben schon gesagt zu haben, daß der Principal, Herr Müller, eine große und breite Gestalt hatte, und fügen noch hinzu, daß Herr Hannibal um so viel kleiner war, so daß er, vor dem Principal stehend, an ihm ordentlich in die Höhe blicken mußte.

Kaum hatte der getreue Pierrot in ernstem und bestimmtem Tone seinen dringenden Wunsch ausgesprochen, von der für ihn so passenden Rolle verschont zu bleiben, als ihn der Director streng, fast finster ersuchte, sich vor allen Dingen der Regeln der Höflichkeit zu befleißigen und seinen Hut herab zu nehmen, wenn er mit ihm, als seinem Vorgesetzten, zu sprechen sich erlaube. Bei diesen Worten hatte ein kleines Lächeln auf den Zügen des jungen Künstlers aufzudämmern fast begonnen, doch unterdrückte er es vermittelst eines kräftigen Hustens, als er bemerkte, wie der Principal seine Augenbrauen finster zusammen kniff. Auch wurde nicht nur der Hut sanft herab gezogen, sondern die Hand verlor sich sachte aus der Rocktasche und nahm eine etwas ungezwungenere Stellung ein.

»Was wollen Sie?« fragte Herr Müller ziemlich barsch.

Herr Hannibal sah sich einigermaßen eingeschüchtert und antwortete demgemäß, er habe nur den Wunsch aussprechen wollen, man möge ihm die Rolle des Pierrot nicht übertragen, er bitte vielmehr um die des Harlekin.

»Sie werden die Rolle nehmen, die man ihnen giebt,« sagte streng der Principal, »und werden sich bemühen, aus dieser Rolle etwas Tüchtiges zu machen. Sie haben alles Zeug dazu; auch weiß ich, daß Sie auf bedeutenderen Theatern, wie das meinige, in diesem Fache schon Tüchtiges geleistet haben. Also gehen Sie mit Lust und Liebe an die Arbeit und lassen Sie mich vor allen Dingen nicht eines Tages zu der Bemerkung kommen, daß es Ihnen an gutem Willen fehle.«

Nun hatten die Proben begonnen, und der unglückliche Pierrot war mit so komisch dummem Gesichtsausdruck und so unendlich tappig auf den Brettern erschienen, daß dieses Auftreten unter den Mitgliedern der Truppe einen wahren Beifallssturm hervor rief.

»Sehen Sie wohl,« sagte Eugen zu dem Director, »wie er diese Rolle aufzufassen versteht!«

»Aber geben Sie nur Achtung,« nahm der lustige Rath das Wort, »sein guter Wille wird bald zu Ende sein, und er wird sie schmäzlich fallen lassen.«

Dem war nun auch in der That so, und Herr Hannibal schien sich in den Kopf gesetzt zu haben, die einfachsten Dinge nicht begreifen zu wollen. Statt rechts trat er links auf, statt links ging er rechts ab, und der majestätische Schritt, mit dem sich Pierrot auf der Bühne zu bewegen pflegt, wollte ihm um Alles in der Welt nicht gelingen.

Umsonst zeigte es ihm der Director mehrmals, umsonst bat und warnte er.

»Sehen Sie,« sagte Eugen, »jetzt ist der gute Wille schon vorbei; aber es ist wahrhaftig schade – diese Vorstellung hätte glänzend werden müssen.«

»Und sie soll es auch werden,« versetzte kurz der Director und hob die Probe auf.

Darauf begannen schwere, unerhörte Leiden für den unglücklichen Hannibal, denn der Principal, der sich nun für überzeugt hielt, daß seinem Pierrot der gute Wille fehle, sah sich veranlaßt, ihm Morgens in aller Frühe einige Privatlectionen zu ertheilen. Was hiebei vorfiel, ist in seinen Einzelheiten nie bekannt geworden; nur so viel vernahm man, daß der Herr Hannibal sehr heftig anfang zu sprechen, worauf der Herr Müller noch heftigere Erwiderungen gemacht; dann hörte man hie und da einen Stuhl umfallen, ein kurzes Geheul des Herrn Hannibal, was aber alles zur Rolle zu gehören schien und durchaus die Probe nicht unterbrach; denn der Principal hörte nicht eher auf, während einer ganzen Stunde lang den jungen Künstler zu lehren, wie man in den Geist einer Rolle eindringe; und nach Beendigung dieser Lection erschien der Schauspieldirector wieder, das Gesicht einigermaßen geröthet, der junge Künstler dagegen sehr matt und abgeschlagen.

Wir können dagegen nicht sagen, daß Herr Hannibal diese Lehrmethode sehr angenehm und für sich zuträglich gefunden, oder daß er dieselbe ohne ernstliches Widerstreben seinerseits hingenommen hätte, müssen dagegen versichern, daß dieses Widerstreben zu keinem erwünschten Ziele führte; denn als er sich eines Tages über diese sonderbare Lehrmethode bei seinem Herrn beklagte und dabei nicht undeutlich zu verstehen gab, er sehe sich bei solch fortgesetzten Proben veranlaßt, seine Künstlerlaufbahn aufzugeben

und sich ein anderes Brod zu suchen, so verwies ihn sein Herr freundlich an den lustigen Rath, der ihm mit großer Sanftmuth auseinander setzte, wie ihm seinerseits ebenso wenig als von Seiten den Herrn Stillfried etwas in den Weg gelegt werden sollte, ein vollkommen freier Mensch zu werden. »Ja,« setzte Herr Sidel lächelnd hinzu, »die Sehnsucht, die du, mein Freund, nach der Residenz verspürst, scheint in dieser Stadt ebenfalls nach deiner werthen Person zu bestehen; denn ich las neulich in mehreren Blättern einige Zeilen, aus welchen ich zu entnehmen schien, man fordere dich zärtlich und dringend auf, wieder jenseits der Grenze zu erscheinen. – Da lebt, wenn ich nicht irre,« fuhr der unerschütterliche Rath fort, »ein gewisser Justizrath Werner, den es außerordentlich zu freuen scheint, deine Bekanntschaft zu erneuern.«

Bei Nennung dieses Namens war der getreueste Pierrot einigermaßen erblaßt und stammelte einige Worte, welche aber durchaus nicht so klangen, als bestehete er hartnäckig darauf, seinen Abschied zu erhalten.

Damit war diese kleine Unterredung beendet, jedoch nicht so die unangenehmen Proben bei dem Schauspieldirector. Joseph aber ergab sich seufzend in sein Schicksal, und da der Mensch gewöhnlich trachtet, für irgend welche Leiden, die ihn treffen, sich eine Entschädigung durch Freuden zu verschaffen, so schien er sich der Liebe der blonden Schwägerin auf Gnade und Ungnade ergeben zu haben, um dort Ersatz zu finden und sich einigermaßen zu zerstreuen.

ACHTUNDVIERZIGSTES CAPITEL.

*Frau Rosel beweist, daß die Eisenbahnen eine schädliche Erfindung sind: sie tauscht Geheimnisse aus, wodurch sie und der geneigte Leser etwas Neues erfahren.*

Eugen und der lustige Rath hatten nach jenem Abend, wo sie droben aus dem Schloßberge Kapelle und Monument und so den Schauplatz einer für sie interessanten Geschichte gefunden, sich nicht vergeblich bemüht, etwas Näheres über die Sache zu erfahren, was übrigens alles mit der Erzählung des Doctor Wellen zusammentraf.

Frau Rosel, die Wirthin, war mit unseren beiden Freunden außerordentlich zufrieden; sie verzehrten ein ziemliches Geld, anständig für Reisende, außerordentlich dagegen für die Mitglieder einer herumziehenden Schauspielergesellschaft. Auch war Alles bei diesen beiden Herren so außerordentlich solid, von einem guten Hause herstammend, Kleidung, Wäsche, daß sie oftmals ihrer Tochter Marie versicherte: dergleichen sei ihr bei den anständigsten Reisenden noch nicht vorgekommen. Dies alles, sowie Eugen's und des lustigen Rathes artiges Benehmen hatte sie denn auch außerordentlich für die Beiden eingenommen, und wenn sie sich, mit Ausnahme des Directors, mit der übrigen Schallspielergesellschaft nicht viel abgab, so schien es ihr dagegen nicht übel zu gefallen, wenn sich Eugen oder der lustige Rath in ein Gespräch mit ihr einließ.

Nachdem sie des Vormittags der Küche große Last und Hitze getragen, pflegte sie Nachmittags vor der Hausthüre zu sitzen, und dies war die Stunde, wo sie am liebsten ihre Audienzen gab. Auch war sie in diesem Augenblicke am

meisten zum Ernst geneigt; denn Marie hatte alsdann mit der Anfertigung des Kaffee's zu thun und demnach keine Zeit, sie mit ihrem schelmischen Auge anzublinzeln oder ihr eine ungemein lächerliche Geschichte in's Gedächtniß zu rufen.

Eugen hatte sich eine Cigarre angezündet und lehnte unter der Hausthüre, während Frau Rosel davor saß, in dem Schatten der großen Lindenbäume. Es war einige Tage nach dem, an welchem Eugen mit dem lustigen Rath auf dem Schlosse gewesen war.

»Nun, Frau Rosel,« sagte der junge Mann, »jetzt sind Sie wieder einmal für heute fertig. Das muß für Sie keine Kleinigkeit sein, so den ganzen Morgen an dem prasselnden Herdfeuer zu stehen.«

»Gewohnheit, Herr Wellen,« entgegnete die freundliche Wirthin; »nur Gewohnheit! Zuweilen wird's einem wohl ein bißchen warm, wenn man sich sehr herumjagen und bewegen muß, aber ich halte das für mich sehr gesund. Ich könnte freilich die Hände in den Schooß legen und mein Geschäft durch die Köchin und Marie versehen lassen; aber es ist jedenfalls besser, wenn ich selbst dabei bin. Jetzt ist die Plageerei auch nicht arg groß, es ist mit dem Wirthshausgeschäft nichts mehr. Da hätten Sie einmal vor ein paar Jahren da sein sollen, noch vor vier bis sechs, ehe sie da hinten herum die verdammte Eisenbahn – Gott verzeih' mir's! – gebaut haben. Damals mußte Alles hier durch; es war die große Straße, und Kaiser und König, die an den Rhein wollten, mußten sich halt bequemen und über den Berg hinüber. Das war einmal nicht anders, und sie mußten die Berge hinnehmen, wie sie gerade waren; hätte auch nie anders werden sollen. – Ich

bitte Sie, Herr Wellen, haben wir nicht eine prächtige Chaussee und seit hundert Jahren daran genug gehabt? Hätte es wohl einem vernünftigen Geschöpf einfallen mögen, daß sie nun auf einmal hergehen wollen und eine Eisenbahn bauen, immer gerade zu, durch Alles hindurch, über Thäler hinweg und durch Berge? hätte man das vor zwanzig Jahren geglaubt?« Die Frau sah bei diesen Worten ziemlich entrüstet und fragend in die Höhe.

»Nein,« sagte Eugen, »man hätte es nicht geglaubt. Es ist aber auch in der That merkwürdig.«

»Merkwürdig, sehr merkwürdig,« entgegnete Frau Rosel. »Wissen Sie, wir bekümmern uns hier nicht viel darum, was sie in die Zeitungen schreiben, und wenn wir auch schon lange von den Eisenbahnen lasen, so dachten wir: nun, damit hat's gute Wege, das ist so eine Planmacherei wie viele andere. Da kommt eines Tages mein Pferdeknecht nach Hause – er war in Schmalzhausen gewesen, und nachdem er ausgespannt hat und in die Stube tritt, seufzt er tief auf. Nun, was giebt's denn, Heiner? – Ach, Frau, sagt er, jetzt wird's doch Ernst mit der Eisenbahn! Da drüben am Ameisenberg haben sie schon angefangen, da sieht's aus wie bei der Völkerwanderung, da sind zweitausend Italiener angekommen mit gelben Gesichtern und schwarzen Bärten, sie schlafen auf der Erde und essen nichts als Zwiebeln, und die wühlen eine Straße mitten durch den Ameisenberg durch, daß die Wände vierzig, fünfzig Fuß hoch an der Seite stehen bleiben. Ich lachte ihn aus und dachte: das Ding mußt du selbst sehen, und des anderen Tages fuhr ich da hinaus. Aber es war, weiß Gott, wie er gesagt: da waren sie am Wühlen, am Krabbeln und am Graben, und das dauerte fast zwei Jahre, und jetzt ist die Eisenbahn da, und wir haben

den Schaden davon. Wenn ich wir sage, so meine ich nicht so sehr mich hier in der wilden Rose, als vielmehr die einsamen Fuhrmannsherbergen an der Straße. Die Leute sind merkwürdig ruinirt, und wo früher allnächtlich in den Ställen zwanzig, dreißig Pferde standen und vier Hausknechte waren, da wächst jetzt das Gras vor der Thüre, und der einzige Knecht, der da ist, spielt den langen lieben Tag durch mit dem Wirth einen Biergaigel, daß es zum Erbarmen ist.«

Eugen, der ganz gut wußte, daß er den ersten Redestrom der Wirthin geduldig mußte ablaufen lassen, ehe er ihn dahin zu leiten vermochte, wo er ihn haben wollte, pflichtete ihr vollkommen bei über die Nutzlosigkeit der Eisenbahn und sagte nach einer kleinen Pause: »Aber Ihnen hier in dem wohlhabenden Dorfe hat sie eigentlich doch nicht viel geschadet.«

»Geschadet genug!« sagte die Wirthin. »Was war das früher hier für ein Leben mit Extraposten! Eins gab dem Anderen die Thüre in die Hand. Wir hatten oft bei achtzehn Pferde; jetzt kommt noch ein einziges Paar, das den unbedeutenden Dienst nach Schmalzhausen versieht.«

In diesem Augenblicke kicherte es leicht hinter Eugen, und als er sich umwandte, stand Marie am Hausgange, putzte eine porcellanene Kaffekanne mit einem weißen Tuche und machte ein außerordentlich vergnügtes Gesicht.

»Hast du wieder was zum Lachen?« sagte die Wirthin. Doch verzog sich auch ihr Gesicht auf eine komische Art, und ihre beiden Ellbogen fingen an zu zucken, wie es gewöhnlich in solchen Augenblicken der Fall war. »Oh, es ist



nichts!« versetzte Marie mit scheinbarem Ernste; »ich wollte nur sagen, daß es recht schade ist, daß keine Extraposten mehr kommen; es passiren auch gar keine Geschichten mehr.« Damit fuhr sie lachend in die Küche zurück.

»Das ist ein gottloses Kind!« bemerkte Frau Rosel. »Sie muß immer ihre Mutter plagen.« Dabei aber lächelte sie im Gegensatze zu ihren Worten auf's Allerfreundlichste.

Eugen nahm sich einen Stuhl und setzte sich neben die Wirthin. »Die wilde Rose,« sprach er alsdann nach einer kleinen Weile, »liegt aber doch vortrefflich, und wenn droben in dem Schlosse die Herrschaft ist, so muß doch zuweilen ein Besuch kommen, der Ihnen auch etwas Gutes einbringt.«

»Wenn die Herrschaft droben ist?« sagte die Frau und zuckte mit den Achseln. »Die alte war seit langen Jahren nicht da, und die jetzige scheint's auch nicht besser machen zu wollen.«

»Gehört denn das Schloß nicht mehr dem Grafen D.?«

»Es ist vor einem Jahre verkauft worden.«

»Ah!« machte Eugen, »das habe ich nicht gewußt.«

»Wir haben es auch nur zufällig erfahren. Der alte Verwalter ist ein Geheimnißkrämer, und ehe der was sagt, dauert's lange.«

»Also verkauft ist die ganze schöne Herrschaft? – Und an wen, Frau Rosel?«

»An eine Herrschaft im Württembergischen,« entgegnete die Wirthin. »Aber wie sie heißt, weiß ich wahrhaftig nicht. Es hat sich noch Niemand von ihnen sehen lassen. Eine Gerichtsperson hat den Kauf besorgt; weiter wissen wir nichts. Aber für die Gebäulichkeiten und Alles ist es gut, daß das Schloß in andere Hände kam, denn jetzt wird etwas darauf

verwendet. Sie werden gesehen haben, in welch' schönem Stand Alles da droben ist.«

»Allerdings habe ich das gesehen,« entgegnete Eugen; »ich ließ mir Alles zeigen; nur Eines wundert mich: warum verkaufte die frühere Herrschaft das Schloß, da sie doch noch vor ein paar Jahren in der Kapelle desselben ein so schönes Monument setzen ließ?«

»Wer weiß, was so reichen Leuten oft durch den Sinn fährt!« antwortete Frau Rosel. »Aber das Monument wäre bald die Ursache geworden, daß der Gutsverkauf wieder rückgängig wurde; denn die frühere Herrschaft wollte die Marmorfiguren wegführen lassen, was aber der neue Käufer – eigentlich der Verwalter droben – unter keiner Bedingung zugeben wollte.«

»Lag denn beiden Theilen so viel an den marmornen Figuren?« fragte Eugen.

»So scheint es. Sie stehen auf dem Grabmal einer Gemahlin des früheren Besitzers.«

»Aber was konnte dem jetzigen daran liegen?«

»Das ist eine eigene Geschichte,« sagte Frau Rosel und schlug die Arme über einander. »Eigentlich eine dumme Geschichte; mich hat sie schon oft genug geärgert. Aber Sie waren ja selbst droben,« fuhr sie fort und blickte ihren Gast an; »Marie hat es mir gesagt. Sie haben ja zufällig die beiden Mädchen daneben gesehen; ist Ihnen dabei nichts aufgefallen?«

»Richtig!« sprach Eugen nach einer absichtlichen Pause des Nachdenkens und einer erkünstelten Ueberraschung; »das ist wahr, Frau Rosel, jetzt fällt mir's ein. Das sind ja die Portraits der beiden Mädchen. Wie man auch so was nicht gleich merkt! – Und das ist doch absichtlich geschehen?«

»Natürlich absichtlich! Hier im Hause hat der Bildhauer gewohnt, der das Ding droben gemacht hat. Es war ein braver junger Mann!« sagte die Frau mit einem Seufzer; »hier, wo ich jetzt sitze, hat er oft gesessen.«

»Ei, ei, Frau Rosel! Das Portrait der Marie hat er auch gemacht; da hat er wohl Ihr Schwiegersohn werden wollen, nicht wahr?«

»Ach, gehen Sie mir weg mit Ihren Possen!« sagte die Frau so ernst, als es bei ihrem freundlichen Gesichte möglich war. »Wenn das der Fall gewesen wäre, so hätte ich bei Gott Amen dazu gesagt; denn, wenn ich auch im Ganzen all das Künstlervolk – nehmt mir's nicht übel, – mögen es nun Musikanten oder Schauspieler, oder Maler oder Steinhauer sein, nicht besonders leiden kann, so weiß ich doch Ausnahmen zu machen. Und der Professor, das war eine solche Ausnahme. Aber der hat nie an meine Marie gedacht.«

»Und an wen dachte er denn?«

»Nun, an die Andere, an die Rosalie. Ach, das war Ihnen eine Liebe! So was Schönes und Jammervolles will ich nicht mehr erleben.«

»Sie machen mich neugierig, Frau Rosel,« antwortete Eugen. »Also der Bildhauer liebte die Tochter des Verwalters?«

»Die Rosalie, allerdings, und sie liebte ihn auch; die Marie wußte Alles. Und mit dem Verwalter hat er auch darüber gesprochen und hat sein gutes Auskommen nachgewiesen und wollte das Mädchen heirathen. – Umsonst! Wissen Sie, Herr Wellen, ich sage Ihnen da, was ich weiß. Aber da droben in dem Schlosse sind Geschichten, über die man nicht klar werden kann. Der Verwalter mochte den jungen Mann ebenfalls leiden und jammerte über die Geschichte.«

»Und gab ihm das Mädchen doch nicht?«

Frau Rosel schüttelte mit dem Kopfe und sagte: »Er wollte nicht. Er that die Rosalie fort, und als sie abgereist war und der Professor sah, daß nichts zu machen sei, ging er ebenfalls in die weite Welt.«

»Das ist sehr traurig!« meinte Eugen.

»Freilich ist es sehr traurig,« entgegnete Frau Rosel. »Ach! er hat auch noch geschrieben, und was für herzbrechende Briefe! Wissen Sie,« fuhr die Wirthin fort und sah sich vorsichtig um, »mit der Marie habe ich nie etwas von den Briefen gesprochen. Frau Rosel – sagte der Verwalter in der Zeit zu mir, – lassen Sie die Geschichte gehen; als ehrlicher Mann schwöre ich Ihnen zu, daß da nichts zu machen ist. Sagen Sie auch der Marie, sie soll mit meiner Tochter nicht mehr darüber sprechen, und wenn Briefe kommen, so lassen Sie sie nichts davon wissen. Versprechen Sie mir das. Nun, ich habe es ihm versprochen und Wort gehalten.«

»Und er schrieb Ihnen mehrmals?« fragte Eugen nach einem längeren Nachdenken; »und in letzter Zeit?«

»In letzter Zeit nicht mehr,« entgegnete die Frau. »Es mögen nun über zwei Jahre sein, daß ich nichts mehr von ihm gehört. Ich weiß auch bestimmt, warum er nicht mehr geschrieben. Glauben Sie mir, Herr Wellen, er ist zu Grunde gegangen.«

»Ah!« machte Eugen.

»Gewiß!« fuhr die Frau fort; »ich bin davon überzeugt. Da war im Jahr 1848 ein Krieg drunten in Italien« – das sagte sie mit ganz leiser Stimme, nachdem sie sich vorher umgeschaut, – »dahin ist er gegangen; denn er schrieb mir das und setzte hinzu, er wolle in die Schlacht gehen, er wolle seinen Tod suchen.«

»Und Rosalie?« fragte Eugen.

»Das arme Herz träumte sich auch nichts Gutes. Ach, wie haben sich die Beiden so lieb gehabt! Ja, es ist nicht zum Verantworten! Sehen Sie sich das Mädchen an; schön ist sie noch immer, aber bleich wie der Tod. Es geht ihr ans Leben, und wenn sie auch nicht klagt und weint, so bricht es ihr langsam das Herz ab.«

»Und hat der junge Bildhauer an Rosalie nie geschrieben?« fragte Eugen. »Hat er ihr seinen Entschluß nicht mitgetheilt?«

»Ich glaube wohl, daß sie etwas der Art weiß,« entgegnete die Frau; denn schon seit zwei Jahren weint und klagt sie auch gegen die Marie nicht mehr; sie ist ruhig und still geworden, und wenn sie über jene Zeit spricht, so kann sie wohl sagen: ach, Marie, ich habe auf der Welt doch nichts, als Leid und Schmerz; wenn es nicht sündhaft wäre, so zu denken, so möchte ich wohl, ich könnte sterben. Dann sehe ich ihn wohl wieder! – Und dann haben die Beiden zusammen geweint, und meine Tochter, die ihre Freundin sehr lieb hat, erzählte mir das wieder und setzte hinzu: ach, ich möchte mit der Rosalie sterben, gewiß recht gern, wenn ich nur Jemanden da droben zu erwarten hätte! – Ich habe sie aber heimgeschickt und ihr den Kopf ordentlich zurecht gesetzt.«

Eugen wußte nicht, was er machen sollte, ob es thunlich sei, die Mittheilungen, die er über jenen jungen Mann von Doctor Wellen erhalten, sei es durch Marie oder den Verwalter selbst, an Rosalie gelangen zu lassen. Er verstand wohl die trüben Ahnungen, die das Herz des armen Mädchens erfüllten, die Ahnungen über das Schicksal des Mannes, den sie so innig geliebt, und es dünkte ihm nicht grausam, wenn er ihr die traurige Gewißheit hierüber verschaffte. Ist doch

die traurigste Gewißheit weit besser und nicht so quälend, als immerwährende bange Zweifel.

Die Wirthin schien, ohne es zu wissen oder zu wollen, in seine Gedanken einzugehen; denn sie sagte: »Wenn man nur etwas Bestimmtes wüßte über das Schicksal des armen jungen Mannes, wenn man es nur Schwarz auf Weiß hätte! Es läge doch eine Art von Beruhigung für das unglückliche Mädchen darin. Ueber Jemand, der gestorben ist, klagt sich weit sanfter und besser, über ihn beruhigt sich das Herz leichter, als über Jemand, von dem man keine Sylbe weiß, wo er geblieben ist.«

»Aber Rosalie glaubt, daß er todt sei?« fragte Eugen bekümmert.

»Sie sagt, sie wisse es gewiß,« entgegnete Frau Rosel. »Es ist ihr etwas Eigenthümliches passirt. Sie können sich denken, daß die Kapelle ihr Lieblingsplatz ist. Da saß und sitzt sie oft Stunden lang und betrachtet die Marmorbilder und denkt an ihn. Und vor zwei Jahren, im Jahre 1849, war sie ebenfalls da, an einem trüben Nachmittage im Frühjahre – Marie war nicht droben; die arme Rosalie war ganz allein in der Kapelle. Da habe sie inniger als je an ihn gedacht und habe ihn im Geiste vor sich gesehen, als sie unwillkürlich ihre Augen geschlossen; aber nicht lebend und gesund, wie sonst wohl, sondern bleich und mit Blut bedeckt. Und sie habe plötzlich die Augen wieder geöffnet, denn es sei ihr gewesen, als fahre Jemand mit der Hand über die Marmorfiguren. Aber das war nichts Unnatürliches, sondern nur ein verwelkter Blumenkranz, der von selbst losgerissen und herabgefallen war. Aber den Blumenkranz hatte sie damals als ein Zeichen um ihr eigenes Bild gehängt und hatte zu sich selber gesagt: dort soll er hängen bleiben, bis ich von ihm

sichere Nachricht erhalte. Der fiel nun herunter, und das durchschauerte sie. Als Marie an dem Abend hinauf kam, warf sie sich ihr weinend um den Hals und sagte: du kannst mir glauben, heute ist er gestorben. Das war am 23. März.«

»Ja, sie hatte Recht!« rief Eugen erschüttert, »das war der Tag der Schlacht von Novara.«

Die Wirthin sah den jungen Mann ängstlich fragend an und nickte mehrere Mal mit dem Kopfe. »Ja, ja,« sagte sie nach einer Pause, »so hätte es geheißen, meinen Sie – Novara. Ja, ich habe es nicht vergessen. Aber sprechen Sie, Herr Wellen, was wissen Sie um Gottes willen davon? Sagten Sie nicht, es wäre so, er wäre gestorben?«

»Das sagte ich gerade nicht, gute Frau Rosel,« sprach Eugen einigermassen bestürzt; »sondern ich meinte nur –«

»Macht mir keine Flausen!« antwortete die Frau. »Habe ich mit Ihnen offenherzig gesprochen, so thun Sie es auch mit mir. Sie sind mir ein feiner Vogel! Gehen Sie da her und forschen mich aus und wissen am Ende mehr als ich! Pfui! schämen Sie sich!«

»Sie thun mir wahrhaftig Unrecht! Ich will Ihnen gern sagen, was ich weiß. Allerdings habe ich durch Zufall eine Geschichte erfahren, die sehr viel Aehnlichkeit mit der Ihres jungen Bildhauers hat. Aber wie hätte ich ahnen können – und ich glaube es noch nicht, – daß es Eine und dieselbe Person ist.«

»Aber die Schlacht von Novara!« meinte ängstlich die Frau, »am 23. März – das trifft doch zusammen.«

»Ach, meine gute Frau,« entgegnete Eugen, »das will am Ende nichts sagen. Da sind Viele geblieben, sehr Viele, und haben ihren Eltern und Verwandten nicht mehr schreiben können, wie es ihnen ergangen ist.«

»Ziehen Sie sich nicht so zurück!« rief emsig die Wirthin. »Gottes Wunder! es wäre wahrhaftig besser, wenn wir etwas Genaueres über diese trostlose Geschichte erführen.«

»So schicken Sie wenigstens Ihre Tochter hinein,« sagte Eugen, indem er sich zu der Wirthin vornüber neigte. »Ich glaube, die braucht das jetzt nicht zu hören.«

»Da haben Sie recht,« antwortete die Frau und rief mit lauter Stimme: »Marie, geh in mein Zimmer hinauf, in der dritten oder vierten Schublade der großen Commode wirst du ein Tuch finden, roth mit weiß. Setz' dich damit gleich oben hin und säume es; ich brauch's nachher. – So,« wandte sie sich zu dem jungen Manne, »jetzt ist die Luft rein, jetzt sagen Sie mir, was Sie wissen.«

Darauf hin erzählte Eugen, was er damals in jener Sitzung der Leimsudia über den Freiwilligen, der in der Schlacht von Novara geblieben war, von dem Doctor Wellen erfahren, und alle Einzelheiten, die sich auf den Aufenthalt des jungen Mannes in dem Dorfe hier bezogen, fand die Wirthin so getreu und wahr, daß man unmöglich daran zweifeln konnte, der Bildhauer, der droben das Denkmal gearbeitet, sei derselbe, der sich in Italien so brav gehalten und dort den Tod gesucht und gefunden.

Frau Rosel legte die Hände in den Schooß, und wir müssen gestehen, daß über die sonst immer lächelnden und freundlichen Wangen der guten Wirthin ein paar dicke Thränen herab rollten.

»So hat also das arme Mädcl in ihrem Herzen richtig gewußt, wann ihr Liebster geendet,« sagte die Frau nach einer Weile. »Aber was meinen Sie, Herr Wellen? Ich halte es für unbedingt nothwendig, den Verwalter droben, der im Allgemeinen ein sehr braver Mann ist, von diesem traurigen



Ende in Kenntniß zu setzen. Es ist besser, daß sowohl er wie Rosalie wissen, woran sie sind.«

Eugen konnte nicht umhin, der Frau in diesem Punkte Recht zu geben, und nach einigem Ueberlegen entschloß sich die Wirthin, trotz des heißen Tages, selbst den Berg hinauf zu steigen, um mit dem Verwalter über diese Angelegenheit zu sprechen.

Eugen sollte sie begleiten, doch mochte er sich dazu nicht entschließen. Er nahm einen unbegreiflich innigen Antheil an dem Mädchen; er wußte selbst nicht, weshalb. »Was nützt es,« sagte er der Wirthin, »daß ich bei einer so traurigen Scene gegenwärtig bin? Will mich Rosalie nach ein paar Tagen sprechen und von mir nochmals alle Einzelheiten hören, so bin ich gern dazu bereit. Aber glauben Sie mir, es ist besser, wenn sie ihr Unglück vom Vater erfährt ohne Beisein von Zeugen.«

Frau Rosel fand dies begründet und schickte sich darauf an, den bei dem heißen Nachmittage für sie doppelt sauren Gang zu machen. Da sie aber die vorwitzigen Fragen ihrer Tochter fürchtete, so ging sie, ohne ein Wort weiter zu sprechen, in das hintere Gastzimmer, rückte sich dort vor dem Spiegel ihre Haube zurecht, band eine frische weiße Schürze vor und verlor sich, ohne viel Geräusch und Aufsehn, aus dem Hause, gerade, als wollte sie in die nächste Nachbarschaft einen Gang machen.

Eugen ging hin und suchte den lustigen Rath auf. Doch fand er ihn nicht in ihren gemeinschaftlichen Zimmern, auch nicht auf der Terrasse neben dem Hause, noch weniger bei dem vortrefflichen Herrn Trommler, der im Garten unter einem großen Lindenbaum ausgestreckt lag und Hinko,

den Freiknecht, studirte. Am Ende ist er gar im Theaterlocale, dachte Eugen, als er so gar keine Spur von dem Freunde fand, und stieg abermals die Treppe hinauf, um droben zu suchen. – Hier war er auch nicht. Der Saal lag öde und finster, und es war Niemand da, als Herr Holder, der mit dröhnenden Schritten auf der Bühne hin und her ging und ebenfalls eine Rolle zu memoriren schien.

Eugen, dem es gar nicht darum zu thun war, diesen würdigen Collegen zu stören, zog sachte den Kopf wieder zurück und wollte eben die Treppe wieder hinabsteigen, als er neben sich laut lachen hörte und dazwischen die Stimme des Herrn Sidel vernahm.

Da die Thüre, aus welcher dieses Lachen erscholl, zu den allgemeinen Wirthschaftszimmern gehörte, dieselbe auch nur angelehnt war, so drückte Eugen sie leise auf, sah hinein und erblickte zu seinem nicht geringen Erstaunen den lustigen Rath, wie er eben beschäftigt war, der kleinen Marie zu helfen, die dem Befehl ihrer Mutter gemäß eifrigst an dem roth und weißen Tuche zu nähen schien. Obgleich sich nun die Hülfe des lustigen Rathes darauf beschränkte, daß er sehr unnöthiger Weise zwei Zipfel des Tuches mit seinen Händen ausgebreitet hielt, so schien doch Marie über diese Unterstützung nicht sehr ungehalten zu sein; denn sie lachte laut auf, so oft Herr Sidel sich den harmlosen Spaß machte, das Tuch ihrer Hand zu entreißen, und schien gar nicht einmal sehr böse darüber, daß sie dadurch genöthigt war, ihre Nadel nicht nur wieder zu suchen, sondern auch auf's Neue einzufädeln.

Nachdem Eugen diesem Spiele einen Augenblick zugeschaut, trat er leise wieder zurück, ging an die Treppe, trat dann mit starken Schritten auf die halb geöffnete Thüre zu

und sagte darauf sehr laut, als spreche er mit Jemand drunten: »Haben Sie Herrn Müller nicht gesehen?« und alsdann schritt er wieder auf die Thüre zu und trat geräuschvoll in das Zimmer.

Hier hatte sich unterdessen die Scene verändert. Der lustige Rath und Marie hatten ihre Stühle einen guten Schnitt aus einander gerückt und schien Ersterer beim Nähen nicht mehr behülflich zu sein, vielmehr hatte er das roth und weiße Tuch fahren lassen, sich sogar halb abgewandt und blickte mit einem außerordentlich gleichgültigen Gesichte zum Fenster hinaus.

»Ah, da bist du!« rief er dem eintretenden Eugen entgegen.

»Ja, da bin ich,« sagte dieser. »Du hast mich vielleicht gesucht?«

»Gesucht nun gerade nicht,« meinte der lustige Rath, »aber ich habe dich erwartet; du willst wahrscheinlich spazieren gehen.«

»Wenn es dir recht ist,« antwortete Eugen lachend, »so gehen wir zusammen. Willst du aber da bleiben, so gehe ich allein.«

Marie, die sich selbst nicht so in der Gewalt hatte, wie der ehemalige Schullehrer, war roth geworden wie das Tuch, welches sie in ihren Händen hielt. Es mochte vielleicht der Widerschein eben dieses Tuches sein; und der lächelnde Blick, mit dem Eugen sie betrachtete, brachte sie so außer Fassung, daß sie aufstand und davon lief.

»Warum läuft sie fort?« fragte Eugen so unbefangen wie möglich.

»Nun, begreiflicher Weise vor dir,« entgegnete der lustige Rath mit einem leichten Aerger. »Du hast aber auch eine Manier, die Leute anzuschauen —«

»Daß sie in Verlegenheit kommen müssen,« antwortete laut lachend Eugen.

»Danach die Leute sind,« entgegnete achselzuckend Herr Sidel.

Und damit gingen die Beiden fort, um einen kleinen Spaziergang zu machen.

An diesem Nachmittage mußte übrigens der Genius der Zusammenkünfte, wenn es einen solchen giebt, seine Flügel über dem Wirthshause zur wilden Rose schwingen. Denn in einer schattigen Partie des Gartens, ziemlich entfernt von dem Lindenbaume, unter welchem Herr Trommler lag, saß ein anderes Paar und schien sehr vertraulich mit einander zu sprechen.

Es war dies Herr Hannibal und die blonde Schwester der Principalin.

Beide hatten offenbar eine Rolle zusammen studirt; denn ein paar vergilbte Papierhefte lagen zu ihren Füßen im Grase. Doch mußten sie eben diese Rollen bereits auswendig kennen, denn sie blickten nicht hinein und sprachen doch Worte, die sicherlich irgend einem Drama angehören mußten. Die blonde Schwester saß auf einer Rasenbank und hatte den Kopf in malerisch schöner Haltung an einen Baumstamm gelehnt, der zufällig hinter ihr empor wuchs. Herr Hannibal saß etwas tiefer auf einem umgekehrten Fäßchen und schaute zu ihr in die Höhe.

Die Unterhaltung schien einen Augenblick in's Stocken zu gerathen. Endlich nahm sie das Wort. »Herr Hannibal,« sagte sie und bewegte eine Aster mit langem Stiele vor ihrem

Gesichte hin und her, »Sie sehen, welchen Antheil ich an Ihnen als Künstler und Mensch nehme. Deßhalb ist es nicht recht von Ihnen, mir gegenüber den Geheimnißvollen zu spielen. Daß Sie früher in einer anderen Laufbahn waren, als Ihre jetzige ist, sah ich auf den ersten Blick, Sie und Ihre beiden Collegen; warum nun fortwährend läugnen? – Sie sind nicht das, was Sie scheinen.«

Hannibal seufzte.

»Ja,« fuhr die Dame fort, »auch der Name, mit dem Sie bei uns auftreten, der Name Hannibal, obgleich von sehr schönem Klange, ist ein anderer, angenommener; Sie heißen in Wahrheit anders.«

Hannibal seufzte abermals.

»Glauben Sie,« nahm die Blonde wieder das Wort, »daß Sie sich in meinen Augen herabsetzen würden, indem Sie mir eingestehen, daß Sie früher in anderen Kreisen gelebt, Sie und Ihre Freunde? Oh, Herr Hannibal,« (hier seufzte die Dame ihrerseits), »ich weiß wohl, daß es oft sonderbare Motive sind, welche junge Leute von Stand veranlassen oder nöthigen, ihre bisherige Stellung aufzugeben und sich an uns anzuschließen. Nennen Sie mir die Gründe, welche Sie und Ihre Freunde dazu bewogen, hieher zu kommen, namentlich das Motiv, das Sie dazu antrieb, theurer Herr Hannibal! Ich bin darauf gefaßt, Alles zu hören, selbst wenn dieses Motiv eine unglückliche Liebe gewesen wäre.«

Bei diesen Worten sah der junge Künstler die Dame mit offenem Blicke an und sagte: »Nein, es war keine unglückliche Liebe!« – Und das war keine Unwahrheit.

»Aber Sie gestehen mir ein,« sagte sie mit einem freundlichen Lächeln, »daß Sie sich früher in anderen Kreisen bewegt haben.«

»Ich will Ihnen dies eingestehen. Aber weiter kann und darf ich Ihnen nichts sagen.«

»Sie lebten in guter Gesellschaft?«

»Vielleicht.«

»Sie und Ihre Freunde sind von Stande!« fuhr sie mit bestimmtem Tone fort und setzte hinzu, indem sie ihn mit ihrer Aster sanft auf den Kopf schlug: »Oh, nur Eines gestehen Sie mir, gewiß, es hat Sie nur die Lust, eine Zeit lang unser Leben zu führen, zur Gesellschaft gebracht? Sie sind unabhängig, reich, Sie können morgen ein anderes Leben beginnen, es hat Sie keine traurige, finstere Vergangenheit zu uns geführt?«

Hannibal schauderte gelinde zusammen, als er diese Worte vernahm und an den Justizrath Werner dachte und an den Actenfascikel, welcher jetzt vielleicht auf dessen Schreibtisch lag.

Sie aber blickte ihn schmachkend an und wiederholte mit süßem Lächeln: »Nicht wahr, theuerster Herr Hannibal, Sie haben es nicht nöthig, Künstler zu bleiben, um sich in dieser Welt fortzubringen? Im Verein mit Ihren beiden anderen Collegen, Ihren beiden Freunden, werden Sie uns morgen, übermorgen verlassen und, in der rothsamntnen Loge irgend eines Hoftheaters sitzend, über die Stunden lachen und spotten, die Sie bei uns zugebracht?«

»Dieses Letztere gewiß nicht!« sagte ernst und bestimmt der junge Künstler und schaute einigermaßen verlegen um sich; denn es wäre ihm sehr erwünscht gewesen, wenn irgend ein kleines Naturereigniß ihm von dieser Unterredung weggeholfen hätte.

Doch der Himmel blickte klar und blau auf die beiden Liebenden herunter, ebenso wie auf andere Menschen, unter ihnen auch auf die Frau Rosel, welche, so schnell es ihr möglich war, den Schloßberg hinauf stieg.

NEUNUNDVIERZIGSTES CAPITEL.

*Unterredungen verschiedener Art – angenehme und unangenehme. Schließlicb erfährt der geneigte Leser, wem das Schloß gehört.*

Droben fand sie denn auch alsbald den Verwalter; doch war Rosalie bei ihm, und sie hätte um Alles in der Welt nicht vermocht, so in ihrer Gegenwart mit der traurigen Botschaft, die sie zu überbringen hatte, heraus zu platzen. Es dauerte auch eine Zeit lang, bis die Wirthin im Stande war, dem Verwalter einen Wink zu geben, worauf dieser seine Tochter unter irgend einem Vorwande entfernte. Dann sagte sie ihm Alles.

Es zog ein düsterer Schatten über das Gesicht des alten, braven Mannes, er biß die Lippen auf einander, faltete die Hände und schaute bekümmert vor sich nieder. Dann seufzte er tief auf und sagte nach einem längeren Nachdenken: »Es ist traurig, aber besser so. Sie kennen mich lange genug, Frau Rosel, um zu wissen, ob ich hartherzig oder grausam bin.« Dabei zitterte eine Thräne in seinem Auge. – »Niemand weiß auch besser als ich, wie sehr sich die beiden jungen Leute geliebt, wie sehr sie zusammen gepaßt, ja, ich will es Ihnen gestehen, wie glücklich mich, – den Vater, diese Verbindung gemacht. Aber,« fiel er mit einer Handbewegung der Wirthin in's Wort, welche ihm eifrigst etwas sagen wollte, »aber ich bin leider nicht der Herr meiner Handlungen;

ich habe nicht allein über das Schicksal dieses Mädchens zu bestimmen. – Sprechen wir nicht weiter darüber! Sie wissen es, Frau, daß mir damals das Herz fast gebrochen ist, als ich dem unglücklichen jungen Manne jene Antwort geben mußte, und daß mich der Jammer fast niederdrückte, als ich Rosalien von hier entfernte. – Liebe ich denn das Mädchen nicht,« fuhr der alte Mann mit emporgehobenen Händen fort, »liebe ich sie denn nicht, als wäre sie –« Da unterbrach er sich plötzlich und sprach nach einer kleinen Pause mit leiser Stimme wieder: »Liebe ich denn nicht meine Tochter? Dabei aber können Sie mir glauben, wenn er nicht gestorben wäre, wenn er heute wieder vor mich hinträte, lebendig, frisch und gesund wie damals, und wie damals das Mädchen liebend, und wenn mir Beide zu Füßen fielen und mich anflehten, ihnen meine Einwilligung zu geben, ich könnte heute nicht anders handeln, als ich es an jenem Tage gethan.«

Frau Rosel warf einigermaßen empört ihren Kopf in die Höhe, dann zuckte sie mit den Achseln und sagte: »Verzeihen Sie mir, Herr Verwalter, Sie haben immer mit vornehmen Leuten gelebt und zu thun gehabt, und die vornehmen Leute sollen zuweilen, was das Glück ihrer Kinder anbelangt, ganz sonderbare Ansichten haben; und davon haben Sie was profitirt, wie mir scheint. Ich aber, eine einfache, schlichte Frau, denke nun einmal ganz anders, und wenn mein Kind eine rechtschaffene Neigung zu einem braven jungen Manne hätte, und selbst wenn der junge Mann nur ein Künstler wäre, da würde ich auf Ehre nicht Nein sagen. Das ist so meine Ansicht. Und damit Gott befohlen!«

»Sehen Sie, Frau Rosel,« sprach traurig lächelnd der Verwalter, »da werfen Sie wieder Alles über das Haus hinüber,



Kern und Schale. – Wie lange kennen wir uns denn eigentlich?«

»Nun,« entgegnete die Frau, von dieser Frage überrascht, »ich sollte meinen, das sind jetzt beinahe zwanzig Jahre. Sie kamen damals hieher, ein Wittwer, mit der kleinen Rosalie, die kaum geboren war. Ihre Frau starb in Ihrem früheren Wohnorte, nachdem sie den armen Wurm auf die Welt gesetzt.«

»So ist es,« sagte nachdenkend der Verwalter. »Also wir kennen uns zwanzig Jahre. Nun hören Sie mich an, Frau Rosel. Ist Ihnen von mir in diesen zwanzig Jahren etwas Unrechtes bekannt geworden, etwas Liebloses, etwas Hartherziges? Habe ich nicht alle meine Nebenmenschen geliebt und denselben das bewiesen, nicht nur mit Worten, sondern auch mit Werken? – Wie, Frau Rosel?«

»Dazu muß ich freilich Ja sagen,« antwortete die Frau; »man kann Ihnen nichts Uebles nachreden.«

»Nun also!« fuhr der alte Mann fort. »Und jetzt, wo ich nach zwanzigjähriger Bekanntschaft irgend etwas thun muß, was Sie – nicht begreifen können, was Ihnen hartherzig erscheint, wollen Sie mich verdammen und wollen nicht meinem Worte glauben, wenn ich Ihnen mit tiefbetrübtem Herzen sage: bei Gott im Himmel, ich konnte nicht anders! – Gehen Sie ruhig nach Hause, Frau Rosel, und glauben Sie, das Herz thut mir weh, glauben Sie auch, daß eine Zeit kommen wird, wo ich mich zu Ihnen hinsetze und wo Sie sagen werden: jetzt sehe ich es ein, es war nicht anders zu machen.«

»Nun ja, ich will es glauben,« sagte die Frau mit gepreßter Stimme, nachdem sie einen Augenblick in das offene, ehrliche Auge des alten Mannes geschaut. »Was nützt auch

all das Gerede? Todt ist todt, und wenn Sie selbst jetzt den besten Willen hätten, Den machten Sie doch nicht wieder lebendig.«

Damit ging die Frau nach der Thüre, und im Hinausgehen reichte ihr der Verwalter die Hand. »Bleiben wir gute Freunde,« sprach er, »und thun Sie mir einen Gefallen. Sagen Sie Ihrem jungen Schauspieler da drunten, er würde mir ein großes Vergnügen machen, wenn er mich morgen einen Augenblick besuchte. Ich möchte gar zu gern wissen, woher er jene Nachricht hat.«

Frau Rosel stieg ziemlich betrübten Herzens den Berg wieder hinab, erzählte ihrem Gaste, wie sie droben ihre Botschaft ausgerichtet, und wiederholte ihm die Bitte des Verwalters.

»Jetzt wird sie es wissen,« sagte Eugen zu sich selber und trat mit untergeschlagenen Armen an das Fenster, von wo er aufwärts nach dem Schlosse blicken konnte, »die Bestätigung ihres Unglücks, das arme Mädchen! Und es ist am Ende besser für sie,« wiederholte er nachsinnend. »Jetzt ist sie frei; sie kann noch glücklich werden.«

Droben am Horizont rechts neben dem Schlosse zeichneten sich die breiten dunkeln Wipfel der Bäume ab, unter denen die Kapelle lag. Dort hatte er sie zum ersten Male gesehen, unerklärlich, aber tief überrascht beim Anblicke dieses lieben, leidenden Gesichtes, von ihr angezogen auf eine unbegreifliche Weise. Ja, er hatte in den letzten Tagen weniger an Katharina gedacht, als sonst wohl, und wenn er sich das auf Augenblicke zum Vorwurfe machte, so lächelte er still in sich hinein und sagte: »Ach, das ist ganz was Anderes!« Er

wußte selbst nicht, weßhalb, aber das Mädchen droben erschien ihm so gut, so rein, so edel, und den jungen Bildhauer kannte er ja blos aus der Erzählung des Doctor Wellen. »Wer weiß auch,« dachte er, »ob diese Verbindung für sie segensreich gewesen wäre!« Und dann wiederholte er seine früheren Worte: »Jetzt ist sie frei; sie kann noch glücklich werden.«

Am andern Nachmittage kleidete sich Eugen wieder sorgfältiger an, zum ersten Mal, seit er die Residenz verlassen, und er schien so auffallend verändert, daß ihn der lustige Rath kopfschüttelnd anblickte und sich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen: »Nimm mir nicht übel, du bewahrst unser Incognito schlecht. Du hast heute viel mehr das Ansehen eines reisenden Grafen, als das eines reisenden Künstlers.«

»Laß mir diese Grille!« entgegnete lächelnd Eugen. »Du weißt, ich muß droben auf dem Schloß als Zeuge erscheinen, und da muß ich schon ein Uebriges an meinem Aeußeren thun, daß man meinem Zeugnisse Credit giebt. Leider ist die Welt einmal so verderbt, daß man Jemandem in Frack und Glacéhandschuhen eher meint Glauben schenken zu können, als Jemandem, der im leichten Sommerrock und einem zerriebenen Strohhut auf dem Kopfe erscheint.«

»Und dir ist Alles daran gelegen,« antwortete Herr Sidel, »dein Zeugniß recht und bündig hinzustellen.«

»Das ist natürlich,« meinte Eugen.

»Ich verstehe!« sagte laut lachend der lustige Rath. »Der arme Bildhauer soll todt sein – mausetodt – arme Katharine!«

Eugen, welcher dergleichen Ausfälle von Seiten des lustigen Rathes schon gewohnt war, antwortete nicht eine Sylbe

darauf, sondern vervollständigte seinen Anzug, indem er ein paar lederfarbene Handschuhe anzog, die ihm der getreue Pierrot darreichte.

War dieser letztere brave junge Künstler nunmehr mürbe geworden durch die Schläge des Schicksals, welche ihm dasselbe vermittelt der Person des Schauspieldirectors zukommen ließ, oder war es, weil er heute seinen Herrn zum ersten Male wieder in einem andern Kleide erblickte, oder that es die Erinnerung an eine bessere Zeit: genug, Herr Hannibal war von einer Unterwürfigkeit, einem Dienstfeifer, so daß sich sogar sein Herr veranlaßt sah, ihm dieselben Vorstellungen zu machen, wie der lustige Rath einen Augenblick vorher ihm selbst – das Incognito nämlich zu bewahren.

Darauf ging Eugen die Treppen hinab, und der lustige Rath legte sich in's Fenster, um seine stillen und lauten Bemerkungen zu machen. Frau Rosel, welche unten im Gange stand, erkannte ihren Gast im ersten Augenblicke nicht wieder und machte vor dem eleganten Fremden einen tiefen Knix. Dann lachte sie freundlich hinaus und so laut, daß Marie alsbald an der Küchenthüre erschien. »Ei, ei!« sagte sie, »das nenne ich einmal zu seinem Vortheil sich verändern! Der Tausend, Herr Wellen!« Und darauf stieß sie ihre Tochter mit dem Ellbogen an, als wollte sie sagen: »Was hältst du davon?« Und als die Tochter hierauf ebenfalls ganz verwundert drein blickte, schüttelte sie den Kopf und meinte: »Ja, wer lange lebt, erfährt mancherlei.«

Mutter und Tochter konnten sich auch nicht enthalten, ihren Gast bis zur Hausthüre zu begleiten, allwo der würdige Herr Trommler stand und mit nicht geringem Erstaunen die Erscheinung seines Collegen betrachtete. Er besah ihn von oben bis unten, dann wandte er sich wie ein Kenner zu der

Wirthin und sagte mit leisem, aber bestimmtem Tone: »Untadelhaft! So soll in einem Lustspiel der Herzog gekleidet sein.«

Der lustige Rath beugte sich fast mit dem halben Leibe aus dem Fenster; denn er konnte nicht begreifen, wo Eugen so lange blieb, und hatte eine eifersüchtige Ahnung, als befleißige er sich einiger zierlichen Complimente gegen die hübsche Marie. Als er nun endlich an der Hausthüre erschien, hustete Herr Sidel gewaltig und rief dann in die leere Straße hinaus: »Vorfahren – sogleich!«

Eugen lächelte dem Spötter zu und sagte ihm hinauf: »Du hättest eigentlich recht und würdest wohl daran gethan haben, für einen Wagen zu sorgen,« worauf der Andere entgegenete:

»Ich bedaure recht sehr, es ist nichts dergleichen im ganzen Dorfe zu finden; Euer Excellenz müßten sich denn mit einem kleinen zierlichen Heuwagen behelfen.«

Eugen machte lachend eine Handbewegung hinauf, als danke er, grüßte die Wirthin und Marien auf eine ungewzwungene und höchst elegante Art, und ging dem breiten Fahrwege zu, den er heute benutzen wollte, um den Schloßberg zu besteigen.

Der getreue Pierrot war ihm in liebenswürdiger Selbstvergessenheit, die Kleiderbürste in der Hand, bis vor das Haus gefolgt, und als er sich nun umwandte, um wieder hinein zu gehen, begegnete sein Blick den grauen Augen in dem gelblichen Gesichte der blonden Schwägerin. Diese Augen drückten ein sehr potencirtes Erstaunen aus, und die Besitzerin dieser beiden Sterne konnte sich nicht enthalten, mit etwas spitzigem Tone zu fragen, »warum sich Herr Hannibal so außerordentlich dienstfertig bewiesen.«

Der arme Künstler stotterte etwas von inniger Anhänglichkeit, die zwischen ihm und jenem Anderen bestehe, und daß man unter Freunden so etwas nicht so genau nehme; und versicherte schließlich auf sein Ehrenwort, diese Dienstleistungen seien ganz gegenseitig und Herr Wellen habe ihn, Hannibal, auch schon hie und da ausgeklopft.

Eugen stieg unterdessen rüstig den Berg hinan und gelangte nach einer halben Stunde unter den dunkeln Thorbogen und über den Schloßhof hin an die Thüre des Verwalters, die ihm von einem Bedienten augenblicklich geöffnet wurde. Man führte ihn in ein kleines, einfach möblirtes Zimmer, und der Vater Rosaliens trat fast zu gleicher Zeit mit ihm zu der anderen Thüre herein.

Beide Männer machten einander eine Verbeugung und begrüßten sich stumm. Doch, während Eugen ernst und ruhig blieb, drückte das Auge des alten Mannes Ueberraschung aus.

»Ich habe die Ehre, Herrn Wellen vor mir zu sehen?« sagte er nach einer Pause, während er dem jungen Manne artig einen Stuhl anbot.

Eugen setzte sich und entgegnete: »So heiße ich; Sie hatten den Wunsch ausgedrückt, mich zu sprechen.«

»Allerdings,« antwortete der Verwalter, indem er sich ebenfalls niederließ, »und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie so freundlich waren, mir diesen Wunsch zu erfüllen und sich hieher auf's Schloß zu bemühen. – Sie sind, wenn ich nicht irre, drunten –«

Hier stockte der alte Herr und blickte sein elegantes Gegenüber fragend an.

»Ich bin drunten bei der Gesellschaft des Herrn Directors Müller,« ergänzte Eugen. »Ein reisender Schauspieler.«

Der Verwalter verbeugte sich lächelnd, als wollte er sagen: »Nehmen wir an, es sei so!« und dann fuhr er fort: »Es sind sonderbare Verhältnisse, Herr Wellen, welche Sie zur Kenntniß gewisser Sachen kommen ließen, die mich veranlassen, über eben diese Sachen mit Ihnen zu sprechen, als seien Sie ein langjähriger Freund unseres Hauses.« Bei diesen Worten wurde die Stimme des alten Mannes ernst, und seine Züge beschatteten sich.

»Sie sprachen zufällig,« fuhr er fort, »mit der Wirthin drunten über diese Vorfälle, und ich wollte Sie nur bitten, mir Ihre Erzählung zu bestätigen, und Sie vielleicht veranlassen – wenn dies nicht indiscret erscheint, – mir die Quelle zu nennen, woher Sie diese Mittheilungen erhielten. Ohne nur den geringsten Zweifel in Ihre Worte zu setzen, können Sie sich denken, Herr Wellen, daß es mir als Vater des armen Mädchens von der größten Wichtigkeit ist, zu erfahren, ob Sie nicht vielleicht getäuscht wurden oder ob Sie mich versichern, daß ich diesen schlimmen Nachrichten unbedingten Glauben schenken kann.«

Eugen schwieg einen Augenblick nachdenkend still, dann sagte er, ohne die Fragen des Verwalters zu beantworten: »Und diese schlimmen Nachrichten theilten Sie Ihrer Tochter mit?«

»So that ich,« entgegnete der Vater.

Eugen blickte ihn fragend an.

Der alte Mann, der diesen Blick vollkommen verstand, zuckte mit den Achseln und sagte: »Was wollten wir machen? Obgleich Rosalie überzeugt war, daß es ein solches Ende mit dem jungen Manne genommen, so hat diese Nachricht sie doch begreiflicher Weise auf's Tiefste erschüttert.«

»Sie weinte und klagte?«

»Nein, das that sie nicht; es war das nie ihre Art, ihrem Schmerze Linderung zu verschaffen. Sie begab sich heute Morgen in die kleine Kapelle, und da ist sie jetzt wieder. – Aber bitte, Herr Wellen, würden Sie mir nicht sagen, woher Sie jene Nachrichten erhielten? Oder haben Sie vielleicht selbst jenen Feldzug mitgemacht?«

»Das nicht,« sagte Eugen. »Aber ich erhielt jenen Bericht von einem meiner bewährtesten Freunde, einem in meiner Vaterstadt sehr bekannten Arzte, Doctor Wellen.«

»Ah, einem Verwandten!« sagte der Verwalter.

Eugen, der einen Augenblick vergessen, daß er jetzt ebenfalls Wellen hieß, entgegnete einigermaßen befremdet: »Nein, verwandt ist dieser Arzt nicht mit mir,« worauf der Verwalter erwiderte:

»Verzeihen Sie, ich glaubte das nur, weil Sie den gleichen Namen führen. – Doch bitte, fahren Sie fort!«

»Dieser Doctor Wellen,« sagte Eugen ein wenig verwirrt, »machte den italienischen Feldzug mit und lernte dort im Hauptquartier einen Freiwilligen kennen, den er in kurzer Zeit lieb gewann und der ihm eine seltsame Geschichte erzählte von dieser Gegend, diesem Schlosse, jener Kapelle und den Marmorbildern, die er dort aufgestellt, dann vor allen Dingen von einem Mädchen, das er geliebt, und – verzeihen Sie mir – von einem hartherzigen Vater, der, Gott weiß, welchem Plane zu Liebe, durch ein einfaches Nein sein ganzes Lebensglück zerstört.«

»Ja,« versetzte der alte Mann mit einem tiefen Seufzer, während ein sonderbares Lächeln über seine Züge flog, »es ist eine seltsame und traurige Geschichte. Es ist nicht daran zu zweifeln: ich war jener hartherzige Vater. – – Und das



Ende jenes unglücklichen jungen Mannes war also in der That so, wie ich vernommen? – Es ist fürchterlich!«

»Er blieb in der Schlacht von Novara,« sagte Eugen mit ziemlich kaltem Tone; denn er konnte sich nicht verhehlen, er sitze hier einem harten, wenigstens räthselhaften Manne gegenüber. Deßhalb fuhr er auch nach einer Pause fort: »Ich glaube nicht, daß Sie, mein Herr, dieses traurige Ende des jungen Bildhauers befremden kann. So viel ich mich erinnere, von Doctor Wellen gehört zu haben, hatte er mit Ihnen vor seinem Weggehen eine Unterredung, worin er Ihnen, dem Vater, nicht undeutlich zu verstehen gab, er könne ohne den Besitz Rosaliens nicht leben und sei entschlossen, einen anständigen, aber sicheren Tod zu suchen.«

»So etwas sagte er allerdings,« entgegnete der alte Mann in ernstem Tone, setzte aber mit trübem Lächeln hinzu: »Sie müssen mir jedoch zugestehen, Herr Wellen, wer von euch jungen Leuten sagte nicht schon etwas Aehnliches bei einer gleichen Veranlassung? Daß das Schicksal so schnellen und fürchterlichen Ernst machen würde, das hätte ich, bei Gott! nicht geglaubt.«

»Also wenn er nicht in Italien geblieben wäre,« fiel Eugen rasch und aufathmend ein, »so wäre es Ihnen lieber? Oder wenn Sie gewußt hätten, seine Worte würden sich so schnell und blutig erfüllen, so hätten Sie damals anders an ihm gehandelt?«

»Wozu diese Fragen?« sprach düster der alte Mann. »Kann ich Geschehenes ungeschehen machen?«

»So ist es Ihnen also lieb,« sagte Eugen mit einigermaßen heftigem Tone, »daß ihn die fremde Erde deckt, daß er nicht zurückkommen kann, um nochmals ehrlich um die Hand

Ihrer Tochter zu werben? So ist es Ihnen also lieber, daß Ihr armes Kind vielleicht vergeht in Gram und Verzweiflung?«

»Sie sprechen da harte Worte zu mir,« bemerkte der Verwalter in mildem Tone, »und ich begreife in der That nicht, woher es kommt, daß ich von Ihnen diese Worte, wenn auch mit tiefem Schmerze, doch mit großer Ruhe anhören kann.«

»Sie haben Recht,« sagte Eugen so gefaßt als möglich, indem er aufstand. »Ich vergaß mich. Sie baten mich um Bestätigung jener Nachricht, und ich erlaubte mir, zu Ihnen zu sprechen, als sei jener unglückliche junge Mann, den ich nicht gekannt, mein Freund gewesen, oder als habe ich die Ehre, Ihr langjähriger Bekannter zu sein.«

Der alte Mann war bei diesen Worten ebenfalls aufgestanden und trat an eines der großen Fenster, die auf die Blumenterrasse gingen. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen.

»Sie baten mich,« fuhr Eugen fort, »jene Nachricht zu bestätigen. Das habe ich gethan; ich glaube, wir haben weiter kein Geschäft mit einander.«

»Bleiben Sie noch einen Augenblick,« antwortete der alte Mann, ohne sich von dem Fenster, an welchem er stand, abzuwenden. »Wie Sie über mich denken, so wird es Jeder thun, der diese traurige Geschichte erfährt, und Sie und Jeder vielleicht beim ersten Anblick der Sache vollkommen Recht haben. Ein junger, angesehener Mann, ein braver Künstler mit sicherem Auskommen wirbt um die Hand meiner Tochter. Ich sage Nein; nehmen wir an aus Eigensinn, nehmen wir an, ich habe erst prüfen wollen, ob die Liebe jenes jungen Mannes mehr als eine vorübergehende Leidenschaft gewesen sei. Ich spielte gewagt, und da ich dieses Spiel so blutig verloren, so schreit man entsetzt auf, ich

sei der Mörder jenes Unglücklichen. Das ist allerdings sehr traurig; aber ich bin zu entschuldigen. Nun aber erfahre ich jenes tragische Ende, und da ich hierüber scheinbar nicht in Verzweiflung gerathe, mir nicht das Haar ausraufe und nicht sage: oh, hätte ich das gewußt! so bin ich in Ihren Augen hartherzig, grausam.«

»Wenigstens räthselhaft und sehr unbegreiflich,« sagte Eugen.

»Und so möchte ich nicht dastehen in den Augen der Welt, namentlich aber nicht in den Ihrigen,« entgegnete der Verwalter, sich rasch umwendend. »Oh, glauben Sie mir, junger Mann, mein Wille war und ist gebunden; ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung: hätte ich frei handeln können, Alles, Alles wäre anders gekommen.«

»Ich muß Ihnen glauben,« sprach Eugen sehr kalt, »weil Sie es sagen.«

»Nein, Sie sollen mir glauben, weil Sie von meinen Worten überzeugt sind.«

»So überzeugen Sie mich!«

»Ich halte Sie für einen Ehrenmann,« erwiderte bewegt der Verwalter, indem er vor Eugen hintrat und seine beiden Hände faßte. »Sie scheinen an dem unglücklichen Mädchen und an jenem Anderen den innigsten Antheil zu nehmen. Sie verlassen diese Gegend nicht so bald, Sie bleiben wenigstens noch einige Wochen hier. Nun denn, ich schwöre Ihnen zu, daß sich schon nach Verlauf weniger Tage Ihre Ansicht über mich vollkommen geändert haben soll.«

»Nach wenigen Tagen,« sagte Eugen mit harten Worten. »Wozu soll das führen? Ueberhaupt will ich mich ja gern mit Ihren heutigen Worten bescheiden. Es ist wahr, ich nehme an Ihrer Tochter einen unbegreiflichen Antheil, einen so

innigen Antheil, daß, wenn Sie mir gesagt hätten: das ist ein fürchterliches Unglück, oh, wenn es doch nicht geschehen wäre, dieses Unglück! wenn jener junge Mann nur jetzt vor mich hinträte und spräche: hier bin ich, gewährt mir die Hand Eurer Tochter! so würde ich mit tausend Freuden Ja sagen – ich Ihnen gerührt die Hand gedrückt haben würde. Aber wozu die vielen Reden? Ihnen ist dieser Tod erwünscht gekommen; Sie würden heute nicht anders handeln, als damals.«

»Sagen Sie, ich *könnte* nicht anders handeln!« rief verzweiflungsvoll der alte Mann. »Ich würde nicht anders handeln; ja, damit Sie mich ganz kennen lernen: ich bin gezwungen, noch viel Schlimmeres zu thun. Ja, Rosalie hat ihn geliebt, wie nie vielleicht ein Mädchen einen Mann liebte, das weiß ich alles; sie hängt heute noch mit derselben Innigkeit an ihm wie damals; sie wird ihn nie vergessen. Und doch *muß* ich, *will* ich sie zwingen, in nächster Zeit eine andere Verbindung einzugehen.«

»Ah! das ist zu viel!« brachte Eugen mühsam hervor.

»Ja, es ist zu viel!« wiederholte der alte Mann mit einem Blicke gegen den Himmel. »Und doch wird es geschehen! Die Macht, die über uns gebietet, hatte noch ganz andere Dinge begonnen und durchgesetzt.«

»Und welche Macht kann einen Vater zwingen, seine Tochter zu tödten?« lief Eugen empört. »Was sage ich – zu tödten? Der Begriff dieses Wortes ist unbedeutend gegen das, was Sie jenem armen Mädchen schon gethan, was Sie ihm noch zu thun gedenken! Mein Herr!« fuhr er heftig fort, »entweder sind Sie ein Narr oder ein Verbrecher!«

»Keines von Beiden,« entgegnete der alte Mann mit einem unbegreiflich ruhigen Tone, indem er aber seine Zähne auf

einander biß, daß sie knirschten. »Ich bin nur der Diener meines Herrn.«

»Ah!« machte Eugen mit dem Tone der tiefsten Verachtung. »So hören Sie auf, ein solcher Diener zu sein! Sprengen Sie ein solch fluchwürdiges Band! Brauchen Sie dazu menschliche Hülfe, hier ist meine Hand.«

»Die eines reisenden Schauspielers,« sagte der Verwalter mit einem seltsamen Blicke.

»Vielleicht auch mehr,« entgegnete Eugen. »Oeffnen Sie mir Ihr Herz, schenken Sie mir Ihr Zutrauen!«

»Ihnen,« sagte der Verwalter mit einem sonderbaren Lächeln. »Ihnen, einem unbekanntem, jungen Manne? Ihnen in einer Frage, die das Schicksal, das Glück eines so guten und edlen Wesens, wie das meiner Rosalie, betrifft? – Von mir gar nicht zu reden! – Ihnen, der unter der Maske eines reisenden Schauspielers auftritt, einer Maske, so wenig gut gemacht, daß sie den Unbefangenen nicht täuschen wird? – Vertrauen um Vertrauen! Wollen Sie mir helfen und raten – wohl! Deßhalb vor allen Dingen: wer sind Sie? – – Doch nein!« fuhr er nach einem Augenblicke fort, »reden Sie nicht, folgen Sie mir!«

Mit diesen Worten wandte sich der alte Mann um, nahm einen Bund Schlüssel von der Wand, winkte seinem Besuche mit der Hand und ging vor ihm zur Thüre des Kabinetts hinaus. Eugen folgte in ängstlicher Erwartung seltsamer Dinge, die sich diesem räthselhaften Manne gegenüber begeben könnten.

Beide gingen über einen langen Corridor, stiegen am Ende desselben eine kleine steinerne Treppe hinauf und gelangten so in den ersten Stock des weitläufigen Gebäudes. Dort öffnete der Verwalter eine Thüre und bat den jungen

Mann, einzutreten. Ein kleines Vorzimmer, in welchem sie sich nun befanden, führte auf eine große Reihe von Zimmern, durch deren geöffnete Flügelthüren man von dem einen in's andere schauen konnte. Rasch schritt der Verwalter durch das erste, zweite, dritte und vierte, dann öffnete er eine zweite Thüre; sie traten in ein Eckzimmer und kamen durch dieses in den andern Flügel des Schlosses. Hier drückte der alte Mann eine Thüre auf, die nur angelehnt war, und bat seinen Begleiter hinein zu treten.

Eugen wußte nicht, wie ihm geschah. Alles, was ihn in diesem Gemache, sowie in dem nächstfolgenden umgab, die Möbel, Teppiche, Kupferstiche – Alles hatte für ihn etwas Bekanntes, Heimathliches. Sein Erstaunen wuchs, je näher er hier die Sachen betrachtete, je weiter er in den Zimmern voranschritt. Er fragte sich, ob er wache oder träume, und ob es möglich sei, was er vor sich sehe. – Ja, das waren die alten bekannten Geräte, die schwer geschnitzten Stühle, Tische, Schränke des elterlichen Hauses, vor denen der Knabe so oft neugierig gestanden und es versucht hatte, die seltsamen Zeichnungen zu entziffern und zu begreifen, den sonderbaren Gewinden der Blumen, die sich hin und her zogen, dort verschwanden, hier wieder zum Vorschein kamen, zu folgen. Das waren die so oft gesehenen Kupferstiche in den dunkelbraunen Rahmen, die Jagd- und Pferdestücke, die Liebhaberei des verstorbenen Vaters; in anderen Zimmern bekannte Oelbilder, die sich oft durch eine gewisse Farbe oder durch eine merkwürdige Figur in dem Gedächtnisse des Knaben fest eingepägt hatten.

Eugen faßte seine Stirn; träumte er oder wachte er? Und wenn er wachte, wie konnte er es begreifen, daß er hier

diese bekannten Gegenstände wieder sah? Wenn auch zuweilen eine Idee in ihm aufblitzte, die vielleicht die richtige war, so verwarf er sie doch lächelnd wieder als eine Unmöglichkeit.

Der alte Mann, der ihm ruhig von Zimmer zu Zimmer folgte, drückte sich sachte in die Fenstervertiefungen hinter die großen Vorhänge, um den jungen Mann ganz sich selbst zu überlassen und seine Gedanken durch nichts zu zerstreuen.

Eugen schien ihn auch vergessen zu haben und eilte, mehr und mehr überrascht, durch die Zimmer, bis er an eine Thüre kam, welche wie die erste ebenfalls nur angelehnt war. Hastig drückte er sie auf und blieb mit einem Rufe der Ueberraschung auf der Schwelle stehen. Er blickte in ein kleines, achteckiges Gemach, und an der Wand, ihm gerade gegenüber, von einem einzigen Fenster auf's Schönste beleuchtet, sah er – das Portrait seiner Mutter in weißseidenem Kleide, ihr wohlbekanntes schönes Gesicht aus Spitzen, Brillanten und Blumen hervorlächelnd – dieses Gesicht, wie es ihm noch in der Erinnerung aus den Zeiten der Kindjahre vorschwebte; die ganze, hohe Gestalt so, wie er sich erinnerte, sie oftmals gesehen zu haben, wenn er Abends in seinem Bettchen lag und schlief und durch ihren warmen Kuß aufgeweckt wurde, wo er dann aber die Augen gleich wieder schloß vor der schönen Erscheinung, die vor ihm stand – eine gute Fee, wie er glaubte, schimmernd und strahlend. – Wie er so vor dem Bilde stand und es anschaute, so begann er langsam sich zu erinnern, daß er vor langen, langen Jahren dieses Bild ebenfalls irgendwo gesehen; dann war es aber plötzlich und spurlos verschwunden.

In diesem Augenblicke fühlte er sich bei der Hand gefaßt; er schien es völlig vergessen zu haben, daß außer ihm noch Jemand durch diese Zimmer schritt, und blickte hastig und überrascht auf die Seite.

Es war der alte Verwalter, der neben ihm stand, der seine Hand gefaßt hielt, der ihn fragend ansah und alsdann auf das Bild wies.

»Meine Mutter!« rief Eugen.

Ein freudiges Lächeln flog über die Züge des alten Mannes, indem er sagte: »Ich habe es geahnt, und ich bin glücklich, daß es so ist.«

Jetzt erst trat Eugen mit seinen Gedanken in die Wirklichkeit zurück und blickte seinen Begleiter überrascht an. »Was soll das alles bedeuten?« sagte er. »Warum finde ich hier ein gutes Theil des elterlichen Hauses? Warum finde ich hier auf dem fremden Schlosse das Portrait meiner Mutter?«

»Es ist dies kein fremdes Schloß,« sagte freudig der alte Mann. »Dort ist die Besitzerin desselben.« Und er wies abermals auf das Bildniß.

»Ah!« sagte Eugen, immer mehr überrascht, »spielen wir in einem Märchen? Sagen Sie mir offen und ehrlich: was soll dies alles bedeuten?«

Bei diesen Worten verbeugte sich der Verwalter vor dem jungen Manne und erwiderte: »Es ist weder Fabel noch Märchen. Auch spreche ich offen und ehrlich mit Ihnen, wenn ich Ihnen sage: ich heiße den Herrn Stillfried willkommen auf der Besizung seiner Mutter!«

Kopfschüttelnd blickte Eugen bald den Verwalter, bald das Bild an. Dann trat er einen Augenblick an das Fenster, faltete die Hände und schaute hinab.



FÜNFZIGSTES CAPITEL.

*In welchem Eugen Stillfried seine Schwester findet und der lustige Rath die Entdeckung zu machen glaubt, daß sein Freund ein Ungeheuer ist.*

Dort unten zwischen den dichten, dunkeln Bäumen lag die kleine Kapelle, und bei diesem Anblicke fühlte der junge Mann sein Herz sich schmerzlich zusammen ziehen und sich darauf wieder freudig erweitern. Bange und tief athmete er auf; ein Gedanke durchfuhr ihn, ein glücklicher, herrlicher Gedanke, ein Gedanke, den er mit aller Kraft der Seele festzuhalten strebte, ein Gedanke, der ihn glücklich und selig machte. Er faßte die Hand des Verwalters, der neben ihm stand, drückte sie kräftig zusammen und zeigte auf die Kapelle, indem er sagte: »Und sie? – Rosalie?«

Dann blickte er ängstlich fragend auf das Gesicht des alten Mannes, in dessen Augen, wo sich aber im ersten Momente nicht viel erkennen ließ; denn sie waren durch Thränen verdunkelt, und erst, als dieselben in zwei großen Tropfen herabrollten und als der alte Mann stumm mit dem Kopfe nickte, da ließ Eugen dessen Hand los und sah in dem Blicke seines Begleiters, ja fühlte er an dem ungestümen Klopfen seines eigenen Herzens, daß er sich nicht getäuscht, daß sie da unten – das arme Mädchen – daß Rosalie seine Schwester sei.

Hastig wandte er sich gegen die Thüre, um den Weg durch die Zimmerreihe zurück zu eilen; doch hielt ihn der Verwalter lächelnd zurück, öffnete eine andere Thüre in dem kleinen Kabinet und führte ihn eine Treppe hinunter,

ähnlich derjenigen, durch welche sie heraufgestiegen waren. Am Fuße derselben ging eine kleine Pforte in's Freie, auf den dunkeln, schattigen Platz, an dessen Ende jene Kapelle lag.

»Ist sie dort?« fragte Eugen und wollte abermals vorauseilen. Doch sagte ihm der Verwalter, der ihn wieder zurückhielt:

»Gemach, lieber Herr! Sie werden sie erschrecken.«

»So weiß sie von allem dem nichts?« rief Eugen erstaunt.

»Doch, doch!« sagte der alte Mann; »so viel sie wissen durfte. Erst vor Kurzem erhielt ich die Erlaubniß, ihr zu sagen, daß sie – nicht meine Tochter sei,« setzte er mit betrübtem Tone hinzu, fuhr aber freudiger fort: »doch ist ihre Liebe zu mir gleich geblieben. Sie weiß nur, daß jene Dame droben ihre Mutter ist.«

»Und nicht ihren Namen, nicht, daß sie einen Bruder hat?«

»Nichts von allem dem.«

»Ha! daran erkenn' ich ihn!« sagte heftig der junge Mann. »Und erst kürzlich entdeckte man ihr das Wenige, was sie weiß? Die arme Schwester! – Und bei welcher Veranlassung?«

»Diese Veranlassung,« entgegnete der alte Mann mit finsterner Miene, »erlaubte ich mir Ihnen schon früher in meinem Zimmer anzudeuten, als ich noch vor Ihnen da stand, ein grausamer Vater, der nicht nur das Herz seiner Tochter brach, indem er ihre erste und einzige Liebe zerriß, sondern der auch hartherzig genug war, sie zu einer anderen Verbindung zwingen zu wollen.«

»Zu einer andern Verbindung –?«

»So ist es, Herr Stillfried. Sie scheinen das vergessen zu haben. Wenn ich auch von Ihrer Mutter nicht den Befehl erhielt, Sie in die Geheimnisse dieses Hauses einweihen zu dürfen, so habe ich es doch auf meine Gefahr hin gewagt. Es ist, wie ich Ihnen sagte: Ihre Schwester ist seit einigen Tagen die Verlobte eines jungen Herrn, den ich natürlicher Weise nicht die Ehre habe zu kennen.«

»Und das erfuhren Sie von meiner Mutter?« fragte heftig Eugen, indem er seine Hand zusammen ballte.

»Indirect,« erwiderte der Verwalter mit sonderbarer Miene. »Durch den Geschäftsfreund Ihrer Frau Mutter, den Herrn Justizrath Werner.«

»Natürlich, durch ihn!« sprach Eugen im Tone der tiefsten Verachtung. – »Doch kommen Sie zu ihr – zu meiner Schwester. Sprechen wir von nichts Anderem; dieser Augenblick ist mir zu wichtig, zu heilig, ich will ihn nicht entweihen. Später mehr von den Angelegenheiten meines Hauses; darauf können Sie sich verlassen.«

»Das hoff' ich zu Gott!« sagte der alte Mann und öffnete leise die Thüre der Kapelle.

Da kniete Rosalie in demselben Betstuhle, wo Eugen ein paar Tage vorher gesessen. Sie hatte den Kopf auf ihre Hand gelegt, und durch das Geräusch der Schritte, mit welchen die Beiden eintraten, aus ihren tiefen Gedanken erweckt, schaute sie mit ihrem bleichen, tief betrübten Blicke empor und lächelte dem Verwalter freundlich, wenn auch etwas schmerzlich, entgegen.

»Rosalie,« sagte der alte Mann, und hielt Eugen, der sich heftig dem Mädchen nähern wollte, an der Hand zurück; »sieh diesen Herrn; er hat das Recht, von dir freundlich empfangen zu werden.«

Rosalie öffnete ihre großen Augen weit und blickte erschrocken in die Höhe. Ein Zittern, ein Schaudern überflog ihren Körper, und sie sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: »Jetzt schon? – Oh du mein Gott!«

»Nein, nein, mein armes Kind!« versetzte hastig der alte Mann, »es ist nicht der, den du fürchtest, es ist –«

»Dein Bruder!« rief leidenschaftlich Eugen, der nicht mehr länger an sich halten konnte, indem er neben Rosalie auf den Boden niederkniete. »Dein Bruder ist's, dein Bruder, der dich herzlich und innig liebt. – Meine arme Schwester!«

Das zitternde Mädchen wandte sich bei dieser heftigen Bewegung des ihr so wenig bekannten Mannes wie erschrocken ab und wollte sich in die Arme, an die Brust ihres bisherigen Vaters flüchten. Doch wies dieser sie sanft von sich, indem er sprach: »Ja, es ist so, mein Kind, wie er gesagt: er ist dein Bruder, der Sohn deiner Mutter.«

Einen Augenblick betrachtete das Mädchen den jungen Mann, dessen Auge voll Thränen zu ihr empor blickte; dann zog ein unnennbar freudiges, glückseliges Lächeln über ihre bleichen Züge; sie reichte ihm beide Hände dar, und als er sie ergriff, zog sie ihn willenlos, aber gewaltig zu sich in die Höhe, warf sich alsdann heftig in seine Arme, und ein Strom wohlthätiger Thränen tropfte von ihrem Gesichte herab auf seine Brust.

Lange hielten sich die Beiden so fest und innig umschlossen, und als darauf Rosalie freudig lächelnd ihren Kopf erhob, um auf dem Gesichte ihres Bruders Zug um Zug neugierig und emsig zu studiren, da bemerkte Eugen, daß der alte Verwalter verschwunden war und sie sich allein in der Kapelle befanden.

»Komm! komm!« redete nun das Mädchen nach einer längeren Pause; »laß uns hinaus in die freie Luft; es ist mir hier zu eng. Die Mauern, das Gewölbe drücken mir das Herz zusammen.« Und dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn zur Kapelle hinaus, um das Chor herum, auf eine kleine Steinbank, die hinter dem Kirchlein angebracht war, dicht an der Ringmauer des Schlosses, wo sich nun die Beiden niedersetzten; hinter sich die hohen spitzen Fenster des Chores, vor sich die weite herrliche Landschaft im Abendsonnenscheine, reich vor ihnen ausgebreitet in herbstlicher Färbung.

Das Mädchen hielt Eugen's Rechte mit ihren beiden kleinen Händen und schaute ihm fortwährend forschend und glücklich in's Gesicht.

»Also du bist mein Bruder,« sagte sie, »und ich bin deine Schwester! – Ja, es muß so sein; denn als ich dich neulich zum ersten Male sah, da warst du für mich gar nicht wie ein ganz Fremder.«

»Ich hatte dasselbe Gefühl,« entgegnete Eugen. »Aber, obgleich ich wußte, daß ich eine Schwester habe, wäre es mir doch nicht eingefallen, dich hier zu suchen.«

»Das wußtest du also? Ach, da warst du doch viel glücklicher als ich! Seit mein lieber Vater mir gesagt, daß ich nicht seine Tochter sei, hatte ich so gar Niemanden mehr auf der Welt, war ganz verlassen und allein. Oh, es ist sehr traurig, wenn man von all' seinen Angehörigen nichts kennt, als ein gemaltes Bild, und da droben die schöne Frau mit den vielen Brillanten und Blumen war meine ganze Verwandtschaft.«

»Unsere Mutter!« sagte Eugen mit schmerzlichem Tone.

»Du kennst sie?« fragte eifrig das Mädchen. »Natürlich, du warst bis jetzt bei ihr, du hattest sie gern, und sie liebte dich! Wie ihr Beiden so glücklich waret!«

»Ja, meine liebe Rosalie,« sagte bekümmert der Bruder, »wir waren schon recht glücklich.«

»Ei,« entgegnete das Mädchen, »du nennst mich immer bei meinem Namen, Rosalie, kann ich nicht auch wissen, wie du heißest?«

»Eugen,« sagte der junge Mann.

»Mein lieber Eugen!«

»Meine gute, gute Rosalie!«

»Und –?« fragte das Mädchen.

»Und –« wiederholte Eugen; denn er wußte, was sie sagen wollte.

»Und weiter?«

»Ja so!« erwiderte der junge Mann mit tiefem Schmerze.

»Ja so, mein armes, armes Mädchen! – Eugen Stillfried.«

»Also Rosalie Stillfried?«

»Rosalie Stillfried,« wiederholte Eugen, und während er die Hand seiner Schwester an die Lippen drückte, flossen langsam seine Thränen darauf hin.

»Oh mein Gott,« rief sie nach einer kleinen Pause, »wie viel hätt' ich noch zu fragen! Aber wenn ich einmal anfinde, so würde es die ganze Nacht hindurch dauern. Ich weiß ja gar nichts von dir und von uns. Wo hast du bis jetzt gewohnt? – Wo wohnst du jetzt? – Wo ist die Mutter? – Siehst du, ich frage wie ein Kind. – Ach Gott! ja, und mein wirklicher Vater? – Nach dem habe ich noch gar nicht gefragt.«

Eugen hatte bei all diesen Fragen gelächelt; nur bei der letzten wurde er sehr ernst. »Darauf kann ich dir nur eine traurige Antwort geben,« sagte er, »auf deine letzte nämlich,

was – meinen guten Vater betrifft. Der ist schon lange, lange todt. Ich selbst, der ich viel älter bin, als du, habe ihn nur sehr wenig gekannt.«

»Ach, unser Vater ist todt!« sagte tief betrübt das Mädchen und faltete ihre Hände. »Also werde ich ihn nie sehen? – Das ist sehr schlimm!«

»Aber die Mutter wirst du sehen,« fiel ihr Eugen schnell in's Wort. Er wollte sie auf einen anderen Gedanken bringen. »Die Mutter wirst du vielleicht bald sehen. Und dann bleiben wir zusammen, lange und glücklich.«

»Ach, mich schauert's ordentlich!« erwiderte Rosalie. »Wie mich all das Glück freut! – Aber du bleibst jetzt bei mir?«

»Gewiß, meine Schwester! Drunten im Dorfe wohne ich bei deiner Freundin.«

»Ah, in der wilden Rose!«

»Ja, und ich komme jeden Tag, dich zu sehen.«

»Nicht wahr, mein vieles Fragen belästigt dich? Und ich habe noch gar nicht einmal recht angefangen. Aber eine große und schwere Frage habe ich noch auf dem Herzen; wenn du mir die beantworten könntest!«

»So laß sie hören!« sagte Eugen. »Wenn ich kann, werde ich sie dir gewiß beantworten.«

»Nun denn – so sage mir, warum habe ich dich erst heute gesehen? Warum hat man mir erst vor ein paar Tagen gesagt, daß jene Dame droben meine Mutter ist? Warum bin ich immer allein hier, so entfernt von euch gewesen?«

»Verzeihe mir, Rosalie,« entgegnete Eugen nach einer Pause, »du fragst mich da in der That etwas, das ich heute nicht im Stande bin, dir zu beantworten. Aber glaube mir, liebe

Schwester, das wirst du alles erfahren, und so bald wie möglich.«

»Ich glaube dir! ich glaube dir!« sagte eifrig das Mädchen. »Gewiß, Eugen, ich habe ein solches Zutrauen zu dir, daß, wenn du etwas sagst, ich weiß, es muß so und nicht anders sein.«

Dabei drückte sie herzlich seine Hand, blickte ihm längere Zeit in die Augen und sah dann träumerisch in die weite Gegend hinab, die sich dunkler zu färben begann, denn die Sonne war untergegangen.

Eugen war lange nicht so glücklich gewesen, wie an diesem Abend. Bisher hatte das Bild der unbekanntenen Schwester wie ein finsterer, unheimlicher Geist vor ihm geschwebt, er hatte sich davor gefürchtet, sie einstens zu treffen. Wie würde er sie finden? wie konnte sie sein? – Jetzt hatte er sie so unverhofft gesehen, sie gefunden, so schön, so lieb, so gut! Sie hatte sich vertrauensvoll in seine Arme geworfen, die Stimme ihres Herzens hatte sie an die Brust des Bruders geführt, und jetzt, nach Verlauf einer Stunde, war es ihm, als habe er sie von jeher gekannt; jetzt saßen sie hier zusammen, sich herzlich liebend, wie die Kinder eines und desselben Vaters.

---

Nach einem längeren Stillschweigen, während dessen Rosalie schwärmerisch in die glühenden Farben geblickt, welche die Sonne jenseits der Berge zurückgelassen, legte sie sanft den Kopf auf die Schulter ihres Bruders und sagte mit leiser, zitternder Stimme: »Aber du hattest schon von mir gehört, nicht wahr, mein Bruder?«

»Ja, liebe Rosalie,« gab er zur Antwort.



»Du weißt vielleicht,« fuhr sie fort, »daß ich, so jung ich bin, schon unendlich viel Leid ertragen mußte?«

»Ich weiß es,« versetzte Eugen bekümmert und drückte das Mädchen fester an sich.

»Alles?«

»Alles, meine Schwester!«

»Nicht wahr, Eugen, das ist fürchterlich?« sagte sie, und ihre Thränen floßen auf's Neue. »Dir will ich's gestehen – es ist mir eine Beruhigung, ein süßes Gefühl, es dir zu sagen – oh Eugen, ich habe ihn so unaussprechlich geliebt! – Aber wie götig ist Gott im Himmel! Da ich ihn verloren habe, fand ich dich. Oh, hättest du ihn nur gekannt! Er war so lieb und gut!«

»Ich glaube es dir gern, mein armes Kind.«

»Und nun ist er todt!« fuhr sie schauernd fort mit dem Ausdrücke des tiefsten Schmerzes. »Ich werde ihn nie wiedersehen!«

Ruhig und still hielt Eugen die weinende Schwester in seinen Armen, ohne zu ihr zu sprechen. Was konnten tröstende Worte helfen? Und wußte er überhaupt dergleichen? Ja, da er jenen jungen Mann nicht gekannt, so war es ihm nicht einmal möglich, etwas über dessen Vergangenheit zu sagen. – Er küßte die Schwester schweigend, aber innig auf die Stirn, dann stand er auf, hob sie sanft in die Höhe und führte sie nach dem Schlosse zurück.

Als sie durch das Hauptthor gingen, meinte Eugen, er sehe Jemanden im Schatten des Brückenpfeilers sitzen. Doch war es schon zu dunkel, um die Gegenstände unterscheiden zu können. Er führte die Schwester in's Haus, wünschte ihr herzlich eine gute Nacht, indem er ihr Versprach, morgen

wieder zu kommen, und verließ sinnend und träumend den Schloßhof.

Als er abermals über die Brücke ging, sah er, daß er sich vorhin nicht getäuscht; es saß dort wirklich Jemand, und dieser Jemand war Herr Sidel, der hier seinen Freund zu erwarten schien.

Eugen war erfreut über dieses Zusammentreffen und trat rasch auf den lustigen Rath zu, ihm freundlich einen guten Abend bietend.

Doch Herr Sidel trat einen Schritt zurück und wehrte ihn mit der Hand von sich. Eugen wußte nicht, was das zu bedeuten habe, und dachte, er irre sich vielleicht; doch war es der lustige Rath – daran konnte Niemand zweifeln – der jetzt sich rasch umwandte und hastig seinem Freunde voraus den Berg hinabzusteigen begann.

»He!« rief Eugen ihm zu, »was soll denn das heißen? Was fliehst du denn davon wie ein Schatten? Bist du es, oder ist es nur dein Geist, der mir hier erscheint, um mich vor etwas Schrecklichem zu warnen?«

»Da hätte ich früher kommen müssen,« sprach jetzt der lustige Rath mit sehr ernster Stimme, und blieb an der Biegung des Weges stehen; »freilich ohne viel zu helfen, denn nicht einmal Zeichen und Wunder würden im Stande sein, deinen schrecklichen Lebenswandel zu ändern.«

»Diese Predigt hätte ich heute nicht mehr erwartet!« antwortete laut lachend Eugen. »Aber sage, was ficht dich an, daß du wie ein drohendes Gespenst da in der Dunkelheit Stimme und Arm warnend gegen mich erhebst? Scherz bei Seite, was willst du?«

»Ja, Scherz bei Seite!« wiederholte finster Herr Sidel. »Du vermagst es noch, mich zu fragen? Weißhalb ich nicht wie

immer lächelnd und freundlich vor dich hintrete, das kannst du mit deinem schlechten Gewissen —«

»Ich habe aber kein schlechtes Gewissen!«

»Wo kommst du her?«

»Nun, vom Schlosse droben.«

»Was machtest du da? Kannst du mir darauf Antwort geben, ohne zu erröthen?«

»Oh ja,« meinte Eugen lachend. »Ich könnte das schon wagen; denn es wäre auf alle Fälle zu dunkel, als daß du die Scham auf meinen Wangen sehen könntest.«

»Das hätte ich nimmer von dir gedacht!« sagte der lustige Rath mit lauter und feierlicher Stimme, und seine Worte konnten unmöglich scherzhaft gemeint sein, denn er sprach sie mit dem ernstesten Tone. »Nimmer und nimmermehr! Du bist ein arger Sünder — Eugen Stillfried!«

»Vor allen Dingen, bester Rath,« entgegnete Eugen lustig, »ruf meinen Namen, oder vielmehr einen Namen nicht so laut in die Nacht hinaus, der hier nicht genannt, noch gekannt sein soll. Und was die Sache an sich betrifft, so hättest du weit besser gethan, bevor du nach deiner gewöhnlichen Art anfangst, zu lärmern und mir Vorwürfe zu machen, mich um Näheres über dasjenige zu befragen, was du heimlich erlauscht und gesehen hast.«

In diesem Augenblicke raschelte etwas wenige Schritte entfernt im Gesträuch, das den Weg einfaßte, so daß die beiden Freunde erstaunt stehen blieben und aufmerksam horchten. Es war gerade als schleiche dort ein Mensch, der in der Dunkelheit ausglitt und sich nun an den rauschenden Zweigen wieder zum Stehen brachte.

»Hast du das gehört?« fragte Eugen, »es scheint mir, wir wandeln in Gesellschaft.«

»Aber in keiner menschlichen,« antwortete mürrisch der lustige Rath. »Mir scheint, es ist ein Thier, das nächtlicher Weile herumschleicht. Vielleicht ein Fuchs oder ein Vogel, ein Uhu oder dergleichen. – So viel kann ich dich versichern, daß mich das, was ich so eben gehört, nicht so alterirt, als das, was ich droben vernommen.«

»So will ich dich denn über das droben mit einem einzigen Worte aufklären, das heißt, wenn du einen Augenblick näher zu mir herkommen willst; denn ich habe nicht Lust, so in die Nacht hinauszurufen, wie du eben gethan.«

Widerstrebend näherte sich Herr Sidel, und als ihn Eugen mit der Hand erreichen konnte, zog er ihn ganz nahe zu sich hin und sagte ihm leise in's Ohr: »Lustiger Rath, du bist ein Narr; aber die da droben auf dem Schlosse – ist meine Schwester.«

»Pah!« machte Herr Sidel und prallte erstaunt zurück.

»Es ist so, wie ich dir sage,« fuhr Eugen mit bestimmtem Tone fort; »ich bin da auf eine merkwürdige Spur gekommen, die aber zu sehr viel Gutem führen kann. Glaube mir, Rosalie ist meine Schwester, von der ich früher öfters mit dir gesprochen.«

»Hurrah!« schrie nun plötzlich der lustige Rath mit voller Kraft seiner Lungen, indem er mit gleichen Füßen so hoch emporsprang, als es seine dicke, untersetzte Figur erlaubte. »Hurrah und nochmals Hurrah!« wiederholte er, »es wird Licht, mir rollt ein ganzes Gebirge von der Brust.«

»Und bei dem unvernünftigen Schreien und den wahn-sinnigen Geberden wirst du noch von dem Gebirge hinab-  
rollen,« antwortete Eugen und faßte ihn am Arme. »Stille einen Augenblick!« setzte er hinzu und blieb stehen. »Da habe ich das Rascheln wieder gehört; wir sind nicht allein,

d. h. neben dem Wege in der Vertiefung schleicht Jemand; es ist mir gerade, als sähe ich sogar einen Schatten hingleiten.«

»Phantasie! Phantasie!« meinte lustig Herr Sidel. »Und wenn auch! Es wird ein harmloser Holzhauer sein, der von seiner Arbeit zurückkehrt. – Aber was du eben gesagt, macht mich ganz glücklich.«

»Schweige nur jetzt darüber,« erwiderte Eugen, »ich will dir drunten auf unserem Zimmer Alles auf's Beste erklären.«

Damit schritten die Beiden rüstig bergab, und bald sahen sie Schloßfelden dicht vor sich liegen.

Hier schien schon Alles zur Ruhe zu sein. Die Bewohner, müde von des Tages Last und Hitze, hatten mit der sinkenden Nacht ihre Lagerstätten gesucht: man sah nirgends einen Lichtstrahl, und der einzige Laut, den man durch die Stille der Nacht vernahm, war hie und da das leise Knurren und Bellen irgend eines Hundes, den etwas aus seiner Nachtruhe aufgestört.

Auf der anderen Seite des Dorfes sahen sie das Wirthshaus zur wilden Rose mit hell erleuchteten Fenstern, die ihnen gastlich entgegen winkten. Noch eine Biegung hatten sie zu machen, um den Berg hinter sich zu haben, und der lustige Rath, der sich eine Cigarre anzündete, blieb deßhalb einen Augenblick zurück; Eugen war ein paar Schritte voraus, da – krachte ein Schuß neben ihnen auf der Seite, wo sie das Rauschen in den Zweigen gehört, und Eugen glaubte das Pfeifen einer Kugel zu vernehmen, welche ganz nahe bei seinem Kopfe vorüber fuhr.

Langsam wälzte sich das Echo des Schusses in den Bergen fort, und Eugen, der überrascht, erschrocken und festgebannt stehen blieb, hörte drunten im Dorfe die Hunde laut werden und anschlagen, und vernahm darauf Schritte

in dem rauschenden Laube, Schritte, die sich eilig zu entfernen schienen.

»Was war das?« rief Herr Sidel, der hinzu sprang. »Wem hat dieser Schuß gegolten?«

»Genau kann ich es nicht sagen,« entgegnete Eugen, »aber ich glaube fast, einem von uns; denn so viel ist gewiß, daß ich es gehört, ja gefühlt, wie eine Kugel dicht an meinem Kopfe vorbei fuhr.«

»Vorwärts! vorwärts!« rief der lustige Rath und drängte den Berg hinab. »Hier an der Bergwand ist es unheimlich. Eilen wir hinab; dort erreichen wir sogleich die ersten Häuser des Dorfes.«

So war es denn auch, und schon ein paar Schritte vor denselben kam ihnen der Nachtwächter von Schloßfelden entgegen.

Dieser würdige Beamte schien trotz seines langen Spießes und seines großen Hundes keine starke Lust zu haben, sich weit von den schützenden Mauern seines Ortes zu entfernen. Auch machte er beim Anblick unserer beiden Freunde eine halbe Wendung nach rückwärts, blieb aber wieder stehen, als ihm Herr Sidel ein lautes: Gut Freund! zurief.

»Haben Sie denn geschossen?« fragte er, als die beiden näher kamen, wobei er sich neugierig nach einem Gewehr oder einer sonstigen Schießwaffe umsah. Doch als er ihre leeren Hände bemerkte, wiederholte er bedenklich: »Sie haben also nicht geschossen?«

»Nein, mein Freund,« sagte Eugen; »mir scheint, wir wären beinahe selbst geschossen worden. Ich muß gestehen, das ist hier zu Lande eine schlechte Manier, geladene Gewehre gegen einen Weg abzuschießen.«

Der Nachtwächter, ein ehrlicher Bauer, schüttelte den Kopf und sagte: »Das verstehe ich nicht; man kann sie doch wahrhaftig nicht für ein Stück Wild, für einen Fuchs oder Rehbock gehalten haben!«

»Und die Jäger,« fiel ihm Herr Sidel in's Wort, »werden doch hier nicht in der Dunkelheit auf die Jagd gehen!«

»Die gewöhnlichen Jäger freilich nicht,« erwiderte lächelnd der Bauer, »aber wißt, ihr Herren, da droben hinter dem Schlosse hat's große und prächtige Waldungen; sie ziehen sich links herum auf dem Gebirge fort, und die württembergische Grenze führt mitten hindurch. Da hat's auch einige wilde Jäger, denen es gleich viel ist, ob sie einen Hirsch bei Tage oder bei Nacht schießen.«

»Aber wir sind doch keine Hirsche!« meinte Herr Sidel. »Das soll der Teufel holen, daß man nicht einmal ruhig nach Hause gehen kann, ohne daß man befürchten muß, von einer Kugel getroffen zu werden! Das ist schlechter Spaß!«

»Ja, ich begreife es auch nicht recht,« sagte der Nachtwächter, »will aber gleich zum Förster gehen und dem das Ding melden. – Gute Nacht, ihr Herren!«

Damit ging der Beamte seines Weges, und die beiden Freunde eilten durch das Dorf und erreichten in kurzer Zeit das Gasthaus zur wilden Rose.

Hier war noch Licht und Leben genug und in allen Räumen noch Gäste. In dem Honoratiorenzimmer befanden sich der Herr Director, dessen Bruder, sowie der große Holder und der vortreffliche Herr Trommler. Eugen hatte aber nach den wichtigen Ereignissen dieses Tages keine Lust, noch eine gewöhnliche Conversation zu führen, und begab sich deßhalb mit dem Herrn Sidel nach ihren Zimmern.

Auf der Treppe kam ihnen die Frau Rosel entgegen; sie hatte ein Licht in der Hand und sah sehr blaß, ja angegriffen aus. Als sie ihren Gast erblickte, hielt sie sich wie erschrocken an dem Treppengeländer fest und brachte auf die Frage Eugen's, ob ihr etwas zugestoßen sei und was ihr fehle, mühsam die Worte hervor: »Ach, Herr Wellen, es geschehen merkwürdige Dinge auf dieser Welt!«

EINUNDFÜNFZIGSTES CAPITEL.

*Der geneigte Leser erfährt nicht viel Neues,  
wird aber eingestehen, daß der Erzähler in  
manchen Theilen Recht hat.*

Es war der Staatsrätthin nicht leicht geworden, den Entschluß zu fassen, Katharinen zu sich in's Haus zu nehmen. Sie hatte dieselbe früher einmal kaum flüchtig gesehen und sie unter den obwaltenden Verhältnissen natürlicher Weise sehr wenig beachtet; doch fühlte die alte Dame in ihrer Einsamkeit das Bedürfniß, ein Wesen in ihrer Nähe zu wissen, von dem sie überzeugt sein durfte, daß es sich fest an sie anschließen würde, daß es ihr mit kindlicher Liebe zugethan sei, ein Wesen, dem auch sie nach Befund und Umständen ein mütterliches Herz öffnen könnte.

Die Unterredung mit ihrem Sohne, die Offenheit, mit der ihr Eugen entgegen getreten war, die Bereitwilligkeit, mit der er auf ihren Wunsch einzugehen schien und ihr jene Papiere zur Verfügung zu stellen versprach, welche zu erlangen der Justizrath so viele verkehrte und unnöthige Schritte gethan, hatten einen tiefen Eindruck auf das Herz der Staatsrätthin gemacht. Hatte nicht ein einziges Wort der Mutter den Sohn dazu vermocht, ein einziges freundliches



liebevolles Wort? Ja, sie fühlte es bitter und beklagte es tief, nicht eher eine Annäherung gesucht zu haben, die früher noch leichter gewesen wäre und so Manches anders gemacht hätte.

Glücklicher Weise war es noch nicht zu Allem zu spät, und die Staatsrätin fühlte wohl, daß es ihr ohne große Schwierigkeiten gelingen würde, das Herz ihres Sohnes wieder an sich zu ziehen, mit ihm in Gemeinschaft zu leben, vielleicht glücklich zu sein, vor allen Dingen aber Eugen wieder in die Stellung einzusetzen, die ihm gebührte: in die ihres natürlichen Beschützers. Das hatte sie anfänglich kaum zu denken gewagt; aber nachdem sie sich erst einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, verfolgte sie ihn unablässig Tag und Nacht, und hiedurch kam sie darauf, sich selbst sagen zu müssen, daß die Herrschaft, welche der Justizrath über sie ausübte, unnatürlich und unerträglich sei.

All' das hatte sie denn auch bestimmt, entscheidendere Schritte anzubahnen, zuerst Katharinen zu sich zu nehmen, in der festen Hoffnung, das Mädchen würdig zu finden, um ihr auch später andere Rechte einräumen zu können. Und hierin hatte sich die alte Dame glücklicher Weise nicht getäuscht. Wenige Tage reichten hin, und die kluge Frau erkannte und würdigte das reine, unschuldige Herz des schönen Mädchens und fand in ihren natürlichen, gesunden Gedanken, in ihrem angeborenen tiefen sittlichen Gefühl einen biegsamen, dankbaren Grundstock, aus dem sich etwas Schönes und Glänzendes herausbilden ließ. Und damit gab sich die Staatsrätin alle Mühe.

Anfänglich war es von ihr bestimmt worden, das Verhältniß Katharinens zu ihr sollte das der Dienerin zur Herrin sein. Doch schon nach den ersten Tagen wurde Madame Schoppelman zu einer zweiten Audienz entboten, und nach einer längern Unterredung hatte sie mit Freuden ihre Einwilligung gegeben, daß ihre Tochter Katharina von nun an wie das Kind vom Hause angesehen würde. Ob dabei auch etwas von späteren Planen in Betreff des Herrn Eugen ausgemacht wurde, sind wir nicht im Stande anzugeben, hoffen aber das Beste und wollen nur wenigstens so viel verathen, daß die Dienerschaft des Stillfried'schen Hauses der Ansicht war, sie sehe in dem jungen schönen Mädchen ihre künftige Gebieterin; und wir wissen bereits, daß die Ansicht der Dienerschaft dieses Hauses nicht zu verachten war.

Die alte Dame hatte kluger Weise dem Justizrath gegenüber ihren Wunsch, das junge Mädchen zu sich zu nehmen, in einem Augenblicke ausgesprochen, wo ihr Geschäftsfreund sehr mit uns bekannten Projecten beschäftigt war und hiebei die Einwilligung der Mutter zu sehr gebrauchte, um ihrer Grille, wie er es nannte, ernstlich etwas in den Weg zu legen.

Seine Angelegenheit ging vortrefflich von Statten; Herr von Steinbeck wurde von der alten Dame, wenn auch nicht herzlich, doch freundlich empfangen; ja, der Justizrath hatte es sogar dahin gebracht, die Staatsrätin zu vermögen, daß sie, von jahrelanger Gewohnheit abgehend, obgleich einigermassen widerstrebend, eine kleine Gesellschaft bei sich veranstaltete, freilich nur von sehr wenigen Personen, aber von dem Justizrathe ausgewählt und Alle seinen Planen geneigt und denselben sehr förderlich. Wir nennen nur den Major und die Majorin von Brander, welche versicherten,

auf die Freundschaft der Mutter ein specielles Recht zu haben; denn der verlorene Sohn habe ihr Haus vor allen andern gern und häufig besucht.

Wir müssen gestehen, daß in dieser Gesellschaft die schöne Katharina nicht geringe Aufmerksamkeit erregte; ja, wir wollen dem geneigten Leser anvertrauen, daß die Staatsrätthin hauptsächlich deßwegen wieder Leute bei sich gesehen, um ihre Pflgetochter, wie sie das Mädchen nannte, anständig vorstellen und einführen zu können. Und diese Vorstellung war sehr glänzend ausgefallen.

Katharina, die sich früher nie in Salons bewegt, hatte eine solche glückliche Gabe, sich leicht und geschickt in ihr neues Verhältniß zu finden, daß die schärfsten Augen der unnachsichtigsten Damen – und welche Dame sieht in diesem Punkte nicht unnachsichtig und scharf? – nichts an ihrem Benehmen auszusetzen wußten, als nur das Eine, was aber Jede kluger Weise für sich behielt, und das war: der Kummer, daß ihre eigenen Kinder, die Töchter eines Regierungsrathes, eines Canzleirathes und mehrerer Hofrätthe, von der Tochter der Gemüsehändlerin völlig verdunkelt wurden; und dabei dachten sie, es sei doch eigentlich sonderbar von dem lieben Gott, daß er diesen Mädchen der unteren Regionen Anstand und sittsames Betragen ertheilt; Mädchen, deren Eltern doch gar keiner Rangklasse angehören, ebenso viel, ja oft noch mehr Schönheit des Körpers, als ihren Nachkömmlingen, hervorgegangen und gezogen, in die Welt eingeführt und bewundert unter dem Schutze der vierten bis achten Rangklasse.

Die Majorin Brander hatte, wie wir wissen, keine Töchter, und deßhalb, und auch weil sie Dichterin war, fand sie

in dieser ganzen Geschichte etwas Schönes und Hochpoetisches und versprach sich von einer ähnlichen Situation sehr viel für irgend ein Capitel ihres neuen Romans.

»Stifeler,« hatte der Major zu seinem Adjutanten auf dem Heimwege gesagt, »Stifeler, das ist ein schönes Mädchen! Mich soll der Teufel holen, aber da hätten Sie sich früher umsehen sollen!«

Hierauf sprach der Adjutant achselzuckend, nachdem er aber vorher die Lippen zusammen gepreßt: »Zu Befehl, Herr Oberstwachmeister! nur bitte ich zu bemerken, daß die Mutter eine Gemüsehändlerin ist.«

»Aber reich, lieber Stifeler,« hatte der Major geantwortet, »sehr reich! und was deckt so ein alter Adel, wie der Ihrige, nicht zu? Gehen Sie mir weg! das hätte Ihnen nicht entgehen sollen!«

Ebenso wie der Major dachte auch noch mancher Andere, und viele junge Herren, die früher über Eugen Stillfried höhnisch die Nase gerümpft, blieben jetzt mit einem lauten Ah! auf der Straße stehen, wenn die Staatsrätin mit ihrer Pflөгetochter vorüber fuhr.

Diese freundlichen Bemerkungen in Betreff Katharinens wurden aber im vollen Gleichgewicht, ja, niedergehalten durch die äußerst liebenswürdige Art und Weise, mit der die neue Stellung des früher unbekanntes Mädchens bei den sämtlichen Kaffeegesellschaften der Residenz besprochen und demgemäß zerfleischt wurde.

Eine Staatsrätin, also eine Frau zur sechsten Rangklasse gehörig, hatte solches zu thun gewagt, hatte in den reinen Dunstkreis der höheren Schichte menschlicher Gesellschaft ein Wesen eingeführt, das, tief unten, wo man nicht mehr deutlich hinschauen kann, geboren, kaum das Recht hatte,

auf der Welt zu sein; ein Wesen, das doch unmöglich verlangen konnte, von ihren Mitschwestern freundlich begrüßt zu werden, von ihren Mitschwestern, die obgleich lange nicht so schön, lange nicht so tugendhaft, lange nicht so sittsam, dafür das Vorrecht der Geburt hatten und denen es gestattet war, ihre Fehler und Vergehen, die weiter unten so klar und schonungslos vor Augen liegen, deßhalb ungesehen zu machen, weil sie dieselben mit dem mächtigen Familiennamen ihrer Mutter oder mit dem Anstellungsdekret ihres Vaters bedecken durften.

Was mußte die arme Katharina nicht schon alles gethan haben, wenn man diese Lästerzungen hörte! – War sie schön? – Das konnte man ihr nicht absprechen. Mein Gott, ja! sie sieht nicht übel aus; aber hat man je gehört, daß der Art Mädchen häßlich sind? Gott bewahre! Das ist ja ihr einziges Verdienst, und wenn Sie nicht das Bisichen Schönheit hätte, so wären all' diese Geschichten nicht – passirt. Der einzige Trost dieser Damen bestand darin, daß dergleichen im Stillfried'schen Hause vorgefallen war. – »Das Haus ist schon was gewohnt!« sagte wehmuthsvoll eine alte Regierungsräthin, »dahin paßt dergleichen. In der Familie ist schon mehr vorgefallen, worüber sich nicht in guter Gesellschaft sprechen läßt.« Das beruhigte denn auch offenbar die zürnenden Gemüther, und neben dem schlossen sie eine feste Verbindung, es die arme Katharina entgelten zu lassen, daß sie die Tochter einer Gemüsehändlerin sei, und, sollte sie den Herrn Eugen Stillfried wirklich heirathen, sie mit ihrem Hasse zu verfolgen bis in's dritte und vierte Glied.

Hievon hatte das arme Mädchen nun gar keine Ahnung; sie war in Grundsätzen erzogen worden, daß man bei seinem Nebenmenschen auf das Herz zu schauen habe und

nicht auf das Kleid, und daß, wenn sich nur Jemand brav und ehrlich aufführe, es keine Schande sei, aus einem tieferen Stande sich in einen höheren hinauf gearbeitet zu haben. Sie wußte so wenig von der Stimmung, die in den Kreisen, zu denen sie jetzt gehörte, gegen sie herrschte, daß sie mit der Liebe, welche sie gegen ihre Nebenmenschen im warmen Herzen trug, überall anstieß und ihre Stellung eher verschlimmerte als verbesserte. Sie lächelte Jedem freundlich zu, grüßte auf der Straße, wenn sie mit der Staatsrätin ausfuhr, die Begegnenden auf's Freundlichste und nahm deren erzwungenes liebeiches Grinsen für baare Münze. Daß Jene nachher gelber von Neid und Bosheit wurden als ihre Strohhüte, und sich die Hand, die so eben noch freundlich gewinkt, unter dem Shawl zur Faust zusammen ballte, das konnte sie freilich nicht sehen, da sie keine Ahnung davon hatte.

Desto weniger aber entgingen diese Sachen dem scharfen Auge der Staatsrätin, und wir müssen gestehen, daß sie ihre Freude daran hatte. Wie hatten diese sogenannten guten Freundinnen sie in früheren Zeiten behandelt! Wie war bei ihr das Sprüchwort so wahr geworden: Gott schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich selbst fertig werden! Wie hatten sie die leisesten Mißstimmungen sich zu Nutzen zu machen gewußt, nachdem diese im Stillfried'schen Hause kaum erst angeklungen! Wie hatten sie kleine Risse in dem Familienleben der beiden Gatten zu benutzen verstanden, durch hämische Zwischenträgereien, durch falsche Auslegungen, durch boshafte Stichelworte, durch üble Nachreden! Wie hatten sie solcher Gestalt jeden trüben Ton zum lauten Lärmsignal anschwellen lassen, die kleinsten Sprünge zu einer Kluft gemacht, die nichts

mehr auszufüllen im Stande war! Lerne sie kennen, theurer Leser! Auch deinen Herd umkriecht vielleicht ähnliches Gezücht, auch von deinem Brode ißt dergleichen Ungeziefer und trinkt von deinem Wein. Nimm dich vor ihm in Acht und zertritt ihm den Kopf, ehe es dich giftig in die Ferse beißt. Angesicht gegen Angesicht greift es dich nie an: es wird nie austreuen, du habest Dies oder Jenes gesagt oder gethan – nein, ein solches Wesen tritt an Andere heran, Kummer auf dem Gesichte, tiefe Trauer auf der Zunge, und spricht zu ihnen von dir: ah, wie ist die Welt so niederträchtig! Nein, diese bodenlose Schlechtigkeit hätte ich nimmer erwartet! Haben Sie es denn auch schon gehört, was man unserer guten, lieben Freundin nachsagt? – Nein, ich weiß noch nichts. – Gott! es wird mir schwer, darüber zu sprechen. Nun denn, unsere Freundin hat sich von ihrem Manne entfernen müssen, ist zu ihren Eltern zurückgekehrt; es sollen da schreckliche Dinge vorgefallen sein. – So sagt die Eine dieser Guten, und dabei schwört sie hoch und theuer, nichts solle sie vermögen, etwas der Art weiter zu sagen. – Ich kann es nicht glauben, ich will es nicht glauben. Aber man sagt es. – Und dieses: Man sagt, wird wiederholt, bis es die ganze Stadt weiß mit den abscheulichsten Zusätzen. Und dann gehe der Betreffende hin und forsche einer solchen Quelle nach!

Der Justizrath Werner schien am Ziel seiner Wünsche angelangt; die Verbindung des Herrn von Steinbeck mit Fräulein Stillfried war schon so sicher festgestellt, daß man bereits den Verlobungs- und Hochzeitstag besprochen hatte. Der Justizrath ließ sich um diese Zeit noch häufiger als sonst im Hause seiner Freundin sehen, ohne gerade durch ein zuvorkommenderes Betragen derselben hiezu ermuthigt

zu werden. Auch der Herr von Steinbeck machte seine Besuche, so oft es thunlich und schicklich war; doch können wir nicht sagen, daß er durch diese seine Gegenwart große Fortschritte in der Gunst der Mutter gemacht hätte.

Die Staatsrätthin hatte anfänglich darauf bestanden, das junge Mädchen, das bis jetzt fern von der Mutter erzogen worden war, in die Stadt kommen zu lassen, um, wie sie sagte, ihre Verbindung hier zu vollziehen. Als aber der Justizrath diesen Vorschlag nicht rathsam fand und ihr denselben mit tausend Gründen ausredete, wollte sie wenigstens vorher ihre Tochter eine, wenn auch kurze Zeit bei sich zubringen lassen, sich eine kleine Weile an ihrer Gegenwart erfreuen, ehe sie dieselbe für immer von sich ließe. Aber auch dies fand Herr Werner nicht rathsam, und die alte Dame fügte sich scheinbar seinem Willen. Wir sagen: scheinbar; denn im Grunde ihres Herzens glaubte sie es so wenig, als sie es wünschte, daß jene Verbindung wirklich zu Stande komme. Sie dachte an ihren Sohn Eugen, sie wünschte ihn stündlich vor sich zu sehen, daß er ihr zur Seite stehen möchte, um die von ihm schon halb anerkannte Schwester zu schützen.

Dieser Gedanke war das Lieblingsthema in dem Gespräche der beiden Damen, und sie konnten sich diese Idee so vergegenwärtigen, daß sie bei jeder hastigen Anmeldung des alten Jacob erwarteten, den ihnen so theuren Namen aussprechen zu hören. Dabei müssen wir zugestehen, daß dieser Glaube fester und lebendiger bei der Staatsrätthin als bei Katharina lebte. Letztere schaute nicht mit freudigem Blicke in die Zukunft. Hatte Eugen sie nie geliebt? Hatte er sie vergessen? Das waren die Fragen, mit denen sie sich fortwährend beschäftigte. Sie wußte ja nichts von den Schritten, die Eugen gethan, um Erkundigungen über sie einzuziehen



und sie das Nöthige von seinem jetzigen Leben wissen zu lassen, – Schritte, die anfänglich in guter Absicht von Herrn Sidel, später in sehr böser vom Justizrathe vereitelt worden waren.

Die beiden Damen saßen in dem uns bekannten Zimmer, die Staatsrätthin in ihrer Fensternische, Katharina vor ihr auf einem Sessel, mit einem Buche beschäftigt, aus dem sie der alten Dame vorlas. Diese fand hierin das beste Mittel, den Geist des jungen Mädchens zu bilden und sie in manchen nothwendigen Dingen vorwärts zu bringen, welche man bei ihrer früheren Erziehung gerade nicht besonders berücksichtigt hatte.

Ein Wink von der Staatsrätthin beendigte diese Vorlesung; Katharina ließ das Buch in den Schooß fallen und sah die alte Dame fragend an.

»Ich habe heute keinen rechten Sinn für deine Lectüre,« sagte diese. »Reiche mir den kleinen Kalender dort von der Wand. – So, mein Kind, ich danke! – Heute ist der Achzehnte; gegen Ende des Monats soll diese Verbindung vor sich gehen. – Und Eugen, der gar nichts von sich hören läßt! In D., wo er nach der Behauptung des Justizrathes war, ist er nicht mehr; ich habe Erkundigungen einziehen lassen. Gott, die Zeit verstreicht, und ich habe so gut wie mein Wort gegeben!«

Katharina horchte diesen halblauten Worten stillschweigend zu, ohne auch nur eine Sylbe darauf zu erwiedern. Sie hatte wohl von den Verhältnissen dieses Hauses im Allgemeinen Kenntniß erhalten; doch hatte man, als man mit ihr darüber sprach, dies auf so wortkarge und unbestimmte

Art gethan, daß sie mit ihrem gesunden und richtigen Tacte sich nie eine Aeußerung erlaubte, welche andeutete, sie wolle mehr wissen, als man ihr gesagt.

»Wir werden auf einige Zeit die Stadt verlassen,« sagte die Staatsrätlin nach einer Pause. »Natürlich wirst du mich begleiten, mein Kind; es wird dir etwas Neues sein, andere Gegenden und andere Menschen zu sehen. Wie lange wir ausbleiben, weiß ich noch nicht; vielleicht kürzere Zeit, vielleicht auch längere. – Oh, wenn ich nur eine Ahnung hätte, wo Eugen wäre und warum er mir nicht schreibt! Er wird doch nicht die unglückselige Idee haben, als trage ich auch nur die geringste Schuld an jenem traurigen Vorfall!«

Schritte, die sich auf der Treppe vernehmen ließen, unterbrachen die Worte der alten Dame; sie schaute einen Augenblick auf ihre Uhr und dann auf die Thüre.

Der Justizrath trat ein.

Er ging auf das Fenster zu, reichte der Staatsrätlin die Hand und machte Katharinen eine leichte Verbeugung.

Letztere bemerkte das gewöhnliche ruhige Lächeln auf seinen Zügen; die alte Dame aber, die seine Augen seit langen Jahren studirt hatte und jeden Blick derselben verstand und deutete, bemerkte in denselben wohl, daß ihn etwas ernstlich beschäftigte, irgend ein Gegenstand, den er in Gegenwart des jungen Mädchens nicht berühren wollte.

»Wir wollen unsere Vorlesung später beendigen,« sagte die Staatsrätlin zu Katharina und machte hiezu eine bezeichnende Neigung mit dem Kopfe.

Das junge Mädchen folgte dem Winke augenblicklich, indem sie aufstand und sich in ihr Zimmer zurückzog.

»Was haben Sie?« fragte die alte Dame den Justizrath, der nun der lästigen Gegenwart einer dritten Person überhoben, eine ungeduldige Bewegung mit der Hand machte.

»Nichts Besonderes!« entgegnete er. »Ich erhalte so eben von Schloßfelden einen Brief von dem alten Manne.«

»Und was schreibt er?« fragte rasch die Staatsrätthin.

»Nun, was er schon oft geschrieben, womit er uns gewöhnlich plagt: Bemerkungen über das Wohl und Wehe Ihrer Tochter.«

»Und was will er eigentlich?« fragte die alte Dame. »Ist etwas Besonderes da vorgefallen?«

»Das scheint mir nicht,« antwortete der Justizrath. »Aber er spricht wie immer von dem einfachen kindlichen Gemüthe des Mädchens, von ihren Neigungen und Wünschen, wie sie so gar nicht in die Welt passen würde; und der Schluß dieses Briefes ist wie der aller früheren: ihm das Mädchen noch zu lassen, nicht jetzt schon an ihre Verbindung zu denken.«

Die alte Dame wollte etwas antworten, doch fuhr der Justizrath schnell fort: »Sie werden begreifen, beste Sophie, daß ich Ihnen alles das mittheile, weil unsere Entschlüsse fest stehen und an ein Zurückgehen der einmal eingegangenen Verbindlichkeiten nicht zu denken ist. Sonst würde ich fürchten,« setzte er lächelnd hinzu, »daß Sie mit dem alten Herrn gegen mich Partei machten. Aber davon kann jetzt weiter keine Rede sein; ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie von diesem Briefe in Kenntniß zu setzen.«

»Wofür ich Ihnen danke,« sagte ernst die Staatsrätthin. »Ich weiß wohl, wir haben in dieser Sache unser Wort gegeben, und ich will auch hoffen und glauben, daß dieses

Schreiben aus einer Grille des alten Mannes hervorgegangen. Es ist ja nicht anders möglich und wäre erschrecklich, wenn es nicht so wäre.«

»Das versteht sich von selbst,« entgegnete ruhig der Justizrath. »Und in seiner Stellung begreife ich das auch vollkommen. Er hat sich an Rosalie gewöhnt, er liebt das Mädchen; sie ist ihm ebenfalls zugethan, und da können Sie sich leicht denken, daß er alles Mögliche versucht, um sie bei sich zu behalten.«

»Aber wenn es anders wäre?« sagte nach einem Augenblicke des Stillschweigens hastig die Staatsrätthin: »Wenn sich das arme Kind selbst durch diese Verbindung unglücklich fühlte? Wenn es *ihre* Bitten wären, die ihm jenen Brief und die vielen anderen dictirt hätten?«

»Seien Sie darüber unbesorgt!« antwortete der Justizrath. »Wie ich Rosalien und die Verhältnisse kenne, so ist es gar nicht möglich, daß sie einen anderen Gedanken, einen anderen Willen haben könnte, als den unsrigen. Da drunten sind klare, offene Verhältnisse; deßhalb war der Ort so glücklich gewählt. Da konnte sich nichts ereignen, was im Stande gewesen wäre, unsere Plane zu durchkreuzen.«

Die Staatsrätthin konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken und sagte hierauf: »Aber das Herz eines jungen Mädchens ist nicht zu berechnen; ich kenne das auch. – Das muß ich Ihnen gestehen,« fuhr sie nach einer Pause fort, »ich habe meine Einwilligung zu dieser Verbindung nur gegeben, weil Sie mich beständig versicherten, Rosalien komme nichts erwünschter, als das einsame Schloßfelden zu verlassen; weil Sie mir gesagt, das Mädchen kenne nur Einen Willen, den ihres bisherigen Pflegevaters, also durch diesen unsere Entschließungen.«

Es flog ein leichter Schatten über die Züge des Justizrathes, den aber die Dame nicht bemerkte, da sie bei ihren letzten Worten zum Fenster hinaussah. »Machen Sie sich keine weiteren Sorgen, Sophie,« sagte er in einem Tone, der einigermassen ungeduldig klang. »Wir haben jetzt die Sache so vielfach besprochen und überlegt, so viele Berathungen gepflogen, so viele Plane entworfen und theils wieder verworfen, daß alles Uebrige unnütz wäre.«

»Jeder Mensch kann sich irren,« antwortete die alte Dame und blickte den Justizrath fest an, »Sie auch, verehrter Freund. Wer weiß, was in dem Herzen des armen Mädchens für uns bis heute verborgen lag! Wollen Sie sie zwingen, wenn sie Ihnen plötzlich erklärt, sie könne und wolle jene Verbindung nicht eingehen?«

»Vielleicht würde ich sie mit Ihrer Hülfe zwingen,« entgegnete kalt der Justizrath. »Doch seien Sie unbesorgt, so etwas wird nicht vorkommen. – Schloßfelden birgt nichts,« setzte er lächelnd hinzu, »was uns und den guten Herrn von Steinbeck bange machen könnte. Ich kenne mein Terrain vollständig.«

Die alte Dame zuckte leicht mit den Achseln und nahm ein Taschentuch in die Hand, um sich mit demselben leicht die Stirn zu wischen. »Ich hielt es für meine Pflicht, Sie von diesem Briefe in Kenntniß zu setzen,« fuhr der Justizrath fort. »Das wäre also abgemacht. Jetzt aber, Sophie, muß ich Sie bitten, Ihre Bestimmungen hinsichtlich jener Reise und der stattfindenden Verlobung zu treffen. Das ist vollkommen Ihre Sache, und werde ich mich nicht da hinein mischen.«

»Ich reise mit Katharine,« sagte bestimmt die alte Dame.

»Sie wollen das Mädchen mitnehmen?«

»Allerdings! Warum sollte ich sie hier zurücklassen?«

»Wie Sie wollen, Sophie. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Und von sonstigen Bekannten, die zu dem Acte eingeladen werden sollen –?«

»Außer den von Ihnen bereits Bestimmten weiß ich Niemanden,« entgegnete die Staatsrätthin.

»Herr von Steinbeck hat den Major Brander gewünscht, es ist fast sein einziger genauer Bekannter hier, und Sie werden wohl nichts dagegen einzuwenden haben.«

»Gewiß nicht!« erwiderte die alte Dame. »Ich finde es begreiflich, daß er als Zeugen Jemanden von seinen genauen Bekannten vorschlägt.«

»Schön,« sagte der Justizrath. »So hätte ich für heute nichts weiteres Dringendes und beurlaube mich bei Ihnen.«

Somit endigte die Unterredung, wie so manche ähnliche in diesem Zimmer: der Justizrath hatte erreicht, was er gewünscht. Und als er die Thüre hinter sich geschlossen, stieß die alte Dame ihren Fußschemel heftig von sich, stand von ihrem Sitze auf und schritt einige Mal in dem Zimmer rasch auf und nieder.

Mit jedem Tage wurden ihr die Bande fühlbarer und lästiger, mit denen sie sich umschlungen wußte, und mit jedem Tage seufzte sie mehr und mehr nach der Stunde der endlichen Erlösung.

## ZWEIUNDFÜNFZIGSTES CAPITEL.

### *Hochzeit und Tod. Madame Schoppelmann hat schlimme Ahnungen.*

Der Eintritt Katharinens in das Stillfried'sche Haus war vielleicht von Niemand mit aufrichtigerer und größerer

Freude begrüßt worden, als von der sämmtlichen Dienerschaft desselben. Man hatte in dem gewöhnlichen Hauptquartier, in der Küche, anfänglich einen langen Kriegsrath darüber gehalten, welche Stellung das junge Mädchen einnehmen solle und müsse. Martha hatte gerathen, sich ihr vertraulich zu nähern; doch war dieser Vorschlag von Jacob mit gebührender Entrüstung zurückgewiesen worden.

»Glaubt mir,« hatte er gesagt, »die ist zu was ganz Anderem hieher berufen worden, als der Frau Staatsräthin vorzulesen oder sich um die Wirthschaft zu bekümmern. – Zu Letzterem brauchen wir Niemanden,« hatte er lächelnd hinzugefügt, »ist nicht die Martha da?«

Das hatte die Köchin schmunzelnd zugestanden.

»Die Jungfer Katharine,« sagte der alte Diener des Hauses, »ist hieher gekommen, nun – einfach als künftige Schwiegertochter. Glaubt mir, darüber sind Mutter und Tochter vollkommen einig; und wenn *er* noch nichts davon weiß, so ist das um so besser.«

Jacob's Ansicht drang wie gewöhnlich durch; und da auch in wenig Tagen das offene, lebenswürdige und freundliche Wesen des jungen Mädchens die Herzen sämmtlicher Dienerschaft erobert hatte, so dauerte es nicht lange, und Katharina konnte als unumschränkte Gebieterin über das ganze Haus betrachtet werden.

In Betreff der Madame Schoppelmann hatte es der alte umsichtige Jacob unpassend gefunden, wenn dieselbe in ihrer früheren Eigenschaft, als Lieferantin für die Küche nämlich, das Haus ferner besuche. Dieses Geschäft hatte Frau Klingler übernehmen müssen. Anfänglich hatte sich die dicke Gemüsehändlerin gewaltig gesträubt, doch wurde

sie überstimmt, ergab sich in ihr Schicksal und kam nur zuweilen, fein und sauber angezogen, um ihrer Tochter einen Besuch zu machen, bei welchen Gelegenheiten sie von dem alten taktvollen Jacob auf's Ehrerbietigste an der Hausthüre empfangen und die Treppe hinauf begleitet wurde, ohne daß er sich dabei erlaubt hätte, einen der früheren Spässe mit der langjährigen Bekannten zu machen.

Madame Schoppelmann hatte zuerst darüber gelächelt und auch wohl gesagt, wenn sie schwer athmend auf der halben Treppe stehen blieb: »Jacob, Er ist ein alter Narr!« worauf ihr dieser erwiderte:

»Alles hat seinen Unterschied; wenn Ihr uns in der Küche besucht, oder wenn wir zu Euch kommen, da sind wir die früheren guten Bekannten; wenn es aber dem gnädigen Fräulein gilt, so wird die Sache anders gehalten. Das verstehe ich besser.

Unterdessen hatte sich auch die Geschichte mit dem Stubenmädchen Nanette auf die für das strenge Herz der Köchin allerbefriedigendste Art entwickelt. Der Schloßbediente hatte förmlich um die Hand derselben angehalten, und zwar bei Martha selbst, welche sich herbeigelassen, Mutterstelle bei dem nasenweisen Mädchen zu vertreten. Er war gekommen in seiner besten Livree: roth mit Gold und mächtigen Achselschnüren, hatte frisch gewaschene, weiße baumwollene Handschuhe an, und trug in der Hand den schwarzlackirten Hut. Die Köchin, selbst im besten Putze, hatte ihn im Zimmer neben der Küche empfangen, hatte ihm nach seiner Verbeugung einen ungeheuer tiefen Knix gemacht und alsdann sehr ernsthaft seinen zierlich gesetzten Worten gelauscht.



Die ganze Brautwerbung war denn auch zur besten Zufriedenheit aller Theile vorüber gegangen; am Schlusse derselben wurde Nanette herbei gerufen, ihr der Antrag des Schloßbedienten wiederholt, und schon im Voraus von Martha auf's Beste instruirt, hatte sich drei Tage Bedenkzeit ausgeben, – ein Verlangen, das die stellvertretende Köchin vollkommen gerechtfertigt fand.

Diese hatte sich auch bei dem ganzen Acte so feierlich und würdevoll benommen, daß, als der Hofbediente weggegangen war und sich die Stillfried'sche Dienerschaft wieder in der Küche versammelt hatte, Martin, der Kutscher, hoch und theuer versicherte, da könne man sagen, was man wolle, er glaube es doch nicht, und er sei der festen Ueberzeugung, und würde auf diese Ueberzeugung einen Eid ablegen: die Köchin hätte schon früher einmal stellvertretende oder wirkliche Mutter gespielt.

Wenn es auch der Köchin schmeichelte, ihr Amt so gut versehen zu haben, so drohte sie doch mit einer Ohnmacht und sagte in Ermangelung einer solchen zum Kutscher: er sei ein alter, unausstehlicher Narr.

Tages darauf mußte Jacob, ebenfalls in guter Livree, den Besuch des Schloßbedienten erwiedern; dann wurde der Letztere mit Erlaubniß der Staatsräthin nach den abgelaufenen drei Tagen zu einem Kaffee eingeladen, bei diesem das Jawort ertheilt und darauf die Braut und die stellvertretende Mutter von dem Schloßbedienten geküßt.

Hiebei können wir nicht umhin, zu bemerken, daß, als Letzteres geschah, Martin, der Kutscher, die Köchin so auffallend anblinzelte und schrecklich lächelnd auf sie hinschielte, daß Martha ihre ganze Fassung verlor und dem

Schloßbedienten seinen Kuß zurückgab, was eigentlich nicht ganz dem herkömmlichen Ceremoniel gemäß war.

Danach nahm nun die Sache ihren gewöhnlichen Verlauf. Der Schloßbediente und seine Braut wurden drei Sonntage nach einander, um uns eines technischen Ausdrucks zu bedienen, von der Canzel herabgeworfen, was Veranlassung gab, daß Nanette an drei Sonntagen mit rothgeweinten Augen erschien, und daß Martha an eben diesen drei Sonntagen nach der Behauptung des boshafteu Kutschers die Suppe versalzte. Sofort erhielt die glückliche Braut von ihrer bisherigen Herrschaft, nicht minder auch von Katharina und Madame Schoppelmann, von Martha, von Jacob und dem Kutscher eine mehr oder minder reiche Aussteuer. Hiebei können wir aber nicht verschweigen, daß sich Martin etwas sehr Unzartes zu Schulden kommen ließ; denn er schenkte in die neue Haushaltung unter Anderem ein Geräthe, welches man sich gewöhnlich selbst anzuschaffen pflegt.

Darauf wurde die Hochzeit gefeiert im Gasthofe zum schwarzen Adler. Ein fürstlicher Jäger im glänzendsten Schmucke führte die Braut, der Schloßbediente die Köchin. Sämmtliche vornehme Häuser der Residenz waren in ihren besten Livreen bei diesem Feste vertreten. Es wurde sehr viel gegessen, noch mehr getrunken und auch nicht wenig getanzt.

Von diesem freudigen Ereignisse sehen wir uns veranlaßt, dem gewöhnlichen Lauf der Welt nach auf ein ernsteres überzugehen, welches mit unserer Geschichte zu innig verwebt ist, um nicht davon Kenntniß nehmen zu müssen.

Wir erlauben uns schon, dem geneigten Leser mitzutheilen, daß es den wenigen Leuten, welche ihren Weg durch die

enge Gasse hinter dem Schoppelmann'schen Hause zu nehmen pflegten, an dem ersten und zweiten Tage nicht auffiel, daß die Thüre des kleinen Weinhauses der Frau Schilder beständig und fest verschlossen war.

Endlich machten spielende Kinder einen vorübergehenden Mann auf die sonderbaren Flecken aufmerksam, welche unten an der Thüre und auf der steinernen Schwelle sichtbar waren. Dieser Mann klopfte zu wiederholten Malen an die Hausthüre; doch schallten diese Schläge dumpf und hohl, ohne eine Antwort hervorzurufen. Darauf umging er das Haus, betrat den kleinen Klosterhof und schaute von dort in die Fenster, bemerkte aber auch da nichts. Dieser Vorfall wurde der Polizei gemeldet, die sich hiedurch veranlaßt sah, bei der Wittwe Schilder eine förmliche Haussuchung vorzunehmen. Da man die Hausthüre nicht aufsprengen wollte und die Fenster hinten einem leichten Drucke nachgaben, so stiegen die Beamten der öffentlichen Sicherheit dort hinein. Der Polizeiwachtmeister, der das Ganze leitete, versicherte später, mit einem seltsamen unheimlichen Gefühle eingetreten zu sein. In dem Hinterzimmer fand sich nichts, als auf dem Tische die aufgeschlagene Bibel und in einem Winkel ein großes, offenes Messer, welches sich aber bei späterer genauer Untersuchung als gänzlich ohne Blutflecken und deßhalb ziemlich unverdächtig ergab. Eine Todtenstille lag auf dem Hause, und der erste Polizeisoldat, der nun vorn an die Treppe ging, ein Mann, der doch in diesem Fache Ziemliches gewohnt war, wich schauernd einen Schritt zurück, als sich so Gräßliches seinem Blicke darbot.

—  
Wir wollen den Leser mit diesem Bilde verschonen.

Die Leiche des unglücklichen Weibes wurde aufgehoben, nachdem die herbeigerufenen Gerichtspersonen zuvor die genaueste Kenntniß von ihrer Lage und den sie umgebenden Gegenständen genommen. Die umherliegenden Gold- und Silbermünzen wurden, ohne sie zu berühren, zusammengekehrt und in einen Behälter gethan.

Natürlicher Weise vermuthete man anfänglich einen Mord; doch ergab sich nach angestellter sorgfältiger ärztlicher Untersuchung und Section, daß die Frau, im Begriffe, mit dem bei ihr gefundenen Gelde die Treppe hinabzusteigen, vom Schlage getroffen worden sei und unten vielleicht noch einige Stunden lebend gelegen habe. Wenigstens schloß man Letzteres aus dem Blute, welches bis an die Thüre geflossen. – Am meisten wunderten sich die Gerichte bei dieser Sache über das baare Geld, welches man bei der Frau Schilder, die als in dürftigen Umständen lebend bekannt war, vorgefunden. Es war über tausend Gulden in Baarem, und einige Zeit darauf, nachdem die Frau begraben war und man das Haus abermals öffnete, um zum Behufe einer Versteigerung die wenigen Mobilien der Verstorbenen aufzunehmen, fanden sich noch einige Papiere, über welche wir später zu reden Veranlassung haben werden.

Den größten Eindruck in der Nachbarschaft hatte diese Geschichte aus verschiedenen Gründen auf das Herz der Madame Schoppelmann gemacht. Obgleich sie die Frau Schilder keineswegs liebte, so war es ihr doch fürchterlich, daß diese Frau gerade so nahe ihrem eigenen Wohnhause dieses schreckliche Ende hatte nehmen müssen. Die Gemüsehändlerin konnte es nicht unterlassen, häufig während des Tages, mehr aber noch nächtlicher Weile nach dem verschlossenen Hause hinüber zu schielen, und dabei konnte

sie die schreckliche Idee nicht unterdrücken, als würde die nicht mehr existirende Nachbarin plötzlich ihre Thüre öffnen und ihr grinsend einen guten Abend bieten.

Was aber Madame Schoppelmann am meisten bei der Sache bekümmerte, war das plötzliche Verschwinden ihrer beiden Söhne. Daß dieselben einen Tag und eine Nacht abwesend waren, war schon häufiger vorgekommen. Als sie aber nach achtundvierzig Stunden nicht wieder erschienen, als drei Tage vergingen, vier Tage, und weder Einer der Beiden zurück kam noch irgend ein Lebenszeichen von sich gab, da schüttelte die Mutter doch einigermaßen besorgt den Kopf und wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Wenn ihr die beiden Buben auch unendlich viel Kummer verursachten, so waren und blieben es doch einmal ihre Söhne; und daß sie namentlich so spurlos verschwunden, das machte der alten Frau die größte Sorge; denn sie war deßhalb nicht einmal im Stande, mit einer Gewißheit über sie zu sprechen, was ihrem gepreßten Herzen eine Erleichterung gewesen wäre.

Daß die Beiden nicht so bald zurück kehren würden, vermuthete sie übrigens nicht eher, als bis sie nach ein paar Tagen an ein verborgenes Fach ihres Schreibtisches kam und dort zu ihrem größten Schrecken wahrnahm, daß ihr ein Sack mit einer beträchtlichen Summe in Kronenthalern fehle. Die Gemüsehändlerin wurde bei dieser Entdeckung bleich vor Schrecken. Das hatte sie nicht erwartet und nimmermehr geglaubt, daß ihre eigenen Kinder sie bestehlen würden. Wenn sie auch genugsam von deren Lebenswandel überzeugt war, wenn sie sie auch für leichtsinnig, faul und liederlich hielt, wenn es auch schon vorgekommen war, daß sie sich gerade kein großes Gewissen daraus gemacht

hatten, irgend etwas von den Victualien der Mutter zu ihren eigenen Zwecken zu mißbrauchen, so wäre es der Frau doch wahrhaftig nie in den Sinn gekommen, zu glauben, ihre Söhne seien fähig, die eigene Mutter so rücksichtslos zu bestehlen.

Wenige Tage, nachdem die Polizei das Haus drüben untersucht, hatte sich einer dieser Herren – wahrscheinlich zufälliger Weise – bei Madame Schoppelmann eingefunden, und mit ihr ein gleichgültiges Gespräch führend, sie auch im Verlaufe desselben nach ihren beiden Söhnen befragt. Die Mutter hatte gesagt, was sie wußte, daß sie nämlich seit ein paar Tagen fort, wahrscheinlich über Land seien, und hatte mehr aufrichtig als klug hinzugefügt, sie begreife dieses Verschwinden ihrer Söhne nicht recht, es sei das für eine Dauer von mehreren Tagen bis jetzt noch nicht vorgekommen.

Die Gemüsehändlerin saß vor der erbrochenen geheimen Schublade ihres Schreibpultes und legte die Hände ermatet in den Schooß. Ihr Haupt hatte sie gesenkt, und da sie, ehe dies geschehen, zufällig die beiden uns bekannten leeren Medicinflaschen sah, so hatte sie einen heftigen Zorn, der in ihr aufzusteigen drohte, bekämpft und ließ dafür Schmerz und Wehmuth in ihr Herz ziehen. Sie hatte allerlei Gedanken, und die kamen so nach und nach, einer nach dem anderen, daß sie sich ordentlich davor fürchtete. Sie wußte wohl, welche Gemeinschaft ihre beiden Söhne mit der Schilder drüben gehabt; ja, die Strebeling, die an jenem unglücklichen Abend zufällig droben am Fenster war, wollte die Gebrüder Schoppelmann noch gesehen haben, als sie spät jenes Haus verließen. Nun war die Frau eines so plötzlichen und schrecklichen Todes gestorben, und die beiden –

Gott im Himmel! dachte die Frau schauernd – vielleicht in Folge davon so plötzlich verschwunden.

Es war gut, daß die arme Mutter, während auf der einen Seite ihr Herz durch ihre Söhne so tief betrübt war, durch das Glück ihrer Tochter auf der anderen Seite hoch erfreut wurde. Aber sie fühlte sich hier in diesen finsternen Mauern so einsam und verlassen. Ja, ihr Geschäft, das ihr sonst so große Freude gemacht, war nicht mehr im Stande, sie aufzuheitern. – »Wozu die Plagerei bei Tag und Nacht?« sprach die Gemüsehändlerin zu sich selber. Für wen soll ich mich abschinden und aufopfern? Für Katharine habe ich genug zusammen gebracht, und auch für die beiden ungerathenen Buben, wenn sie da geblieben wären. – Und dann,« fuhr sie nach einem längeren Stillschweigen fort, »bin ich es meiner Tochter, der Katharine, wenn sie je das Glück haben sollte, in dem Hause zu bleiben, wahrhaftig schuldig, etwas für sie zu thun, was darin bestehen muß, daß ich mir zu einer Stellung ver helfe, wo ich mich mit Anstand vor meinem künftigen Schwiegersohn kann sehen lassen. Das geht nicht immer so fort, und ich kann und will hier nicht Rettige und Fische verkaufen, während sie in ihrem Wagen bei mir vorbeifährt. Es würde sich das nicht schicken.«

Bei diesen Worten und mit einem leisen Seufzer blickte die Frau rings in ihrem Waarenmagazine um sich, und als sie hier alle ihre Reiche ausgebreitet sah, da wurde ihr das Herz schwer, wenn sie daran dachte, dies alles sei nicht mehr für sie da. Seit Katharina das Haus verlassen, war ihr, trotz der thätigen Hülfe der Jungfer Strebeling, das ganze Anwesen eine große Last geworden; sie liebte es nicht mehr, sie konnte es nicht mehr mit dem Interesse anschauen, wie früher. Nun aber, seit jene Geschichte drüben vorgefallen war, seit

ihre Söhne das Haus verlassen, seit die Hand ihrer eigenen Kinder sie bestohlen, war es der alten Frau unheimlich geworden, und dieser Hof, Zimmer und Waarenmagazin, sonst ihr Stolz und ihre Freude, alles das hatte nichts Anziehendes mehr für sie; sie fand es hier zum ersten Male finster und unwohnlich.

Nachdem die Gemüsehändlerin ihr Schreibpult wieder verschlossen, begab sie sich in ihr Zimmer nach dem Hofe zu, in jene Vorhalle mit dem großen Herde, wo sie sich in der Kaminecke neben dem prasselnden Feuer niedersetzte. An dem uns bekannten Tische in der Nähe der Thüre befand sich Jungfer Strebeling; sie hatte das große Buch vor sich und übertrug die Hieroglyphen der Schiefertafel in leserliche Worte und Zahlen. Die alte Jungfer war so in ihr Geschäft vertieft, daß sie nicht einmal zu bemerken schien, wie Madame Schoppelman aus dem Nebenzimmer kam und sich in ihren traulichen Winkel setzte.

Aber, ach! dieser Winkel war nicht mehr so traulich wie vordem, wie an jenem Morgen, wo wir den geneigten Leser zum ersten Male hier einführten, wo draußen auf dem Hofe die warme Frühlingssonne schien und im Scheine derselben aufgehäuft lag, was es in jener Jahreszeit Schönes und Gutes gab. Und in den Monaten Mai und Juni giebt es viel Schönes. – War damals nicht auch Katharina in das Zimmer getreten, die lustige, vergnügte, glückliche Katharina, und hatte nicht dort an jenem Tische der Fuhrmann gesessen? – Wo mag der jetzt sein? –

Die Gemüsehändlerin seufzte so laut und lange, daß Jungfer Clementine nothwendiger Weise in ihrer Arbeit einhalten und aufblicken mußte.



»Was fehlt euch denn, Frau?« fragte sie erschrocken. »Du lieber Gott, Ihr müßt das nicht so zu Herzen nehmen! Die werden schon wieder kommen.«

»Darüber habe ich eigentlich nicht geseufzt,« versetzte Madame Schoppelmann. »Es war nur so ein Seufzer im Allgemeinen. Aber ich habe in der letzter Zeit wirklich zu viel Unangenehmes erlebt!«

»Aber auch Angenehmes,« sagte Clementine, während sie einen Finger auf die Schiefertafel hielt, um die Stelle nicht zu vergessen, wo sie gerade am Uebertragen war.

»Ja, allerdings, die Katharine,« sprach die Frau achselzuckend. »Da könnte vielleicht noch was Gutes daraus entstehen. Vielleicht, sage ich, nur vielleicht; denn das Schicksal hat seine Launen. – Aber hier dieses Haus ist mir gewaltig entleidet. Sieht Sie, Strebelinge, wenn meine beiden Söhne auch als ein paar Taugenichtse bekannt waren, so hatten sie doch bis jetzt noch nichts gethan, was sie vor der ganzen Welt blamiren konnte.«

»Und nun?« fragte Clementine erstaunt.

»Da mag man sagen, was man will,« fuhr die Gemüsehändlerin finster fort und schlug mit ihrer geballten rechten Faust in die Handfläche, »sie stehen zu der traurigen Geschichte da drüben in irgend einer Verbindung.«

»Um Gottes willen, was habt ihr für schreckliche Gedanken!« rief entsetzt die alte Jungfer.

»Versteht mich recht,« erwiderte Madame Schoppelmann. »Ich will gerade nicht behaupten – nein, Gott soll mich davor bewahren! – wenn ich das denken sollte, müßte ich ja ein Narr werden; seht, wie ich nur bei so einem Gedanken schaudere; nein, nein, gewiß nicht! Aber sie haben mit dem Weibe da drüben – Gott habe sie selig – irgend eine

Gemeinschaft gehabt; sie haben es gewußt, was da drüben vorgegangen, und deßhalb sind sie auf und davon.«

»Freilich, freilich,« sagte Clementine nachdenkend. »Gerade seit jener Zeit hat man sie nicht gesehen.«

»Das hängt irgend wie zusammen,« fuhr die alte Frau fort. »Warum sind sie nicht da geblieben, wenn sie sich nicht gefürchtet hätten, zugegen zu sein, wie man die Geschichte drüben entdeckt? Und glaubt mir, Strebelinge, so wie ich denken auch andere Leute. Umsonst war neulich der Polizeiwachtmeister nicht hier. Aber das ist keine Kleinigkeit; der Name Schoppelmann konnte sich bis jetzt hören lassen in der Stadt; da war nicht ein Fleckchen darauf so groß wie eine Nadelspitze. – Und was wird das Ende vom Liede sein? Die beiden Bursche treiben sich irgend wo im Lande umher, bis sie keinen Kreuzer Geld mehr haben, dann machen sie schlechte Streiche und werden an einem schönen Morgen eingebracht, hierher eingebracht auf die Polizei; und dann, Strebelinge, denk' Sie sich das Unglück! Kann ich mich dann ferner sehen lassen? Wird mich nicht die ganze Welt mitleidig und böswillig fragen: ei, Frau Schoppelmann, wie ist denn das? – Hätte man das je denken können! – Ist denn die Geschichte wahr? – Oh, oh! das wär' ich gar nicht im Stande zu überleben! Nein, nein, ich habe die Geschichte satt und will meine Schritte thun.«

Hier gingen die Worte der Gemüsehändlerin, welche sie bis jetzt an ihren weiblichen Buchhalter zu richten schien, in ihre bekannte Manier, zu sich selbst zu reden, über.

»Wozu mich auch länger plagen? – Der Doctor hat es mir schon öfters gesagt, ich solle den Handel dran geben und mich zur Ruhe setzen. Das will ich denn auch thun. – Ich

hasse solche garstige Geschichten in meiner Nähe, wie drüben bei der Schilder geschehen; ich mag solche Nachbarschaft nicht. – Aber ich kann es nicht vergessen – wachend und träumend muß ich daran denken. – Und warum soll ich mir meine letzten Lebenstage so verbittern? – Ich habe genug geschafft.« – –

Jetzt mußte sie sich in ihren Ideen mit dem Zimmer ihrer Söhne beschäftigen, denn sie sagte auf einmal, indem sie ihre lauten Träumereien verließ: »Weiß Sie nicht, Jungfer Strebeling, ob der Schlosser da war und droben das Fenstergitter wieder festgemacht hat?«

»Ist Alles geschehen, wie Ihr befohlen,« entgegnete Clementine. »Es hat einen Gulden und zwölf Kreuzer gekostet; ich habe sie bezahlt.«

»Ja so!« fuhr die Gemüsehändlerin nach einer längeren Pause fort; »an Euch habe ich noch gar nicht einmal recht gedacht. Es thut mir wahrhaftig um Euch leid, wenn ich mich zurückziehe und das Haus verlasse. Werdet Ihr hier im Hause bleiben, oder,« fuhr die Frau lächelnd fort, »ist bald was Anderes im Werke?«

Clementine zerkaute verwirrt die Spitze ihrer Feder und sah betrübt auf die Schiefertafel. Ach, auch sie hatte der Tod der Schilder schmerzlich berührt! Diese Frau hatte allein den Faden in der Hand, der sie, wenn auch nur brieflich, mit dem entfernten Freunde verband. Das war nun auf einmal zu Ende, und Clementine wußte weder, wo sich Herr Müller aufhielt, noch, wer künftig ihre Briefe besorgen würde. Aus den Zeitungen mußte er nothwendiger Weise das traurige Ende der Frau erfahren haben, und Tag um Tag, Stunde um Stunde hoffte die Jungfer ein paar Zeilen zu erhalten. Aber es war bis heute nichts gekommen. –

Der Entschluß der Gemüsehändlerin, Haus und Geschäft zu verlassen, kam Clementinen im Augenblicke unerwartet; doch begriff sie vollkommen die Gefühle der alten Frau.

Seit Katharina aus dem Hause war, kam es auch ihr öde und unheimlich vor, und wir müssen gestehen, daß die einzigen glücklichen Stunden, welche Clementine hatte, jene waren, wo sie ihre Freundin besuchen konnte. Und das geschah denn auch alle paar Tage zur augenscheinlichen Freude Katharinens.

»Wenn ich einmal von hier fort bin,« sagte Madame Schoppelman, welche längere Zeit über etwas nachgedacht hatte, »so wird's Euch auch nimmer angenehm sein, da zu bleiben. Was sollt Ihr unter fremden Leuten? Und wenn Ihr bis dahin keine anderen Aussichten habt – nun, Ihr versteht mich wohl! – so will ich Euch einen Vorschlag thun. Ihr wißt, daß ich Euch gut leiden mag; zieht mit mir, und um ein Billiges gebe ich Euch Kost und Logis. Wahrscheinlich bleibe ich in der Stadt; ich will nur vorher sehen, wie sich das mit meiner Tochter macht. Die Sache hier denke ich aber so bald wie möglich aufzugeben. – Wart Ihr so gut und habt mir die Claasen und die Klingler herbestellt?«

»Ich that so, wie Ihr mir gesagt,« entgegnete Clementine sichtlich zerstreut; denn sie dachte über den Vorschlag der Madame Schoppelman nach und rechnete, ob ihr zusammen geschmolzenes Vermögen ihr auch erlauben würde, ihn anzunehmen, und dachte dabei an ihn, auf den sie Alles gesetzt, ihre Hoffnungen, fast ihre ganze Habe.

#### DREIUNDFÜNFZIGSTES CAPITEL.

*Jungfer Clementine besteht ein polizeiliches Examen, und Madame Schoppelman sieht*

*sich veranlaßt, einen wichtigen Schritt zu thun.*

Da vernahm man Schritte im Hof, und ehe noch Jemand eintrat, schlüpfte eine der Mägde der Gemüsehändlerin in die Vorhalle und sagte mit leiser Stimme und eiligen Worten, es sei Jemand von der Polizei draußen, der sich bei ihr erkundigt, ob die Frau zu Hause sei.

Gleich darauf trat dieser Beamte auch in das Gemach; und es war nicht bloß ein untergeordneter Beamter, sondern der Polizeikommissär dieses Viertels, ein langjähriger Bekannter der Gemüsehändlerin.

Dergleichen Leute haben zweierlei Arten von Benehmen. Madame Schoppelmann hatte mit dem Kommissär in häufigem geschäftlichem Verkehr gestanden, und bei diesen Veranlassungen war Herr Wunsch, der sehr darauf hielt, jeder Jahreszeit ihr Recht angedeihen zu lassen, und dem eine Schnepfe um Lätare lieber war als nach dem Palmsonntag, der herablassendste, leutseligste und freundlichste Mann, den man weit und breit finden konnte. Er hatte auch schon oft ein Auge zugeedrückt über kleine Fehler der Gebrüder Schoppelmann, die zu seinen Geschäftsohren gelangt waren, anerkannten guten Eigenschaften der Mutter jener leichtsinnigen jungen Leute zu Liebe.

Obgleich die Gemüsehändlerin mit einigem Erschrecken einsah, daß es sich hier um nichts Geringes handle, da der Polizeikommissär selbst sich in ihre Wohnung bemüht hatte, war es ihr doch angenehm, mit diesem Bekannten statt mit einem fremden Unterbeamten verhandeln zu müssen. Als eine kluge Frau spielte sie noch obendrein vollkommen die Unbefangene, erhob sich äußerst freundlich und so schnell

als möglich von ihrem Stuhle und schien sichtlich entzückt, den Herrn Polizeikommissär bei sich zu sehen.

Dieser aber hatte heute das feierliche Dienstbenehmen angenommen, verstand es jedoch auch hier, eine kleine Schattirung zu machen. Als Beamter der öffentlichen Gewalt, hatte er in Fällen, wie der vorliegende, ein ernstes, würdiges Aussehen, das sich bei unbekanntem Individuen nicht selten zu einem Ausdrucke von Strenge und Grobheit steigerte, hier aber der bekannten Frau gegenüber mit einer leichten Wehmuth vermischt war.

»Sollte der Herr Polizeikommissär,« sagte die Gemüsehändlerin nach einem tiefen Athemzuge, »sich vielleicht selbst hieher bemühen, um in Person nach dem gewünschten Winterobst zu sehen?«

Herr Wunsch schüttelte auf diese Frage hin ernst und melancholisch sein Haupt und antwortete: »Dieses Mal nicht, meine gute Frau.« Dann blickte er sich rings prüfend in dem Gemache um, schien jedes Fenster, jede Thür seiner besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen und schaute endlich auch Jungfer Strebeling lange und durchdringend an, die, zufällig aufschauend, vor diesem Blicke zusammen schrack.

Die Gemüsehändlerin hatte einen Stuhl herbei geholt, und der Polizeikommissär ließ sich langsam darauf nieder, zog mit großer Bedächtigkeit seine Schnupftabaksdose hervor und nahm eine starke Prise, wobei er die beiden Frauenzimmer abwechselnd ansah.

»Das ist —?« sagte er nach einer Pause, indem er auf die Schreiberin wies, die sich wieder emsig mit ihrem Buche und ihrer Schiefertafel beschäftigte.

»Die Jungfer Strebeling,« entgegnete die Gemüsehändlerin. »Wohnt schon länger in unserem Hause und hilft mir,

seit meine Tochter nicht mehr da ist, beim Schreiben der Bücher. – Ich kann damit nicht mehr recht umgehen,« setzte sie lächelnd hinzu.

»Ah so?« sagte Herr Wunsch und blickte die alte Jungfer mit sichtlichem und sehr großem Interesse an.

Clementine war bei der Nennung ihres Namens zusammen gefahren. Sie wußte nicht, warum, aber es war ihr recht unheimlich und ängstlich zu Muthe.

Der Polizeikommissär hatte sich so gesetzt, daß er, ohne den Kopf stark zu drehen, die Beiden ansehen konnte.

»Soll ich mich vielleicht entfernen?« fragte die alte Jungfer mit schüchterner Stimme und blickte die Gemüsehändlerin an. Sie wagte es nicht, dem Manne des Gesetzes in die Augen zu sehen.

Madame Schoppelmann blickte fragend auf den Beamten. Doch dieser sagte mit ruhigem Tone: »Es wäre mir im Gegentheil sehr angenehm, wenn die Jungfer Strebeling da bleiben wollte.«

Clementine schauderte; Herr Wunsch nahm ruhig eine zweite Prise.

»Ja, ja!« sprach er darauf nach einer längeren Pause, »da sind in unserem Stadtviertel ja merkwürdige Dinge vorgefallen, die ersten derartigen, so lange ich Polizeikommissär bin.«

»Es ist sehr traurig!« sagte die Gemüsehändlerin. »Und wer hätte es glauben können, so eine magere Frau muß am Schlag sterben! Ja, was soll dann mit unser einem geschehen?«

Sie wollte offenbar auf ihre eigenen Kosten einen kleinen Spaß machen.

»Man nimmt allerdings an, es sei ein Schlaganfall gewesen,« entgegnete ruhig der Beamte. »Die Aerzte haben es so ausgesprochen; das Gericht hat sich damit zufrieden gestellt.«

Madame Schoppelmann athmete tief auf.

»Nun aber,« nahm der Beamte nach einem längeren Stillschweigen wieder das Wort, »haben sich bei der Haussuchung, die wir vor einigen Tagen veranstalten mußten, allerlei sonderbare und seltsame Dinge ergeben.«

»Ah!« sagte Madame Schoppelmann.

»Ich will nicht von einem Messer sprechen,« fuhr der Beamte in demselben ruhigen Tone fort, wobei er die dicke Frau fest ansah, »von einem offenen Messer mit langer Klinge, das auf dem Fußboden des hinteren Zimmers gefunden wurde.

»Ein Messer?«

»Allerdings, ein Messer,« antwortete Herr Wunsch. »Wie könnte ich Ihnen doch dieses Messer am besten beschreiben? – Richtig! so wird's gehen. – Sie werden sich erinnern, Frau Schoppelmann, daß Ihr Sohn Conrad, auch der Jäger genannt –«

»Mein Sohn Conrad?« sagte die Frau erschreckt.

»Derselbe,« erwiderte der Polizeikommissär, »brachte mir vor einiger Zeit einen Hasen, den ich von Ihnen gekauft, und auf mein Ersuchen streifte er diesen Hasen in meiner Gegenwart ab.«

»Nun?«

»Und bediente sich dabei eines Messers,« fuhr Herr Wunsch fort, »ganz ähnlich dem, welches wir in dem hinteren Zimmer der Frau Schilder gefunden.«



Jungfer Clementine saß wie auf Kohlen; denn der Beamte sah während seiner Rede hauptsächlich sie an. Vor ihrem Geiste bewegten sich allerlei schreckliche Bilder; da sah sie Messer und Blut und Mörder und Gespenster. Sie athmete schwer und tief auf, und als sie mit ihrer Hand über die Stirn fuhr, fühlte sie auf derselben kalte Schweißtropfen.

Der Beamte, welcher mit größter Ruhe eine dritte Prise nahm, lächelte ihr auf eine eigenthümliche Art zu. Er klopfte sich einzelne Körnchen des Tabaks von der Uniform und wiederholte langsam und gedehnt: »Ein geöffnetes Messer. Aber das würde an sich noch nichts bedeuten, hat auch eigentlich nichts zu sagen, und ich sprach nur darüber, weil es mir gerade einfiel. – Jetzt aber kommen wir zu einem anderen Punkte, demjenigen, weßhalb ich Ihre Meinung, Frau Schoppelmann, hören wollte. Wir nahmen also vorgestern drüben eine Haussuchung vor. Diese ergab anfänglich kein großes Resultat; das Hauswesen der Frau schien arg verlumpt und herunter gekommen, das Mobiliar in schlechtem Zustande, Bettwerk so gut wie gar nicht vorhanden, von Wirthschaftsgeräth nur das Kümmerlichste. Kein halbes Dutzend ganzer Gläser, Wein nicht einen Tropfen. Aber baares Geld.«

»Das ist erstaunlich!« sagte Frau Schoppelmann.

»Allerdings sehr erstaunlich!« fuhr der Beamte fort. »Ueber tausend Gulden baares Geld; doch fanden wir das schon am ersten Tage; es lag um die Leiche in schönen Gruppierungen. Es wäre sonderbar gewesen, wenn sich dieses baare Geld allein im Hause befunden hatte; es war das nicht glaublich. Das meinte auch mein Polizeisoldat Schneider, der namentlich in dieser Beziehung eine feine Nase hat und

der sich sorgsam daran gab, Kisten und Kasten zu untersuchen, namentlich aber auf verborgene Fächer fahndete.«

Bei den letzten Worten zog der Polizeibeamte seinen Hemdkragen etwas in die Höhe und blickte nach der Jungfer Strebeling hinüber, die aber bei Nennung der geheimen Fächer durchaus keine Bewegung verrieth.

»Das ist über alle Maßen erstaunlich!« warf die Gemüsehändlerin dazwischen. »Tausend Gulden bei der Schilder? Ich hätte ihr nicht tausend Kreuzer zugemuthet.«

»Die Polizei auch nicht,« sagte Herr Wunsch, indem er stolz seinen Kopf erhob. »Die Frau war als verschuldet bekannt. Um so mehr mußten wir aber erstaunen, als Schneider in einer alten Commode wirklich einen geheimen Behälter entdeckte und in demselben merkwürdige Papiere fand.«

»Papiere?« fragte erstaunt Madame Schoppelmann.

»Ganz merkwürdige Papiere,« entgegnete der Beamte, indem er seinen Oberrock aufknöpfte und ein ansehnliches Packet hervorzog. »Ich muß mir schon erlauben,« fuhr er ruhig fort, »Sie von dem Inhalt dieser Papiere in Kenntniß zu setzen.«

Damit sah Herr Wunsch die alte Jungfer mit einem so festen, wir möchten sagen: gierigen Blicke an, daß sie die Augen niederschlug, sich aber dabei nicht enthalten konnte, zu sagen: »Wenn's gefällig ist.«

»Gefällig durchaus nicht,« entgegnete würdevoll der Beamte. »In der That nicht gefällig; es ist eigentlich nur meine Pflicht, die ich erfülle, keine Gefälligkeit.« Er wollte eigentlich sagen, keine Schonung, doch schien ihm die arme Clementine schon eingeschüchtert genug.

Er riß den Bindfaden herunter, rückte seinen Stuhl näher an den Tisch, also auch zu Clementine, entfaltete einen ganzen Stoß Acten und räusperte sich mehrere Male.

»Verzeihen Sie mir, Herr Polizeikommissär,« sagte jetzt Madame Schoppelmann; »es sieht ja fast aus, als gehen uns die Papiere der Frau Schilder an! Was haben wir um Gotteswillen damit zu schaffen?«

Herr Wunsch zuckte auffallend hoch die Achseln und entgegnete: »Wir wollen das später, hoffe ich, erfahren. Für jetzt muß ich Sie um einen Augenblick Gehör bitten.«

Damit hatte er die Papiere vor sich ausgebreitet, glättete sie behutsam, indem er mit dem Aermel darüber strich, und las nun mit einer wahrhaft erschütternden Stimme und mit einem unsäglich blutgierigen Blicke auf Clementine: »Verhandelt in Anwesenheit der Gerichtsbeisitzer N. N.« Dann schaute er abermals in die Höhe, um die Gewißheit zu erlangen, welchen Eindruck diese schreckliche Einleitung auf das Gemüth der beiden Frauen hervorgebracht.

Die Gemüsehändlerin, die dergleichen schon mehrmals gehört hatte, war sich ziemlich gleich geblieben, Jungfer Strebeling dagegen zusammen geknickt, wie eine vom Hagel getroffene Lilie.

»In Anwesenheit der Gerichtsbeisitzer etc. wurde an dem und dem Tage von unterzeichnetem Polizeikommissär in der Wohnung der verstorbenen Frau Schilder eine Haussuchung vorgenommen, deren Resultat Folgendes war. Nach verschiedenen unbedeutenden Sachen,« fuhr Herr Wunsch fort, indem er mehrere Blätter umwendete, »fand sich eine

Eichenholzcommode vor, deren obere Schublade einen doppelten Boden ergab, welches Behältniß nachfolgende Papiere enthielt etc. – unwesentlich; ferner aber eine Staatsobligation Nr. 4680, eine dito Nr. 4681, eine dito Nr. 4682, zusammen im Betrage von dreitausend Gulden.«

»Herr Jesus!« seufzte Clementine.

»Bei diesen Obligationen lag ein Document, welches besagte, daß diese dreitausend Gulden sich dadurch im rechtmäßigen Besitze der Frau Schilder befänden, weil sie ihr von der vormaligen Inhaberin dieser Obligationen zur Deckung eines früher gemachten Anlehens zurückbezahlt worden seien.«

Hier machte der Beamte eine Pause, und Madame Schopelmann, welche diese Sache zu interessiren anfang, trat zu dem Tische und sagte: »Das ist allerdings merkwürdig! Da möchte ich nur wissen, welcher Christenmensch der Schilder etwas schuldig gewesen. Dreitausend Gulden! – und wer hat die heimbezahlt? Na, da schau einer an!«

Clementine war mehr todt als lebendig. Obgleich sie keinen Begriff davon hatte, was eigentlich Schreckliches über sie hereinbrechen würde, so fühlte sie doch, daß über ihrem Haupte ein Schwert an einem Faden hing, und daß der Faden eben im Begriff sei, zu zerreißen. Sie erhob sich langsam von ihrem Stuhle; sie schien das Zimmer verlassen zu wollen; doch ein gebieterischer Blick des Polizeikommissärs traf sie so mächtig, daß sie kraft- und willenlos in ihren Stuhl zurück fiel.

»Diese Obligationen im Betrage von dreitausend Gulden,« fuhr der schreckliche Mann fort, »wurden der Frau Schilder

vor nicht langer Zeit heimbezahlt, und zwar, wie das beiliegende Document beurkundet, durch – Jungfer Clementine Strebeling.«

Wenn in diesem Augenblicke die ganze Vorhalle eingestürzt wäre, so hätte Madame Schoppelmann, die begierig den Namen erwartete, nicht mehr erschrecken können, als jetzt, wo sie diesen vernahm. Sie faltete ihre Hände und brachte nur mühsam die Worte hervor: »Ja, ist denn das möglich?«

Der Polizeikommissär hatte sich in seinen Stuhl zurückgelegt und spielte mit einem Bleistifte, während er die unglückliche Clementine betrachtete.

»Ja, habe ich denn recht gehört?« rief die dicke Frau, indem sie ihre Hände mehrere Male zusammen schlug. »Ja, kann ich meinen Ohren trauen? Ihr, Strebelinge, habt der Schilder dreitausend Gulden gegeben?«

»In Obligationen,« bekräftigte der Beamte mit einem Kopfnicken.

»So spricht doch, unglückseliges Weibsbild!« sagte die Gemüsehändlerin in wahrer Verzweiflung. »Da sitzt der Herr Oberpolizeikommissär; es ist jetzt kein Spaß mehr mit der Geschichte. Seid denn Ihr der Schilder was schuldig gewesen?«

»Nein, nein, gewiß nicht!« jammerte das unglückselige Wesen.

»Und Ihr habt ihr auch nichts bezahlt?« fuhr die dicke Frau dringender fort.

»Ja, ich habe ihr die drei Papiere gegeben!« lispelte verzweiflungsvoll Clementine und verbarg ihr Gesicht in beide Hände.

»Gerechter Heiland!« rief entsetzt Madame Schoppelmann. »Jetzt geht mir ein Licht auf; wahrhaftig! jetzt geht mir eine Fackel auf! – Ach, Herr Oberpolizeikommissär, da ist was Niederträchtiges geschehen, was ganz absonderlich Schlechtes!«

»Das glaube ich auch,« sagte der Beamte mit seltsamem Blick auf Clementine. »Die Jungfer ist sehr verwirrt, und das scheint mir verdächtig.«

»Ach!« rief die Frau, »der arme Wurm hat nichts gethan; die unglückliche Weibsperson ist selbst niederträchtig behandelt worden! Mit der hat man ein schlechtes Spiel getrieben!«

»So soll sie sprechen,« sagte der Polizeikommissär mit zweifelhaftem Tone. »Warum hat sie der Schilder das Geld gegeben?«

»Nein,« jammerte Clementine nach einer Pause, und nachdem der Beamte seine Fragen mehrere Male wiederholt hatte; »nein, ich will nichts sagen; ich kann nichts sagen, und sollte es mein Tod sein!«

»So will ich sprechen!« sagte entrüstet die Gemüsehändlerin, während sie mit der Hand auf den Tisch schlug. »Da war so ein Kerl – Müller hieß er.«

»Um Gottes Willen! was spricht Ihr da?« rief Clementine in Thränen. »Frau, Frau! Wenn ich das vor fremden Ohren hören muß, so werde ich sterben.«

»Es stirbt sich nicht so leicht,« fuhr Madame Schoppelmann nach einem tiefen Athemzuge fort. »Ich hab's gesagt; da war so ein Kerl, der hieß Müller.«

»Johannes Müller,« sagte lächelnd der Beamte, indem er einen zerknitterten Brief entfaltete.

»Meinetwegen, Johannes,« erwiderte die dicke Frau. »Nun, der hat der alten Person da den Kopf verrückt, vollständig verrückt. – Da mag Sie heulen und Gesichter schneiden, wie Sie will, 's ist doch wahr! Und das war Ihr Unglück – ich hab's Ihr immer gesagt. – Nur Gleich und Gleich paßt zusammen; und wenn ein junger Mensch so einem alten Ding nachläuft, da sind immer Absichten dabei. Und so war es auch hier; der saubere Herr Müller hat mit der Schilder zusammen gespielt. – Oh, ich bin nicht so dumm! Und da haben sie dem armen Geschöpf da Briefe geschrieben und haben darin gesagt, es gehe ihm so schlecht, und er müsse seine Familie unterstützen, und dazu brauche er Geld.« –

Hier machte die Frau eine kleine Pause, um sich durch einen tiefen Athemzug wieder zu restauriren.

Der Polizeikommissär hatte während der heftigen Reden der Frau andere Papiere entfaltet und beistimmend mit dem Kopfe genickt.

»Er brauche Geld!« fuhr diese mit neuen Kräften fort. »Und das Geld hat sie der Schilder gegeben, einmal sechshundert Gulden und nun auch diese dreitausend Gulden. Oh, das ist nicht an zehn Himmel zu malen!«

Clementine war mit dem Kopfe auf den Tisch niedergesunken und weinte und schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ihr zartes, süßes Geheimniß hatte man schonungslos verrathen; ihr reines Verhältniß war zu den Ohren der Polizei gekommen und sie blamirt auf ewig!

»Mir scheint, die Frau hat vollkommen Recht,« sagte streng der Beamte. »Wir sind hier einem Verbrechen auf die

Spur gekommen, das nothwendiger Weise verfolgt und bestraft werden muß. Deßhalb sehe ich mich denn auch veranlaßt, Sie, Jungfer Strebeling, nöthigenfalls im Namen des Königs zu fragen, wie sich diese Sache verhält.«

»Es ist so, es ist so!« rief triumphirend die Gemüsehändlerin.

»Jungfer Strebeling, Sie werden mir antworten!« sagte der Beamte mit ernstem Tone. »Haben Sie Bekanntschaft gehabt mit einem Johannes Müller?«

»Ja,« hauchte die Gefragte mühsam hervor.

»Hat Ihnen dieser Johannes Müller durch Vermittlung der Frau Schilder einen Brief zugestellt, worin er Ihnen unter Anderem sagt, er habe seine Familie in traurigen Umständen getroffen und nur eine gewisse Summe könne ihn und sie vom Verderben retten?«

»So ist es!«

»Haben Sie hierauf diese Briefe beantwortet und der Frau Schilder zu gleicher Zeit Geld eingehändigt?«

»Ja.«

»Wie hoch beliefen sich diese Summen?«

Clementine zauderte mit der Antwort und faltete bittend die Hände.

»Wenn Sie,« fuhr der Polizeikommissär streng fort, »hier wo wir unter uns sind, die Beantwortung dieser Frage verweigern, so sehe ich mich veranlaßt, Sie auf das Polizeiamt zu citiren.«

»So rede Sie doch!« sagte Madame Schoppelmann.

»In Gottes Namen denn!« seufzte das gequälte Wesen. »Einmal fünfhundert Gulden, dann sechshundert, zuletzt dreitausend.«

»Fast ihr ganzes Vermögen!« jammerte die dicke Frau.



»Es ist unglaublich!« sagte entrüstet der Beamte. »Und wie lange kannten Sie diesen Johannes Müller?«

»Ei, Herr Polizeikommissär!« rief nun schluchzend die Gemüsehändlerin, »das ist ja gerade das Schreckliche an der ganzen Sache: sie hat ihn fast gar nicht gekannt, nur einmal gesehen und, glaube ich, nur einmal gesprochen.«

»Ist das wahr?« wandte sich der Beamte überrascht an Clementine.

»Ich kann es nicht läugnen!« entgegnete diese, indem sie ihren Kopf tief auf die Brust herabsinken ließ. »Er war arm und nahm meine Hülfe in Anspruch; ich half ihm. Habe ich damit ein Verbrechen begangen – nun, so kann ich ja dafür bestraft werden.«

Nach diesen Worten betrachtete der Beamte zum ersten Mal theilnehmend und kopfschüttelnd die Jungfer Strebeling. »Mir ist dergleichen noch nicht vorgekommen,« sagte er nach einer Pause. »Und glauben Sie denn wirklich, daß der Johannes Müller es gut mit Ihnen meint und Ihnen jene Briefe wirklich geschrieben hat?«

»Er ist ein braver Mann, darauf möchte ich schwören,« entgegnete Clementine.

»Den Teufel auch!« rief die Gemüsehändlerin. »Er hat mit der Schilder gewirthschaftet. Die Beiden haben Sie um Ihr Geld gebracht und lachten Sie obendrein aus.«

»Das hat er nicht gethan!« antwortete Clementine entrüstet. »Er ist zu so etwas nicht fähig.«

»Aber wer ist es denn eigentlich?« fragte der Beamte. »Wo haben Sie ihn gesehen und gesprochen?«

»Das werde ich *nie* sagen!« entgegnete bestimmt das unglückliche Frauenzimmer; »dazu kann man mich nicht zwingen. Und wenn ich Alles verloren habe, so ist das meine Schuld; – nun ja, so will ich dafür büßen.«

»Aber den Gerichten kann es nicht einerlei sein, ob er wegen dieses Verbrechens unbestraft bleibe,« sagte der Polizeikommissär, »und ich muß dringend darauf bestehen, mir noch einige Fragen zu beantworten. – Sie haben Briefe von diesem Herrn erhalten; das ist nicht anders möglich, und ich muß von Ihnen verlangen, daß Sie mir diese Briefe ausliefern.«

Clementine antwortete nicht mehr; sie war mit dem Kopf auf den Tisch gesunken und schien besinnungslos. Wenigstens nahm dies die erschreckte Gemüsehändlerin an; denn sie holte eilig eine Flasche mit starkem Kräuteressig, hob den Kopf der armen Person etwas in die Höhe, welche wirklich mit geschlossenen Augen da lag, und begann denselben mit einem angefeuchteten Lappen zu reiben.

In diesem Augenblicke traten Frau Klingler und Frau Claasen in das Gemach. Letztere, die Demüthige, blieb erschrocken an der Thüre stehen, als sie die Polizei in diesem Hause erblickte. Frau Klingler aber trat einen Schritt näher, stemmte die Arme in die Seite und blickte den Polizeikommissär ziemlich herausfordernd an.

»Um Gotteswillen! was giebt's denn da?« sagte sie mit etwas gereiztem Tone. »Was ist denn der Jungfer Strebeling widerfahren?«

»Seht Ihr denn nicht,« entgegnete Madame Schoppelman, indem sie den Polizeikommissär bedeutungsvoll und

nicht eben sehr freundlich ansah, »daß ihr unwohl geworden ist? 's ist aber auch kein Wunder, wenn man mit den Leuten so hart umgeht!«

»Hart umgeht?« sagte die Klingler mit gellender Stimme; und die Claasen, als treues Echo, setzte hinzu: »in der That, hart umgeht?«

Der Polizeikommissär mochte einsehen, daß sein Terrain durch die Dazwischenkunft der beiden anderen Weiber bedeutend schwierig geworden war, und daß es unmöglich sei, mit diesen drei Zungen fertig zu werden; Clementinen als ohnmächtig gar nicht zu rechnen.

»Sie sehen, Herr Polizeikommissär,« sagte Madame Schopelmann, nachdem Clementine trotz des heftigen Reibens mit dem Kräuternessig noch kein Auge aufschlug, »Sie sehen, daß hier vorderhand nichts mehr zu fragen ist. Fortlaufen thut Keines von uns, und wenn Sie uns vielleicht nächstens wieder einmal die Ehre schenken wollten, wäre es uns weit angenehmer. Sollten Sie aber vorziehen,« fuhr sie nach einem tiefen Athemzuge fort, »uns auf das Polizeiamt kommen zu lassen, so habe ich auch nichts dagegen und werde selbst kommen und die Jungfer Strebeling mitbringen und einen Advocaten dazu.«

»Meine liebe Frau,« sprach ruhig der Beamte, »Sie eifern sich wahrhaftig ganz unnöthig; Sie müssen nicht vergessen, daß ich nur aus Schonung für jenes Frauenzimmer hieher in's Haus kam, um die Fragen, welche mir nothwendig schienen, an sie zu richten. Freilich hat sich nun durch diese kleine Untersuchung etwas ergeben, wonach ich weiter zu forschen mich für verpflichtet halte. Doch da ich sehe, daß sich Jungfer Strebeling in einem Zustande befindet, der ihr meine fernere Gegenwart unangenehm macht, so werde

ich mich für heute zurückziehen, vorbehaltlich einer weiteren Besprechung morgen oder übermorgen.«

Auf diese Worte hin machte die dicke Gemüsehändlerin einen übermäßig tiefen Knix und drehte alsdann dem Beamten den Rücken, um sich mit der ohnmächtigen Clementine weiter zu beschäftigen.

Herr Wunsch packte seine Papiere zusammen, erhob sich in seiner ganzen Größe und Wichtigkeit und schritt nach einer kurzen Verbeugung stolzen Hauptes zur Thüre hinaus.

Als er fort war, schlug Frau Klingler ihre Hände zusammen und sagte: »Herr Jemine! was hat's denn da gegeben? Aber, Frau Schoppelmann, was wollte die Polizei?«

Die dicke Frau zuckte mit den Achseln und zeigte auf Clementine, welche in diesem Momente die Augen aufschlug.

»Ist er fort?« fragte das arme Schlachtopfer mit matter Stimme. »Hat er mir meine Briefe vielleicht mit Gewalt genommen?«

Und indem sie dies sprach, schaute sie die umstehenden Weiber mit einem trostlosen Blicke an.

»Man hat Euch nichts mit Gewalt genommen,« sagte die Gemüsehändlerin, und Frau Klingler setzte hinzu: »mit Gewalt?« und das mit einem Tone, als wollte sie sagen: »mit Gewalt, so lange ich da bin?«

»Gott sei Dank, daß er sie mir nicht genommen hat!« fuhr die alte Jungfer mit einem tiefen Seufzer fort. »Das wäre mein Tod gewesen. Ach, Frau Schoppelmann, glaubt Ihr wirklich, daß man mich betrogen hat?«

»Es scheint mir in der That so,« meinte die gutmüthige dicke Frau nach einer Pause. »Wenn man die Sache von dem Gesichtspunkt ansieht, so glaube ich wahrhaftig selbst, es

wäre besser, das bei der Polizei anhängig zu machen und zu dem Zwecke die Briefe herauszugeben.«

»Ich kann das nimmermehr thun!« klagte Clementine. »Und wenn er wirklich schlecht an mir gehandelt hätte, so wäre ich doch nicht im Stande, Zeugniß gegen ihn abzulegen. Aber Euch will ich die Briefe geben, Frau Schoppelmann; hebt sie auf, oder thut damit, was Ihr wollt. Einen solchen Auftritt, wie den von eben, könnte ich nimmermehr überstehen.«

Damit zog sie ein kleines Packet aus ihrem Busen, das sie der Gemüsehändlerin darreichte.

»Seht nur hinein,« fuhr sie fort; »ach, Frau Schoppelmann, lest sie alle durch, und dann sagt mir, ob Ihr glaubt, daß es wirklich auf dieser Welt so schlechte Menschen giebt. Ich aber will auf mein Zimmer hinauf gehen; das hat mich zu stark angegriffen.«

Mit diesen Worten erhob sich Clementine und verließ die Vorhalle, unterstützt von der guten Frau Claasen, welche versprach, dafür Sorge zu tragen, daß Clementine in ihr Bett komme und einen lindernden Thee erhalte.

Madame Schoppelmann hatte das Packetchen aus der Hand Clementinens genommen und ging damit an die Kamindecke, wo sie sich auf ihren Stuhl niederließ und eine kleine Hornbrille auf die Nase setzte. Dann faltete sie die Papiere aus einander und nahm ein paar Briefe heraus, welche sie einen um den andern öffnete und vor die Augen brachte.

Dabei müssen wir gestehen, daß die Züge der alten Frau, welche anfänglich nur Neugierde zeigten, auf einmal den Ausdruck größter Ueberraschung, ja des heftigsten Schreckens annahmen. Sie hatte in dem einen dieser Briefe die Hand ihres Sohnes Conrad erkannt, und das ganze

schändliche Spiel, das man mit der alten Jungfer getrieben, war ihr plötzlich klar und verständlich. Mühsam holte sie Athem und blickte, um ihre Bewegung vor der aufmerksamen Klingler bestens zu verbergen, gedankenvoll in die Papiere, die aber in ihrer Hand heftig zitterten.

Sie nahm alle ihre Kraft zusammen, und als sie nach einiger Zeit aus dem Kaminecke hervor an das helle Tageslicht kam, sah sie wohl etwas blaß aus, hatte sich aber so weit gefaßt, um mit einem erzwungenen Lächeln sagen zu können: »Das sind saubere Geschichten! Sie ist eine verschwiegene Frau, Klinglere. Nun denk' Sie sich, da hat die Schilder drüben mit ein paar ihrer Helfershelfer der armen Person droben fast ihr ganzes Vermögen genommen; bei viertausend Gulden.«

»Das ist ja entsetzlich!« schrie die Klingler. »So hat die Strebeling also nichts mehr, wovon sie leben kann? Und mit ihrer Hände Arbeit bringt sie sich auch nicht fort!«

»Nun, was das anlangt,« entgegnete gefaßt die Gemüsehändlerin, »da wird noch zu helfen sein. Der Polizeikommissär« – bei diesen Worten schauderte sie leicht zusammen – »scheint der Sache auf die Spur gekommen zu sein; und da sich das Geld vorgefunden, so wird sie das Ihrige wohl wieder erhalten. Aber bei allem dem ist die Geschichte ganz erschrecklich; sie hat mich sehr alterirt.«

Die Gemüsehändlerin, welche sich kaum aufrecht erhalten konnte, ließ sich vor dem Tische auf einem Stuhl nieder und klopfte gedankenvoll mit ihren Fingern auf dem ersten.

Ihr Entschluß, Geschäft und Haus zu verlassen, befestigte sich mehr und mehr. Ihr, der ehrwürdigen, braven Frau, war

in letzter Zeit zu viel Unangenehmes, ja wahrhaftig Fürchterliches begegnet. Sie fühlte wohl, ihr heiterer Lebensmuth sei von ihr geflohen, ihre gute Laune würde in diesem finsternen Hause nie mehr zu ihr zurückkehren. Die Vorhalle hier mit dem knisternden Kaminfeuer, sonst ihr täglicher, angenehmer Aufenthaltsort, war ihr verhaßt, ja unheimlich geworden. Ihre Vorrathskammer – das begriff sie wohl – konnte sie nicht ohne einen gewissen Schauer betreten, denn neben derselben war das Zimmer ihrer Söhne. Oben, wo ihre Tochter Katharina gewohnt, war Alles öde und leer; sie fühlte sich hier in dem ganzen weiten Hause so traurig allein stehend, so von aller Welt verlassen! Jetzt erst dachte sie daran, wie es in dem alten Hause hier meistens so finster und trübselig sei, und wie sehr es ihr behagen würde, draußen im warmen Sonnenschein zu wohnen und ihren Blick über Wald und Flur streifen zu lassen, statt wie hier immer die hohen Mauern, die engen Straßen sehen zu müssen.

Sie dachte an ihre Schwester, die auf einem kleinen Hofe vor der Stadt wohnte, und wie ihr diese so oft zugeredet, endlich einmal ihr anstrengendes Geschäft zu verlassen und sich zur Ruhe zu setzen. Und hatte sie nicht durchaus Fug und Recht, dies zu thun? hatte sie nicht etwas Schönes in ihrem langen, mühevollen Leben erworben? – Das konnte sie sich wohl mit Stolz sagen; und wenn sie heute zu ihrem Geschäftsmanne hinging und ihm sagte: »Ich brauche Geld!« so gab ihr dieser schmunzelnd zur Antwort: »Wie viel Tausend wollen Sie, Frau Schoppelman?«

Frau Claasen war wieder herabgekommen und setzte sich ebenfalls stillschweigend an den Tisch; die Klingler warf ihr

einen bedeutungsvollen Blick zu; denn diese hatte wohl bemerkt, daß Madame Schoppelmann sich mit außerordentlichen Dingen beschäftige.

Außerordentliche Dinge waren es nun auch in der That, und sehr erfreuliche für die beiden Weiber; denn nach einer kurzen Einleitung sagte die Gemüsehändlerin, sie sei entschlossen, sich von ihrem Geschäfte zurück zu ziehen, und wolle die Beiden unter den besten Bedingungen in Haus und Kundschaft eintreten lassen.

Wir wollen uns nicht bei den Ergüssen des Dankes aufhalten, der hierauf den gerührten Herzen der Frau Klingler und der Frau Claasen entströmte; wir wollen nicht ausführlich erzählen, daß Erstere vergebens ihre Rührung zu bemestern versuchte, und daß Letztere heftige Thränen vergoß.

Die Sache wurde in bester Form Rechtsens abgemacht, und noch am selben Tage wußte man es in den bedeutendsten Küchen der Residenz, daß die Wittwe Schoppelmann ihr Geschäft aufgegeben habe und daß Frau Klingler und Claasen es fortsetzen würden und einen hohen Adel und ein verehrungswürdiges Publicum bestens ersuchten, auch sie künftig mit ihrem Vertrauen zu beehren, indem sie es sich zu ihrer schönsten Aufgabe machen würden, dasselbe zu rechtfertigen und ihre Kunden auf's Beste zu bedienen. Angekommen sei:

---

Feinstes Tafelobst in den besten Sorten  
und  
frisches Wildpret durch alle Rubriken.



VIERUNDFÜNFZIGSTES CAPITEL.

*In welchem der Held der Geschichte einen  
Freund wieder findet und sehr angenehme  
Neuigkeiten erfährt.*

Eugen Stillfried hatte auf jenen Abend, wo er seine Schwester wieder gefunden, eine recht unruhige Nacht gehabt. Er träumte viel und schwer, und wenn wir sagen, daß durch diese Träume häufig die Gestalt des Justizrathes Werner schritt, so wird uns der geneigte Leser glauben, daß es keine angenehme Bilder waren, die seinen Geist beschäftigten. Auch seine Schwester sah er häufig, aber nicht lebend, doch auch nicht todt, sondern das blasse Marmorbild aus der Kapelle schwebte bei ihm vorüber und schaute ihn mit einem unaussprechlich traurigen Blicke an.

Es war schon spät am Morgen, als er nun endlich erwachte, und Herr Sidel hatte schon Bett und Zimmer verlassen. Eugen kleidete sich an, und kaum war er damit zu Ende, so trat der lustige Rath in's Zimmer, der sich schmunzelnd die Hände rieb und überhaupt von der besten Laune zu sein schien.

Der frische klare Herbstmorgen, der freundliche Schein der Sonne, der in Millionen Thautropfen blitzte und warm zu den Fenstern herein drang, ließ auch Eugen bald die finstere, bittere Nacht vergessen, um so mehr, da er sich mit Freuden alles dessen erinnerte, was er gestern erlebt und erfahren.

»Ich habe schon eine ganze Menge Rapporte angehört,« sagte der lustige Rath, »und Bericht erstatten müssen über den Schuß, der gestern Nacht auf uns gefallen. Der Förster mit ein paar Jägern hat die ganze Nacht in der Umgegend

gestreift und glaubt, daß es Wilderer gewesen seien, die – Gott mag wissen, aus welcher Ursache – auf uns geschossen. Von Räubern und dergleichen hat man hier seit undenklichen Zeiten nichts gehört; doch soll das Terrain drüben jenseits des Schlosses, die stundenlangen Wälder dicht an der Grenze prächtige Schlupfwinkel für Wilddiebe abgeben. Uebrigens wird man die Aufmerksamkeit verdoppeln und wahrscheinlich in den nächsten Tagen die Bekanntschaft jener unbefugten Jägersleute machen.«

»Solche Streifereien,« entgegnete Eugen, »sind immer unangenehm. Es ist traurig, daß sich Menschen bei diesen Veranlassungen gegenseitig wie jagdbares Wild betrachten und ohne Ueberlegung auf einander schießen. Und das geschieht bei solchen Fällen meistens. Wer den Anderen zuerst sieht, wer am schnellsten zum Schuß kommt und dabei seines Zieles gewiß ist, bleibt Sieger. Ich bin einmal hart mit dabei gewesen.«

»Böses Gewerbe bringt bösen Lohn,« meinte Herr Sidel, »und jenen Menschen, die so freundlich waren, uns gestern Abend eine Kugel zuzuschicken, wünsche ich auch nicht viel Gutes. – Apropos!« fuhr er nach einer Pause fort, »um zehn Uhr ist Probe von Hans Sachs. Hast du deine Rolle schon angesehen?«

»Ich wahrhaftig nicht,« bemerkte Eugen. »Ueberhaupt muß ich dich versichern, daß ich alle Lust verloren habe, noch ferner Komödie zu spielen, und ich glaube, es wäre das Beste, wenn wir uns mit dem Director auf eine vernünftige Art abfänden.«

»So dachte ich auch,« antwortete Herr Sidel, »und habe auch schon in dieser Richtung mit dem Principal gesprochen. Er bedauert es sehr, zwei so außerordentliche Talente

zu verlieren; doch stellte ich ihm dafür eine klingende Stellvertretung in Aussicht, die ihm sehr annehmbar erschien.«

»Also hast du uns losgekauft?« fragte Eugen.

»Uns Beide – ja,« sagte der lustige Rath, »aber nicht den Herrn Hannibal. Merkwürdiger Weise findet der Director einiges Talent in ihm, und da wäre es doch grausam, ihn einer künftigen ehrenvollen Laufbahn zu entziehen.«

»Gewiß,« meinte Eugen; »und ich sehe schon im Geiste, wie er für die Verräthereien, die er an uns begangen, hier einer harten Strafe entgegen läuft.«

Herr Sidel war aufgestanden und ging händereibend im Zimmer auf und ab, gab auch sonst noch so unverkennbare Zeichen von Heiterkeit von sich, daß Eugen aufmerksam wurde und ihn fragte, was ihm denn so Angenehmes begegnet sei.

»Ja, das hätte ich bald vergessen!« antwortete Herr Sidel vergnügt lachend. »Wie kann man auch so gedankenlos sein! Und ich kam deßhalb gerade hieher, um es dir anzukündigen – wir haben Besuch erhalten.«

Dabei sah er seinen Freund pffiffig lächelnd von der Seite an.

»Besuch?« fragte Eugen. »Und am Ende aus der Residenz?«

»Eben daher,« antwortete der lustige Rath. »Doch ich höre ihn schon an der Thüre. Eugen, du wirst überrascht sein.«

Eugen war auch in der That erstaunt über diese Worte seines Freundes, und als nun in diesem Augenblicke mit einem Stocke dreimal heftig an die Thüre geklopft wurde, blickte er betreten dorthin, auf's Höchste gespannt, wer in der langsam sich öffnenden Thüre erscheinen würde.

Diese öffnete sich Zoll um Zoll mit einer erschrecklichen Langsamkeit, und als sie nun endlich offen stand und sich der Eintretende in seiner ganzen Gestalt präsentirte, als Eugen diesen erkannte, konnte er sich nicht enthalten, demselben mit einem lauten Ausruf der Freude und der Ueerraschung entgegen zu eilen.

Es war sein Arzt, Doctor Wellen, der sich so unverhofft hier eingestellt hatte.

»Da findet man euch also?« rief dieser, indem er dem jungen Manne herzlich die dargebotene Hand schüttelte. »Jenseits der Grenze, in einem kleinen Neste, als reisender Schauspieler!«

»Wohin uns der Zufall verschlagen,« entgegnete Eugen lachend. »Doctor, bei meinem bekannten unstäten Lebenswandel kann und darf Sie das in der That nicht wundern. Sie wissen, ich habe von jeher dergleichen Extratouren geliebt. – Aber unbegreiflich ist es mir, wie Sie, Ihre Kranken verlassend, sich hieher verlieren konnten.«

»Das ist einfach erklärt,« sagte Doctor Wellen. »Die Stadt ist in diesem Augenblicke so außerordentlich gesund, daß wir Aerzte fast gar nichts zu thun haben. Nebenbei wissen Sie auch wohl, junger Mensch, daß mein großer Ruf schon längst über die engen Grenzen unseres kleinen Landes drang und daß man mich zuweilen weithin berufen hat.«

»Und dieses ist auch jetzt der Fall?«

»Versteht sich!« versicherte wichtig der Arzt. »Ich hatte in einer kleinen Stadt hier in der Nähe zu thun, und da ich zufälliger Weise eine Spur von Ihren Fahrten erhielt, so konnte ich es mir nicht versagen, einen kleinen Umweg zu machen,

um Sie hier zu sehen, sowohl als Menschen wie auch als Künstler.«

»Was das letzte anbelangt, so werden Sie nicht viel Freude erleben. Meine dramatische Laufbahn ist bereits beendet; ich fühlte wohl, daß ich dazu kein Talent hätte.«

»Auch dazu nicht einmal?« sagte der Doctor mit komischem Erschrecken. »Was soll am Ende noch aus Ihnen werden?«

»Lassen wir das jetzt!« entgegnete Eugen. »Lieber Doctor, sprechen wir ein vernünftiges Wort. Setzen Sie sich auf den Ehrenplatz, in dieses alte Sopha, nehmen Sie sich eine gute Cigarre und erzählen Sie mir genau und umständlich, wie es bei uns aussieht, ich schmachte nach Neuigkeiten.«

»Das kann ich mir denken,« sagte der Doctor, indem er es sich auf dem Sopha bequem machte. »Ich bringe Ihnen auch keine Hiobsposten; im Allgemeinen sind meine Nachrichten ganz gut.«

Und nun erzählte er dem freudig aufhorchenden jungen Manne, was der geneigte Leser bereits weiß, von den Begebenheiten im Hause am Marktplatz und dessen Umgebung, von dem plötzlichen Tode der Frau Schilder, von der Flucht der beiden Brüder und zuletzt von der Aufnahme, welche Katharina bei der alten Staatsrätin gefunden.

Bei der letzten Nachricht schaute Eugen jubelnd in die Höhe, und er fühlte, daß sein Geschick anfangs, sich freudig zu wenden.

Darauf erzählte er dem bewährten Freunde von dem gestrigen Abenteuer auf dem Schlosse, und daß er so unverhofft seine Schwester wieder gefunden.

Doctor Wellen vernahm dies mit der größten Aufmerksamkeit und war auf's Höchste überrascht von diesem seltsamen Zusammentreffen. Ja, die Nachricht, daß jenes junge Mädchen, welches man bis jetzt für die Tochter des Verwalters gehalten, Eugens Schwester sei, wirkte so heftig auf ihn, daß er aufsprang und mehrmals hastig im Zimmer auf und ab ging.

»Hier also wurde sie erzogen?« fragte er nach einem längeren Nachdenken. »Dieses Mädchen ist es? – Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen! – Ist Ihnen denn gar nichts eingefallen, wie Sie hieher kamen? Hat Sie der Ort und das Schloß da oben an gar nichts erinnert?«

»Oh, an sehr viel, an die wilde Rose und an die Kapelle droben, von der Sie uns einstens erzählt.«

»Es ist unbegreiflich, wie sich die Wege der Menschen oft kreuzen! Sie können sich denken, wie begierig ich darauf bin, die junge Dame zu sprechen.«

»Sie werden sie traurig finden,« sagte Eugen ernst. »Sie weiß Alles.«

»Was weiß sie?« fuhr der Doctor auf.

»Nun, daß er todt ist, daß er fern von ihr starb, daß sie ihn nie wieder sehen wird.«

»Ja so!« entgegnete Wellen, indem er sich rasch umwandte und an das Fenster trat zu Herrn Sidel, der eifrig in die Gegend hinaus schaute.

»Sie bleiben doch ein paar Tage bei uns?« fragte Eugen nach einer Pause.

»Heute – vielleicht morgen noch,« sagte der Doctor, »werden Sie mir die Honneurs von Schloßfelden machen? – Kann ich vielleicht eine Vorstellung der berühmten Truppe sehen, welche so glücklich war, Sie als Mitglied zu besitzen?«

»Das wird schwer angehen,« meinte der lustige Rath, »da heute Abend nicht gespielt wird. Doch wollen wir für Ihre Unterhaltung bestens sorgen. Wenn es dem würdigen Präsidenten angenehm ist, könnten wir vielleicht ein Filial der Leimsudia errichten, um den Einwohnern Schloßfeldens beizubringen, was in der Residenz Sitte und Gebrauch ist.«

»Das wäre auch nicht so übel,« lachte der Doctor. »Vor allen Dingen aber will ich heute Vormittag auf das Schloß, um mich dort ein Bischen umzusehen.«

»Dahin will ich Sie begleiten!« sagte Eugen lebhaft, worauf der Doctor erwiderte:

»Sie wissen, mein lieber Freund, ich habe so meine eigenen Gänge, und wenn Sie mir es nicht übel nehmen würden, so zöge ich es vor, das erste Mal allein hinauf zu gehen. Mich vor allen Anderen hat das Schicksal jenes Freiwilligen lebhaft interessirt, und ich möchte deßhalb den Ort, wo er gearbeitet, geliebt und gelitten, vorerst allein ansehen. Wollen Sie mir aber zwei Zeilen an Ihre Schwester mitgeben und mich damit den einführen, der ihr die genauesten Nachrichten von dem Verlorenen mittheilen kann, so wäre ich Ihnen sehr dankbar dafür.«

Eugen that gern, wie ihm der Doctor geheißen, setzte sich an den Tisch und schrieb ein paar herzliche Zeilen an Rosalie, worin er ihr den Doctor Wellen empfahl und schließlich versprach, nach Tische ebenfalls hinauf zu kommen.

Damit ging der Doctor fort, und Herr Sidel übernahm es, ihm den Weg längs der Kapelle zu zeigen.

Eugen blieb allein zurück und dachte über das nach, was er von seinem Freunde gehört. Das Benehmen der Mutter gegen Katharina erfüllte ihn mit dem innigsten Danke, und er ging mit sich zu Rathe, ob er dieses Gefühl schriftlich in

herzlichen Worten ausdrücken solle. Er warf auch schon einige Zeilen an die Mutter auf das Papier; doch konnte er nicht mit sich darüber einig werden, ob und wie er des Wiederfindens der Schwester erwähnen solle. Der Doctor war ihm zu schnell hinweg gegangen, und er mochte nichts in dieser Angelegenheit ohne den Rath des erfahrenen Mannes thun, der alle Verhältnisse so genau kannte. Jetzt schien es ihm rätlich, der Mutter Alles zu schreiben, dann hielt er es für besser, selbst nach der Heimath zurück zu kehren und die Angelegenheiten des Hauses ganz in seine Hand zu nehmen. Dann beschloß er wieder dem Rathe des Doctors zu folgen, der ja ohnedies morgen nach der Stadt zurück kehren wollte und der ihm Briefe und Aufträge am besten besorgen würde.

So verging der Vormittag. Herr Sidel war längst zurückgekehrt und hatte mit dem Director die besten Bedingungen verabredet, unter welchen es derselbe für sehr gerathen fand, nicht auf der bedungenen achttägigen Kündigung des Contractes zu bestehen. Was Herrn Hannibal anbelangte, so war in dem Vertrage ein geheimer Artikel, der den Director verpflichtete, diesen würdigen Diener und angehenden Künstler zu behalten; und zugleich wurde demselben angerathen, ihn nöthigenfalls mit äußerster Strenge zu behandeln und ihn so zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. Der getreue Pierrot hatte keine Ahnung von den Veränderungen, die sich ergeben, und trotzdem er nicht ohne Hoffnung war, das Herz der blonden Thusnelde zu rühren, so seufzte er doch nach dem Ende seiner Künstlerlaufbahn und sah es als eine fürchterliche Strafe an, von dem heftigen, unerbittlichen Director in den



täglich sich wiederholenden Proben so unnachsichtig abgerichtet zu werden.

Als Eugen Nachmittags auf den Schloßberg hinaufstieg – er ging den hinteren Weg – fand er Rosalien, ihn erwartend, auf der oberen Terrasse. Sie eilte ihm freudig entgegen, hängte sich an seinen Arm und zog ihn zu einer kleinen Bank, die, unter Blumen versteckt, die Aussicht auf die dichten Wälder ließ, welche das alte Schloß auf der östlichen Seite umgaben.

Das Auge des jungen Mädchens glänzte freudig; sie legte ihre Hand in die seinige und blickte ihn lange mit unaussprechlichem Vergnügen an.

»Ich bin glücklich, daß du nicht traurig bist, meine liebe Schwester; du hast heute wieder Unangenehmes erfahren; nicht wahr, mein armes Kind?«

»Unangenehmes?« fragte sie sonderbar überrascht. Doch dann setzte sie, sich plötzlich besinnend, hinzu: »Ach ja, du hast Recht; ich habe heute viel erfahren.«

»Also du sprachst den Doctor Wellen?« fragte Eugen. »Er übergab dir meinen Brief?«

»Ja, ich erhielt ihn,« sagte sie. »Ach Eugen!«

»Was geschehen ist, ist geschehen,« entgegnete er und drückte herzlich ihre Hand. »Der Doctor wußte diese traurige Geschichte besser als ich. Er ist einer meiner besten Freunde; ich will mit ihm überlegen, was für dich und mich zu thun ist. Vielleicht schreibe ich noch heute der Mutter, vielleicht kehre ich morgen selbst nach der Stadt zurück.«

»Thu das nicht!« sagte Rosalie erschrocken. »Bleib in meiner Nähe, verlaß mich nicht! Der Vater erhielt heute wieder einen Brief; ich fürchte, daß ich in den nächsten Tagen,

vielleicht heute, morgen schon deiner Hülfe nothwendig bedarf.«

»Wer schrieb ihm?« fragte Eugen überrascht.

»Das weiß ich nicht,« antwortete Rosalie. »Aber sie werden kommen in den nächsten Tagen, das ist ganz gewiß. Und wenn du alsdann nicht da bist, so bin ich verloren. Der Vater kann mich nicht schützen. Du weißt ja, Eugen,« fuhr sie dringender fort, »sie wollen mich verheirathen, mich verheirathen mit einem mir gänzlich fremden Manne, während ich doch ihn liebe und nicht vergessen kann.«

»Und das soll so bald geschehen?«

»Schon in den nächsten Tagen,« antwortete Rosalie und legte den Kopf auf seine Schultern. »Wenigstens werden sie hieher kommen, um Alles in Nichtigkeit zu bringen.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Der Vater.«

»Und wer wird kommen? – Die Mutter auch?«

»Das wußte er noch nicht genau. Auf jeden Fall aber der Geschäftsmann der Mutter, der schon einige Mal hier war; ein ernster Herr. Obgleich er gegen mich große Freundlichkeit bewies und recht liebevolle Worte zu mir sprach, so konnte ich doch nie rechtes Zutrauen zu ihm fassen; ja, es war mir unheimlich, so lange er da war.«

»Und sprach er Besonderes mit dir?« fragte der Bruder.

»Nein, das nicht,« entgegnete Rosalie. »Er sagte nur, daß er innigen Antheil an mir nehme, daß er mich von Kindheit an gekannt, daß er mein Bestes wolle; und als er zuletzt hier war, meinte er unter Anderem, es sei nothwendig, mich zu verheirathen; ich würde dann dieses einsame Schloß hier

verlassen und nach der Residenz kommen, wo es viel heiterer und angenehmer sei. Damals hatte ich noch keine Ahnung davon, daß ich nicht die Tochter des Vaters sei, wie ich bis jetzt geglaubt, und deßhalb beachtete ich seine Reden nicht viel. Doch sind sie jetzt so traurig zur Wahrheit geworden, und gewiß, Eugen, ich muß verzweifeln, wenn du mir nicht hilfst.«

»Sei ruhig, mein Kind,« antwortete dieser nach längerem Nachdenken; »vor allen Dingen muß ich mit deinem Pflegevater sprechen und mit dem Doctor Wellen, der vielleicht noch auf dem Schlosse ist.«

»Ich glaube, er ist schon nach Schloßfelden zurückgekehrt. Er suchte dich, und obgleich ich ihm sagte, du würdest gewiß hierher kommen, eilte er doch hinweg.«

Eugen erhob sich von seinem Sitze, drückte der Schwester nochmals freundlich die Hand, indem er ihr versicherte, es könne gewiß noch Alles gut werden, und als sie bei diesen Worten so gläubig zu ihm aufblickte, konnte er eine tiefe Rührung kaum bemeistern.

Er führte sie nach dem Schlosse zurück, nahm einen herzlichen Abschied von ihr und eilte in's Dorf hinab, den Doctor Wellen aufzusuchen.

#### FÜNFUNDFÜNFZIGSTES CAPITEL.

*Eine Filiale der Leimsudia. Der vortreffliche Trommler erzählt eine heitere Geschichte.*

An Tagen, wie der heutige, wo in das Gasthaus zur wilden Rose vornehme Fremde eingekehrt waren – und zu diesen rechnete Frau Rosel mit vollem Recht den Herrn Doctor Wellen, – hielt sie die Thüre des Honoratiorenzimmers unter

ihrer speciellen Aufsicht, und Mancher, der sich zu gewöhnlichen Zeiten hier dann und wann einmal auf die Lederstühle bequem niedersetzen durfte, wurde unter irgend einem unbedeutenden Grunde abgefangen; der wahre Grund war aber, daß Frau Rosel an solchen Tagen nur eine sehr gewählte Gesellschaft in ihrem Honoratiorenzimmer haben wollte.

Hier prangten nun die Lichter, und um den Tisch mit grünem Wachstuch, der in der Mitte stand, saßen vielleicht ein Dutzend Personen, obenan unter dem Bildniß des Landesvaters Doctor Wellen, neben ihm der Pfarrer von Schloßfelden mit seinem Adjutanten, dem Schullehrer, Eugen, der lustige Rath, ferner die würdigsten Mitglieder der Schauspielergesellschaft, unter ihnen der große Holder und der vortreffliche Trommler.

Dem Doctor war es in kurzer Zeit gelungen, sich durch allerlei Schwänke, die er vorbrachte, und komische Reden, die er hielt, die Gunst des geistlichen Herrn in hohem Grade zu erwerben, und dieser gab mit größter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, auf jede Miene desselben Achtung, und wenn er anfang: da war einmal –, so blinzelte der Pfarrer schon freundlich lachend mit einem Auge und stieß den Schullehrer unter dem Tische an, der nun schon im Voraus lachte und sämtliche Umsitzende dadurch zur größten Heiterkeit anfeuerte.

Es schien, als müsse Jeder etwas aus seinem Leben erzählen, und nur die beiden geistlichen Herren waren davon ausgenommen; denn der Pfarrer hatte versichert, er wisse von sich nicht das Geringste, was im Stande wäre, zur allgemeinen Heiterkeit beizutragen. Von seinem Schulmeister könne er freilich allerlei erzählen, doch wolle er diesen nicht in Verlegenheit bringen. Dazu hatte er unmäßig

gelacht, und dieses Lachen war für die ganze Gesellschaft ansteckend, als nun der Schulmeister seinerseits die heilige Versicherung abgab, es ergehe ihm gerade so mit dem Herrn Pfarrer, und wenn er ja einer seltsamen Geschichte erwähnen müßte, so beträfe dieselbe seinen Vorgesetzten, weißhalb ihm der Mund verschlossen wäre.

Doctor Wellen war zu einer Art Präsident dieser Abendgesellschaft erwählt worden, und wenn es ihm auch nicht möglich war, die Regeln und Gesetze der Leimsudia in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten, so hatte er doch eines der Lichter, die auf dem Tische waren, dicht neben sich gestellt und putzte es aus, sobald die Unterhaltung anfang schläfrig zu werden.

»Ich sollte meinen,« sagte jetzt dieser würdige Präsident, »wir geben dem Herrn Holder das Wort. Wer so viel und lange auf kleinen und großen Theatern gewirkt, sollte gewiß im Stande sein, uns von seinem langen Künstlerleben etwas Interessantes vorzutragen.«

Der Heldenspieler verbeugte sich geschmeichelt, trank sein Glas aus und entgegnete mit seiner tiefen, klingenden Stimme: »Freilich böte mein Leben Vorfälle genug dar, die interessant, vielleicht auch lehrreich anzuhören wären. Aber sie passen nicht in diese Gesellschaft. Wir sind, wenigstens die meisten an diesem Tische, heiter und guter Dinge; warum soll ich mit trüben, unheimlichen Erinnerungen einen kreischenden Mißton hinein bringen? Meine Geschichten passen nur für die Dämmerung und für die Einsamkeit; die kann sich vielleicht Jemand erzählen, der nächtlicher Weile einem stillen Wasser zuschreitet, um dort

das Ende seiner Leiden zu suchen und zu finden. – Meine Erzählungen passen nicht hieher; sie würfen schwarze Schatten in euer fröhliches Herz; das wäre wie ein Gewitter an einem heiteren Sommertag, wie eine wilde zerrissene Felschlucht im schönsten, freundlichsten Park. Das würde dieselbe Wirkung machen, als wenn harmlose Kinder im Walde nach Beeren suchten, oder nach farbigen Blüten, und plötzlich einen Erschossenen fänden, der unter dem Laube, das sie emsig durchsuchten, halb versteckt läge.

Hierauf füllte Herr Holder stillschweigend sein Glas, um es auf das Wohl der Gesellschaft zu leeren.

Diese war durch die ernsten Worte Holder's einigermaßen still geworden. Niemand sprach eine Sylbe, und es wäre vielleicht langweilig und verdrießlich geworden, wenn nicht Eugen den Präsidenten gebeten hätte, den vortrefflichen Herrn Trommler zu irgend einer Mittheilung zu bewegen.

Dieser würdige Künstler hatte insofern an der gesellschaftlichen Unterhaltung den lebhaftesten Antheil genommen, als er sich von Herrn Sidel fleißig einschenken ließ und mit der größten Dankbarkeit über den geringsten Spaß laut und anhaltend lachte.

»Ganz richtig!« sagte Doctor Wellen. »Herr Trommler wird hiemit ersucht, das Wort zu nehmen. Wir erwarten von ihm die Erzählung einer kleinen interessanten Begebenheit aus seinem Leben.«

»Die Geschichte einer Liebschaft zum Beispiel,« setzte der lustige Rath hinzu. »Nach dem, was Sie mir neulich erzählten, müssen Sie in diesem Fache schöne und zugleich fürchterliche Erinnerungen haben. Lassen Sie uns die Geschichte

von der Reichsgräfin hören, die Ihretwegen von dem strengen Vater in ein Kloster gesperrt wurde.«

»Bst, bst!« entgegnete der Künstler, mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Pfarrer. »Solche Geschichten würde ich nicht wagen, in dieser Gesellschaft vorzutragen.«

»Herr Trommler kann erzählen, was er will,« sagte der Präsident in bestimmtem Tone. »Keine Beschränkung, keine Vorschriften! Etwas Interessantes aus Ihrem Leben.«

Der also Aufgeforderte verbeugte sich vor diesem Ausspruche, was so viel heißen sollte, als er werde ihm Folge leisten; dann legte er einen Augenblick seinen Kopf in die Hand und schien über etwas nachzudenken. – »Eine Geschichte weiß ich nicht,« sagte er dann nach einer Pause; »aber eine kleine Episode aus meinem Leben, sehr kurz und unbedeutend, will ich der werthen Gesellschaft nicht vorenthalten.«

»Herr Trommler hat das Wort!«

»Es sind schon viele Jahre her,« erzählte dieser würdige Künstler, »ich hatte von einer verunglückten Laufbahn gänzlich Abschied genommen und mich dem Theater zugewandt, da befand ich mich ohne Engagement in C. Es ist etwas Trauriges, sich ohne Engagement zu befinden. Man zählt seine Geldbörse nach, man findet nur einige Gulden, man kommt sich vor wie ein zum Tode Verurtheilter; denn man weiß genau, wie lange man noch zu leben hat, und daß nach einigen Tagen Alles zu Ende sein kann, wenn nicht bis dahin Pardon ankommt, d. h. die Antwort irgend eines Directors, der uns schreibt, daß er es mit uns versuchen wolle, der uns mit Einem Wort auf's Neue anstellt.

»Man sollte glauben, wenn man so ohne Engagement herumgeht, meistens ziemlich herabgekommen – denn unnöthige und nöthige Garderobe ist das Erste, was in solch' traurigen Tagen versetzt wird, – man sei ein abschreckendes Beispiel für alle jungen Leute, denen es in einem angenehmen, behaglichen Leben so wohl geht, und die vielleicht die Liebe zur Kunst, der Drang nach Freiheit, die Lust an einem regellosen, oft wilden Leben vom Schreibpulte oder aus der Schule wegtreibt, um sich an uns anzuschließen. – Im Gegentheil! Wir sind auch dann noch besucht, ja beneidet von jenen leichtsinnigen jungen Leuten, die unser Leben für das glücklichste halten und die es, selbst mit Kummer und Entbehrung, jedem anderen vorziehen würden.

»Ich hatte damals noch einen Collegen, dem es nicht besser ging als mir, eigentlich noch schlechter; denn ich besaß außer meinem Anzug noch einen ziemlich anständigen Hut und Paletot; Jener aber hatte nichts als eine graue leinene Hose und einen schwarzen Frack, ein Anzug, den er sogar in dem damals eben vergangenen Winter getragen, und den er der Jahreszeit dadurch möglichst angepaßt, daß er sich auf diesen schwarzen Frack mit eigener Hand einen Pelzkragen genäht hatte.

»Das Kaffeehaus war unser einziger Zufluchtsort; dort lasen wir die Zeitung, tranken ein Glas Wasser und suchten Bekanntschaften anzuknüpfen, die uns zu irgend etwas dienen könnten.

»Hier hing sich nun ein junger Mensch an uns; sein Vater war Beamter, ein anständiger, wohlhabender Mann, der schon alles Mögliche gethan hatte, um seinen Sohn von dem unglückseligen Gedanken, zum Theater zu gehen, abzubringen. – Umsonst! Dieser junge Mensch war voller Phantasie



und Schwärmerei und nebenbei verliebt in eine romantische Cousine, der er auf dem Comptoir, hinter dem Schreibpult unausstehlich war, die ihn aber wahrscheinlich zu lieben versprach, nachdem er ein Künstler geworden und sie und das Publicum in irgend einer schmachtenden Rolle entzückt.

»Er träumte nun von nichts, als von großen, glänzenden Rollen und von ungeheuren Erfolgen und lag uns mit den inständigsten Bitten an, ihn irgendwo mit hinzunehmen und ihm zugleich mit uns ein Engagement zu verschaffen. Der Vater, der zu dem Umgange des Sohnes mit uns durchaus nicht freundlich sah, besuchte mich eines Tages und sagte: »Herr Trommler, ich halte Sie für einen braven Mann; Sie werden nicht das Unglück meines Sohnes und meiner Familie wollen; bringen Sie den jungen Menschen von seiner Idee ab, und ich werde wissen, mich dafür dankbar zu zeigen.«

»Sehr gut, dachte ich, und eines Tages machten wir uns auf den Weg und gingen nach dem einige Meilen entfernten kleinen Badeorte, wo der eben angekommene Director noch einige brauchbare Mitglieder suchte.

»Der junge Mensch, der Urlaub genommen hatte, irgend eine Tante zu besuchen, begleitete uns. Natürlicherweise wußte ich im Voraus, daß dort nichts für uns zu finden war. Das sagte uns auch der Director sogleich, und wir schlenderten auf der Promenade umher, gingen in den Kursaal, und unser junger Kunstgenosse, der einige Gulden bei sich hatte, fing an zu spielen. Wie sich denken läßt, hatte er in kurzer Zeit Alles verloren, und da standen wir nun, und guter Rath war theuer; für uns wenigstens. Er aber war guten Muthes, und es freute ihn, wie er sagte, so nichts mehr zu besitzen und sich auf die eigene Kraft stützen zu müssen. Das war

nun alles recht schön und gut; aber Geld mußten wir haben, um wenigstens ein Mittagessen zu bekommen und ein Nachtlager zu finden.

»Wie machen Sie es in ähnlichen Fällen? fragte der junge Mensch. Das muß Ihnen doch auch schon häufig genug vorgekommen sein.

»Ich zuckte die Achseln und entgegnete: es giebt allerlei Mittel, sich zu helfen; aber eines ist so desperat wie das andere, und wenn es fehlschlägt, so sitzen wir erst recht im Unglück.

»Und das wäre?

»Ich habe hier unter den Schauspielern einen Bekannten, der freilich nicht im Stande ist, uns mit Geld auszuhelfen; aber ich mache den Vorschlag, wir gehen auf sein Zimmer und lassen durch das Loos entscheiden, welcher von uns Drei sich für die Anderen opfern soll, um Geld zu bekommen: denn Geld müssen wir haben, um das wieder zu gewinnen, was wir eben verloren. Wir können nicht heute wieder zurückkehren.

»Das thun wir auf keinen Fall, sagte der junge Mensch.

»Wenn wir es ein paar Tage hier aushalten, meinte ich, so finden wir doch noch Gelegenheit, bei der Truppe anzukommen.

»Darauf gingen wir nach der Wohnung unseres Bekannten, der nicht zu Hause war. Doch schloß uns seine Wirthin sein Appartement, ein kleines Dachkämmerchen, auf. Das Opfer, zu dem sich nun einer verstehen sollte, war freilich sonderbarer Art. Doch war es von einem meiner Bekannten früher schon einmal mit großem Nutzen angewendet worden. Wir zogen das Loos, nicht ohne vorher unserem jungen Begleiter die ernstesten Vorstellungen gemacht zu haben,

noch sei es Zeit, zurück zu kehren, um – wenn auch mit hungerigem Magen – den Heimweg zu suchen. Umsonst! Er erklärte, zu Allem bereit zu sein. Natürlich traf ihn auch das Schicksal roh und kalt und warf des Freundes zärtliche Gestalt – nicht unter die Hufe seiner Pferde, wohl aber auf das Bett in der Dachkammer, nachdem er vorher seine sämtlichen Kleider ausgezogen hatte. Diese wurden in ein Bündel zusammen gemacht, auf das Leihhaus gebracht, um mit dem Erlös davon das Spiel von vorhin wieder aufzunehmen und das Verlorene wieder zu gewinnen.

»Natürlicher Weise aber waren diese wenigen Gulden ebenso schnell verschwunden, wie die früheren. Doch hatten wir wohlweislich vorher einen kleinen Imbiß genommen, während unser Opfer ohne Kleider mit hungrigem Magen in fremder Stadt auf fremdem Bette saß und nach und nach ernstlich begann nachzudenken über diese ersten seltsamen Schritte, mit denen er in das Künstlerleben getreten.

»Stunde um Stunde verrann; wir blieben natürlich so lange wie möglich aus. Anfänglich dachte er mit dem Leichtsinne der Jugend, unser Schritt könne nicht fehlschlagen, und wenn er Schritte auf der Treppe hörte, so glaubte er, ich sei es und werde jetzt in die Dachkammer treten mit seinen Kleidern unter dem Arm und vor ihm ausbreiten eine hübsche Summe, die wir gewonnen.

»Endlich, als es Abend werden wollte, gingen wir nach Hause und traten achselzuckend in die Dachkammer. Nie werde ich den Ausdruck des Schreckens vergessen, der die Züge des jungen Menschen überzog, als wir ihm unser Unglück mittheilten. – Was war zu thun? Er meinte, wir sollten den Director der hiesigen Truppe bitten, uns einiges

Geld vorzustrecken, damit er wenigstens wieder nach Hause kommen könnte. – Unmöglich! Wer leiht einem fremden, reisenden Schauspieler Geld?

»Mein Freund, in dessen Wohnung wir uns befanden, kam endlich auch nach Hause und zuckte über unser Mißgeschick die Achseln. Die einzige Hülfe, die er uns nach vielem Hin- und Herreden angedeihen ließ, bestand in einem langen, weißwollenen Rocke und ein paar alten Pantoffeln, die er uns leihweise abtrat, damit wir bei einbrechender Dunkelheit die Blößen unseres Schlachtopfers verhüllten.

»So zogen wir endlich heim, über die staubige Chaussee dahin; der lange Rock wallte ihm bis auf die Füße, welche in den alten, breit getretenen Pantoffeln staken. Um den Kopf hatten wir ihm ein buntseidenes Tuch gewickelt, und so gingen wir betrübten Herzens unseres Weges, wobei wir es an den besten Ermahnungen nicht fehlen ließen.

»Der junge Mensch war entsetzlich zerknirscht und hatte an diesem ersten Künstlerausfluge so vollkommen genug, daß er sich hoch und theuer verschwor, nie mehr an etwas Aehnliches zu denken. Glücklicher Weise war der Abend lau und angenehm; aber so oft sich ein leichter Wind erhob, wallte der weiße Rock in die Höhe, und dann griff er krampfhaft zu, um ihn fest zusammen zu halten.

»So kamen wir mitten in der Nacht nach Hause, und die einzige Hoffnung des jungen Menschen beruhte darauf, unbemerkt in die väterliche Wohnung gelangen zu können. Aber das Schicksal wollte es anders – ich muß gestehen, wir hatten dabei die Hand im Spiele – denn als er die Hausthüre öffnete, erschienen nicht bloß Vater, Mutter und Schwestern, sondern auch sogar die romantische Cousine, und die

standen da vor Schrecken angewurzelt. Aber die Sache wendete sich zum Guten; der junge Mensch war von seiner Lust, mit uns herum zu ziehen, völlig geheilt; der Vater bewies sich in der That dankbar dafür, und ich ging stolz nach Hause, mit dem süßen Bewußtsein, eine gute That verübt zu haben.«

»Trommler, Trommler!« rief Eugen lachend, als der Künstler geendigt, »ich glaube, Sie haben uns eine Geschichte erzählt, die Sie erfunden, um uns ein abschreckendes Beispiel vor Augen zu stellen, wie es auch uns einstens ergehen könne.«

»Nein, es ist eine wahre Geschichte,« antwortete Herr Trommler, »und ich könnte auch lebende Zeugen aufführen, die bei derselben zugegen waren.«

»Das wäre etwas weitläufig,« meinte Herr Wellen. »Wir als Präsident dieser achtbaren Gesellschaft erklären uns um so mehr mit dem eben Gehörten zufrieden, als eine gewisse Moral demselben zu Grunde liegt.«

Herr Trommler verbeugte sich geschmeichelt und netzte seinen trocken gewordenen Gaumen mit einem tüchtigen Zuge an.

#### SECHSUNDFÜNFZIGSTES CAPITEL.

*Der Präsident der Leimsudia erzählt eine ernstere Geschichte, welche aber den geneigten Leser doch vielleicht mehr erheitern wird.*

»Der ehrenwerthe Präsident,« nahm Herr Sidel nach einer Pause das Wort, »hat bis jetzt sein Amt mit ziemlicher Strenge verwaltet, ist aber wie gewöhnlich unnachsichtig gegen

andere gewesen, ohne selbst in's Feuer zu gehen. Ich glaube im Interesse der ganzen Gesellschaft zu handeln, wenn ich ihn alles Ernstes ersuche, die beiden Lichter frisch zu putzen und auch einmal selbst die Kosten der Unterhaltung zu tragen.«

»Hört, hört!« sagte Herr Holder mit tiefer Stimme. »So schmeichelhaft mir auch eine solche Aufforderung ist,« versetzte Doctor Wellen, »so bin ich doch einigermaßen in Verlegenheit, der Gesellschaft etwas zum Besten zu geben, was interessant für sie wäre.«

»Das glauben wir nicht,« meinte der Pfarrer. »Ein Arzt erfährt so Manches; er ist wie ein Beichtvater, nur daß es ihm nicht verboten ist, hier und da aus der Schule zu schwatzen.«

»Doch sind die Krankengeschichten meistens langweilig,« erwiderte der Doctor.

»Ein Arzt, der im Felde war, sollte ich meinen, hätte Stoff genug, um etwas sehr Interessantes zum Besten zu geben,« sagte Herr Sidel, indem er mit einem sonderbaren Blicke sein Glas austrank.

»Ich füge mich,« entgegnete lächelnd der Doctor; »und da kommt mir gerade etwas in den Sinn, das vielleicht für die meisten, die hier umher sitzen, nicht ohne einige Wichtigkeit ist. Ich muß aber zu diesem Zwecke etwas weit ausholen oder mir vielmehr einige Fragen erlauben; denn was ich hier vortragen will, ist eigentlich nur der zweite Theil einer Geschichte, dessen erster Theil hier unter Ihren Augen geschehen ist.«

Der Doctor sprach das mit sehr gedehntem Tone und sah Eugen dabei forschend an; doch schien dieser mit seinen Gedanken anderweitig beschäftigt und gar nicht auf die eben gesprochenen Worte zu hören.

»Und der zweite Theil spielt nicht hier?« fragte der Pfarrer.

»Im Gegentheil,« sagte Herr Wellen; »der zweite Theil beginnt auf dem Schlachtfelde von Novara.«

»Darauf wäre ich begierig,« meinte der geistliche Herr.

»Es wird Ihnen fast allen, die hier am Tische sitzen, innerlich sein, besser als mir selbst, denn ich spreche nur vom Hörensagen, daß droben auf dem Schlosse das schöne Monument errichtet wurde.«

»Ob wir das noch wissen!« entgegnete eifrig der Schulmeister. »War doch der Professor während der Zeit seines Hierseins mein guter Freund geworden! Ein scharmanter junger Mann! Ich habe ihn sehr lieb.«

»Der Professor?« fragte der Doctor, scheinbar nicht wissend, wer damit gemeint sei.

»So nannten sie den Bildhauer, der das Werk droben gemacht,« erklärte der Pfarrer. »Eine schöne Arbeit.«

»Glaube, Liebe, Hoffnung,« sagte der Doctor, und bei diesen Worten fuhr Eugen aus seinen Träumereien empor.

»Es ist Schade, daß der talentvolle Künstler so früh enden mußte,« meinte Herr Sidel. »Wie hieß er doch?«

»Alfred Welding,« erwiederte der Doctor.

»Und wo machten Sie seine Bekanntschaft?« fragte der Pfarrer.

»Wie ich schon gesagt zu haben glaube, in Italien, kurz vor der Schlacht von Novara.«

»Ruhe für den Präsidenten!« rief Herr Sidel. »Er hat das Wort. Wenn wir ihn ewig mit Fragen unterbrechen, so werden wir nicht viel zu hören bekommen. – Den zweiten Theil der Geschichte!«

»Welcher Geschichte?« fragte leise Eugen.

»Die eines jungen Bildhauers Namens Alfred Welding,« fuhr Herr Sidel laut fort, »der droben auf dem Schlosse jene herrliche Arbeit lieferte und dann aus dem Thale hier spurlos verschwand.«

»Den zweiten Theil kenne ich schon,« sprach finster Eugen.

Der Doctor hatte sein Glas ausgetrunken, sah sich rings im Kreise um und sagte nach einem augenblicklichen Still-schweigen: »Was ich hier vortragen will, ist eigentlich der dritte Theil dieser Geschichte.«

»Ah!« rief Eugen, seltsam überrascht, und horchte auf's Höchste gespannt den Worten des Freundes.

»Der erste Theil spielte hier unter euren Augen. Ihr alle kanntet den Bildhauer Welding; ich glaube euch vorhin sagen zu hören: ihr alle hättet ihn lieb gewonnen.«

Bei diesen Worten legte der alte Schulmeister seine Hand wie betheuernd auf das Herz und der Pfarrer hob die seinige in die Höhe, als wollte er sagen: »Gott weiß es!« Beide aber nickten mehrmals mit ihren grauen Köpfen.

Der Doctor fuhr fort, nachdem er einen flüchtigen Blick auf Eugen geworfen: »Er ging von hier fort, tiefes Weh im Herzen, und suchte seinen Tod auf den Schlachtfeldern Italiens, den er auch dort – gefunden zu haben schien.«

»Doctor!« unterbrach ihn hier Eugen und wollte von seinem Stuhle auffahren. Doch zog ihn Herr Sidel wieder zurück und bat ihn, ruhig zu sein.



»Der zweite Theil ist euch, wie ich glaube, in den letzten Tagen durch die Erzählung meines Freundes Eugen bekannt geworden. Ich kann also darüber flüchtig hinweggehen und mich zum dritten und letzten wenden. – Es ist etwas Fürchterliches um eine Schlacht; ich habe das erlebt und all' die Schrecknisse gesehen, all' das Elend, das wie ein langer schwarzer Mantel wallt hinter jenen blutigen, aufgeregten, ja man könnte sagen: glänzenden Stunden. Der Kampf ist vorüber; Regiment um Regiment zieht sich hier und dorthin vom Schlachtfelde, und es bleibt nichts zurück, als die Gefallenen, Todten und Verwundeten, als die Leichen von Pferden, als zerstörtes Heergeräthe aller Art.

»In der Nähe einer kleinen Villa, der Casa Bianchi, hatte ich meinen jungen Freund zum letzten Male wacker kämpfen sehen. Dort war er verwundet worden; ein paar Kameraden hatten ihn zurückgetragen; von da ging jede Spur von ihm verloren. Er war in die Brust geschossen, nothdürftig verbunden worden; er mußte lange Stunden besinnungslos gelegen haben.«

»Er erwachte?« schrie Eugen laut und freudig auf. »Doctor, um Gotteswillen! treiben sie keinen Scherz mit uns!«

»Junger Mann,« erwiderte der Erzähler mit komisch ernster Stimme, die aber ein klein wenig vor Rührung zu zittern schien, »Sie haben nicht das Wort.« Dann fuhr er gelassen fort:

»Als der Jäger erwachte, war es finstere Nacht um ihn. Vom Himmel herab strömte der Regen, langsam und gleichförmig, und erfrischte ihm die Stirn und die trockenen Lippen. Er fühlte an seine Brust, die ihn heftig schmerzte; man hatte um seine Wunde einen Verband gelegt, ihn aber nicht zurück transportirt. Jetzt glaubte er sich der letzten Worte

zu erinnern, die er vor einer langen und tiefen Ohnmacht gehört, der Worte, die schmerzlich in sein Ohr geklungen waren: wir wollen ihn verbinden; aber es hilft nichts, den Transport kann er nicht überleben.

»Daß er sich unter freiem Himmel befand, bemerkte er, wie schon gesagt, augenblicklich, und daß er auch mitten im Schlachtfelde war, hörte er jetzt an den seltsamen, schrecklichen Tönen, die leise und laut an sein Ohr schlugen. Er lag in der Nähe eines Baumes auf einem Erdaufwurf. Doch war seine Lage nichts weniger als behaglich, da sich bei der Nacht nicht nur ein scharfer Wind erhob, sondern es auch gegen Morgen anfang zu schneien.

»Der verwundete Freiwillige suchte sich empor zu richten, und es gelang ihm auch, nachdem er sich einige Mal vergeblich bemüht. Ein unbestimmtes Gefühl trieb ihn, hinter jenem Hügel Schutz zu suchen, und nach langer schmerzsvoller Anstrengung kam er auf die andere Seite, rollte aber dort in einen tiefen Graben, wo er wieder eine Zeit lang besinnungslos liegen blieb. Hier aber war er wenigstens vor dem Wetter geschützt, und als er bald darauf abermals die Augen schloß, war es nicht wieder eine Ohnmacht, die ihn überfiel, sondern ein leichter Schlummer.

»Endlich brach der Morgen an, kalt und grau, frostig und nebelhaft. Die Nacht, die so viel Elend mitleidig verhüllt hatte, schien ungern empor zu ziehen und sie zögernd verlassen zu wollen, all' die Unglücklichen, die sie bis jetzt mit ihrem schwarzen Mantel bedeckt.

»Der Freiwillige, abwechselnd zwischen Schlummer und Ohnmachten, hatte nicht viel lichte Momente, und als er nach längerer Zeit einmal wieder die Augen aufschlug, bemerkte er, daß ihn Soldaten umstanden, die ihn neugierig

betrachteten. Sie hatten Schaufeln und Hacken in den Händen, und als er einen tiefen Seufzer ausstieß, hoben sie ihn sanft in die Höhe, legten ihn auf einen Wagen, und er wurde weggeführt.

»Und wieder erwachte er auf einem Strohlager in einer kleinen Hütte; aber das behagliche Gefühl der Wärme durchströmte ihn; auch hatte man sich mit seiner Wunde beschäftigt; denn er fühlte nicht mehr jenen scharfen stechenden Schmerz, sondern nur eine große Ermattung, die seinen Körper durchzog. Dann aber kam das Wundfieber mit glühender Hitze und wilden Phantasieen und jagte seinen Geist ruhelos umher, zauberten ihm schöne und schreckliche Bilder vor Augen, führte ihn durch den Himmel und die Hölle, in der Wirklichkeit aber hart am Rande des Grabes vorbei. Doch hielt das Leben zu fest an dem kräftigen Körper; die Tage der Gefahr gingen vorüber – er konnte als gerettet betrachtet werden.«

»Doctor!« unterbrach den Erzähler hier Eugen auf's Neue, »ist es wahr, was Sie hier erzählen? – Wellen, Sie werden keinen Scherz mit uns treiben!«

»Das Unerklärlichste an der ganzen Sache war mir immer,« fuhr dieser ruhig fort, »daß ich den Freiwilligen, trotz meines emsigen, tagelangen Suchens nicht gefunden. Jetzt ist mir Alles klar geworden. Als man ihn vom Felde hinweg gegen Novara transportirte, wurde er von der Bewegung des Wagens so schwach, so hinsterbend, daß der begleitende Unterarzt es für besser hielt, ihn in einem kleinen Hause an der Straße zu lassen, dessen Einwohner, Piemontesen, sich freundlich bereit erklärten, den Verwundeten aufzunehmen. Sollte er sterben, so versprachen sie, ihn anständig begraben

zu lassen, vorher aber wollten sie alles Mögliche versuchen, ihn wieder herzustellen.

»Es war ein alter Mann in dem Hause und eine alte Frau, brave, redliche Leute, die den verwundeten Feind mit einem Gefühl innigsten Dankes gegen Gott in ihr Haus aufnahmen. Ihr einziger Sohn, ein junger Mensch von achtzehn Jahren, hatte ebenfalls die Schlacht mitgemacht und war beim Zurückgehen der Piemontesen nicht weit vom elterlichen Hause von einer Kugel leicht in den Arm verwundet worden. Dieses Glück beim Unglück schien den Eltern so groß und unerhört, daß sie es, wie schon bemerkt, für ihre heilige Pflicht hielten, den Verwundeten, der vor ihre Thüre gebracht wurde, liebeich aufzunehmen und zu verpflegen. Und diesen Leuten allein verdankt er neben der Gnade des Himmels seine Rettung.

»Sie behandelten ihn wie ihr eigenes Kind; der Vater, selbst eine Art Doctor, holte ihm die Kugel aus der Brust, die alte Frau verließ Tag und Nacht sein Bett nicht, und an einem schönen Morgen – die Erde prangte damals im schönsten Schmucke des Frühlings, – nachdem der Kranke oftmals dringend verlangt, zu wissen, wo er denn eigentlich sei, richtete ihn der junge Piemontese, der schon längst wieder hergestellt war, im Bette auf, öffnete das dicht verschlossene Fenster und ließ ihn hinaus schauen.

»Vor seinen Augen breitete sich das Schlachtfeld aus; aber er kannte es nicht wieder. Die damals so kahlen Felder waren mit frischen, grünen Saaten bedeckt und zeigten nur hie und da an einzelnen grauen Stellen, wo die Schlacht am stärksten gewüthet. Die Reben, welche damals nur ihre knorrigten Aeste in den seltsamsten Gestalten gezeigt, waren jetzt mit Blättern bedeckt und wiegten sich im Winde hin

und her, leise ihre Blätter, wie vor Schrecken schüttelnd, als erzählten sie sich allerlei blutige und furchtbare Geschichten.

»Bald war der junge Bildhauer so weit wieder hergestellt, daß er das Haus verlassen und, auf den Arm des jungen Piemontesen gestützt, in der Nachbarschaft herum gehen konnte. Sein erster Gang war natürlich auf das Schlachtfeld selbst, wo er die Stellen aufsuchte, auf denen er gefochten und wo er gefallen war. Ihm kam es aber vor, als sei das alles schon vor langen Jahren geschehen; denn von dem Bilde des Schlachttages selbst, wie es ihm vor Augen schwebte, fand er nur unbedeutende Spuren. Casa Bianchi, wo es am blutigsten hergegangen, lag so freundlich und ruhig zwischen den grünen Saaten, zwischen belaubten Bäumen und Nebengeländen, so still und friedlich, als sei durch das weite Thor dieses Landhauses nie etwas Anderes aus und eingefahren, als jener beladene Wagen mit den weißen, ruhig dahin schreitenden Ochsen. Und doch waren durch eben dieses Thor die piemontesischen Batterien in rasender Eile verschwunden, hatten in dem Hofe abgeprotzt und eine Kartetschenladung um die andere den stürmenden Jägern entgegen geschleudert. – Schritt für Schritt ging er den Hügel wieder hinauf, denselben Weg, den er damals im Feuer gemacht und ein eigenes wehmüthiges Gefühl beschlich ihn, wenn er dabei zuweilen stehen blieb und an diesen und jenen Kameraden dachte, der hier und dort neben ihm gefallen und ihm, tief aufseufzend, den letzten Blick nachsandt.

»Als er nun in die Nähe der Gebäude kam, bemerkte er wohl noch die Spuren des heftigen Kampfes. Die Löcher, welche die Kugeln gerissen, waren zwar verstrichen, aber

noch immer kenntlich an der helleren Farbe. Hie und da sah man auch neue Fensterläden, Lücken in den Baumreihen und zerstörte Rebengelände. Da mußte er doch unwillkürlich daran denken, wie noch manches lange Jahr vergehen müsse, bis alle die Wunden hier vernarbt seien und ein scharfes Auge nichts mehr finde, was an jenen schrecklichen Tag des Kampfes erinnere.

»Und dabei drückte er mit einem schmerzlichen Gefühle die Hand fest auf das Herz. Auch hier war es wie ein Schlachtfeld; auch hier hatte er begraben geliebte Todte, feurige Wünsche, süße Hoffnungen. Auch hier waren die Keime in den Saaten niedergetreten, ohne Aussicht auf künftige Frucht; hier, das fühlte er wohl, sah es trostloser und öder aus, als auf dem Schlachtfelde von Novara.

»An einem der ersten Tage nach seiner Wiederherstellung ging er nach dieser Stadt, um sich bei dem Commandanten zu melden. Er war als gestorben in den Listen eingetragen; doch hatte sein braver Chef, der Major v. C., ihn zur großen goldenen Medaille vorgeschlagen, die, dem Verstorbenen bewilligt, der Lebende nun erhielt.« – –

Eugen hatte in höchster Aufregung den Präsidenten mehrmals unterbrechen wollen, doch hatte ihn Herr Sidel beständig beschwichtigt, und jetzt winkte ihm der Doctor Wellen freundlich mit der Hand, indem er sagte: »Noch einen Augenblick Ruhe; ich bin gleich zu Ende.«

»Welding,« fuhr er fort, »erhielt natürlicher Weise einen ehrenvollen Abschied aus den österreichischen Diensten und ging dann auf den Rath der Aerzte nach Nizza, von wo ich vor einiger Zeit Briefe von ihm erhielt.«

»Verzeihen Sie, meine Herren,« rief nun Eugen aufspringend, »daß ich Ihre Unterhaltung so schnell unterbrechen

muß, daß ich nicht einmal erwarten kann, bis der Doctor für seine schöne Erzählung das ihm gebührende Lob aus Ihrem Munde erhalten. Verzeihen Sie besonders, daß ich ihn aus Ihrer Mitte entführen muß. Aber er weiß es am besten, wie Vieles und Wichtiges ich auf dem Herzen habe, wie sehr mich vor Allem das Schicksal jenes jungen Mannes interessiert, den auch Sie alle lieb gewonnen.«

Bei dieser Rede war der Doctor ebenfalls lächelnd aufgestanden, ließ sich von Eugen, der ihn am Arme faßte, geduldig fortziehen und folgte ihm zur Thüre hinaus.

Eugen war in heftiger Aufregung. An der Treppe faßte er beide Hände des Doctors, sah ihn fest an und sagte hastig und mit zitternder Stimme: »Nicht wahr, Freund, Sie sprachen die Wahrheit?«

»Die volle Wahrheit,« entgegnete Wellen.

»Und ihre Geschichte ist noch nicht ganz zu Ende?«

»Noch nicht ganz,« erwiderte der Arzt gerührt. »Aber ich hoffe, sie soll bald und fröhlich schließen.«

»Das gebe Gott!« antwortete Eugen.

Und nun gingen sie mit einander die Treppe hinauf: voraus Wellen, langsam und zögernd; Eugen, ihm folgend, hastig und drängend.

Auf des Letzteren Zimmer war Licht, die Thüre nur angelehnt. Wellen drückte sie auf, und Eugen blieb überrascht und zweifelnd auf der Schwelle stehen. Es trat ihm ein junger Mann entgegen, den er nie gesehen; doch wußte er augenblicklich, wer es war.

Dieser reichte ihm freundlich die Hand und sagte mit anscheinend ruhigem Tone: »Verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen so unerwartet und plötzlich vorstelle.« Dabei bebte jedoch seine tiefe Stimme. »Doctor Wellen aber,« fuhr er fort, »versicherte mich im Voraus Ihrer Verzeihung.«

Eugen faßte die dargebotene Rechte mit seinen beiden Händen und drückte sie herzlich.

»Er hielt es in Italien nicht aus,« meinte lächelnd der Doctor, »und kehrte deßhalb, wenn auch ohne Hoffnung, nach Deutschland zurück. Daß sich Herr Welding hier befindet, ist mein Werk.«

»Und doch nicht mehr ganz ohne Hoffnung!« fiel ihm der junge Bildhauer hastig in's Wort; »denn ich stehe ja vor Rosaliens Bruder.«

Wir können dem geneigten Leser versichern, daß sich die beiden jungen Männer in wenigen Stunden kennen lernten und lieb gewannen, auch die besten Pläne für die Zukunft faßten.

Doch sah sich der Doctor veranlaßt, ihnen zu sagen: »Nehmt die Sache nicht gar zu leicht, denkt an die Staatsrätin und namentlich an deren Geschäftsmann, den Justizrath Werner.« — —

Am folgenden Morgen verließ Doctor Wellen Schloßfelden und ging nach der Residenz zurück. Auch nahm er weder Briefe noch Botschaften von Eugen mit. Der erfahrene Freund hatte dem jungen Manne gesagt: »Verrathen Sie nichts von Ihren Absichten, selbst nicht einmal der Mutter. Lassen Sie Ihrem Feinde keine Zeit zur Ueberlegung. Was geschehen soll, muß ihn hier unvorbereitet und plötzlich überraschen.«



## SIEBENUNDFÜNFZIGSTES CAPITEL.

*Berichtet in Kurzem, wie sich der Major von Brander zu einer Reise vorbereitet.*

Das Bataillon, welches die Ehre hatte, von dem Major der Infanterie, Freiherrn von Brander, commandirt zu werden, hatte schon oft Gelegenheit gehabt, sich zu verwundern, und dies auch bei ähnlichen Fällen nach besten Kräften gethan. Es war schon belobt worden, ohne eigentlich zu wissen, warum, es hatte aus ebenso unbekanntem Gründen schon die fürchterlichsten Nasen erhalten, bataillonsweise und in Compagniefront, in Zügen, in Corporalschaften, in Rotten und in einzelnen Gliedern. Es hatte schon exercirt bei zwölf Grad Kälte und bei achtzehn Grad Hitze, und es hatte seine weißen Gamaschenhosen verloren, und die Unterofficiere und Gefreiten hatten einen weißen Knopf an den Kragen erhalten. Dies alles war schon geschehen.

Aber daß sich der Commandant dieses Bataillons auf acht Tage beurlauben ließ und den Befehl dem ältesten Hauptmann übertrug, das war dem Bataillon noch nicht vorgekommen. Die Officiere schüttelten ihre Köpfe, und ein Sergeant, der viel auf der großen Canzlei schrieb, meinte, dahinter stecke mehr, und es solle ihn gar nicht wundern, wenn der Major, aus dem Urlaub zurück kehrend, zum Kriegsminister ernannt sei.

So wichtig waren aber, wie wir bereits wissen, die Ursachen nicht, welche den Freiherrn von Brander veranlaßten, auf acht Tage seine militairischen Kinder zu verlassen. Es galt ja nur, seinem guten Bekannten, dem Herrn von Steinbeck, einen Freundschaftsdienst zu erzeigen.

Wir können gar nicht behaupten, daß es dem Major leicht wurde, dazu einzuwilligen und sich einen Urlaub zu erbitten; im Gegentheil, dieser Schritt war reiflichst überlegt worden, man hatte dafür und dagegen gesprochen, und als nun endlich von der Regimentskanzlei das erwartete Papier anlangte, da behauptete der Major, es sei ein wichtiger Schritt, und er gäbe etwas darum, ihn ungeschehen machen zu können.

»Sehen Sie, liebster Stifeler,« sagte der Freiherr von Brander und schlug mit der Hand auf das Papier, daß der Streusand davon flog, »so ein Urlaub ist wie ein halber Abschied, und wenn ich an so etwas denke, so kann ich mich eines kleinen Schauders nicht erwehren.«

»Oh – oh – oh!« entgegnete der Adjutant, »Herr Oberst-wachtmeister, wie können Sie nur so ein Wort aussprechen? Auf Ehre! das ganze Bataillon müßte schaudern, wenn es so etwas gehört hätte.«

Es war dies eine großartige Idee: ein schauerndes Bataillon, inclusive Officiere, Tambours und Unterärzte. Es müßte dies ein unerhört schöner Anblick gewesen sein.

Der Major war auch offenbar davon gerührt, faltete das Papier zusammen und sprach mit liebreichem Tone: »Ich danke Ihnen, guter Stifeler; aber hol' mich der Teufel! Seine Majestät der König wüßten wahrhaftig nicht, was Höchstdieselben in einem solchen Falle an mir verlören. Wie sagt doch der – nun – ein gewisser – Schiller in einem seiner, übrigens sehr langweiligen, Trauerspiele? – Ich fühle eine Armee in meiner Faust.«

»Karl Moor in den Räubern,« sagte pflichtschuldigst der Adjutant und hob die Hand zum Gruße empor. Doch besann er sich auf halbem Wege, daß er unbedeckten Hauptes vor

seinem Chef stehe, und fuhr nun mit seinen Fingern an den Bart, um als geordneter, ökonomischer Officier keine unnöthige Bewegung zu machen.

»Im Ganzen diene ich jetzt an die fünfundvierzig Jahre,« fuhr der Major fort, indem er aus der Hand Zwiebel's seine Meerschaumpfeife nahm. »Fünfundvierzig Jahre – über zwei Drittel eines Menschenlebens.«

»Zu sechzig gerechnet,« schaltete Herr von Stifeler ein.

»Allerdings zu sechzig,« versetzte der Major. »Und von diesen fünfundvierzig Jahren Dienstzeit – freilich rechnete ich Kriegs- und Militairschulen aller Art mit ein – bin ich nun seit zwanzig Jahren Commandeur des zweiten Bataillons, und während dieser zwanzig Jahre habe ich mich nicht eine Secunde beurlauben lassen.«

»Es ist ungeheuer!« sagte der Adjutant mit einem Ausdruck der höchsten Bewunderung.

»Nicht eine Secunde!« fuhr der Major wichtig fort. »Deßhalb liegen mir die acht Tage auch schwer auf der Seele. – Acht Tage gewissermaßen dem allerhöchsten Dienst entfremdet! Aber Zwiebel,« wandte er sich an diesen, sich selbst unterbrechend, »das ist wieder ein heilloser Tabak! Sage dem Käsekrämer, ihn soll ein Donnerwetter regieren, wie er sich unterstehen kann, mir so schofles Zeug zu schicken. Oder hast du die Pfeifen vielleicht schlecht geputzt? Nimm dich zusammen, Zwiebel, oder es ist dein Unglück! –

»Ja wohl, liebster Stifeler,« fuhr er nach einer Pause fort, »es mag sein, daß ich mich oft durch übertriebene Besorgnisse quäle, mich oft mit Unmöglichkeiten martere. Aber stellen Sie sich vor: ich gehe auf Urlaub über die Grenze, und nun bricht plötzlich ein Krieg aus –«

»Schauderös!« sagte der Adjutant, wie vor Schrecken erstarrt.

»Ein Krieg aus,« wiederholte der Major, »und ich wäre drüben über der Grenze – Kriegsgefangener erster Klasse Major Freiherr von Brander! Es wäre mein Tod! Glücklicher Weise leben wir im tiefsten Frieden; aber man kann nie wissen, was geschieht.«

Bei diesen Worten nahm der Major seine Pfeife in die Hand und spazierte einige Augenblicke nachdenkend im Zimmer auf und ab.

»Wann werden der Herr Oberwachtmeister reisen?« fragte der Adjutant nach einer kleinen Weile.

Der Major blieb auf seinem Spaziergange plötzlich stehen, wandte sich an den Adjutanten und antwortete: »Liebster Stifeler diese Frage kann ich Ihnen nur beantworten, indem ich Ihnen darüber die größte Verschwiegenheit anempfehle. – Ich werde morgen früh um sechs Uhr reisen. Aber das bleibt streng unter uns. Es ist nicht gut, wenn der Untergebene erfährt, daß der Vorgesetzte nicht am Platze ist. Er darf das höchstens ahnen; er darf darüber nie zur Gewißheit kommen, namentlich in den ersten Tagen nicht; und vor allen Dingen darf kein Mensch erfahren, wohin ich gegangen bin. Das muß gehen wie nach den höheren Commando's: unverständlich für Alle, nur in seinen Wirkungen sichtbar. Eins! – man sieht den Commandeur ruhig umher-spazieren – zwei! – er ist verschwunden, plötzlich abgereist – drei! – kein Mensch weiß, wohin – vier! – dort kommt er zurück, als ob gar nichts vorgefallen wäre. In dieser Hinsicht, liebster Stifeler, ist die Dienstvorschrift der russischen Feldjäger bewunderungswürdig. Kennen Sie dieselbe?«

»Leider nein!« sagte der Adjutant seufzend.

»Sehen Sie,« fuhr der Major fort, »sehen Sie, so ein Feldjäger geht spazieren. Er hat einen bestimmten District, da darf und muß er spazieren gehen. Da begegnet ihm sein Vorgesetzter, irgend ein expedirender geheimer Oberfeldjäger, und blinzelt ihm mit dem Auge, was etwa heißt: Abends um acht Uhr auf die Canzlei! Da erscheint er pünktlich und bekommt einen großen Brief in Wachstuch eingenäht, mit der Aufschrift: ›Nach Tobolsk‹ und mit der Bemerkung: ›Eilt sehr!‹ Der Feldjäger thut gar nicht, als sei etwas passirt, legt sich zu Hause ruhig zum Scheine in sein Bett, sagt, man solle ihn nicht so früh erwecken, und fängt wohlberechnet an zu schnarchen. Am anderen Morgen, wenn man ihm seinen Kaffee bringt – was glauben Sie wohl, Stifeler? – ist weit und breit kein Feldjäger mehr. Kein Mensch weiß, wann und wohin, und ehe überhaupt noch Jemand weiß, daß er abgereist ist, hat er schon an hundert Werst gegen Tobolsk hin zurückgelegt. – Das ist Dienst!«

»Es ist außerordentlich,« sprach Herr von Stifeler gerührt und von wahrer Bewunderung hingerissen.

»Jetzt, liebster Stifeler, will ich Sie in Gnaden entlassen. Sie können auf mich zählen wie auf eine Uhr, und wenn Sie mir eine Freundschaft erzeigen wollen, so treten Sie morgen nach dem Schlage Sechs in das Zimmer des Hauptmanns von Wedelbach und melden ihm, ich sei abgereist.«

»Doch darf ich vorher bei dieser Abreise zugegen sein?« sagte der Adjutant mit einem Anfluge von Rührung.

»Gott bewahre, bester Stifeler!« rief der Major. »Um Alles in der Welt kein Aufsehen! Denken Sie mir an den russischen Feldjäger. Erst nachdem ich zwei Tage fort bin, dürfen Sie es als Thatsache allenfalls zugeben. – Apropos! ich habe eine kleine Amnestie erlassen. Sie können das übermorgen

bei der Parole ankündigen. Der Tambour Schneider I., der Hornist Schmitz und die Musketiere Peters, Kurz und Guldenstein sind von da aus dem Mittelarrest zu entlassen. Sie sollen sich aber künftig besser aufführen. – Damit Gott befohlen, bester Stifeler!«

Der Adjutant drückte die ihm dargebotene Hand seines Vorgesetzten und entfernte sich darauf stürmisch wie Jemand, dem es jetzt um eine Million nicht mehr möglich ist, seine Thränen zurückzuhalten.

Da die Reise des Majors über die Gränze ging, so hatte er begreiflicher Weise den Entschluß gefaßt, dieselbe im Civilanzug zu unternehmen, und Zwiebel zu diesem Ende den Befehl erhalten, die sämmtliche Friedensgarderobe zu einer genauen Musterung vorzulegen.

Dieselbe nahm übrigens keinen bedeutenden Platz weg; sie beschränkte sich auf einen schwarzen Anzug, einen dunkelblauen Paletot und einen Hut, dessen Federn aber einigermaßen verblichen zu sein schienen.

»Zwiebel!« rief der Major erstaunt, ja fast erschreckt, als er mit Hülfe dieses getreuen Dieners in den schwarzen Frack hineingeschlüpft war. »Zwiebel, mir scheint, ich bin im letzten Jahre bedeutend stärker geworden. Da soll ja ein Donnerwetter regieren! Ich muß ja aussehen wie ein Confirmand – oder wie ein Schneider,« fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er eine verzweifelte Anstrengung gemacht hatte, die beiden Fracktheile vorn zu vereinigen. Doch schienen Knopflöcher und Knöpfe in einer unbeschreiblichen Feindschaft zu leben, und es war unmöglich, zwischen ihnen eine Annäherung zu Stande zu bringen.

Der Major sah Zwiebel mit einem wahrhaft trostlosen Blick an. Dieser zuckte die Achseln.

»Das ist eine ganz malitiöse Geschichte!« fuhr Herr von Brander fort. »Es ist zu spät, einen neuen Frack machen zu lassen, und ich kann doch bei der Feierlichkeit nicht ohne ein solches Kleidungsstück erscheinen. Gieb einmal den Paletot her!«

Mit diesem ließ sich nun schon eher ein vernünftiges Wort reden. Er schien aus weit dehnbarerem Stoffe gemacht zu sein und ließ sich deßhalb mit einiger Anstrengung vorn zu knöpfen.

Der Major stellte sich vor den Spiegel und klopfte nachdenklich seine beiden Seiten. Ihm kam ein sehr guter Gedanke. »Wenn ich auch während der Reise,« sagte er mehr zu sich selber sprechend als zu seinem Diener, »diesen Paletot anziehe, so hindert mich nichts, im Wagen den Mantel darüber zu nehmen; den Frack lasse ich zu Hause, und bei der Feierlichkeit drüben bediene ich mich kurzweg des Waffenrockes, was nur einen um so größeren Eindruck machen muß.«

So beschloß der Major, und danach erhielt Zwiebel seine Befehle.

#### ACHTUNDFÜNFZIGSTES CAPITEL.

*Enthüllt Reisevorbereitungen anderer Art und zeigt Jungfer Clementine als Opfer unglücklicher Liebe.*

Im Hause der Staatsrätin wurden ähnliche Anstalten, wenn auch ganz anderer Art, gemacht. Martin, der Kutscher, befand sich in einer unsäglichen Aufregung. Erst gestern hatte ihn seine Herrin vor sich kommen lassen und ihm den

Befehl gegeben, ihr Reiscoupé in gehörigen Stand zu setzen, damit es am anderen Morgen in aller Frühe mit Postpferden bespannt werden könne. Nun müssen wir aber der Ordnungsliebe des Kutschers das beste Zeugniß geben und zugestehen, daß sich der Wagen im solidesten Zustande befand. Doch wie die alten Diener sind: verletzt, daß man ihn nicht früher von dieser Reise in Kenntniß gesetzt, schwor er hoch und theuer, schon vor vierzehn Tagen hätte man sollen das Coupé zum Sattler schicken; er garantire nicht für eine Station, und wenn seine Herrschaft alsdann mitten auf der Straße liegen bleibe, so sei seine Kutscherehre dahin, und er müsse sich ein Leides anthun.

Der alte Jacob hatte dazu gelächelt und ihm gesagt: »Macht nur nicht so viele Geschichten! Seid vernünftig, Martin! Das ist nun einmal so schnell gekommen mit dieser Reise; Niemand hat's eher gewußt als Ihr, ja nicht einmal die Staatsrätthin; das könnt Ihr mir glauben.«

Diese Versicherung tröstete denn auch einigermaßen den alten Kutscher; bald darauf hörte man die Remisenthüre öffnen und das langsame Rollen eines Wagens im Hofe. Martin warf den Ueberzug herunter, untersuchte Achsen, Federn, Riemenwerk, Laternen, und als er nach einer guten Stunde hiemit zu Stande gekommen war, versicherte er mit freudestrahlendem Gesichte, ihn solle der Teufel holen, aber er habe sich geirrt: das Coupé müsse auf der Landstraße Parade machen.

Martha, die Köchin, hatte sich seit der Hochzeit der Nannette noch nicht ganz wieder erholt. Sie war gewissermaßen schwermüthig geworden, lachte selten oder gar nicht, und wenn sie allein war, sang sie allerlei schreckliche und ergreifende Lieder, als:



Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,

oder

Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden,  
Komm an Elisens klopfend Herz.

Namentlich das letztere liebte sie besonders, und Martin, dem diese musikalische Productionen, die man auch außer der Küche deutlich hören konnte, höchst langweilig vorkamen, hatte versichert, wenn das nicht aufhöre, so gehe er aus seinem Stalle gar nicht mehr heraus.

Die plötzliche Reise der Staatsrätin hatte nun auch nicht zur Erheiterung der Köchin beigetragen, und dem erhaltenen Befehle gemäß packte sie mit wahrer Wehmuth allerlei Geflügel in ein kleines Reiseneccessaire.

Die Staatsrätin war die Einzige, die sich, wenigstens im Aeußeren, wie immer völlig gleich blieb. Sie saß in ihrer Fensternische auf dem kleinen Fauteuil und hatte, wie es schien, Papiere durchgesehen, hie und da ein Schreiben zerissen, andere aber in ein Kästchen niedergelegt. In dieser Beschäftigung hielt sie öfters inne, legte die Hände in den Schooß und blickte nachdenkend zum Fenster hinaus. Doch waren ihre Züge heiterer als sonst, ihr Auge blickte lebhaft umher, wenn sie aus solch tiefen Gedanken zu ihrer Beschäftigung zurück kehrte. Zuweilen faltete sie auch ihre Hände, blickte wie dankend in die Höhe, und dann flog auch wohl etwas wie ein leichtes Frösteln über ihren Körper, so daß sie den Kopf schüttelte und hastig aufstand, um ein paar Gänge durch das Zimmer zu machen. Als sie sich darauf ihrem Platze wieder näherte, hob sie eine Visitenkarte vom Boden auf,

die sie vorhin herabgeworfen. Sie las den Namen auf derselben: »Doctor Wellen«, und versank darüber in Träumereien, wobei sich aber ihr Gesicht zusehends erheiterte.

Katharina hatte in demselben Stockwerke ihre Zimmer, und da die Thüre zu einem derselben heute Morgen nur angelehnt war, so können wir uns schon erlauben, einen Blick hinein zu werfen.

Es war Besuch bei ihr, aber für uns kein fremder: Madame Schoppelman saß behaglich in der Ecke eines kleinen Sopha's, und Jungfer Clementine Strebeling kniete auf dem Boden vor einem großen Korbe, der voll Wäsche und Kleidungsstücke war. Das ganze Zimmer, inclusive Möbel, schien gewissermaßen in Aufregung begriffen: Schränke und Thüren standen weit offen, Commodeschubladen waren aufgezogen und in der Ecke stand ein großer Wagenkoffer mit aufgeschlagenem Deckel, der nur darauf wartete, vollgepackt zu werden.

Aber die drei Frauenzimmer schienen mit diesem Geschäfte nicht in's Reine kommen zu können; ja, es war ihnen augenscheinlich unmöglich, dazu einen Anfang zu machen. Keine arbeitete der Andern in die Hände, und was Katharina hieher trug, das brachte Clementine dorthin; dazwischen hatte Madame Schoppelman jeden Augenblick etwas außerordentlich Wichtiges zu berichten und zu erzählen, und dazu mußten nothwendiger Weise die beiden Mädchen Alles stehen und liegen lassen, an das Sopha treten und ihr aufmerksam in die Augen sehen; sonst war es der alten, dicken Frau absolut unmöglich, eine Geschichte mit gehöriger Wirkung zu Ende zu bringen.

Wir müssen hiebei gestehen, daß im Aeußeren dieser würdigen Frau eine kleine Aenderung eingetreten war, aber

eine Aenderung zu ihrem Vortheil. Sie hatte, trotzdem daß es ein Wochentag war, ihren Sonntagsstaat an und bewegte sich darin mit einer Ungenirtheit, aus der wir zu entnehmen berechtigt sind, als kleide sich die Gemüsehändlerin, seit sie sich in Ruhestand versetzt, immer so sorgfältig, was denn auch wirklich der Fall war.

Clementine Strebeling war, wie sie immer gewesen: etwas still, etwas melancholisch, zu Thränen geneigt, stets im Begriff, über die ganze Welt zu seufzen. Doch können wir die Versicherung abgeben, daß sie sich über das Glück ihrer Freundin aufrichtig freute, und daß sich ihr Auge merklich erheiterte, wenn sie sah, wie Katharina so selig und still zufrieden zu sein schien.

Selig und still zufrieden, ja, so war das schöne junge Mädchen. Das Bewußtsein ihres Glücks strahlte aus ihren Augen, die sanft geöffneten lächelnden Lippen schienen nur Worte des Glücks, der Liebe sprechen zu können. Verschwunden war die blasse Farbe ihrer Wangen; das Mädchen war frischer und kräftiger aufgeblüht als je, dieselbe liebliche Erscheinung, wie sie zuerst vor unser Auge getreten ist, und doch wieder ganz anders. Sie trat mit einem Gefühle der Sicherheit, des Selbstbewußtseins auf, das ihr damals gefehlt, und dabei zeigte sich hier die Heiterkeit ihres Characters in seiner ganzen Frische und Liebenswürdigkeit. Sie war so köstlich neckisch und muthwillig, sie ließ sich hier in ihrem leichtgeschürzten Morgenüberrock so zwanglos gehen, daß es eine wahre Freude war. Wir wissen nicht, was ihr in den letzten Tagen Angenehmes begegnet sein mochte; doch war etwas dergleichen vorgefallen, und wir thun vielleicht dem Doctor Wellen kein allzu großes Unrecht, wenn wir glauben,

daß er, als er die Staatsrätin besuchte, auch dem jungen Mädchen einen vergnügten Tag wünschte und verschaffte.

Bald nahm sich Katharina ernstlich zusammen, um mit Hülfe ihrer Freundin die Kleidungsstücke nach dem Koffer hinzutragen; dann warf sie einen ganzen Arm voll derselben wieder leicht auf einen Stuhl, sprang flüchtig und gewandt über einen der am Boden stehenden Körbe hinweg und umarmte die Mutter, die in solchen Augenblicken Alles anwenden mußte, um ihre Haubenbänder vor dem Zerdrücktwerden zu hüten.

»Du bist eine glückselige Creatur!« sagte Madame Schoppelman. »Das Reisen ist überhaupt was Angenehmes, namentlich wenn man es unter so glücklichen Verhältnissen wie die deinigen thun kann. Das ist schon was ganz Anderes. – Du lieber Gott! wenn ich noch an die damalige Zeit denke, wo ich deinen Vater, den seligen Schoppelman, geheiratet und wo wir zu unserem Vetter reisten, vier Stunden von der Residenz, in einem damals sehr schönen Wagen! Es waren zwei Schimmel davor gespannt, und der Kutscher sagte: wahrhaftig, jetzt soll's einmal recht drauf los gehen! Und als ich ihn fragte, wie lange wir zu fahren hätten, da rechnete er an den Fingern und entgegnete: bis nach Bolzheim sind es zwei Stunden – die werde ich wohl in drei ein halb zwingen; dann ist es nach Oberbolzheim wieder ebenso weit – die fahr' ich in zwei ein halb Stunden. Und das that er auch, und es war für die damalige Zeit gar nicht schlecht; – sechs Stunden nach Oberbolzheim, das fährt man jetzt in zwei, und wenn die Eisenbahn fertig ist, in einer halben Stunde, das ist wahrhaftig gräulich. Ja, das war damals eine Tagreise, und der Kutscher mit den Schimmeln fuhr die Woche zweimal hin und her.«

»Geht unser Weg auch über jenen Ort?« fragte Katharina, und als die Mutter das verneinte, fuhr das junge Mädchen lachend fort: »Nun, das ist Schade, sonst hätte ich die beiden Schimmel von Euch begrüßt, wenn sie mir zufällig begegnet wären.«

Jetzt machte aber Clementine alles Ernstes Anstalt, den Wagenkoffer zu verpacken, und als Katharina endlich von ihrem unruhigen Wesen abließ und tüchtig mithalf, war dieses Geschäft in kurzer Zeit beendigt. Nur hatten die beiden Mädchen so viel hinein gedrückt, daß es ihnen unmöglich wurde, den Deckel zu schließen, weßhalb Katharina hinaus eilen wollte, um Jacob oder Martin zur Hülfe herbeizurufen. Doch ließ es sich Clementine nicht nehmen, diesen Gang zu besorgen, und flog mit einer erstaunenswerthen Leichtigkeit neben ihrer Freundin zur Thüre hinaus. Katharina blieb stehen und schaute ihr nach, wie sie so dienstfertig die Treppe hinab flog. Dann trat sie in's Zimmer zurück, wandte sich gegen ihre Mutter, und ihre eben noch so lachenden Züge waren ernst und nachdenkend geworden.

»Die arme Clementine!« sagte sie, »es ist doch schrecklich, wie man es ihr gemacht, und ich kann Euch wahrhaftig nicht begreifen, Mutter, wie Ihr die Sache so habt können gehen lassen. Nein, das hätte mir untersucht und der Schuldige gestraft werden müssen. So ist es recht in der Welt.«

»Es geht aber leider nicht immer in dieser Welt, wie's recht ist,« versetzte Madame Schoppelmann. »Glaube mir, ich habe die Sache hin und her überlegt; die Strebeling hat auch Dummheiten genug gemacht. So muß man sich nicht an den Ersten Besten hingehen.«

»Aber Ihr kennt sie ja,« entgegnete Katharina betrübt. »Es ist ein Unglück, wenn man ein solches Gemüth hat. Aber sie

hat geglaubt, da thue sie was Großes und Schönes, wenn sie Jemanden, der sich in Noth befindet, so reichlich und aufopfernd unterstütze, Jemanden, von dem sie sich eingebildet, er liebe sie, und sie liebe ihn auch. Ach, Mutter was thut man nicht, wenn man liebt!«

»Das will ich dir zugeben,« sagte Madame Schoppelmann, »aber von dem hat die Strebeling keine Idee gehabt. Mir ist ein solches Betragen unerklärlich. Nun, sie ist dieses Mal noch glücklich davon gekommen.«

»Sie erhielt ihr Geld wieder?« fragte Katharina.

»J—a—a—a!« entgegnete die Mutter in gedehntem Tone. »Sie hat's wieder erhalten; aber wenn sie noch einmal so Streiche macht, da kann ihr Niemand weiter helfen. — Ich habe sie mit mir nehmen wollen, aber sie zieht es vor, in der Stadt zu bleiben, ja sogar in unserem ehemaligen Hause, und die Klingler hat ihr mit Vergnügen die Stube auch ferner gelassen. Mir ist es unerklärlich.«

»Und von dem gewissen Müller,« sagte Katharina, »hat man nie etwas vernommen? Man hat wohl nicht nach ihm forschen können, da in den Briefen kein Aufenthaltsort angegeben war?«

»Ich glaube nicht, daß er überhaupt existirt hat,« antwortete unmuthig Madame Schoppelmann, und dabei zupfte sie heftig an ihren Haubenbändern. Sprechen wir nicht mehr davon; es ist das eine garstige verdrießliche Geschichte.«

Solche Benennungen verdiente dieser Vorfall von Seiten der Gemüsehändlerin auch vollkommen; denn sie hatte die Sache mit ihrem Advocaten überlegt, und dieser hatte ihr gesagt: hören Sie mich genau an, Madame Schoppelmann. Das Geld, welches man bei der verstorbenen Schilder gefunden, und das ohne allen Zweifel der Jungfer Clementine

Strebeling gehört, kann von Niemand als von den etwaigen Erben der Verstorbenen reclamirt werden; für die Strebeling ist es verloren, es sei denn, daß diese eine Untersuchung anhängig macht gegen die Schilder und ihre Helfershelfer wegen mittels Betruges verübter Erpressung, und daß man hierauf so glücklich ist, diese Helfershelfer auf die eine oder die andere Art zu entdecken. Hat man sie festgenommen, und sie sind dieses Betruges geständig, so ist es vielleicht möglich – ich sage: möglich – wieder zu dem Gelde zu gelangen, vielleicht auch wahrscheinlich; aber dann müßte die Strebeling augenblicklich als Klägerin auftreten.

Diese Helfershelfer verfolgen hatte nun die in dieser Richtung wirklich unglückliche Mutter aus uns bekannten Gründen nicht gewollt, und obgleich der Polizeikommissär Wunsch auch auf's Heftigste in die Strebeling drang, die zu dieser Untersuchung nöthigen Documente, die Briefe des Herrn Müller, beizuschaffen, so war doch dieses schüchterne Wesen nicht dazu zu bewegen; im Gegentheil schnitt sie alle Verhandlungen, im Widerspruche mit ihrer gemachten Angabe, mit der einzigen Erklärung ab, die Schilder sei rechtmäßiger Weise in den Besitz des bei derselben gefundenen Geldes gekommen; sie habe es derselben als eine Schuld zurückbezahlt.

Nach allen diesen Vorgängen hatte es aber die Gemüsehändlerin für ihre heilige Pflicht gehalten, der Jungfer Strebeling das Geld zurück zu erstatten. Doch war es sehr schwer, diesen Vorsatz auszuführen. Clementine wollte nun einmal das Opfer ihrer unglücklichen Liebe sein, und sie, die den Herrn Müller für vollkommen unschuldig hielt, was er denn auch in der That war, glaubte noch sehr wenig für diesen vortrefflichen jungen Mann zu thun, wenn sie still

für ihn duldete und litt. Es bedurfte auch der ganzen Energie der dicken Frau, sowie einiger List und vieler Ueberredung, um der alten Jungfer begreiflich zu machen, daß das Gericht, welches dergleichen langwierige Untersuchungen herzlich scheue, es für gut befunden habe, ihr die Gelder ohne weiteres wieder zuzustellen. Genug, Clementine hatte, wenn auch mit traurigem Herzen, ihr Capital zurück genommen; sie wäre ebenso lieb in Armuth geblieben mit dem süßen Bewußtsein, sich für ihre erste Liebe ruinirt zu haben.

Ihr Quartier in dem Hause mochte Jungfer Strebeling um Alles in der Welt nicht verlassen. Da saß sie an dem Fenster und blickte hinüber nach dem musikalischen Hause, immer hoffend, daß doch noch an einem schönen Tage wieder einmal die Melodie herüber klinge von der Lotusblume,

Die sich ängstigt in der Sonne Pracht. — —

Während auf die vorhin beschriebene Art im Stillfried'schen Hause sowie bei Major von Brander zur bevorstehenden kleinen Reise gearbeitet wurde, saß der Justizrath Werner vor seinem Schreibtische, mit Papieren aller Art auf's Emsigste beschäftigt. Er trug Obligationen und andere Werthpapiere in ein Document ein, das er nachher mit seiner Unterschrift versah. Neben sich hatte er mehrere andere Papiere liegen; alle aber schienen auf das Ereigniß Bezug zu haben, das seine ganze Seele beschäftigte. Endlich hatte er jene Schriften genugsam durchgesehen und verglichen, und nachdem er sie zuletzt sorgfältig in ein Packet vereinigt, mit einer rothen Schnur umwunden und versiegelt hatte, schrieb er darauf: »Der Baronin von Steinbeck, geb. Stillfried.« Dieses Packetchen legte er vor sich auf den Tisch,



und während er den Namen lange und aufmerksam betrachtete, ließ er den Kopf in die Hand sinken, und seinen Geist schienen Träume sehr angenehmer Art zu beschäftigen. Hatte er nicht erreicht, wonach er so lange gestrebt, sah er nicht das ersehnte Ziel dicht vor sich, fast vor ihm stehend, nicht mehr in der Ferne hin und her gaukelnd? – Ja, er hatte sich von der ganzen Welt losgerissen, selbst von ihr, die er seine Freundin nannte. Das Schicksal, die Verhältnisse hatten sie langsam, aber um so bestimmter getrennt. Kleine Schatten, die zuerst in ihr Leben spielten – sie schienen anfänglich von nur vorüberziehenden Wolken herzukommen – hatten sich in ihr Leben festgesetzt und breiteten sich immer mehr und mehr aus zwischen ihnen, und da jeder dieser Schatten floh und zurück wich, so wichen auch die Beiden von einander. Und nicht zu ihrem Unglück. Der Justizrath hatte das seit Jahren gefühlt; er zuckte die Achseln darüber, aber es war ihm nicht einmal unlieb. Er fühlte die Kraft und Macht in sich, jenes Verhältniß festzuhalten, bis er dem Ziele näher gerückt sei, das er sich vorgesteckt, bis er erreicht, wonach er mit aller Kraft der Seele strebte. Nicht, als ob er glaubte, sobald dieses Ziel nun wirklich erreicht sei, habe er das Spiel gewonnen, habe er sich das Herz jenes jungen Mädchens zugewendet, werde sie zu ihm aufblicken in kindlicher Verehrung. Nein, so kühn waren seine Hoffnungen nicht. Aber sie, die man – und das hatte er wohl berechnet – fremd in der Welt stehend erzogen hatte, sollte sich für ihn entscheiden, sollte ihm sein, wonach er so lange vergebens getrachtet, wie eine anhängliche, liebende Tochter.

Während er so nachdenklich in seinem Lehnstuhle saß und die Papiere vor sich betrachtete, flogen zuweilen finstere Schatten über sein Gesicht. Seine Augen blitzten unter

den buschigen Brauen hervor, denn er dachte an ein anderes ähnliches Briefpacket, nach dessen Besitze er so lange getrachtet, und auch heute noch zuckten seine Finger in die leere Luft, wenn er sich so in den Gedanken daran vertiefte, als wollte er jenes schwarz gesiegelte Packet ergreifen und festhalten.

»Pah!« sprach er nach einer längeren Pause zu sich selber, indem er sich empor richtete und mit der Hand über die Stirne fuhr. »Hoffentlich wird es uns gelingen, die Baroin Steinbeck baldigst zu überzeugen, was sie von ihrem – Bruder zu halten hat.«

Darauf stand er auf, zog die Klingel, und der alte mürrische Bediente trat herein.

»Du besorgst meinen Wagen,« sagte der Justizrath, »auf morgen früh um sechs Uhr. Doch fährt der Postillon vorher auf den Königsplatz Nr. 16, um den Herrn von Steinbeck abzuholen.«

Nach diesen Worten verschloß er das Packet Papier sorgfältig in einen Schreibtisch und ging in das Nebenzimmer.

Der Bediente zog sich an die Thüre zurück; doch ehe er hinaus ging, schnappte er seiner üblen Gewohnheit nach einmal über die linke Schulter, als wolle er jemanden beißen, der hinter ihm drein schleiche.

#### NEUNUNDFÜNFZIGSTES CAPITEL.

*Die handelnden Personen werden zum Schluß dieser Geschichte so gut wie möglich zusammen geführt und Herr Hannibal findet, daß seine Uhr abgelaufen ist.*

In Schloßfelden hatte sich seit der Abreise des Doctor Wellen allerlei Neues begeben, worunter das Bemerkenswertheste war, daß der junge Bildhauer, den das ganze Dorf kannte und liebte, und von dessen Tode man sich die fabelhaftesten Gerüchte erzählt, plötzlich wieder im Dorfe erschien, wo er von den vielen Leuten, die ihn kannten, auf eine wahrhaft enthusiastische Art begrüßt wurde. Alt und Jung hatte ihn gern: Jedes sagte ihm ein freundliches Wort, das er eben so erwiderte.

Eugen, der den ganzen Tag mit ihm verkehrte, gewann ihn mit jeder Stunde lieber. Die Beiden waren unzertrennlich, und es gab nur einzelne Stunden, namentlich auf dem Schlosse droben, wo sie nicht bei einander waren. Der lustige Rath versicherte bei der neuen Bekanntschaft alles Ernstes, er sehe sich veranlaßt, eifersüchtig zu werden, und wolle sich irgendwo im Lande umschaun, wo eine Schulgehülfenstelle frei wurde. So viel ist gewiß, daß Herr Sidel ganz gegen seine frühere Gewohnheit ernster und nachdenkender geworden. Doch können wir dies füglich einem anderen, als dem eben angegebenen Umstande zuschreiben. Er seinerseits suchte ebenfalls die Einsamkeit – so konnte man wenigstens glauben, wenn man ihn zu verschiedenen Stunden des Tages allein nach dem Garten schleichen sah. Doch müssen wir eingestehen, ihm hier Unrecht gethan zu haben; er suchte durchaus nicht die Einsamkeit, und wenn man ihn so beobachtete, wie er hinter Hecken und Bäumen stand, so sah man, daß seine dicken Züge sich plötzlich ganz freundlich und selig gestalteten, wenn er bemerkte, wie die kleine Marie ohne alle Absicht ebenfalls in den Garten kam.

Ob der Verwalter droben auf dem Schlosse davon unterrichtet war, daß der junge Bildhauer erstanden sei und sich

plötzlich wieder unter den Lebenden zeige, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben. Nur so viel ist gewiß, daß er, als er ihm zufällig einmal auf der unteren Terrasse begegnete, ihn nicht wieder zu erkennen schien und überhaupt mit Rosalie nichts über ihn sprach. Es war eigentlich merkwürdig, daß sich der Verwalter jetzt viel weniger um seine Pflögetochter bekümmerte, als sonst, und daß er sie ihre Spaziergänge machen ließ, wann und wohin sie wollte. Uns freut es dagegen, sagen zu können, daß sie dieses zarte Benehmen auch dankbarlichst vergalt, und daß Alle, sowohl Eugen als seine Schwester und der junge Bildhauer, ihr Möglichstes thaten, um den Augen des alten Mannes in dessen sonderbarer Stellung zu der Herrschaft kein Aergerniß zu geben. Ihre kleinen, wir müssen gestehen, täglichen Zusammenkünfte, hielten sie hinter dem Chor der Kapelle, und da waren sie heiter und lustiger Dinge, die Geschwister, der junge Künstler, meistens auch Herr Sidel und Marie, und blickten in das herrliche Thal hinab, die schönsten Plane für die Zukunft machend.

Der würdige Schauspieldirector, Herr Müller, mit dem großen Holder und dem vortrefflichen Trommler fuhren indessen ohne unsere beiden jungen Künstler fort, die ergötzlichsten Komödien zu spielen. Die Anstrengungen vorbenannter Herren waren natürlich durch den Abgang der beiden anderen Künstler noch ungleich größer geworden; doch hatte Eugen, um dem Director diesen Verlust einigermaßen zu ersetzen, für die Dauer ihres hiesigen Aufenthaltes ein sehr schweres Abonnement genommen.

Dem unglücklichen Herrn Hannibal ging es dagegen von Tag zu Tag schlechter. Seine Seele war tief betrübt und sein Herz schmerzlich zusammen gedrückt. Die Rolle des Pierrot,

die man ihm gewaltsam einstudirt, spielte er zum großen Ergötzen des Publicums. Aber der allgemeine Beifall, der ihn belohnte, war nicht im Stande, sein zerknirschtes Gemüth aufzuheitern. Dabei war auch sein Verhältniß zur blonden Thusnelde ein sehr unangenehmes, man könnte sagen: ein gereiztes geworden. Mit dem Scharfblick des Weibes schienen sie entdeckt zu haben, wie Herr Hannibal zu den beiden anderen Herren eigentlich stand, und die Folge davon war, daß, wenn der unglückliche Pierrot die Bretter verließ und wieder zu einem gewöhnlichen Menschen wurde, seine Leiden erst recht anfangen. Da überwachte ihn die dürre Schöne auf Schritt und Tritt; jeder seiner Gänge wurde von ihr erspäht, und als er sich einstmals in einem Anfälle von Verzweiflung, und indem er zu sich selbst sprach, er wolle sich ferner den Teufel geniren um die blonde Schwägerin, unterstand, einem der Dienstmädchen des Hauses gelinde den Hof zu machen, erfolgte eine so schreckliche häusliche Scene mit Ohnmachten und obligaten Krämpfen, daß Herr Hannibal schaudernd dastand und sich selbst die Versicherung gab, er sei einer der unglücklichsten Sterblichen – ein verlorener Mann.

Mit welcher Sehnsucht dachte er jetzt zurück an das Haus in der Alleenstraße, und wie fing er an zu begreifen, daß sein Herr, um seine Verräthereien wissend, ihn absichtlich in diese trostlosen Verhältnisse verwickelt! Eugen machte auch kein Hehl daraus und sagte ihm auf seine verzweiflungsvollen Fragen, er halte es in der That für besser, wenn Hannibal das Fach eines Bedienten vollkommen verlasse, um sich ganz zu einem Komiker heran zu bilden. Sogar den Herrn Sidel hatte der unglückliche Joseph flehentlich angegangen,

sich für ihn bei dem Herrn zu verwenden. Doch gab ihm dieser nach seiner Manier trocken zur Antwort: »Herr Hannibal, das ist zu spät!« Ein Trost anderer unglücklicher Sterblicher in ähnlichen Verhältnissen: Flucht, ja sogar Selbstmordgedanken, waren es für ihn nicht. Bei beiden schwebte ihm jener uns wohlbekannte Actenfascikel vor, der lange Arm des Justizrathes Werner und die ewige Gerechtigkeit.

Da erhielt eines Tages Eugen ein Schreiben von dem Schloßverwalter, in Folge dessen er eine längere Unterredung mit dem jungen Bildhauer und Herrn Sidel hatte und dann seinen Bedienten vor sich beschied.

Hannibal in der Befürchtung, es werde jetzt der Moment gekommen sein, wo er förmlich aus den Diensten seines Herrn entlassen würde, stand tief erschüttert da und wagte es nicht, seine Augen zu erheben.

Eugen schritt einige Mal im Zimmer auf und ab und blieb endlich, wie es schien, mit theilnehmender Miene vor dem unglücklichen Hannibal stehen. »Du kannst dich,« sagte er nach einer Pause, »nicht über mich beklagen. Du weißt, wie gut ich dich früher gehalten habe, und du weißt auch am besten, wie du mir dafür gedankt. Du hast mich, deinen Herrn, auf's Schändlichste verrathen; es ist wahrhaftig nicht deine Schuld, daß sie mich an jenem Abend nicht todt geschlagen.«

Diese Worte bestürzten Joseph auf's Tiefste. Vor seinen Geist trat jener Vorfall mit erschrecklicher Lebendigkeit, und er wußte nur, sich entschuldigend, die Worte zu stammeln: »Aber der Hund, gnädiger Herr!«

»Ja, ja, das ist allerdings richtig,« entgegnete ruhig Eugen. »Den Hund hast du auf meine Spur geschickt und hast geglaubt, dadurch deine Schurkerei wieder etwas gut zu machen. Wir wollen auch das Für und Wider hier gar nicht untersuchen, denn aufrichtig gesagt – dein Schicksal dauert mich.«

Hannibal erbehte.

»Du kannst dir denken,« fuhr Herr Stillfried fort, »daß wir dich nur aus dem einfachen Grunde mitnahmen, um Niemanden in unserem Rücken zu lassen, der unseren Feinden gegen uns helfen könnte. Ja, ich glaubte zu bemerken, daß dir dein schlechtes Benehmen gegen mich leid sei und daß du den Vorsatz gefaßt habest, dich zu bessern.«

»Das habe ich auch,« sagte Hannibal unter wirklichen Thränen. Sein Herr hatte noch nie so feierlich mit ihm gesprochen.

»Es ist zu spät,« entgegnete dieser. »Ich übergab dich dem vortrefflichen Herrn Müller zur Erziehung und Ausbildung und dachte, du könntest hier in einer untergeordneten, wenn auch sehr ehrenvollen Stellung, dein Brod verdienen. Aber du kannst nicht hier bleiben: dein Schicksal will es anders.«

Hannibal horchte hoch auf.

»Du hast Anderen eine Grube gegraben – du stürzest selbst hinein. Du hast dich gegen mich mit dem Justizrath Werner verbündet; es ist leider die Geschichte von dem Teufel, von dem man sich nicht einmal mit einem Haar soll erwischen lassen. – Der Justizrath hatte dich reclamirt.«

Bei diesen Worten war es, als habe ein Blitzstrahl gerade vor dem getreuen Pierrot eingeschlagen. Seine Knie wankten, sein Auge verdunkelte sich; er faßte nach einer Stuhllehne, um sich zu halten.

»Ich weiß nicht, ob du eigentlich zu erschrecken brauchst,« fuhr Eugen fort; »denn ich bin nicht im Klaren darüber, welcher Art deine Verbindung mit jenem Herrn war.«

»Oh, oh!« brachte Joseph jammernd hervor.

»Vielleicht,« sagte Herr Stillfried, anscheinend mit dem Tone der Ueberzeugung, »erhältst du jetzt deine Belohnung dafür, daß du gegen mich gedient. Thatsache ist, daß dich der Justizrath Werner reclamirt und daß du ihm noch heute Abend ausgeliefert wirst.«

»Nie! nie!« rief Pierrot verzweifelnd. »Oh, haben Sie Erbarmen mit mir!«

Eugen zuckte mit den Achseln und antwortete: »Ich kann nichts für dich thun. Wenn du aber klug handeln willst, so befolge meinen Rath und laß dich zu keinerlei Uebereilung hinreißen. Denke zum Beispiel nicht an eine Flucht, man hat die besten Vorsichtsmaßregeln getroffen, dich zu überwachen; zwei Männer sind von der Behörde aufgestellt, dich nicht aus den Augen zu lassen. Verhältst du dich ruhig – desto besser für dich. Willst du ein Aufsehen machen, willst du deine unsichtbaren Wächter veranlassen, dich wie einen Dieb fest zu nehmen? Es ist das ganz deine Sache, dadurch aber wirst du dein Schicksal nicht ändern. – Lebe wohl; sollte ich in die Lage kommen, etwas für dich thun zu können, so soll das doch geschehen, indem ich meinerseits vergessen will, wie du an mir gehandelt.«

Hannibal stürzte auf seinen Herrn zu, ergriff dessen Hand und küßte sie, ehe dieser es hindern konnte. Auch wollte er



auf die Knie niedersinken, doch zog ihn Eugen kräftig empor und wies auf die Thüre.

Hannibal taumelte hinaus. —

An demselben Nachmittage saß Frau Rosel wie gewöhnlich vor ihrer Hausthüre; Marie war nicht zugegen; sie nähte vielleicht wieder an einem rothkarirten Tuche.

Eugen trat zu der Wirthin.

»Nun, Herr Wellen,« sagte die Frau mit ernster Miene, »jetzt scheint's Ernst da oben werden zu wollen. Sehen Sie auf dem Thurme die blau und weiße Fahne flattern? Es ist schon ziemlich lange her, daß man dergleichen nicht mehr gesehen. Früher waren sie anders, weiß und gelb. Ich bin in der That begierig, wie sich die Geschichte mit dem armen Mädchen entwickeln soll.«

»Vielleicht sehr einfach,« meinte Eugen.

»Herr Welding,« fuhr Frau Rosel fort, »scheint mir nicht der Mann, der sich sein Mädchen so leicht von einem Anderen wegnehmen läßt. Und das hoffe ich auch!« fuhr sie entrüstet fort, indem sie ihre Hände in die Seiten stemmte; »ich wollte denen da oben zeigen, wo sie her wären! Was meinen Sie, Herr Wellen?«

»Da haben Sie ganz Recht,« entgegnete dieser, »vollkommen Recht! Sie sind eine resolute Frau. Was würden Sie zum Beispiel thun?«

»Ich?« antwortete die Wirthin; und dabei sah sie ihren Gast an, als wollte sie untersuchen, ob diese Frage ernstlich gemeint sei. »Ich? — Nun, ich wüßte bei Gott schon, was ich thäte.«

»Vielleicht weiß er es auch,« sagte Eugen lächelnd.

»Fort mit den Beiden!« entgegnete Frau Rosel mit sehr energischem Tone. »Fort, in's Land hinein! So viel können

Sie mir glauben, Herr Wellen, meine beiden Rappen sollen heute nicht in den Wald. Angeschirrt sollen sie im Stalle bleiben; und der Heiner versteht sich auf's Fahren. Mehr will ich nicht sagen, aber denken Sie mir daran!«

»Ich verstehe Sie vollkommen,« antwortete Eugen lachend, »und danke Ihnen herzlich dafür. Das hat uns noch gefehlt. Aber jetzt, denke ich, soll sich die Sache machen.«

»Der Knecht,« fuhr die Frau eifrig fort, »soll einen Brief haben nach Ueberhain, da wohnt meine Nichte – die Frau Pfarrerin. (Das sagte sie mit sehr stolzem Tone.) Dahin kann's gehen, was die Pferde laufen können. Aber verstehen Sie mich recht, auch nur dahin. Sagen Sie das Herrn Welding; der Heiner wird sie in's Pfarrhaus führen, aber um keine Welt anders wohin. Er geht in's Wirthshaus zum goldenen Anker; das ist abgemacht.«

Damit fuhr die Frau, zufrieden lächelnd, mit ihren beiden Händen über ihre Schürze herab.

»Ich muß Sie noch um Eines bitten,« sagte Eugen. »Die Wagen der – Herrschaften aus der Stadt werden wohl hier an dem Gasthofe halten, ehe sie hinauf fahren?«

»Wie gewöhnlich, sie nehmen da Vorspann,« entgegnete Frau Rosel.

»Richtig!« fuhr Eugen fort. »Nur sorgen Sie mir dafür, daß von Ihren Leuten Niemand über unsere Anwesenheit spricht. Es könnte das ganz zufällig geschehen, ist aber sehr unnöthig. Außer den Schauspielern sind keine Fremden da.«

»Versteht sich!« antwortete die Frau. »Es soll mir Jemand das Maul aufthun! und der Marie will ich es selbst sagen.«

»Die weiß es schon durch den Herrn Müller, meinen Collegen,« sagte Eugen lächelnd, worauf ihn die Frau forschend

ansah und mit einigermaßen ungeduldigem Tone zur Antwort gab:

»So? – Die weiß es schon? Na, von mir kann sie's auch noch hören.«

Bei einbrechendem Abend kam auch wirklich einer der erwarteten Wagen in Schloßfelden an. Es war die Equipage des freiherrlich von Brander'schen Ehepaars, eine alte Kalesche, mit Extrapostpferden bespannt, und der Postillon, der nicht anders glaubte, als er fahre einen hohen Beamten des Nachbarstaates – denn der Major hatte seinen Degen und sein Hutfutteral auf den Rücksitz gelegt – war den Anderen um eine halbe Stunde vorausgeeilt. Der Major stieg einen Augenblick aus dem Wagen, trampelte hin und her, um seine Beine gelenkig zu machen, und blickte an den Bergen in die Höhe.

»Auf Ehre, ein holperiger Weg!« sagte er zur Frau Rosel, die grüßend vor ihn trat. »Ist das Schloß weit von hier?«

»Ungefähr eine halbe Stunde,« entgegnete die Wirthin, »dort auf der Höhe des Berges. Ich bitte, nur einen Augenblick zu verziehen; man spannt ein Pferd vor, und die Leute vom Schloß zünden ihre Fackeln an.«

»Schön!« sagte der Major, dann trat er an den Wagenschlag. »Meine Beste,« sprach er hinein, »wir sind hier in Schloßfelden und müssen einen verflucht steilen Berg hinauf, ziemlich gefährlich, wie mir scheint. Aber wir haben Fackelbeleuchtung – dort kommen sie schon.«

»Ah, Fackeln!« sagte Rosa Immergrün mit zarter Stimme. Der rothe Schein derselben erschien ihr in der finsternen Nacht außerordentlich poetisch.

Der Major stieg wieder ein, und der Wagen rollte den Berg hinan.

Sämmtliche Bewohner der wilden Rose, Hausleute und Fremde, hatten sich an den Fenstern und Thüren eingefunden, und so war es Eugen möglich, verborgen da zu stehen und auf den zweiten Wagen zu warten. Und er that das mit hochklopfendem Herzen.

Endlich sah man zuerst an der Bergwand zur Seite Laternen blitzen, deren Schein sich langsam in das Thal hinab bewegte. Jetzt erschienen sie auch am Ende der Straße, dann rasselte der Wagen auf dem Pflaster, und jetzt hielten die vier Pferde dampfend vor dem Wirthshause.

Es war das Coupé der Staatsräthin.

Die Leute des Wirthshauses, Bewohner aus dem Dorfe, die Fackelträger vom Schlosse drängten sich neugierig um den Wagen, um die neue Herrin des Schlosses zu sehen.

Die Staatsräthin hatte sich in die Kissen zurückgelehnt; Katharina dagegen blickte mit ihren großen, glänzenden Augen freundlich überrascht auf das seltsame Getreibe.

Noch in späteren Jahren gestand Eugen gern, dieses sei einer der glücklichsten Augenblicke seines ganzen Lebens gewesen. Wie hatte er das geliebte Mädchen verlassen! In ihrem kleinen Zimmer, in ihrem einfachen Anzuge, in einem Augenblicke, wo sie gewaltsam von einander gerissen wurden, und wo es eines Wunders bedurfte, um die entsetzliche Kluft zu überbrücken, die sich, mit Blut gefüllt, vor ihren Augen aufthat! Und jetzt war dieses Wunder geschehen, jetzt sah er sie wieder, in den weichen Kissen eines eleganten Wagens, schöner als je, von der Güte und Liebe der eigenen Mutter reich geschmückt, wie eine Fürstin.

Fieberhaft klopften ihm alle Pulse, und Herr Sidel, der neben ihm stand, mußte ihn gewaltsam zurückhalten; er war

im Begriff, an den Wagen zu stürzen und laut hinaus zu rufen: »Hier bin ich, Katharine, mein angebetetes Mädchen, meine geliebte Braut!«

Da zogen die Pferde an, und der Wagen, mit Fackeln umgeben, verschwand zwischen den Häusern und bewegte sich in dem rothen, zitternden Schein unter den Bäumen hinweg langsam den Berg hinan.

Sobald der Wagen verschwunden war, eilte Eugen zur Hinterthüre des Gasthofes hinaus, ein Diener des Schlosses führte ihm ein Pferd vor, auf das er sich warf und das er eilig zum Hofthore hinaus lenkte.

Eben fuhr der dritte Wagen vor dem Hause an; zwei Herren saßen in demselben, ein älterer und ein jüngerer; das Verdeck dieses Wagens war zurückgeschlagen.

Eugen warf einen finsternen Blick rückwärts, einen Blick des Hasses; doch fuhr gleich darauf ein leichtes Lächeln über seine Züge. Er wandte sein Pferd gegen den Berg und sprengte im Galopp dem zweiten Wagen nach.

Es war gegen das Ende des Monats October, und wenn auch die Tage klar, freundlich und angenehm waren, die Nachmittage heiter und warm, so wurde es doch gegen Abend frostig; die Nebel stiegen feucht und kühl auf, und die Sterne, die an dem dunkeln Nachthimmel funkelten, konnte man alsdann nur mit Behaglichkeit aus einem wohlgewärmten Zimmer anschauen.

Der Verwalter droben im Schlosse hatte die nöthigen Zimmer zum Empfang der Gäste der Jahreszeit gemäß auf's Wohnlichste einrichten lassen; alle waren leicht durchwärmt, und einen großen Salon, in dem mittleren Flügel gelegen, hatte man zum Versammlungsort für die Gesellschaft bestimmt. Dieser Salon, im alten, gediegenen Geschmack,

war durch die vielen dunklen Holzschnitzereien, mit denen der Plafond und ein Theil der Wände bedeckt waren, am Tage etwas dunkel; ja sogar Abends bei dem Lichte zahlreicher Kerzen und Lampen wichen die finsternen Schatten kaum aus den Ecken dieses Gemachs und setzten sich auf's Hartnäckigste fest in den tiefen Fensternischen, vor denen violettsammt'ne Vorhänge herabgingen. Trotzdem aber war dieses Zimmer nicht unfreundlich zu nennen, und namentlich, wenn wie jetzt in dem weiten, mannshohen Kamine große Scheiter Holz lustig brannten, gab es um dieses Feuer herum in den großen Lehnssesseln so angenehme Plätze, als man sich nur wünschen konnte.

Der Justizrath Werner hatte sich nicht lange in seinem Zimmer aufgehalten; er hatte nur seinen Mantel abgeworfen und war nach dem Salon geeilt, wo er nun, mit seinen Gedanken beschäftigt, bald auf und ab schritt, bald einen Augenblick in die durch einander spielenden Flammen des Kamins blickte, bald auch an eines der Fenster trat und in die Gegend hinausschaute.

Die weite Landschaft lag noch ziemlich dunkel; nur ein Theil der gegenüberliegenden Berge und des Thales wurde von dem eben aufsteigenden Monde beleuchtet. Ein herbstlicher Wind hatte sich aufgemacht, der namentlich hier auf der Höhe fühlbar durch die Zweige der Bäume sauste und zuweilen heulend um die scharfen Ecken des Schlosses herumfloh.

Wenn der Justizrath einen Augenblick durch das Zimmer geschritten war, so blickte er aufmerksam nach der Thüre: er erwartete den alten Verwalter, nach dem er schon mehrere Male vergeblich geschickt.

Dieser hatte die Gäste an der Thüre bewillkommt, dann war er verschwunden.

Jetzt näherten sich Schritte dem Salon; die Thüre wurde geöffnet. Es war der Major von Brander, der mit seiner Gemahlin eintrat. Dieser konnte sich nicht günstig genug aussprechen über die wohnliche, ja fast prächtige Einrichtung des Schlosses, über die angenehmen Zimmer, die man ihm angewiesen.

»Und wie ist die Lage so reizend!« sagte die Majorin. »Ich freue mich unsäglich auf morgen früh. Das Erwachen so hoch über der Sphäre der ganzen anderen Menschheit, der Blick von hier in die erwachende Natur muß göttlich sein! Vorhin blickte ich zu meinem Fenster hinaus; vor demselben zwischen dichten Bäumen liegt eine kleine Kapelle, die von dem aufsteigenden Monde mit einem Streiflicht versilbert ward. Ich versichere Sie, ein himmlisch schöner Anblick!«

»Es ist die Schloßkapelle,« antwortete kurz der Justizrath, indem er der Schriftstellerin einen Sessel anbot.

»Im Sommer muß es hier auf Ehre göttlich sein!« sprach der Major, der sich in Uniform geworfen hatte und, vor dem Kamine stehend, mit Vergnügen sah, wie die Flammen des Feuers sich an seinen Knöpfen, seinen Epaulettes und seinen kleinen Orden widerspiegelte.

»Wenn man das ruhig genießen kann, allerdings,« sagte seufzend Rosa Immergrün. »So ein kleines, behagliches Stilleben hier wäre meine höchste Seligkeit.«

»Herr von Steinbeck,« antwortete der Justizrath mit einem erzwungenen Lächeln, »wird gewiß ein gastliches Haus machen und erfreut sein, so angenehme Gesellschaft bei sich zu sehen.« Dabei verbeugte er sich gegen die Majorin.

»Glauben Sie in der That, daß der junge Mann hier bleiben wird?« fragte der Major.

»Und warum nicht!« entgegnete rasch der Justizrath. »Fräulein Stillfried liebt das Landleben.«

»Aber der Zukünftige,« fuhr der Major lachend fort, »findet hier keines seiner gewöhnlichen Amusements. Da giebt's keine Assisen, keine Paraden, keine abfahrenden und ankommenden Eisenbahnconvois; – er wird sich langweilen.«

»Pah!« sagte der Justizrath. »Wenn man einmal eine Frau hat, denkt man nicht mehr an dergleichen Kleinigkeiten.«

#### SECHSZIGSTES CAPITEL.

*Berichtet von einer seltsamen Abendunterhaltung, von der Vernichtung eines wichtigen Gegenstandes, und zeigt wie der Erzähler alles Mögliche thut, um den geneigten Leser zufrieden zu stellen.*

Damit öffnete sich die Thüre, und Herr von Steinbeck trat ein.

»Der Wolf in der Fabel!« rief lachend die Majorin dem jungen Mann entgegen. »Wir sprachen so eben von Ihnen.«

Herr von Steinbeck hatte eine sehr hübsche Toilette gemacht; blauer Frack mit weißer Weste; er trug strohgelbe Handschuhe und hatte Hut und Stock in der Rechten. Ohne diese beiden für ihn nothwendigen Dinge – Hut und Stock nämlich – wagte er sich in keine Gesellschaft. Nur durch ihre Hülfe gelang es ihm, seine Hände auf eine halbwegs ungewzwungene Art mitnehmen zu können und überhaupt durch einen Salon zu steuern. Er war der Baronin sehr dankbar für das Wort, das sie ihm entgegen warf, denn er konnte



sich daran festklammern und lachend zum Kamin gelangen, wo er sich augenblicklich neben der Majorin Rückhalt und Stützpunkt suchte.

»Wir bedauerten Sie vorhin,« wiederholte der Major mit einem freundlichen Lächeln; »Sie Aermster, der auf diesem prächtigen Schlosse künftig seine Sommer zubringen soll! Ich sagte, Sie würden es hier nicht aushalten, und ich bin wenigstens davon überzeugt, daß Sie es nicht über sich gewinnen werden, die Eröffnung und den Schluß der großen Assisen zu versäumen.«

»Das ist freilich für mich sehr interessant,« antwortete der junge Mann. »Nun, dann läßt man eben einspannen und fährt hinüber. Das ist bald geschehen.«

Der Justizrath, der nicht auf dieses Gespräch zu hören schien, blickte jeden Augenblick nach der Thüre.

Der alte Verwalter erschien immer nicht.

Endlich ging er selbst hinaus, um wenigstens nach dem Bedienten zu sehen, der ebenfalls noch nicht zurückgekommen.

»Fräulein von Stillfried wird bei der Toilette sein,« sagte die Majorin nach einer längeren Pause. »Ich freue mich recht sehr, das liebe Kind kennen zu lernen. Sie ist schön?« Bei diesen Worten sah sie ihren Gemahl fragend an.

»Ja, sie soll ein hübsches, wohlerzogenes Mädchen sein,« entgegnete der Freiherr von Brander, indem er seinen Degen etwas nach hinten schob.

»Ich könnte Sie darüber fragen, Herr von Steinbeck,« fuhr die Majorin fort; »aber ein Bräutigam hat kein richtiges Urtheil.«

»Ein Verliebter, wollten Sie sagen,« versetzte der junge Mann lachend und glaubte, etwas sehr Gescheidtes gesagt zu haben.

Der Major sah seine Frau bedeutsam an und hustete leicht.

»Von der Mutter finde ich es eine hochpoetische Idee,« sagte hierauf Rosa Immergrün, »Verlobung und Hochzeit auf diesem einsamen Schlosse hier feiern zu lassen.«

»Ja—a—a,« meinte trocken Herr von Steinbeck.

»So abgeschieden von der Welt, nur sich selbst lebend, es ist das ein glücklicher Gedanke.«

»Poetisch vielleicht,« erwiderte der junge Mann, »auch feierlich; aber nicht freundlich und angenehm.« Dabei sah er sich wie ängstlich in dem Gemache um. »Unter uns gesagt, das Schloß scheint mir so ein finsternes, altes Gebäude, und als wir vorhin über die breiten Gräben und die Zugbrücke fuhren, durch das dunkle Thor hinein, da kam es mir gerade vor, als würde ich in's Gefängniß gebracht.«

»Ja, mein Lieber,« sagte der Major mit einem forcirt lustigen Tone, »die Ehe ist immer eine Art Gefängniß.«

»Pfui!« machte Rosa Immergrün mit tiefer Entrüstung.

»Nein, Scherz bei Seite!« antwortete der junge Mann, indem er eine entschlossene Haltung anzunehmen versuchte. »Mir thut es wahrhaftig leid, daß ich nachgegeben habe und hieher gegangen bin. Ich weiß nicht, aber ich komme mir wie ein Opfer vor, das man zu einer Schlachtbank führt.«

Die Majorin lachte laut hinaus.

»Ja, lachen Sie nur, gnädige Frau, es ist doch wahr. Wir sind ja unter uns und können darüber sprechen. Zu sehr unter uns! Warum läßt man uns hier allein? Das hätte eigentlich schon ein anderer Empfang sein müssen; da mögen Sie

sagen, was Sie wollen, es ist traurig und trostlos. Mir kommt es vor, als sei hier nicht Alles in Ordnung.«

»Oh – oh!« entgegnete der Major. »Wer wird immer Gespenster sehen, lieber junger Freund?«

»Danken Sie Gott,« fuhr Herr von Steinbeck fort, »wenn Ihnen nicht auch heute Nacht dergleichen begegnet. Das kann ich Sie versichern, bester Major: ich habe mich zu dieser Heirath engagirt, das ist wahr; aber meine Augen behalte ich offen, und wo mir etwas nicht ganz in der Ordnung erscheint, da werde ich sprechen. Sie können sich darauf verlassen.«

»Herr von Steinbeck ist ein leicht erregbares Gemüth,« sagte Rosa Immergrün. »Er läßt sich gerne durch äußere Eindrücke regieren; und darin muß ich ihm schon Recht geben: dieses Gemach, so althehrwürdig es aussieht, paßt eher zu einem ernstem Geschäft, als zum lustigen, heiteren Fest einer Verlobung.«

»Ja–a–a,« erwiderte der junge Mann, indem er abermals umherblickte. »Es sieht gerade wie zum Testamentmachen aus.«

In diesem Augenblicke trat der Justizrath wieder in das Zimmer, und man hörte noch, wie er unter der Thüre einem Bedienten nachrief: »Ich finde das unbegreiflich – er soll augenblicklich hierher kommen!«

Der Major warf seiner Gemahlin einen einigermaßen bekümmerten Blick zu.

»Tausendmal bitte ich Sie um Entschuldigung!« sprach der Justizrath hinzutretend mit einer sichtlich erzwungenen Freundlichkeit. »Das Gebäude hier ist so weitläufig; die Zimmer liegen so weit von einander; die Staatsrätin muß von

der Reise etwas angegriffen sein. Aber ich hoffe, sie wird im Augenblick erscheinen.«

»Sie wird bei ihrer Tochter sein; ich finde das sehr begreiflich,« sagte die Majorin. »Ein Wiedersehen nach so langer Zeit! Das versteht Ihr nicht, meine Herren.«

»Wenn ich morgen früh die Ehre habe, Ihnen das Schloß zu zeigen,« fuhr der Justizrath mit einem anscheinend sehr ruhigen Tone fort (doch verwandte er kein Auge von der Thüre), »so werden Sie erstaunen, wie groß, aber vortrefflich erhalten es ist.«

»Aber – die Zimmer scheinen sehr dunkel,« antwortete Herr von Steinbeck, »nicht recht wohnlich.«

Der Justizrath sah ihn fragend an.

»Wenigstens dieses hier. Liegt an dem dunkeln Tafelwerk oder an der Höhe dieses Gemachs die Schuld – ich weiß nicht, es ist ein Bischen frostig.«

Der Major räusperte sich sehr laut.

»Sie haben nicht Unrecht,« antwortete der Justizrath, »was dieses Zimmer anbelangt, und ich begreife auch nicht, warum der Verwalter diesen Salon gewählt. Sie werden sich aber morgen überzeugen, es sind hier sehr behagliche, freundliche Wohnungen.«

»Unsere Zimmer zum Beispiel,« fiel ihm der Major eifrig in's Wort, »die sind comfortabel, ja glänzend.«

»Und – Fräulein Stillfried,« fragte der junge Mann den Justizrath, ohne ihn dabei anzusehen, »wird vielleicht bald erscheinen? Vielleicht hier? Oder werden wir der jungen Dame in ihrer Wohnung unsere Aufwartung machen dürfen?«

»Wie ungeduldig!« rief der Major aus. »Ja, diese jungen Leute!« Dabei wollte er lachen, aber er brachte es nur zu einem komischen Grinsen.

Draußen auf dem Gange hörte man Schritte, die sich eilig näherten.

Der Verwalter erschien auf der Schwelle, blaß, verstört. Er schien hastig in's Zimmer eintreten zu wollen; doch als er die fremden Herrschaften sah, blieb er bestürzt an der Thüre stehen.

»Ah!« stieß er hervor und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Der Justizrath blieb eine Secunde wie festgebannt vor ihm stehen. Dann aber sagte er in sehr strengem Tone und wie vergessend, daß er nicht allein sei: »Vier Mal habe ich vergeblich nach Ihnen geschickt; ich begreife dieses Betragen nicht. Warum lassen Sie sich gerade heute an Ihre Pflicht erinnern?«

»Das sind schreckliche Dinge, die mich sie vergessen ließen,« antwortete der alte Mann mit zitternder Stimme. »Fräulein Rosalie —«

»Was ist geschehen?« rief der Justizrath, sich vergessend. Doch erst, als die Anderen vom Kamin herbeieilten und diese Frage wiederholten, und als Herr von Steinbeck mit scharfem Tone hinzusetzte: »was ist mit Fräulein Stillfried?« raffte sich Herr Werner zusammen und wandte sich lächelnd mit den Worten um:

»Oh, gewiß nichts, was Sie beunruhigen kann; irgend eine unbedeutende Kleinigkeit wird den alten Herrn erschreckt haben. Verzeihen Sie nur einen Augenblick!«

Damit ging er hastig nach der Thüre und wollte den Verwalter mit sich hinaus auf den Gang ziehen.

Herr von Steinbeck trat ihm in den Weg.

»Verzeihen Sie,« sagte dieser, »ich halte es für mein Recht, ja, für meine Pflicht, Sie zu bitten, die Botschaft des alten

Mannes in unserer Gegenwart zu hören. Fräulein Stillfried, um die es sich zu handeln scheint, steht mir schon so nahe, daß ich wohl darnach fragen darf, was mit ihr vorgefallen. Daß die Botschaft, welche jener Herr Ihnen überbringen wollte, auf keinen Scherz, auf keine Ueberraschung hinaus läuft, dafür, glaube ich, bürgt das zerstörte Aussehen desselben, und eine Kunde schlimmer Art glaube ich, wie schon gesagt, anhören zu dürfen.«

Der Justizrath hatte den ungerufenen Sprecher anfänglich lächelnd und überrascht angeschaut. Bald aber verschwand die Freundlichkeit von seinem Gesichte, und es lagerte sich ein finsterer Ernst darüber. Er war im Begriffe, den jungen Mann über diese Einmischung scharf zurecht zu weisen, blickte aber vorher auf den Freiherrn von Brander, um dessen Zustimmung gewiß zu sein.

Der Major aber machte ein ziemlich verlegenes Gesicht und zuckte die Achseln.

Herr von Steinbeck schien sich seiner eigenen Festigkeit zu freuen, mit der er aufgetreten war, und da ihn der Justizrath, einigermaßen zurückgehalten durch die Pantomime des Majors, nicht augenblicklich mit seiner scharfen und gewaltigen Zunge niederschlug, so wandte sich der junge Mann keck an den Verwalter und sagte zu ihm: »Lassen Sie hören, was Sie Schreckliches auf dem Herzen haben. Wir gehören, so zu sagen, mit zur Familie und glauben jetzt schon ein Recht zu haben, nach wichtigen Vorfällen in derselben zu fragen.«

Den Justizrath hatte eine seltsame Angst erfaßt, welche den Zorn über das Benehmen des Herrn von Steinbeck überwog. Sein Auge hing an dem Munde des alten Mannes, und als ihn der Major beschwichtigend bei der Hand ergriff, die

er krampfhaft zusammen geballt, sagte er nach einem tiefen Athemzuge mit kaum vernehmlicher Stimme: »So reden Sie.«

»Fräulein Rosalie« – sagte der Verwalter; »Fräulein Rosalie« – wiederholte er.

»Was ist mit ihr?«

»Sie ist fort – entflohen.«

»Barmherziger Himmel!« rief der Justizrath und wollte an dem Verwalter vorbei nach der Thüre stürzen.

Der Major hielt ihn zurück.

Rosa Immergrün war mit einem lauten Schrei in ihren Fauteuil gesunken, dem sie sich, etwas Aehnliches voraussehend, langsam wieder genähert hatte.

Herr von Steinbeck trat mit einem lauten: »Ah!« einen Schritt zurück.

»Entflohen!« – sagte abermals der alte Mann, indem er sich an den Justizrath wandte, der dicht vor ihm stand und ihm wie verwirrt in's Auge sah. »Entflohen – heute Abend entflohen, wahrscheinlich kurz, ehe die Wagen in den Schloßhof gefahren sind. Eben vorher habe ich sie selbst noch gesehen.«

Der Justizrath kämpfte gewaltsam mit sich selbst, um im Aeußeren seine Fassung wieder zu erlangen. Wenn er auch gleich darauf wieder ruhig sprach, so sah man doch deutlich an seinen zuckenden Lippen, an der Todtenblässe, die sein Gesicht überzogen, welch' furchtbarer Kampf diesen harten Mann im innersten Herzen durchwühlte.

Er hatte darauf die Kraft, sich mit einem halben Lächeln gegen Herrn von Steinbeck umzuwenden – denn es fiel ihm ein, daß er hier nicht mehr als den Geschäftsmann der Staatsräthin vorstellen dürfte – um dem jungen Manne zu

sagen: »Das ist ein merkwürdiger Fall. Man muß es vorderhand der unglücklichen Mutter verschweigen.«

»Freilich ein höchst merkwürdiger Fall!« entgegnete Herr von Steinbeck in scharfem Tone, indem er sich an den Verwalter wandte. »Man müßte doch eine Ahnung davon haben, wohin Fräulein Stillfried entflohen ist, ob allein, ob – in Gesellschaft.«

Der Justizrath warf ihm für diese Frage einen Blick des tiefsten Hasses zu.

»Was ich thun konnte,« sagte der alte Mann, »das ist geschehen. Ich schickte augenblicklich Leute hinab in's Dorf und auf verschiedenen Wegen fort, die von dem Schlosse in's Land führen; doch erhielt ich bis jetzt keine Nachricht. – Aber wenn ich recht höre, so kommt Jemand eilig den Gang daher.«

So war es denn auch; man sah einen der Jäger des Schosses hastig den langen Corridor herab kommen. Der Verwalter wollte ihm entgegen gehen, doch bat ihn Herr von Steinbeck, den Boten eintreten zu lassen. »Denn auch uns ist es interessant,« sagte er mit Betonung, »von diesem Unglücke etwas Näheres zu vernehmen.«

»Es ist so, wie wir alle geglaubt,« sprach der Jäger athemlos. »Einer von der Bande ist aufgegriffen worden und wird so eben daher gebracht.«

»Einer von der Bande?!« rief die Majorin. »Das ist ja erschrecklich! Sind wir von Räubern umgeben? – Ist das arme Mädchen geraubt worden?«

»Das nicht,« antwortete der Jäger. »Vom Rauben kann keine Rede sein.«

»Es kann kein Raub sein,« sagte der alte Mann.

»Und wer ist die Bande?« fragte athemlos der Justizrath.



»Reisende Schauspieler,« entgegnete der Jäger.

»Bravo!« rief Herr von Steinbeck laut hinaus. »Mit reisenden Schauspielern ist Fräulein Stillfried davon gegangen?«

Der junge Mann hatte sich durch dieses unbedachtsame Wort, das er so leichtsinnig hinaus stieß, während die Anderen in starrem Entsetzen da standen, unbewußt in große Gefahr begeben.

Der Justizrath überlegte eine Secunde, ob er ihn mit der geballten Faust niederschlagen solle.

Der Jäger blickte verwundert und entrüstet in die Höhe, und aus den Augen des alten Verwalters fuhr ein Blick voll Grimm und Wuth.

Nur einen Augenblick tobte dieses Gefühl der Rache im Herzen des Justizrathes. Dann schien ihn seine Kraft völlig verlassen zu wollen; er fuhr mit der Hand über die Stirn, ließ sie dann langsam herabsinken und verbarg sie, krampfhaft zusammengepreßt, an seiner Brust; seine Knie wankten – er bedurfte fast übermenschlicher Anstrengung, um sich aufrecht zu erhalten.

Wieder hörte man Schritte im Gange.

»Dort bringen sie Einen, den sie erwischt,« sagte der Jäger und machte an der Thüre Platz.

Es waren zwei Männer vom Dorfe, die daher kamen und zwischen ihnen ging ein Mensch mit zögernden Schritten und gesenktem Haupte.

Die Beiden kamen vor die Thüre und schoben alsdann ihren Gefangenen in das Zimmer hinein. Dieser zeigte sich nun auf diese Art plötzlich in dem helleren Lichte des Gemaches.

Der Justizrath war ihm entgegen gestürzt, prallte aber wie vor etwas Entsetzlichem, wie vor einem Gespenste zurück, als er in Joseph's ihm nur zu bekanntes Gesicht blickte.

Hatte all' das Fürchterliche, was ihn heute Abend Schlag auf Schlag getroffen, vernichtend und wieder belebend auf ihn gewirkt, oder war es, daß beim Anblick dieses Dieners die Gedanken des Justizrathes plötzlich eine andere Richtung nahmen, genug, nach dem ersten Augenblicke, der ihm einen Schrei tiefer Wuth erpreßte, richtete er sich empor und hatte die Kraft, mit ruhiger Stimme zu sagen: »Diesen Menschen kenne ich; ich muß ein förmliches Verhör mit ihm anstellen.« Dann wandte er sich an Herrn von Steinbeck und sprach mit einem bitteren Lächeln, das von einer Verbeugung begleitet war: »Leider werden Sie genug gehört haben, so genug, daß das Nähere dieses unglücklichen Falles Ihnen vollkommen gleichgültig sein kann. Ich bitte deßhalb, mich allein zu lassen.« Zum Verwalter sagte er hierauf: »Lassen Sie den Herrschaften nach ihren Zimmern leuchten.«

Der Major reichte dem Geschäftsmanne der Staatsrätthin mit einem wehmüthigen Blicke die Hand und bot darauf seiner Gemahlin den Arm.

Herr von Steinbeck dagegen, im Gefühl des großen Unrechts, welches man an ihm begangen, setzte noch, ehe er die Schwelle überschritt, seinen Hut auf und sagte zu einem der Bedienten, die mit herbeigeeilt waren: »Ich danke für ein Zimmer; man leuchte mir nach irgend einem Wagen, der wohl zu erhalten sein wird.«

Nachdem sich die Thüren geschlossen, blieb der Justizrath mit Joseph allein.

Letzterer stand scheu und ängstlich an der Thüre, Ersterer war nach einem Sessel gegangen und sank, fast zusammenbrechend, auf denselben nieder.

Er hätte so dringend der Ruhe bedurft; doch schreckten fürchterliche Gedanken seine Sinne empor, und er rief in fieberhafter Aufregung: »Mensch, wo kommst du her? – In welcher Verbindung stehst du mit dieser unglücklichen Geschichte?«

Joseph, der nicht wußte, was er antworten sollte, schwieg still.

»Du bist bei einer Schauspielertruppe?«

»Ja.«

»Und wo ist dein Herr?«

»Er war auch hier.«

»Gerechter Himmel!« schrie der Justizrath und sprang empor.

»War dein Herr – Eugen Stillfried – oftmals hier oben auf dem Schlosse?«

»Ja, Herr Justizrath.«

»Sah er die Tochter des Verwalters?«

»Ich glaube so.«

»Nein! nein! das wäre zu fürchterlich! – Und doch muß es so sein! – Der Bruder hat seine eigene Schwester entführt!«

Diese Worte schrie er mit lauter und gellender Stimme. Dann sank er zusammen, stürzte in den Sessel zurück und verbarg sein Haupt in beide zitternde Hände. – –

So saß er eine Zeit lang, und nur zuweilen hob ein tiefer Seufzer die Brust, nur zuweilen stieß er einen Schrei des Schmerzes aus. Dabei hörte er nicht, was um ihn her vorging; er sah nicht, daß sich die Thüre langsam geöffnet, daß eine Hand den Arm des Bedienten gefaßt und diesen in den

Gang zurückgezogen hatte, daß Eugen Stillfried dafür eingetreten war und nun unter der Thüre stand und regungslos, mit untergeschlagenen Armen, auf den zusammengesunkenen Mann blickte.

Als dieser sich nach einer längern Pause wieder langsam ermannte, zuerst die Hände von dem Gesicht herabsinken ließ, dann nach einer Weile sein Haar von der Stirn zurückstrich und den Kopf in die Höhe wandte, da riß er seine Augen weit auf und starrte nach der Thüre, als sähe er dort ein Gespenst. Er erhob sich darauf langsam von dem Sessel, und die beiden Männer, die sich so tief haßten, standen sich einige Augenblicke schweigend gegenüber.

Es war eine fürchterlich lange und peinliche Pause.

Mehrmals fuhr der Justizrath empor, als wollte er sich auf seinen Feind stürzen; doch hielt er sich immer zurück. Endlich aber schrie er laut hinaus: »So ist es denn wahr, Unglücklicher! du hast deine eigene Schwester entführt?«

»So scheint es,« sagte Eugen ruhig. »Und da ich das zufällig erfahren, so bin ich zurückgekommen, um darüber mit Ihnen ein wenig abzurechnen.«

»Mit mir?«

»Mit Ihnen, der unermeßliches Weh über unser Haus gebracht, und der noch tausendfache Schande hinzugefügt hätte, wenn nicht der gute Gott ein Einsehen gehabt und Alles zum Besten gelenkt.«

»Du hast deine Schwester entführt!«

»So that ich. Wußte ich, daß es meine Schwester war? – Wer hat es mir verheimlicht seit langen Jahren? – Wer hat den Unfrieden in unser Haus gesät? – Wer hat Mutter und

Kinder von einander gerissen, daß sie theils in immerwährendem Hader lebten, theils sich gar nicht kannten, und daß dieses Unerhörte geschehen mußte, was hier geschehen?»

»Die eigene Schwester! – Und du selbst kommst hierher, um mir dieses Entsetzliche zu sagen, mir die fürchterlichen Vorwürfe zu machen? Du selbst bist Schuld, nicht ich!«

»Ich bin gekommen, um Ihnen gerechte Vorwürfe zu machen,« entgegnete Eugen, »um wahr und offen mit Ihnen zu sprechen, wie Sie es mit mir nie gethan. – Sie glauben, ich habe meine Schwester entführt, ich habe sie also unnatürlicher Weise geliebt? Es wäre das leicht möglich gewesen. Sie thaten nichts, um dergleichen zu verhindern.«

»Es ist geschehen!« rief der Justizrath schmerzlich und verbarg das Gesicht abermals in seine beiden Hände. »Gott steh' mir bei!«

»Gott – stand Ihnen bei,« sagte Jener nach einer Pause mit weicherer Stimme. – »Und er sei gepriesen dafür, daß so Schreckliches – nicht geschehen.«

»Nicht geschehen?« rief der Justizrath emporspringend. »Nicht geschehen? Sie entführten Ihre Schwester nicht?«

»Ich habe sie entführt, allerdings,« antwortete der junge Mann. »Aber ich that es, weil ich wußte, daß sie meine Schwester sei; ich that es, um sie vor namenlosem Elend zu bewahren, das Sie ihr zu bereiten im Begriffe waren, Sie – ihr natürlichster Beschützer.«

»Sprechen Sie wahr?« rief der Justizrath und machte ein paar hastige Schritte gegen Eugen, während seine Augen feucht wurden und eine ungewohnte Thräne in denselben zitterte. »Oh, dann kann Alles gut werden!«

»Zwischen uns ist nichts gut zu machen,« sagte finster der junge Mann. »Ich habe meine Schwester gefunden; ich werde sie festhalten; ich werde sie zu schützen wissen, vor Jedem; auch vor Ihnen!«

»Und meine Rechte?«

»Ah, Sie haben Rechte?« sprach Eugen mit einem bitteren Lachen. »Leider! leider! Ich habe das nie vergessen. Aber,« fuhr er nach einer Pause im bestimmtesten Tone fort, indem er auf den Kamin, an welchem der Justizrath stand, zuschritt. »Sie werden diese Rechte aufgeben; ich werde Sie dazu zwingen, oder, um mich eines bei Ihnen beliebten Ausdruckes zu bedienen, ich werde mich mit Ihnen vergleichen.«

»Was verlangen Sie von mir?«

»Kleinigkeiten! Nur die Ruhe, den Frieden, das Glück unseres Hauses.«

»Die ich gestört –?«

»Durch Ihre Gegenwart. Sehen Sie,« fuhr der junge Mann fort und zog langsam ein kleines Packet hervor mit rothen Bändern schwarz gesiegelt, »sehen Sie diese gewichtigen Papiere. Ich ahne nur zu deutlich, was eines derselben enthält. Indem ich Ihnen nun erkläre, daß ich künftig das Haus meiner Mutter nicht mehr verlassen will, daß ich zu deren Schutze bereit sein werde, frage ich Sie, ob Sie den Muth haben, unter einem Dache zu verweilen, das zugleich mit Ihrer Person diese Papiere birgt?«

Beim Anblick dieses wohlbekannten Packetchens durchfuhr ein Schauer den Körper des Justizrathes. Seine Wangen entfärbten sich; seine Augen blickten starr darauf hin. Ja, er wich vor Eugen zurück, der ihm näher trat, zurück in die Ecke des Gemaches, bis gegen die Fensternische. Doch

fuhr er da mit einem Schrei der Angst, ja der Verzweiflung zurück.

Der herbstliche Wind, der um das Schloß jagte, drückte mit voller Kraft einen der schweren Fensterflügel auf und wehte in das Zimmer hinein, die Kerzen aus dem Kamin auslöschend und die schweren Fenstervorhänge aufhebend, daß sie empor wallten und rauschend wieder niederfielen.

Dabei schienen den Justizrath schreckliche Erinnerungen zu überwältigen; denn einen Augenblick schaute er sich entsetzt um nach dem geöffneten Fenster, als erblicke er dort etwas Fürchterliches. Dann aber raffte er sich gewaltsam empor und stürzte nach der Thüre, durch die er verschwand.

Eugen sah ihm tief erschüttert nach; dann trat er an das Fenster und blickte in den Hof hinab, wo auf seinen Befehl eine bespannte Kalesche mit brennenden Laternen hielt.

Wenige Minuten nachher schien der Postillon, der auf dem Bocke saß, einen Befehl erhalten zu haben; denn er hieb in die Pferde, und der Wagen rollte rasselnd zum Schloßthor in die finstere Nacht hinaus.

Der junge Mann blickte wie dankend gegen den Himmel, und die edelsten und schönsten Gefühle zogen durch sein Herz. Er ging an den Kamm, warf das Packetchen in die Flammen, und nachdem er ruhig zugeschaut, wie das schwarze Siegellack abtropfte, wie die rothen Bänder aufsprangen und wie die Gluth ein Papier um das andere verzehrte, bis nichts mehr übrig blieb als die Asche, schritt er langsam zur Thüre hinaus, und darauf ward es sehr still und einsam in diesem Gemache, dem dunkelsten und unheimlichsten des Schlosses. — —

Der geneigte Leser wird nicht einen Augenblick darüber im Zweifel sein, was sich Wichtiges und Angenehmes in

dem Schlosse nach der Abreise des Herrn von Steinbeck und des Justizrathes begeben, und er wird uns gewiß verzeihen, wenn wir ihm in diesem Schlußcapitel nicht mit allen Einzelheiten erzählen von dem Wiedersehen verschiedener Liebender.

Ein solches Wiedersehen nach Hinwegräumung so vieler Hindernisse ist etwas Köstliches; und das erfuhren auch Eugen und Katharina, Rosalie und der junge Bildhauer, um so mehr, als ihnen eine liebende gute Mutter zur Seite stand, welche zu dieser Vereinigung ihren Segen gab und sie so dauernd machte.

Die alte Dame konnte sich nicht entschließen, ihre Kinder zu verlassen, und blieb mit ihnen zusammen auf Schloßfelden. Sie tröstete und beschützte alle Armen und Traurigen, welche sich an sie wandten, und die Worte des Dankes und der Freude, die sie auf diese Art täglich und stündlich vernahm, verjagten die finsternen Schatten, die das Andenken an frühere Tage in ihr Leben geworfen.

Aus dem Hause in der Residenz wurden Martha und Martin hieher beordert, und Erstere fühlte sich darüber recht glücklich; denn wenn sie auch keinen Neid kannte, so gab es ihr doch jedes Mal einen Stich in's Herz, wenn sie auf der Straße der verheiratheten Nanette begegnete. Der alte Jacob war schon mit seiner Herrin hieher gekommen und befreundete sich bald mit dem Verwalter.

Ueberhaupt hatte sich hier im Schlosse das Hauptquartier der Dienerschaft stark vermehrt; glücklicher Weise war die Küche bedeutend größer als die im Stillfried'schen Hause, und so war es denn für Martha möglich, neben ihren größeren Geschäften hier doch noch zahlreiche Audienzen zu ertheilen und ihre Getreuen um sich zu versammeln.



Durch die glücklichen Veränderungen, welche mir Herrn Eugen Stillfried, auch Herr Wellen genannt, vor sich gingen, fanden sich nur zwei Parteien nicht ganz zufrieden gestellt.

Die eine derselben bestand in der Person des Herrn Sidel, der so vernünftig war, einzusehen, daß sein inniges Zusammenleben mit Eugen jetzt sein Ende erreicht habe. Er beklagte dies hauptsächlich aus Einem Grunde, indem er nämlich behauptete, die Erziehung des jungen Menschen sei noch durchaus nicht vollendet, und wenn er auch Katharinen alles mögliche Gute zutraue, so habe sie doch, fürchte er, nicht Festigkeit genug, um diesen hartnäckigen Character auf einem guten Pfade zu erhalten. Wir können aber dem geneigten Leser versichern, daß der lustige Rath sich hierin geirrt. Herr Sidel hatte jedoch zu lange mit seinem Freunde zusammengelebt, und er fand es deßhalb unerträglich, allein in der Welt zu stehen. Er bewarb sich daher in kurzer Zeit um die Hand der Wirthstochter Marie und zugleich um die erledigte Lehrerstelle im Dorfe; denn der alte Schulmeister hatte sich zurückgezogen. Ersteres wurde ihm von Frau Rosel nach einer kurzen Bedenkzeit bewilligt, das Andere von Eugen im Namen seiner Mutter, der aber dabei nicht unterlassen konnte, die armen Kinder des Dorfes zu bejammern, die von nun an eine schreckliche Erziehung genießen würden.

Die andere Partei, welche den Verlust des Herrn Wellen-Stillfried anfänglich sehr beklagte, war der Schauspieldirector Herr Müller, und um so mehr, da die Staatsrätthin den Wunsch aussprach, die Truppe möge für dieses Mal ihre Vorstellungen beendigen und Schloßfelden verlassen. Das thaten sie denn auch, und wir können dem geneigten Leser versichern, daß sie gern von dannen zogen. Der Traum

des Herrn Trommler: die überströmende Kasse, ging durch Eugen's und der alten Dame Freigebigkeit buchstäblich in Erfüllung, und der vortreffliche Trommler wurde nebenbei noch so gut bedacht, als hätte er an irgend einem großen Theater ein Benefiz gemacht.

Sie wandten sich nach Schmalzhausen, und Eugen, der sie abziehen sah, sandte ihnen einen ernsten, wir möchten sagen: wehmüthigen Blick nach. Er hatte die guten Menschen lieb gewonnen, und der Gedanke, daß sie sein Andenken segnen würden, machte ihn wahrhaft glücklich.

Und doch nahmen die fröhlich davon ziehenden Schauspieler eine Traurige mit sich. Es war die blonde Thusnelde, welche die Erinnerung an diese abermals verunglückte Liebenschaft um so mehr darnieder drückte, als Hannibal, wie sie erfahren, ein Unwürdiger gewesen, nur der Bediente seines Herrn.

Daß selbst der getreue Pierrot von Eugen nicht verstoßen wurde, glauben wir kaum bemerken zu dürfen. Er gab die heiligste Versicherung, sich künftig zu bessern, und wurde unter die specielle Aufsicht des Kutschers Martin gegeben, der mit Zeit, Mühe und unterschiedlichen Püffen etwas Anständiges aus ihm heraus bildete.

So waren denn nun drei Brautpaare in und um Schloßfelden, und die Hochzeit derselben wurde an Einem Tage in der kleinen Kapelle droben vollzogen. Es war das ein Tag der Lust und Freude, und es mangelt uns leider an Zeit und Raum, ihn würdig zu beschreiben.

Der Major von Brander hatte der außerordentlichen Vorfälle wegen seinen Urlaub verlängern lassen, und war ihm dies nicht schwer geworden, da man in diesem Augenblicke an keinen europäischen Krieg dachte. Er war Brautführer

der schönen Katharina, und als er nach vollendeten Festlichkeiten sich endlich anschickte, nach Hause zurück zu kehren, versicherte er hoch und theuer, es seien das mit die glücklichsten Tage seines Lebens, die er hier oben verlebt.

Rosa Immergrün ließ den Gemahl allein reisen und blieb noch eine Zeit lang bei der Staatsrätin. Sie hatte hier zu viel poetische Eindrücke in sich aufgenommen und konnte nicht umhin, einen Theil derselben an Ort und Stelle zu verarbeiten. Vielleicht erhält der geneigte Leser durch ihre Feder noch eine Fortsetzung dieser einfachen Geschichte.

Eugen wurde in jeder Hinsicht ein musterhafter Sohn und Ehemann. Er widmete sich ganz den Geschäften seines Hauses und leitete alle Angelegenheiten desselben.

Eines Morgens meldete ihm der Förster, nach mehrwöchentlichen Streifereien und Nachspürungen sei es endlich gelungen, ein paar der schlimmsten Wildfrevler einzufangen, vielleicht dieselben Bursche, die damals in jener Nacht auf den Herrn selbst geschossen. Eugen ritt zur Försterwohnung hinaus, um sich die Gefangenen vorführen zu lassen. Es wurden zwei herabgekommene, zerlumppte Männer vorgeführt mit großen Bärten, aber trotzigem Gesichtern, und als Eugen sie erblickte, konnte er sich eines tiefen Schauders nicht erwehren.

Wer die beiden Wilddiebe eigentlich waren, hat er nie Jemanden gesagt. Er verbot seinen Leuten auf's Strengste, überhaupt über diese Angelegenheit zu sprechen. Die beiden Männer aber ließ er anständig kleiden, und dann stellte er ihnen nach einer kurzen Unterredung die Wahl, ob sie in ihre Heimath ausgeliefert sein, oder ob sie sich geneigt zeigen wollten, von ihm mit Geld und Briefen unterstützt, nach America auszuwandern. Sie wählten natürlicher Weise das

Letztere und verließen Europa, um sich jenseits des Oceans einen neuen Herd zu gründen.

Madame Schoppelmann, die in der Nähe der Residenz bei ihrer Schwester geblieben war und darauf zu einem Besuche nach Schloßfelden kam, wo sie sich mit der Wirthin, Frau Rosel, außerordentlich befreundete, konnte sich doch nicht ganz von ihrem Geschäfte am Markt trennen. Sie unterstützte ihre Nachfolger, die Firma Klingler und Claasen, fleißig mit ihrem gediegenen Rathe, und besuchte bei dieser Veranlassung die Jungfer Strebeling, die sich noch immer in ihrer alten Wohnung befand.

Clementine saß meistens am Fenster, ein zweiter weiblicher Toggenburg. Doch als sich Herr Müller nie mehr zeigte, sie auch keine Kunde weiter von ihm erhielt, nahm sie die fixe Idee in sich auf, das Bild jenes jungen Mannes sei nichts als eine Versuchung des Bösen gewesen. Darauf hin las sie fleißig in ihrem Gebetbuche und besuchte sämmtliche Kirchen so oft als möglich. Sie wäre gar zu gern in ein Kloster gegangen, doch war dies aus bekannten Gründen nicht thunlich.

Schließlich können wir nicht verschweigen, daß Sultan, der treue Hund, fortan ebenfalls auf dem Schlosse wohnte, und zwar in einer neuen Hütte, grau angestrichen. Sein Halsband war von grünem Leder und darauf standen in gelbem Messing die Buchstaben E. S. – Eugen Stillfried.